

[illegible], Fa.

Amerika's Kinder der Hölle

und

die finsteren Geister Europa's,

oder

Kampf um Menschenrechte.

Illustrirter historischer Roman der Neuzeit

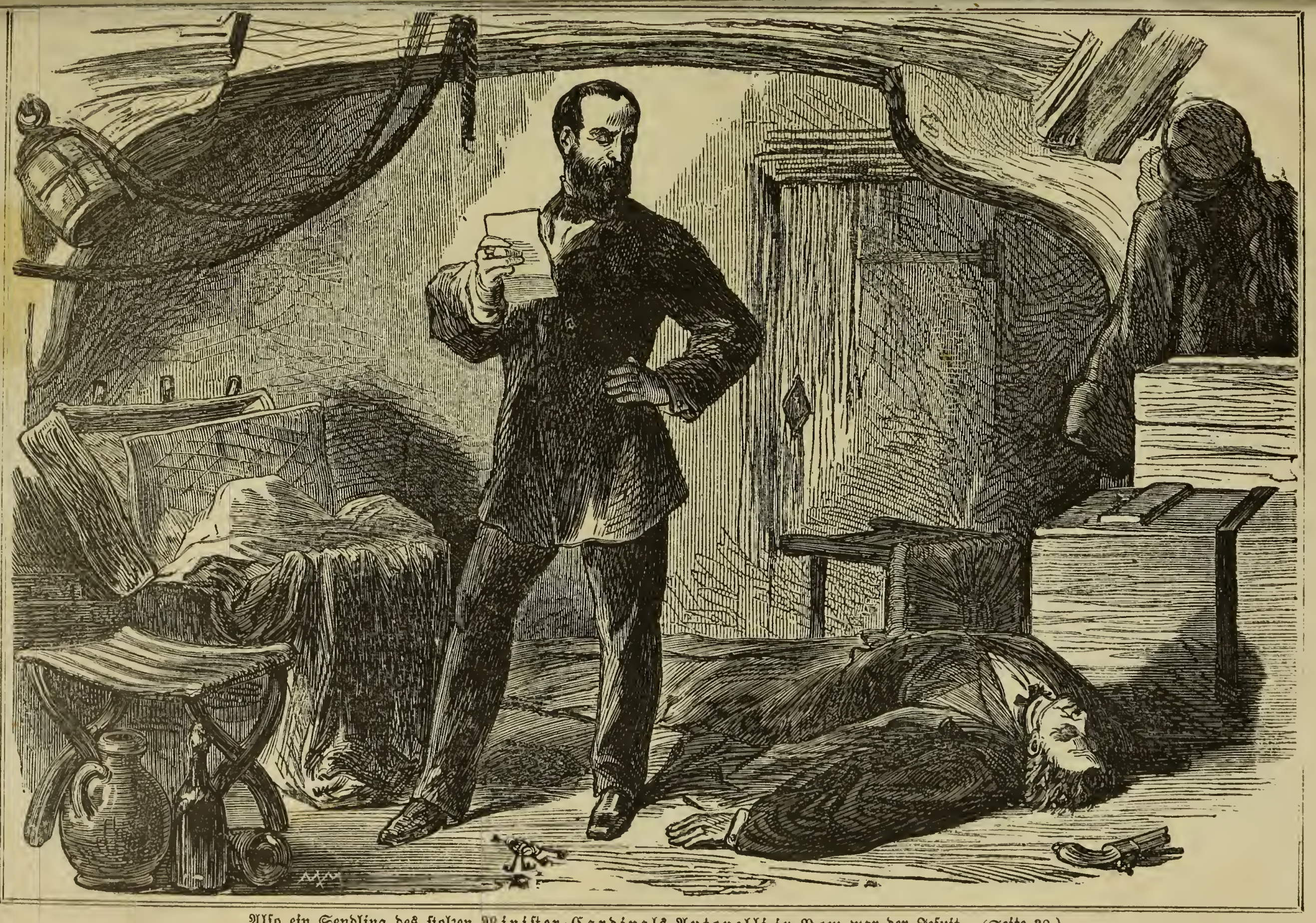
von

Retcliffe III.

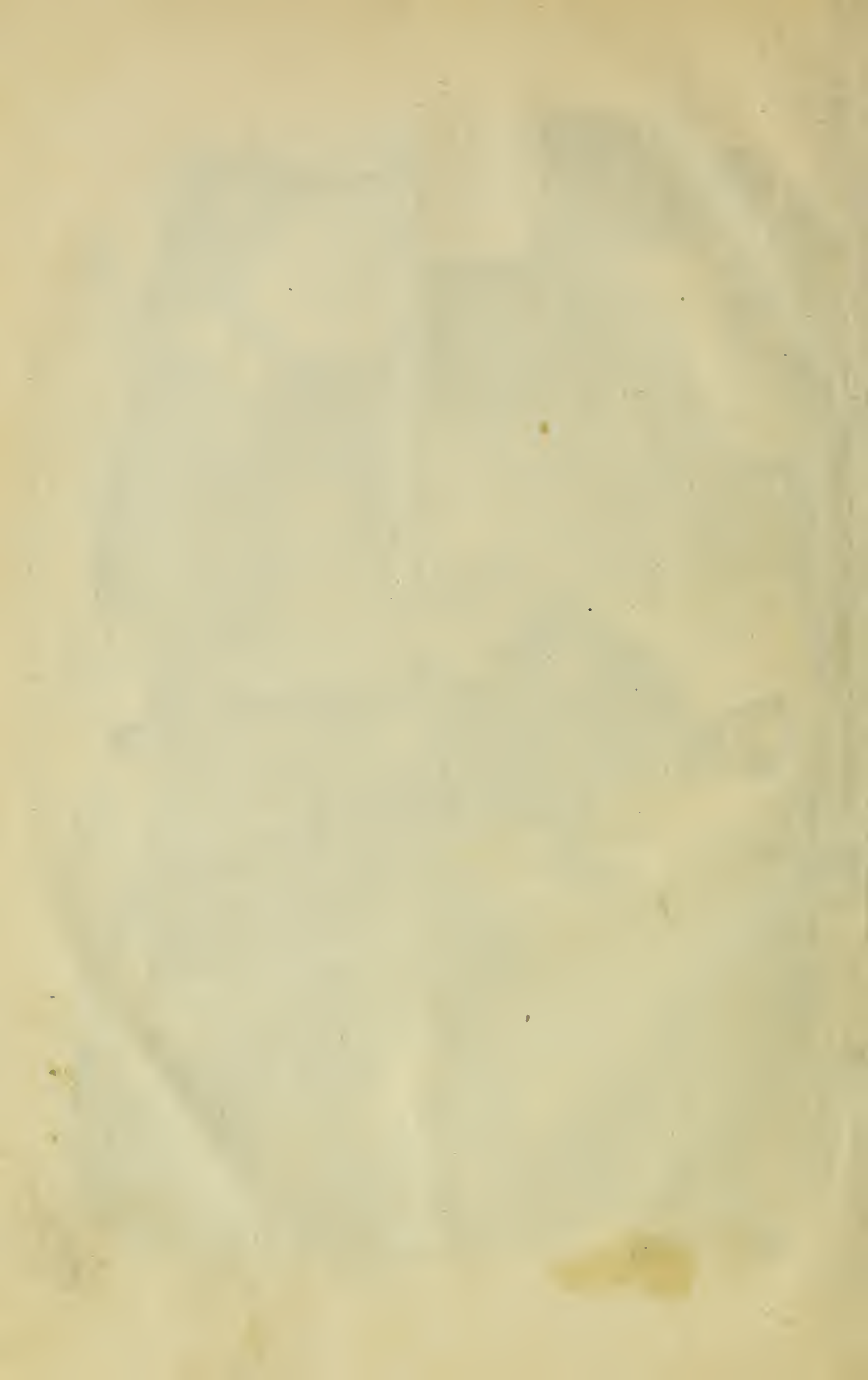
Erster Theil.

Berlin.
Im Selbstverlage des Herausgebers Friedrich Scherl.





Also ein Sendling des stolzen Minister-Cardinals Antonelli in Rom war der Jesuit. (Seite 38.)



I.

Ein Auswanderungs-Bureau.

Vor der Thür eines großen, ansehnlichen Hauses in Liverpool, dem Stapelplatze jener Europamüden, die alljährlich aus allen Welttheilen auswandern, um ihr Heil in der neuen Welt zu suchen, und denen das Glück wohl nur zum allerkleinsten Theile dort lächelt, drängte sich eine zahlreiche Schaar Auswanderer, um möglichst schnell in die Bureaux der Master Leckins u. Co. zu gelangen. Weiber, Kinder und Greise, standen, oder saßen auf ihren Habseligkeiten, des Augenblicks gewärtigt, wo der Mann und Vater seine Geschäfte im Auswanderungs-Bureau beendigt haben würde.

In den angrenzenden Straßen wogte die geschäftige Menge hin und her, Fuhrwerke aller Art durchkreuzten die engen Straßen und richteten ihr Ziel nach dem Hafen. Der Trubel war hier entsetzlich. Ein Fremder würde bald bemerkt haben, daß er sich in einer Hafenstadt befindet, wo der Menschenhandel in seiner vollsten Blüthe steht, denn nicht viel besser ist das Treiben jener englischen Auswanderungs-Bureaux, die fast alle unter den verlockendsten Anpreisungen die armen Auswanderer schon übervortheilen, wenn nicht gar schändlich betrügen, noch ehe sie den Fuß auf amerikanischen Boden gesetzt haben.

Unter den unglaublichsten Verspiegelungen nimmt man dem unwissenden Irländer, oder dem der englischen Sprache selten mächtigen Deutschen das Geld ab. Doch diese zahlen gar gern, denn froh, der Heimath mit ihrem Elende, mit ihren Sorgen den Rücken gekehrt zu haben, genießen sie die letzten Tage, welche sie noch in Europa zubringen, mit Verkehrungen für die Zukunft, und gelangt mancher Thaler, der in Deutschland unter Schweißtropfen erworben, in die

Tasche des engherzigen, englischen Krämers, der kein menschliches Gefühl, kein menschliches Erbarmen mit der bittern Noth seiner Nebenmenschen kennt. Sein Geldbeutel ist der Götze seines Hauses und seines Herzens.

Am Hafendamme selbst herrschte ein reges Treiben. Hunderte von Familien lagen mit ihren Sachen, welche sie mit in das Land ihrer einzigen Hoffnung nehmen wollten, an der Landungsbrücke, denn die Stunde der Abfahrt war nicht mehr fern. Frauen nährten ihre kleinen Kinder, während der Vater mit sorgsamen Blicken die Kisten und Kasten überwachte, welche von kräftigen Matrosenhänden auf das Schiff geschafft werden sollten. Kleinere, auch größere Knaben vergnügten sich damit, am Strande des Meeres auf und nieder zu laufen und genau Acht zu geben, wenn das Meer irgend eine Muschel oder eine große Seespinne an das Ufer schleuderte, begierig griffen sie darnach und brachten sie freudig zu der armen Mutter, die nur zu oft mit thränenden Augen an ihre theure Heimath — an ihr liebes, schönes Deutschland dachte und mit wehmüthiger Stimme vor sich hinmurmelte: „In meinem kleinen deutschen Dörfchen war es doch schöner".

Aber, ungeachtet aller dieser wehmüthig stimmenden Gefühle, die den ruhig Zuschauenden mächtig ergreifen, sieht er so rüstige Arme der deutschen Erde entzogen, macht doch das bunte und bewegte Leben einen eigenthümlichen Eindruck auf ihn. Denn hier finden sich alle Nationen Europas vereint, ein jedes Land stellt sein Contingent. Dort kauert eine schmutzige irische Familie auf dem Boden, das Bild der entsetzlichen Armuth, des größten Elendes, aber auch der stinkendsten Faulheit. Man sieht es dem Manne, dem Weibe und den vielen Kindern an, daß sie nie gern den Spaten zur Hand nahmen, um für des Leibes Nahrung zu sorgen, denn sie fühlen nicht einmal den Wunsch in sich, für die Reinlichkeit des Körpers zu sorgen. Mit Abscheu geht der schlesische Bauer an ihnen vorüber, ihn trieb des Landes Noth von der Schwelle, aber so hart auch das Schicksal an seiner Thür gepocht hatte, man sieht es ihm nicht an, daß er oft Tage lang gehungert, um Weib und Kind vor großem Mangel zu schützen. Und doch behält er sein liebes, theures, deutsches Vaterland treu im Herzen und weint ihm still eine Thräne der Wemuth nach.

Master William Leekins, Chef des besuchtesten Auswanderungs-Bureaus in Liverpool, war eben in seinem Bureau beschäftigt, Ueberfahrtsverträge für vier Personen auszufertigen, als plötzlich die Thüre mit Heftigkeit aufgerissen wurde, und ein Mann von etwa fünfund-

zwanzig bis dreißig Jahren in das Comtoir trat, welcher Master Leekins einen Brief mit vornehmer Manier hinwarf, ohne von der Anwesenheit der vier Männer Notiz zu nehmen.

Der Agent für Auswanderer ließ einen unwilligen Blick auf den jungen Mann hinübergleiten, nahm aber stillschweigend den Brief vom Comtoirtisch und erbrach das Siegel. Kaum aber hatte er auch nur einige Zeilen gelesen, als sein ganzes Wesen eine Veränderung erlitt. Mit der ausgesuchtesten Höflichkeit bat er den jungen Mann in sein Privatzimmer zu treten, indem er die Thür eines Zimmers öffnete, welche sich im Hintergrunde des geräumlichen Comtoirs befand. Einer der Buchhalter Master Leekins übernahm die Abwickelung der mit den vier Männern begonnenen Geschäfte, und betrat darauf der Fremde mit dem Agenten das Zimmer.

„Es ist mir von einflußreicher Hand der Auftrag geworden," begann Master Leekins, „für Sie, mein Herr, einen Platz in erster Kajüte auf einem Dampfer nach New-York zu beschaffen. Dieser Auftrag ist von mir pünktlichst besorgt. Sie können mit dem Dampfer „Ohio", Capitain Blackfoord, heute Ihre Reise antreten. Das Schiff sticht um fünf Uhr in See."

„Gut," erwiderte der jugendliche Fremde mit zufriedener Miene, „nur muß ich mir darüber noch Auskunft erbitten, ob Sie auch diejenige Summe für mich in Bereitschaft haben, welche ich bei Ihnen zu erheben, autorisirt bin."

„Auch diese, es sind 10,000 Pfund Sterling, sie liegen zu Ihrer Verfügung bereit," versetzte der Agent im höflichen Tone.

„Dann bitte ich, mir die Summe in Wechsel auf New-York auszuhändigen," sagte der Fremde, indem er unaufgefordert einen Stuhl nahm und sich ungezwungen niederließ.

„Bedauere Wechsel auf Bankplätze Amerika's nicht vorräthig zu haben," entgegnete Master Leekins einigermaßen verwirrt. „Sie würden aber gut thun, wenn Sie unter den jetzigen Verhältnissen nur baares Geld mit hinüber nehmen wollten," fügte er im sichern Tone hinzu, „ich kann nicht immer für sichern Eingang der Wechselbeträge einstehen."

„Nun dann geben Sie mir das Geld, wie Sie es vorräthig haben," versetzte der Fremde ungeduldig.

„Bitte einen Augenblick zu entschuldigen," sagte der Agent, wobei er das Zimmer verließ.

Der Fremde schien dies erwartet zu haben, denn kaum sah er sich allein, als er forschende Blicke im Zimmer umherwarf, dann eiligst

einen kleinen Schlüssel aus seiner Brusttasche zog, vorsichtig einen Wandschrank, welcher in die Mauer eingelassen, und nur dem aufmerksamen Auge sichtbar war, öffnete und hastig unter einem Haufen von Papieren wühlte, welche sich darin befanden. Endlich schien er gefunden zu haben was er suchte, denn er bemächtigte sich zuletzt eines kleinen Packets, welches Briefe zu enthalten schien, was er schnell in seine Brusttasche schob. Dann schloß er den Schrank, nahm auf seinem Stuhl wieder Platz und ließ sein hübsches Gesicht eine gleichgültige Miene annehmen.

Kaum hatte der Fremde seinen Platz wieder eingenommen, als Master Leekins mit einem ansehnlichen Haufen Banknoten in das Zimmer trat.

„Hier haben Sie 10,000 Pfund Sterling in guten englischen Bankscheinen," sagte der Agent, wobei er dem jungen Manne das Geld überreichte, „zählen Sie gefälligst nach."

Gleichgültig nahm der Fremde die Banknoten und steckte sie ungezählt in die hintere Tasche seines Rockes. Nach diesem ergriff er seinen Hut und wollte sich entfernen, indem er dem Agenten eine nachlässige Verbeugung machte.

Dieser aber ergriff in artiger Weise die Hand des jungen Mannes und sagte mit freundlicher Miene:

„Darf ich wohl über die Aushändigung dieser ansehnlichen Summe um eine Bescheinigung bitten? Es ist der Ordnung wegen und ich liebe es, über meine Geschäfte genau Buch und Rechnung zu führen."

„Kann geschehen," entgegnete der junge Fremde im kurzen Tone, „geben Sie Papier, Dinte und Feder."

„Sogleich," erwiderte Master Leekins und verließ das Zimmer, um das Verlangte aus dem Comtoir herbeizuholen. Nach wenigen Minuten trat er wieder ein und ersuchte den jungen Mann eine Quittung zu unterzeichnen, welche er ihm ausgeschrieben vorlegte. Dieser ergriff die ihm vom Agenten dargereichte Feder und ohne auch nur der Quittung eines Blickes zu würdigen, schrieb er folgende Worte darunter: „Inhalt empfangen Napoleon Buonaparte, genannt August Graf". Dann verließ er das Gemach mit einer kalten, stolzen Verbeugung.

Kaum sah sich der alte Agent allein, als er hastig die Quittung ergriff, während ein höhnisches Lächeln seine eingekniffenen Lippen umspielte.

„Aufgeblasener, eitler Thor," murmelte er dann verächtlich, „den Namen, den Du durchaus tragen willst, darf ohne Gefahr seines Lebens nur

einer vorläufig tragen. Dieser duldet keine Verwandschaft, am allerwenigsten die eines Bastards, — warum? weil er selbst ein Bastard und für seinen Nachkömmling zittert. Nun, mir ist es gleich," fügte er nach einer kleinen Pause hinzu, „ich erfülle meinen Auftrag und suche den Verdienst da, wo ich ihn finde. Der erste Schritt ist gethan, nun den zweiten."

Hastig ergriff er die Feder und warf folgende Worte auf das Papier:

An das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Washington.

Mit Dampfer Ohio, Kapitain Blackfoord, trifft am 20. d. Mts. oder später, ein junger Mann in New-York ein. Dieser führt 10,000 Pfund Sterling, bestehend in falschen englischen Banknoten, zur Verbreitung in Amerika, mit sich. Seine Legitimationspapiere lauten auf Napoleon Buonaparte, genannt August Graf.

Er ist von mittelgroßer Figur, schlank gebaut, hat graue, stechende Augen, eine gebogene Nase und schwarzes Haar. Seine Manieren sind elegant, sein Wesen herrisch und verschlossen.

Liverpool, den 4. Juni 1859.

Unterzeichnet war das Schreiben: „Consul David Meyer."

Kaum war dies geschehen, so zog der alte Agent eine Klingelschnur, welche sich in einer Ecke des Zimmers befand. Er läutete zweimal und nach wenigen Minuten trat ein junger Mensch, in der Tracht der Hafenarbeiter, in das Gemach.

„Dieses Schreiben sofort an den Kapitain des Post-Dampfers „Britania"," sagte Master Leekins im befehlenden Tone, indem er den versiegelten Brief dem Arbeiter übergab. „Beeile Dich aber," fügte er im milderen Tone hinzu. „Der Dampfer geht in einer halben Stunde ab, und es liegt mir viel daran, daß dieses Schreiben noch mitbefördert werde. Der Kapitain ist bereits davon unterrichtet."

Der Arbeiter nahm das Schreiben, verbeugte sich und verließ das Gemach des alten Auswanderungs-Agenten.

Plötzlich dröhnte ein Kanonenschuß durch die Luft, es war das erste Zeichen der Einschiffung. Alles drängte in die Boote, während die Matrosen das Gepäck der Auswanderer auf den Dampfer schafften. Dieser schaukelte sich in stolzer Sicherheit auf hoher See. Vorn am Bugspriete prangte das stolze Wappen Englands, und vom großen Maste herab wehte die britische Flagge, das Zeichen der Unverletzlichkeit

für alle diejenigen, welche unter ihrem Banner fahren. Kräftige Matrosen standen auf Deck und zogen Waarenballen, Kisten und Kasten aus den Boten an eisernen Ketten herauf. Andere waren beschäftigt das riesige Schiff zu scheuern, während wieder andere die Schiffsgeräthschaften genau untersuchten und reinigten.

Endlich war Alles am Bord. Der Capitain, ein finsterer Mann, hielt die goldene Uhr in der Hand, um das Zeichen der Abfahrt genau nach seiner Instruktion zu geben. Ein kurzes Lüften seines Hutes geschah, und donnernd rollte der Knall des Hafengeschützes die Ufer entlang.

Das Schiff bewegte sich von der Stelle, und ein wehmüthiges Gefühl beschlich die armen Auswanderer. Sie wurden mehr und mehr der heimathlichen Erde entrückt und Amerika — das Ziel ihrer Hoffnungen, ihrer Träume und Wünsche, entgegen geführt.

Amerika! Welcher Name hat einen Inhalt gleich diesem Namen! Wer nicht Dinge der gedachten Welt nennt, kann in der wirklichen Welt nichts Höheres nennen. Was unmöglich in Europa, ist möglich in Amerika; was unmöglich in Amerika — das erst ist wirklich unmöglich.

„Amerika!“ rief ein alter Mann im schlesischen Dialekt, welcher mit mehreren Männern auf dem Deck an der Brüstung des Schiffes im Gespräch begriffen stand, „so oft ich dieses Wort höre, ergreift mich eine heilige Erstarrung.“

„Ja,“ entgegnete sein Nachbar in sächsischer Mundart. „Die Schauer der Menschengröße wehen von seinen Ufern.“

„Menschengröße?“ sagte plötzlich eine klangvolle Stimme neben ihnen, „wer kennt Dein Gefühl in Europa? — Karl der Große, Ludwig der Große, Friedrich der Große, — das sind die Menschengrößen der alten Welt. Was sonst noch groß ist neben ihnen, wird entweder — decorirt oder — hingerichtet!“

Schweigend blickten die Männer auf den Sprecher, welcher Niemand anders war, als der uns bekannte Fremde: Napoleon Buonaparte, genannt August Graf.

„O, laßt jedes Andenken an Europa schwinden,“ fuhr er in begeisternder Rede fort, „vor dem blühenden Bilde der jugendlichen Erde Amerika's müssen die morschen Gebäude der alten Welt verschwinden. Ein jugendlicher Mensch ist die Freude des älteren, aber eine jugendliche Welt, — ist es möglich, diesen Wonnebegriff in ein sterbliches Herz aufzunehmen? — Glückliches Land! mit allen Säften unserer Geschichte bist Du genährt, aber wir sind die gröbsten, Du das feinste Gefäß

dieser Säfte. Asien die Wurzel, Europa der Stamm, Amerika Laub- und Blüthenkrone — so gipfelt sich das Wachsthum der Menschheit. Und die runzeligen Rinden Asien's und Europa's durchkriecht das Insekt, auf Amerika's Wipfel wiegt sich der freie, muntere Vogel! In unsern geschichtlichen Schlupfwinkeln verpuppt sich die graue, schläfrige Raupe, aus Amerika's Blüthenkelchen trinkt der Schmetterling seine goldene Freiheit!"

„O, höret auf in Euren glühenden Schilderungen über ein Land, welches wir nur vom Hörensagen, aus Büchern und Zeitungen kennen," unterbrach ihn plötzlich ein ernstblickender Mann, dessen Mundart den Preußen aus der Mark Brandenburg verrieth. „Ich werde mein Vaterland nie vergessen und sei Amerika so schön wie das himmlische Paradies. So viel Freiheit ein Schmetterling in Amerika hat, wird ihm in Preußen auch gelassen, und wäre Preußen der Kopf von Deutschland, so stände es um uns Deutschen gewiß besser."

„Dann würden wir Bayern," entgegnete ein Handwerker in mittlern Jahren, „so gut wie die übrigen Kleinstaaten Deutschlands mit unsern Traditionen, unsern Privilegien und Rechten bald in die Grube fahren, denn dann würde bald kein Deutschland — sondern nur ein großes Preußen existiren . . ."

„Worunter Ihr eben so gut Euer Bier und Knödel vertilgen könntet, als . . ."

„Ruhig mit Euren Großmachtsgelüsten!" donnerte plötzlich August Graf, wie wir ihn nennen wollen, zwischen die erregten treuen Deutschen. „Ich weiß sehr wohl, daß kein Deutscher sein Vaterland ganz vergessen kann; und daß, wenn der Feind seinen Grenzen naht, aller Zwist und Hader vergessen ist. Ein starkes, einiges Deutschland steht ihm dann doch gegenüber, das wissen die Fremdlinge sehr gut, scheuen deshalb das deutsche Feuer bei Tage, wühlen lieber im Finstern und suchen Fürst und Volk zu trennen. Aber — doch hört, ich will Euch lieber eine alte Legende erzählen, sie paßt ganz zu unserm Gespräch," unterbrach sich August Graf besinnend.

„Ein starker Mann von riesigem Leibe kam einstens an ein großes Wasser und fand daran einen Knaben spielen. „Tragt mich hinüber, denn Eure Schultern sind stark," rief der Knabe dem Manne zu. Und der Mann hob den kleinen, federleichten Körper auf und trug ihn durch das Wasser. Aber im Tragen verwandelte sich das Kind in eine schwere, gewichtige Last. „Wie geht das zu?" wunderte sich der Mann, „trage ich doch auf meinen starken Schultern einen schmächtigen, kleinen

Knaben." — „Du irrst Dich, „antwortete dieser, „Himmel und Erde trägst Du auf Deinen Schultern."

„Christoph Columbus sind wir, die alte Weltgeschichte auf unsern Schultern, steht Amerika, das wir in kleinsten Anfängen über die atlantische Wassergrenze trugen; aber wundersam überflügelte uns sein Gewicht und wahrlich! es ist der Heiland, der uns einst Alle erlösen wird. Deshalb ruhig Ihr Kleingläubigen, in Amerika füllen sich nicht die Schalen der Niederträchtigen. In Asien — in Europa dort ist ihr Feld. Dort spricht man den Besten und Tugendhaftesten die Todesstrafe zu ..... in Amerika wählt man sie zu Präsidenten."

„Nun, wir werden ja sehen," sagte der Preuße, „ob unsere Wünsche dort realisirt werden, ob das grobe Yankeethum dem gemüthsreichen Deutschen munden wird."

„Ja, Freund," entgegnete August Graf, „die Wünsche der Menschen sind verschiedener Natur, was dem Einen heilsam, ist dem Andern schädlich. Amerika . . ."

„Ist ein Bau," unterbrach ihn unverhofft die tiefe Stimme eines Mannes, welcher in einen dunklen Mantel gehüllt, an die Gruppe unbemerkt herangetreten war, „bei welchem die menschliche Vernunft zum ersten Male das Gesetz der Schwere fand. Die Staatsgebäude der alten Welt fingen mit der Kuppel an. Der König und der Hohepriester wölbten vor Allem das unermeßliche Dach. Dann kamen die Vasallen, die Ritter und Krieger und stellten ihre Säulen darunter. Unter die Säulen setzte das Bürgerthum seine Sockel. Vom Sockel abwärts endete das Gebäude. Die Tagelöhner, Arbeiter und leibeigenen Bauern, — sie waren ein verwahrloster Untergrund. Die Baukunst that nichts für ihren Bestand — sie erlaubte nur ihr natürliches Dasein. Das Fundament war also geduldet. Trug es den schweren, überladenen Bau, so that es das Glück; trug es ihn nicht, so sank er langsam mit dem zerquetschten Volksleben in die Erde, wie Asien's Despotien, oder er riß gewaltsam in Trümmer unter den Revolutionen Europa's. Amerika war weise, es fing mit dem Grunde und nicht mit der Kuppel an."

„In Ihren Worten liegt viel Wahrheit," entgegnete August Graf, zum ersten Male, seitdem wir ihn kennen, im höflichen Tone, indem er den Fremden scharf musterte.

Dieser gab ihn einen leisen Wink mit den Augen ihm zu folgen, welchen die andern Männer nicht bemerkten. Unwillkürlich folgte der junge Mann der hohen, gebietenden Gestalt des Fremden, welcher den

weiten Raum des Decks durchschritt, die Treppe nach den Kajüten hinunterging und die Thür einer derselben öffnete. Beide traten ein. Vorsichtig verriegelte der Fremde die Thür und nöthigte alsdann den jungen Mann, sich in die schwellenden Kissen einer Otomane niederzulassen.

Willig gehorchte der junge Auswanderer dem Blicke des geheimnißvollen Fremden, ein irgend Etwas zog ihn mit magischen Banden zu ihm hin. Seine Natur schien in diesem Augenblicke wie verändert, sein Feuergeist war gebannt durch das dunkle Auge und ernste Wesen des Fremden. Er, der Niemand Gehorsam schenken wollte, war jetzt folgsam wie ein Lamm.

„Weshalb verlassen Sie die alte Welt mit ihren Freuden und Leiden, junger Mann?" begann der Fremde das Gespräch. „Haben Sie in Ihren Jahren schon so viel gelitten, daß Sie die heimathliche Erde, das väterliche Haus zu meiden Ursache haben?"

„Nicht immer würde ich diese Frage, namentlich nicht jedem Fremden, so ohne Weiteres beantwortet haben," entgegnete der junge Mann mit blassen Wangen, „aber Ihnen, der ich Sie kaum eine halbe Stunde kenne, will ich sie wahrheitsgetreu beantworten, warum ich dies gerade Ihnen gegenüber thue, dafür weiß ich keinen Grund anzugeben. Mein Gemüth ist plötzlich geneigt dazu, ich will diesen Umstand dem Walten höherer Mächte zuschreiben. Nun, mein Herr! Ja, ich habe Viel, Unerhörtes in meinem jugendlichen Leben erfahren, und fliehe die Stätte, wo Mord, Gift und ewiges Gefängniß droht!" fügte der junge Mann mit rollenden Augen hinzu. — „Fluch! dreifacher Fluch treffe die Mörder meines Glückes."

„Ruhig, Mäßigung, Napoleon Buonaparte, genannt August Graf!" rief der Fremde dem jungen Manne plötzlich mit donnernder Stimme zu. „Glauben Sie mit Ihrem Feuerkopfe sich Genugthuung, Ehre, Glück und Wohlergehen zu verschaffen? wahrlich nicht! das ist nicht der richtige Weg, um zum Ziele zu gelangen."

August Graf war bei Nennung seines Namens, wie von der Tarantel gestochen, von seinem Sitze aufgesprungen, die Hand hatte unwillkürlich ein kleines Reisetterzerol, welches er immer bei sich trug, ergriffen, und sein fragender Blick ruhte mit brennender Gluth auf die eisernen Züge des Ehrfurcht gebietenden Fremden.

„Ja, staune nur, August Graf, ich kenne Dich, Deinen Vater — selbst Deine ganze Geschichte," sagte endlich der Fremde mit freundlicher Miene. „Ich wußte, daß Du auf diesem Schiffe Europa verlassen würdest. Ferner ist mir die Person bekannt, welche Dich schrift-

lich zur rechten Stunde an Leekins u. Co. in Liverpool wieß. Weiter ist mir bekannt, daß Du von diesem 10,000 Pfund Sterling in englischen Banknoten empfingest. Aber ebenso genau ist mir bekannt, daß diese falsch sind, und daß Du in New-York bei Deiner Ankunft verhaftet werden wirst. Eine Mittheilung des Schurken Leekins wird gewiß das Nöthige thun. Welchen Plan nun Deine Feinde weiter verfolgen, weiß ich bis jetzt nicht, werde dies aber wohl in New-York erfahren. Unzweifelhaft glaubt man Dich auf amerikanischem Boden besser und leichter beseitigen zu können als in Deutschland, wo man nicht allein da — sondern in ganz Europa die Schicksale Deines Vaters Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, genau kennt. Deinen Vater fürchtet man nicht mehr, es ist ein alter, armer und mürbe gemachter Greis, aber Dich, mein Freund, mit dem Eisenkopfe und dem Feuergeiste — Dich fürchtet man in Frankreich ungemein, denn die Ansprüche Deines Vaters und mithin durch Erbtheil einst die Deinen, sind unzweifelhaft, da die Natur aus den Zügen Deines Vaters in einer so verständlichen Sprache redet, daß jeder Zweifel schwinden muß."

Der junge Mann hatte sich noch immer nicht ganz erholt. Mit offenen Augen starrte er den sonderbaren Fremden sprachlos an. Dieser schien dies nicht bemerken zu wollen, denn er fuhr nach einer Pause im ruhigern Tone in seiner Rede fort.

„Der Augenblick ist jetzt nicht geeignet, mich Ihnen, junger Freund, verständlich genug zu offenbaren. Verzeihen Sie meine vorherige Vertraulichkeit," setzte der Fremde verbessernd hinzu, „der Drang der Umstände riß mich in meiner Sprache fort, so daß ich in einen väterlichen Ton verfiel."

„Es war mir im höchsten Grade angenehm, Sie in einem so lang entbehrten Tone reden zu hören," entgegnete der junge Mann mit einer Wärme, welche man in ihm seinem ganzen Wesen nach, nicht vermuthete. „Ich bitte sehr, behalten sie ihn bei Ihren weitern Mittheilungen bei, er thut meinem Herzen so wohl."

„Nein, junger Mann, die Zeit ist zu ernst, um Gefühl zu verrathen," erwiderte der Fremde mit eisiger Stimme, die den jungen Auswanderer unangenehm berührte. „Hören Sie, was ich Ihnen im Auftrage einflußreicher und mächtiger Personen mitzutheilen habe."

„Ich bin ganz Ohr," sagte August Graf wieder Platz nehmend.

„Zunächst müssen Sie die Banknoten vernichten, die Ihnen der alte Leekins übergab, damit man das corpus delicti bei Ihnen in New-York nicht findet. Ferner übergeben Sie mir den kleinen Schlüssel

zum Wandschrank des Leekins'schen Zimmers, welcher Ihnen mit Instruktionen durch geheimnißvolle Hand zugegangen ist. Ebenso muß ich auf Aushändigung des kleinen Päckchens Briefe aus dem bewußten Wandschranke bestehen."

Der junge Mann wußte nach diesen Worten wahrlich nicht mehr, ob er träume oder wache, mißtrauisch warf er einen forschenden Blick auf die markigen Züge des unheimlichen Fremden. Doch dort fand er nichts, was ihm einen Fingerzeig geben konnte, für oder gegen den Willen des Fremden sich zu erklären. Er schwankte ein Weile und schien mit sich zu Rathe zu gehen.

Der Fremde bemerkte dies Zaudern wohl, wandte sich aber ab und steckte eine echte Manilla an.

Nach einer Pause von etwa fünf Minuten wandte er sich wieder an den jungen Mann und sagte:

„Nun, haben Sie sich entschlossen meinen Wunsch genau zu erfüllen?"

„Wenn gleich die Situation für mich eine höchst seltsame, ja gefährliche genannt werden muß," entgegnete August Graf noch immer überlegend, „so will ich doch, so weit ich kann, Ihren Wunsch erfüllen. Nur müßte ich zuvor um einige Aufklärung darüber bitten, auf welche seltsame Weise Sie in Besitz von Geheimnissen gekommen sind, die außer mir nur wenige Menschen wissen können. Es wäre mir im höchsten Grade angenehm, wenn Sie die Güte hätten, zuvörderst den Mantel des Geheimnißvollen insoweit zu lüften, daß ich Vertrauen zu Ihnen fassen kann. Denn Sie müssen zugestehen, daß ich so ohne weiteres nicht Jedem meine Geheimnisse — oder mich selbst in die Hände geben kann, welcher vielleicht lediglich durch Zufall Mitwisser von Einzelnheiten geworden ist. Ferner wäre . . ."

In diesem Augenblicke gebot der Fremde durch eine wohl verständliche Geberde dem jungen Manne Stillschweigen. Vorsichtig näherte er sich der Kajütenthür, zog einen kleinen spitzen Dolch aus der Tasche seines Rockes, drehte den Schlüssel, welcher im Schlosse stak, schnell herum, öffnete plötzlich die Thür und hereinstürzte der Länge nach, ein Mann, welcher unzweifelhaft an der Kajütenthür gegehorcht und sich zu hart gegen dieselbe gelegt hatte.

Mit nerviger Faust zog der Fremde den bestürzten und zitternden Mann ganz in die Kajüte hinein, warf mit einem kräftigen Fußtritte die Thür in das Schloß und schleuderte dann den Horcher mit einer Kraft in die Ecke des Zimmers, daß dieser vor Schmerz laut aufstöhnte.

„Schurke!" donnerte der Fremde dem Horcher entgegen, wobei

seine rechte Hand den Dolch krampfhaft umfaßte, „wer gab Dir den Auftrag an meiner Thür zu horchen? Rede — oder mein guter Stahl macht Bekanntschaft mit Deiner elenden Person!"

„Ich habe nicht gehorcht," erwiderte der Angeredete, ein Mann in einem schwarzen Anzuge mit finsterm Blicke und blasser Gesichtsfarbe, welcher etwa einige vierzig Jahr alt zu sein schien. „Die Seekrankheit überraschte mich, ich konnte meine Kajüte nicht mehr erreichen und fiel halb ohnmächtig gegen Ihre Thüre."

„Sonderbar," sagte der Fremde, „daß weder ich, noch dieser Herr irgend etwas von einem Falle gehört haben. Nur das Heranschleichen — gleich einer Tigerkatze, hörte mein wohl geübtes Ohr und scheint auch der Ruhepunkt an meiner Thüre Dein Unwohlsein plötzlich verscheucht zu haben, denn Du scheinst mir nur zu wohl. Deshalb beantworte meine Frage: weshalb horchtest Du?"

„Ich habe keine andere Antwort zu geben," versetzte der Horcher kurz, „laßt mich hinaus, oder ich rufe um Hülfe."

„Das werde ich Dir wohl verleiden, mein schwarzes Bürschchen," rief der Unbekannte hohnlachend. „Scheinst mir auch zu dem Orden zu gehören, der da sagt, der Zweck heiligt die Mittel, nun wir werden ja sehen."

Mit diesen Worten ergriff der Fremde das zitternde Männchen, drückte ein Tuch in seinen Mund und knebelte ihn mit einer überraschenden Gewandtheit, trotz alles Sträubens, Hände und Beine.

„So, mein süßer Pater, jetzt werden wir Deine Taschen und Dein Kajütenzimmer untersuchen, vielleicht komme ich so hinter die Geheimnisse Deines Horchens," sagte der Fremde heiter. „Den Schlüssel zum Zimmer wirst Du wohl bei Dir haben."

Schnell wurden die Taschen des Gebundenen untersucht, aber der Fremde fand nur den Schlüssel zum Kajüt nzimmer.

„Welche Nummer trägt Dein Zimmer," fragte der Fremde in hastiger Weise.

„Er wird wohl bei dem besten Willen nicht zu antworten im Stande sein," sagte August Graf lächelnd, welcher der ganzen Scene mit größtem Erstaunen gefolgt war. „Sein Sprachorgan liegt unter der Presse Ihrer freien Hand."

„Nun, dann werde ich dem Schurken so viel Redefreiheit gestatten, wie der Kapitain dem Matrosen auf hoher See, welcher eben nur das antworten darf, nach welchem er gefragt wird."

Mit diesen Worten zog der Unbekannte dem Gefesselten das Tuch aus dem Munde, ließ ihn etwas Luft einathmen und wiederholte dann

seine Frage, wobei er jedoch die Drohung anknüpfte, bei dem ersten Hülferuf ihm den Dolch in die Rippen zu jagen.

„Ich kenne die Nummer der Kajütenthür nicht," antwortete der Horcher im verbissenen Grimme. „Es wird etwa die vierte oder fünfte Thür von hier sein. Entledigt mich lieber dieser unwürdigen Fesseln, und wir werden uns bald verständigt haben."

„O, nicht doch, mein schlauer Fuchs," entgegnete der Fremde indem er das Tuch wieder ergriff. „Ich werde Dich vielmehr noch für einige Minuten — wenn nicht für immer stumm machen. Nur der Tod schützt den Menschen vor Leuten Deines Schlages."

Bald befand sich das Tuch wieder im Munde des Gefesselten, und nachdem sich der Fremde überzeugt hatte, daß der ungewöhnliche Lärm in seinem Kajütenzimmer von Niemand gehört oder der sonderbare Auftritt bemerkt worden war, verließ er seinen jungen Schützling, schlich sich den schmalen Gange entlang und probirte den mitgenommenen Schlüssel im Schlosse der fünften Thür. Der Schlüssel paßte, das Schloß gehorchte dem Willen des Fremden, die Thür ging auf, und der Unbekannte befand sich im Gemache seines vermeintlichen Feindes.

Das erste, was dem forschenden Auge des Fremden begegnete, war ein zierliches Pistolenkästchen, welches geöffnet auf dem Tische stand. Die eine Stelle war leer. Es waren nur drei Revolver von verschiedenen Formen im Kasten.

„Teufel!" murmelte der Geheimnißvolle vor sich hin, „sollte ich mich doch geirrt haben. Ein Pfaffe und so viel Waffen?"

Spähend blickte sein Auge dann umher, aber nichts erregte seine besondere Aufmerksamkeit.

Ein eleganter Reisekoffer, welcher in einer Ecke des Zimmers stand, schien dem Auge des Fremden zu entgehen, obgleich er durch sein Aeußeres sehr bemerkbar war. Doch dem war nicht so, denn bald zeigte es sich, daß er den Koffer wohl bemerkt hatte, den er aber nicht, ohne Gewalt anzuwenden, öffnen konnte. Nach kurzem Besinnen zog er doch den Koffer mehr in den Lichtschein, der spärlich durch das Kajütenfenster in das Gemach fiel, um die Schrift zu lesen, welche auf einer Messingplatte eingravirt war. Er bückte sich zu diesem Vorhaben und beugte sich über den Reisekoffer, um besser lesen zu können. In diesem Augenblicke fühlte er einen furchtbaren Schlag auf seinem unbedeckten Kopfe, fast betäubt stürzte er über den Koffer. Das Blut rann über sein Gesicht und färbte den Boden.

Doch nur ein Augenblick genügte, um die riesige Kraft des Fremden

zur That zu veranlassen. Mit einem Sprunge stand er jenseits des Koffers und maß mit vernichtendem Blicke denjenigen, der ihm den Schlag versetzt hatte, welcher für einen minder kräftig gebauten Menschen wohl tödtlich genug war.

Hohnlachend stand ihm der, den er in seinem Zimmer hinlänglich genug gefesselt glaubte, gegenüber, in seiner Rechten einen gespannten Revolver.

„Thor, der Du bist," sagte er mit höhnenden Blicken zu dem Fremden. „Du glaubtest mich in Deiner Gewalt zu haben, doch das Blatt hat sich gewendet. Rühre Dich nicht von der Stelle oder Dein Gehirn bespritzt die Kajütenwand!" fügte er im drohenden Tone hinzu, als er bemerkte, daß der Fremde Miene mache, sich auf ihn zu stürzen.

Der Geheimnißvolle hielt mit seiner Absicht zurück.

„Elender Meuchelmörder!" donnerte der Fremde ihm entgegen, „was weißt Du vom Glauben, Leute Deines Gelichters müssen erst sehen, um glauben zu können. Du vermeinst, das Blatt habe sich zu meinen Ungunsten gewendet, weil Du eine sichtbare Todeswaffe in Deiner Banditenhand fühlst — zittere, Schurke, vor den Waffen der Wissenschaft, die Dein intrigantes Gehirn doch nicht zu fassen vermag. — Zittere! sage ich noch einmal. Du wirst dieses Gemach mit mir lebend nicht mehr verlassen."

Ruhig stand der Geheimnißvolle nach diesen Worten seinem bewaffneten Angreifer gegenüber, welcher jede Miene, jede Bewegung seines Opfers mit forschendem Auge bewachte. Er schien einen Augenblick zu überlegen, was er mit seinem Feinde — ohne Aufmerksamkeit zu erregen — beginnen sollte. Der Fremde bemerkte dies, anscheinend ruhig mit übereinander geschlagenen Armen stand er noch immer da, seinen Feind scharf fixirend.

Doch ein aufmerksamer Beobachter hätte vielleicht wahrgenommen, daß der Daumen seiner linken Hand einen Siegelring berührte, welchen er am Zeigefinger trug. Plötzlich überzog Leichenblässe sein dunkles Gesicht, die Hand fiel schlaff am Körper herunter, und seine kräftige, hohe Gestalt brach wie ein morscher Stamm beim entfesselten Orkan kraftlos zusammen.

Aber der Andere blieb auch nicht in seiner herausfordernden Stellung. Denn kaum hatte der Fremde den gewichtigen Siegelring an einer gewissen Stelle mit dem scharfen Nagel seines Daumens berührt, als eine Kapsel sich öffnete, und ein bläulicher Dampf von süßlichem Geruche mit magischer Schnelligkeit durch das Zimmer drang.

Er versuchte zu reteriren, aber seine Füße versagten den Dienst

und leblos stürzte er zu Boden. Sein Körper schwoll mit riesiger Schnelle zu einer Unförmigkeit an und sein Gesicht wurde schwarz. Die Augen traten aus den Höhlen und ein weißer Schaum legte sich um seinen Mund.

So lagen die armseligen Kreaturen des Allgewaltigen in friedlicher Ruhe neben einander. Die Macht der Wissenschaft auf dem Felde der Chemie feierte hier einen ihrer schönsten Triumphe. Das Mittel war gut — der Mensch getödtet.

August Graf war, nachdem der geheimnißvolle Fremde das Gemach verlassen hatte, in Träumereien über das so seltsam vor seine Seele geführte, versunken. Er bemerkte nicht, daß es dem Horcher gelungen war, sich des Tuches aus dem Munde zu entledigen, und daß seine Zähne die Handfesseln mächtig bearbeiteten.

Ein plötzlicher, kräftiger Schlag auf den Kopf beraubte ihn seiner Sinne. Betäubt fiel er zu Boden, während der Gefangene eiligst das Zimmer verließ.

Eben läutete die Schiffsglocke zum Abendgebet. Die armen Auswanderer, froh bis hierher alle Gefahren und Mühseligkeiten überstanden zu haben, falteten in frommer Andacht ihre Hände und ein leises: „Wer nur den lieben Gott läßt walten und hoffet auf ihn alle Zeit", glitt von ihren Lippen. Die Fittige der Nacht legten sich mit allerbarmender Muttergüte um die Herzen der Schwergeprüften.

II.

Der wahre Prätendent der Krone Frankreichs.

Es war am 15. Mai 1812 Abends, als die königliche Residenzstadt Dresden das großartige Schauspiel des Zusammenströmens einer unabsehbaren Volksmenge und die geordnete Aufstellung furchtbarer, kriegerischer Massen darbot. Der Einzug des Kaisers Napoleon I. war die Veranlassung zu diesem gewaltigen Wogen und Treiben in der Stadt. Man erwartete denselben in einer feierlichen Spannung, die fast an ein gewisses unheimliches Grauen grenzte, denn sein Erscheinen sollte das Signal zu einem Unternehmen sein, dessen riesenhafte Kühnheit auch die verwegendsten Gemüther mit schwindelndem Erstaunen erfüllte. Dieses Gefühl knüpfte sich an die Empfindung des Schreckens, des

Hasses oder der Bewunderung, welche der Gigant des neunzehnten Jahrhunderts seinem ganzen Zeitalter einflößte.

Am Wilsdruffer Thore hatten sich Fürsten, Marschälle, Generale, die angesehensten Stabsoffiziere und auch die Könige von Preußen und Sachsen aufgestellt, um hier den Kaiser zu erwarten.

Es war schon spät, als man das Signal vernahm, der Kaiser komme. Endlich erblickte man einen Wagen mit vier Pferden bespannt, hinter welchem sich eine Abtheilung der polnischen Nobelgarde befand, deren prächtige Kleidung, Säbel und Lanzen im Feuerschein der Fackeln glänzten. Der Kaiser hatte sich in eine Ecke des Reisewagens gedrückt, und schien sich nicht zeigen zu wollen. —

Dresden hatte noch nie in seinen Mauern so viele hohe und höchste Personen beherbergt. Man sah in jeder Minute hunderte von glänzenden, fremdartigen Uniformen, es war ein Wogen und Treiben in der Stadt, daß den gemüthlichen Sachsen ganz Angst und Bange wurde. Unzählige Regimenter, allen Nationen angehörend, zogen gen Norden. Riesige Artillerie-Parks, Munitions-, Train- und Bagagewagen in allen Größen folgten ihnen.

Eine drückende, centnerschwere Last lag auf dem armen, blutenden Deutschland. Seine Söhne waren gezwungen, den Fahnen des Corsen zu folgen. Aller Augen waren auf Rußland gerichtet, und manches bange Herz fragte sich im Stillen, ob dies zwar mächtige Reich, dennoch Kraft genug besitzen wird, dem Andrängen von beinahe einer Million Feinde tapfern Widerstand entgegenzusetzen.

Deutschlands Wohl hing von dem Ausgange dieses gigantischen Unternehmens ab. Jeder Deutsche war sich bewußt, daß, wenn Napoleon nicht als Sieger aus Rußland wiederkehren sollte, seine Niederlage das Signal zur Erhebung von ganz Deutschland, in Verbindung mit Rußland sein würde. Wenn aber der Strom des Sieges fortbrauste in das Herz des alten Rußlands und Frankreichs Fahnen auch auf dem Sitz der Czaaren aufgepflanzt, herabwehten von den stolzen Zinnen des Kreml. Wäre es dann mit Deutschlands Selbstständigkeit nicht am Ende? Müßte nicht Alles dem französischen Uebermuthe gehorchen? Würde das heilige Wort Vaterland nicht ein leerer Klang, ein hohler Schall für die armen Deutschen werden?

Doch genug von diesen trostlosen Bildern der Vergangenheit, kehren wir lieber zu dem eigentlichen Helden dieses Kapitels zurück.

Die glänzend und geschmackvoll dekorirten Säle des königlichen Schlosses zu Dresden prangten am Abend des 16. Mai in einem Lichtmeer. Der König von Sachsen gab seinem ungebetenen Gaste

zu Ehren ein großes Hoffest, wozu nicht nur die anwesenden fremden Fürsten, Generale, Gesandten und Fremden von Distinction, sondern auch die höchsten Würdenträger des kleinen, sächsischen Reiches, die Spitzen der Behörden, Künstler und Gelehrten mit ihren Damen befohlen waren.

Napoleon der Gewaltige war heute bei hinreißender Laune. Seine Liebenswürdigkeit, der Zauber seines Namens und Ruhmes entzückte die Damenwelt im höchsten Grade und jede fühlte sich glücklich, nur einen Blick, ein herablassendes Lächeln, oder gar ein freundliches Wort von ihm zu erhaschen, was aber nur nach erfolgter Vorstellung möglich war, weil die Planeten des großen westlichen Sternes keine untergeordneten Fixsterne heranließen.

Der Kaiser, ein großer Kenner und Verehrer des schönen Geschlechts, machte mit dem Marschall Berthier, gefolgt von einigen höheren Offizieren seines Stabes, einen Gang durch die feenhaft geschmückten Säle des königlichen Schlosses, wobei der König von Sachsen an der Seite des Kaisers ging und die verschiedenen Fragen seines Gastes beantwortete.

Nachdem sich der Kaiser verschiedene Personen, die vielleicht seine Aufmerksamkeit besonders erregt hatten, hatte vorstellen lassen, wollte er sich eben in ein extra für ihn bestimmtes, mit allem Luxus ausgestattetes Zimmer, dessen Thüren geöffnet waren, zurückziehen, als sein forschendes Auge auf eine Frauengestalt fiel, welche nicht weit von der Thür des kaiserlichen Gemaches, vielleicht zufällig, vielleicht absichtlich, auf einem schwellenden Divan Platz genommen hatte.

Diese Dame war von hinreißender Schönheit. Ihre herrlichen blauen Augen strahlten vor Wonne und Entzücken. Der Teint ihres reizenden Gesichts war durch die in den Sälen herrschende Hitze zart geröthet, während der halbentblößte, volle Busen sich unter seiner durchsichtigen Hülle hob und senkte.

Sie schien den Eindruck, den ihre Person auf den Kaiser gemacht, wohl bemerkt zu haben, denn ihr ohnehin erregtes Gesicht wurde von einem brennenden Roth überzogen; und während ein leises Zittern durch ihren ganzen Körper ging, ließ sie, durch ein kokettes Fächerspiel beinahe verdeckt, ihrer zahlreichen Umgebung von Cavalieren jeglichen Alters nicht bemerken, in welche Verlegenheit sie die Aufmerksamkeit des Kaisers versetzt hatte.

Der Kaiser stand noch immer an der Schwelle des durch besondere Vorrichtungen kühl gehaltenen Gemachs anscheinend unschlüssig, ob er die Schwelle desselben überschreiten sollte. Da traf ihn plötzlich

einer jener unerklärlichen, aber beseligenden Blicke aus dem Auge der wunderbar schönen Frau, welcher immer einen Wendepunkt im Leben eines gewöhnlichen Menschen hervorbringt und oft auch sehr entscheidend für das ganze Leben ist.

So war es auch hier, die Entscheidung des Kaisers brachte jener vielsagende, verlangende, kühnmachende Blick der schönen Dame hervor. Unwillkürlich wandte er sich an den ihm nahestehenden König von Sachsen mit der Frage, wer die auffallend schöne Dame sei; und warum ihm ein solcher Stern am sächsischen Himmel noch nicht vorgestellt worden sei.

Verlegen verbeugte sich der König vor dem Gewaltigen und schien mit der Antwort zu zögern, aber der Kaiser fragte noch einmal in einer Weise, welche unbedingt eine Antwort verlangte.

„Sire," antwortete endlich der König, „diese Dame ist die Gemahlin des königlich hannöverschen Generallieutenants und Kriegsministers außer Diensten, Grafen Ferdinand Hans Ludolf von Kielmannsegge, welcher als hannöverscher Gesandter an meinem Hofe accredirt ist. Die schöne Gräfin ist die Tochter des kursächsischen Hausmarschalls Peter August von Schönberg, geboren zu Dresden und schon im neunzehnten Jahre mit dem Grafen Rochus August zu Lynar, Erbherr der freien Standesherrschaft Lübbenau in der Niederlausitz vermählt gewesen. Ihr Gemahl ist aber nach einer sehr unglücklichen Ehe in einem Alter von siebenundzwanzig Jahren urplötzlich verstorben, und hat die ebenso schöne als geistreiche, junge Gräfin nicht lange den Wittwenschleier getragen, indem sie bald nach dem Tode ihres ersten Gemahls den Grafen von Kielmannsegge heirathete.

Stillschweigend hatte der Kaiser diese Auskunft mit angehört.

„Unsere schöne Gräfin ist aber ein kleiner Teufel," fügte die sächsische Majestät ihrem Vortrage hinzu, „denn sie hat ihrem Gatten und mir schon viele Verdrießlichkeiten durch ihre politischen Ränke und Kabalen bereitet."

Diese Mittheilung aus dem Munde seines königlichen Vasallen, machte eine ganz eigenthümliche Wirkung auf den Kaiser. Statt dieser gefährlichen Sirene aus dem Wege zu gehen, fühlte er sich vielmehr mit unerklärlichem Zauber zu ihr hingezogen.

In übler Laune betrat er hastig das Gemach, warf sich mißmuthig in einen kostbaren Sessel und starrte träumerisch vor sich hin.

Niemand durfte nach dem herrschenden Ceremoniell ohne ganz besondere Erlaubniß oder spezielle kaiserliche Einladung diese Schwelle des Glückes überschreiten. Der Ober=Ceremonienmeister stand in

großer Uniform an der Thür des kaiserlichen Gemaches und hemmte durch seine Würde Jedem den Eingang.

Das frühere Geräusch im Saale verstummte vor der Größe des Giganten, denn Napoleon stand damals im Zenithe seines Ruhmes. Nur ein leises Geflüster ging von Gruppe zu Gruppe. Alles war darauf gespannt, wer der Glückliche sein würde, welchem zuerst die Gnadensonne des Corsen beglücken würde, denn daß der Kaiser lange in diesem Zimmer allein bleiben würde, war bei seinem erregten Temperamente nicht zu vermuthen.

Da ging plötzlich ein junger, schöner Mann in einfacher, aber eleganter Hoftoilette geräuschvoll durch den Saal. Sein Wesen war ungezwungen aber doch voller Tournüre. Ungehindert überschritt er die Schwelle des kaiserlichen Gemaches und schien auf dieses Vorrecht gerade so viel Werth zu legen, wie ein Bettler, dem man ein Stück trockenes Brod reicht, wenn er gesättigt ist. Dieser Glückliche war der große Schauspieler François Joseph Talma, Rival Napoleons auf dem Felde der Tragödie, ein Liebling des Kaisers, welchen er zu einem Gastspiele mit der nicht minder berühmten Schauspielerin Hippolyta Mars, nach Dresden eingeladen hatte.

Freundlich lächelte dem Glücklichen die kaiserliche Gnadensonne entgegen, aber Talma nahm davon wenig Notiz, er war der verwöhnte Sohn der ihn überall huldigenden Welt.

Doch dem von ihm eingenommenen Sessel wurde nicht lange das Glück zu Theil, die sterbliche Hülle des unsterblichen Tragöden zu tragen. Ein Machtwort seines kaiserlichen Gönners in Form eines leicht verständlichen Wunsches, gab ihm zu verstehen, daß er es gern sehen würde, wenn ihm der hannöversche Gesandte, Graf von Kielmannsegge mit Gemahlin in schicklicher Weise vorgestellt werden würde.

Aufmerksam lauschte der Jünger Thaliens auf die Worte des liebeglühenden, schwachen Kaisers. Es sollte und mußte ein Vorwand gefunden werden, den Willen des Mächtigen zu erfüllen.

Der Kaiser konnte nur mit vorgestellten Personen sprechen, aber am allerwenigsten mit dem Gesandten einer so winzigen Macht wie Hannover. Talma sollte und mußte also den Vermittler spielen.

Es gelang ihm, den Ober-Ceremonienmeister zu bewegen, das am spanischen Hofe so beliebte Ritter- oder Schleifenspiel beim Beginn der Ballfestlichkeit auf das Programm zu bringen, was dieser aber nur erst dann that, als Talma ihm zu erkennen gab, daß es der ausdrückliche, aber geheim zu haltende Wunsch des Kaisers sei, und daß der kaiserliche Wunsch als ein Befehl gelte.

Dieses gefährliche Spiel bestand darin, daß die Damen aus einer Urne irgend eine farbige, seidene Schleife wählten, während den Cavalieren nur gestattet war, eine eben solche aus einer verdeckten Urne zu ziehen. Hier mußte der Zufall entscheiden, welche Farbe ihnen dieser in die Hände spielen würde, denn die Farbe trug bereits eine von den Damen und war der Cavalier nach den Regeln des Spiels verpflichtet, der Dame, welche die Farbe seiner Schleife trug, seine Ritterdienste für eine Stunde anzutragen. Die Gräfin von Kielmannsegge hatte eine blaue Schleife gewählt. Bei dieser Gelegenheit gaben sich beide Theile die erdenklichste Mühe, andere Gefühle als die der Achtung oder der Gleichgültigkeit wenigstens zu heucheln. Gelang es nun der Dame über den Cavalier durch hinreißende Coketterie zu triumphiren und ihn zu einem Liebesgeständnisse zu bewegen, so war der Verblendete verloren, denn statt süßer, heißer Liebesküsse wurde ihm öffentlich Verhöhnung zu Theil. Diese Spielregel wurde aber auch im umgekehrten Verhältnisse bei den schönsten Damen angewandt, was natürlich selten oder gar nicht vorkam. Aus diesem Scheingefechte ging aber sehr oft ein ernster, wahrer Kampf hervor, der gewöhnlich damit endigte, daß der Ritter länger als eine Stunde in dem Netze seiner Schönen hängen blieb und Jahre lang Fesseln trug, die ihn sehr oft zur Verzweiflung brachten.

Aber auch die Damen hörten oft zu aufmerksam auf das süße Liebesgeflüster ihrer schönen Cavaliere, und manche Gattin brach, durch dieses entsetzliche Spiel veranlaßt, den Schwur ehelicher Treue.

So erging es nun auch dem großen Talma und der schönen Gräfin von Kielmannsegge.

Nicht der Zufall, sondern die List machte ihn zum Ritter der gefährlichen Frau. Er zog aus der Urne die blaue Schleife.

Mit pochendem Herzen erwartete sie ihren Ritter, denn ihr intriganter, listiger Verstand hatte sie schon hinlänglich combiniren lassen, daß dieses sonst nicht am sächsischen Hofe sehr gebräuchliche Spiel nicht so ohne tiefere Absicht plötzlich auf das Programm der Hoffestlichkeiten gestellt worden sei.

Eine unbekannte Ahnung, ein sonderbares Gefühl, welches die Pulse ihres Herzens hörbar schlagen ließ, durchzog ihre Seele und ließ sie glauben, daß ihre Persönlichkeit die einzige Veranlassung zu diesem so ungewöhnlichen Spiele sei.

Bald mußte sie erkennen, daß ihre Ahnung sie nicht betrogen hatte. Denn der schöne, gefeierte, stolze Talma bog schon nach spa=

nischer Rittersitte sein Knie vor der Dame, welche die Farbe seiner Schleife trug.

Tief ließ sie ihre azurblauen Augen in die des schönen Talmas sich versenken, ein bezauberndes Lächeln strahlte von ihren Purpurlippen, und die weiche, zarte Hand legte sich auf das schwarze Lockenhaupt des mit unsichtbarem Lorbeer geschmückten Tragöden. Sanft neigte sie sich vornüber, ihr süßer Athem fächelte die heiße Stirn des feuerfangenden Liebesboten, und mit bezaubernder Stimme flüsterte sie dem Knieenden zu:

„Hiermit weihe ich den großen Talma zu meinem Liebesritter."

„Doch nicht für die kurze Dauer einer armseligen Stunde," entgegnete der Entzückte, während sein dunkles Auge in verzehrender Gluth leuchtete. Doch zu laut vielleicht für die schöne Gräfin hatte der kühne Franzose in offener Weise seine Gefühle ausgesprochen — obgleich dies das Spiel durchaus zuließ, ja forderte — denn die kleine Sammethand der himmlischen Sirene legte sich mit verführerischer Coketterie auf den feinen Mund des berühmten Schauspielers, welcher natürlich nicht Anstand nahm, heiße Küsse darauf zu drücken.

„Nicht so laut mein feuriger Ritter," sagte die Gräfin mit leiser Stimme, indem sie langsam ihre Hand zurückzog, „wir werden von einer Person beobachtet, die es vielleicht nicht gut heißen würde, wenn aus einem finguirten Spiele ein Bild der Wirklichkeit werden sollte. — Sehen Sie dort hin."

Talma folgte verstohlen dem Blick der schönen Gräfin und bemerkte den Kaiser, welcher in der Thür stehend, nicht den Verlauf des Spieles, wohl aber die sonderbare Gruppe mit düstern Augen betrachtete, welche er mit der Gräfin von Kielmannsegge noch immer bildete, denn Talma lag noch immer vor den Füßen der verlockenden Frau.

Jetzt erst erinnerte sich Talma an den ihm gewordenen kaiserlichen Auftrag. Nicht für seine Person, sondern für die des Mächtigen sollte er das Feld sondiren und die Festung zum Sturm vorbereiten.

Unmuthig erhob er sich, nahm den freien Sessel neben der schönen Gräfin ein und beobachtete die Grenzen, welche das ohnehin schon unmoralische Spiel gesteckt hatte. Vorsichtig ging er auf sein Ziel los, ohne dabei aber die Interessen seiner eigenen Person ganz aus dem Spiele zu lassen, doch bald merkte er wohl, daß er alle Vorsicht schwinden lassen und frei von den kaiserlichen Gefühlen und Absichten mit der schönen Gräfin reden könne, denn er fand nur zu williges Gehör, ein zu auffallendes Entgegenkommen, welches seine Eitelkeit sehr

verletzte. Doch bald wußte er sich mit dem Gedanken zu trösten, der Rival seines Kaisers bei der schönen Gräfin zu sein und suchte nun in diesem Sinne denjenigen Vortheil möglichst zu erlangen und zu befestigen, den ihm sein berühmter Name, seine nicht unbedeutende Männerschönheit und sein feines, gewandtes Wesen schon einigermaßen garantirte.

Die listige Gräfin erfuhr in kurzen aber verständlichen Worten, daß der Kaiser von ihrer bezaubernden Schönheit mächtig ergriffen sei und wohl wünsche, daß möglichst bald eine schickliche Vorstellung ihrer Person in seinem Palais erfolge. Napoleon bewohnte damals das Hotel des Kabinetsministers Grafen Camillo Marcolini — dem jetzigen Stadtkrankenhause in der Friedrichsstadt.

Ohne im Stande zu sein, ihre freudigen Gefühle ganz zu beherrschen, sah die ehrgeizige und intrigante Gräfin im Geiste sich schon als Beherrscherin und Lenkerin der Geschicke Europas. Eine zweite Pompadour wollte sie durch die Macht ihres Geistes und ihrer Schönheit dem Corsen werden. Sie vergaß dabei ganz oder legte darauf wenigstens kein erhebliches Gewicht, das sie verheirathet sei und zwar an einen Mann, der keinen Makel an seiner Ehre duldete, oder zugeben würde, daß sein guter Name zum Deckmantel der Schande gebraucht würde.

Nur zu spät gingen dem arglosen Grafen die Augen auf. Er hielt die Galanterien des Kaisers gegen die schöne Gräfin für eine natürliche Sache, da Alles zu den Füßen dieser verstellungsfähigen Sirene lag. Ihre Ehe war bisher kinderlos. Wie erstaunte nun der stolze Graf, als nach etwa neun Monaten seit der Abreise des Kaisers mit seinem Lieblinge Talma, sich die bisher sorgfältig verborgen gehaltenen Symptome der Schwangerschaft bei der reizenden Gräfin einstellten. Erhebliche Gründe lagen vor, daß sich der Graf nicht als Urheber dieses Glückes betrachten konnte und wurden ihm die Augen von der vertrauten Kammerfrau der schönen Sünderin durch die Macht des Goldes insbesondere geöffnet.

Seine Wuth kannte keine Grenzen, als er Beweise genug in Händen hatte, daß seine Gemahlin mit dem verhaßten Corsen in einem mehr als intimen Verhältniß gestanden habe.

Plötzlich verschwand die Gräfin und wurde ihr Aufenthalt in Reisewitz bei Dresden erst dadurch bei Hofe bekannt, daß der nicht verschwiegen genug gewesene Leibarzt der interessanten Gräfin von der geheimnißvollen Geburt eines Knaben unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählte. Dieses Kind, kaum geboren, verschwand eines

Tages auf fast ebenso räthselhafte Weise, wie siebenzehn Jahre später Caspar Hauser verschwunden ist, ohne daß irgend Jemand erfahren konnte, was aus diesem Sprößlinge Napoleons I. geworden sei.

Kurze Zeit nach der Entbindung der Gräfin beantragte der Graf von Kielmannsegge die Ehescheidung, welche auch zu Ende des Jahres 1813 erfolgte. Fünf Jahre später, am 13. October 1818, schloß der Graf einen neuen Ehebund mit Davide Magdalene von Hedemann, welche ihren Gemahl nur wenige Jahre überlebte.

Die verrätherische Kammerfrau der galanten Gräfin von Kielmannsegge behauptete übrigens, daß sich ihre schöne Herrin auch die Huldigungen des unsterblichen Talma habe gefallen lassen. Hieran mag wohl etwas Wahres sein, denn Talma soll in einer vertrauten Stunde seiner Freundin und Kollegin Hippolyta Mars gebeichtet haben, daß er im strengsten Sinne des Wortes der Nebenbuhler seines kaiserlichen Freundes gewesen sei.

Dies ist auch als wahrscheinlich anzunehmen, denn Napoleon I. hatte sich nach dem unglücklichen, russischen Feldzuge gar nicht mehr um die reizende Gräfin von Kielmannsegge bekümmert. All' ihre heiße Liebe betheuernden Briefe blieben unbeantwortet, so daß man wohl vermuthen kann, der Kaiser habe von dem zwischen der Gräfin und seinem Lieblinge Talma bestandenen vertraulichen Verhältnisse Kenntniß bekommen.

Die ehemals galante Charlotte Auguste von Schönberg, verwittwete Gräfin von Lynar und geschiedene Gräfin von Kielmannsegge verlebte nun ihre Tage zu Reisewitz bei Dresden in stiller Zurückgezogenheit, sowie in ihrem Grimme gegen das undankbare Männergeschlecht. Sie kam zuletzt in den Geruch Menschenfeindin zu sein, welche das Mitgefühl mit den Leiden Anderer, die große Gottesgabe der Thräne, nur dem Namen nach gekannt haben soll; denn keiner von allen Bettlern, welche vertrauensvoll an die Thür der reichen Dame gepocht, konnte sich rühmen, jemals aus ihrer Hand ein Almosen, wäre es auch noch so klein gewesen, empfangen zu haben. Der Wahlspruch: „Nicht alle Menschen haben gute Herzen," wurde hier zur vollsten Wahrheit, denn die Fama behauptete damals, die ränkevolle Gräfin hätte ihren ersten Gatten durch Gift beseitigt.

Vergessen und unbetrauert starb die einst so schöne Gräfin, die Zierde des sächsischen Hofes, am Sonntag den 26. April 1863; 4¾ Uhr Nachmittags in dem hohen Alter von fast 86 Jahren in ihrem unscheinbaren, fast gespensterhaften Hause zu Reisewitz. Dieses Haus scheint von der rächenden Nemesis zum Tempel der Buße er=

koren zu sein, denn schon einmal starb in ihm eine nicht minder mysteriöse Persönlichkeit, nämlich die Gräfin von Larochefoucauld-Liancourt.

Siebenzehn Jahre waren nach der Scheidung der Gräfin von Kielmannsegge vergangen, als am 24. Juni 1830 ein junger Mann in Dresden ohne alle Legitimationspapiere eintraf. Er wußte gleich Caspar Hauser wenig oder gar nichts aus seinem früheren Leben. Von unbekannten, geheimnißvollen Personen mit einem bescheidenen Reisegeld behufs Beschaffung von Legitimationspapieren nach Dresden gesandt, meldete sich der junge Mann bei der dortigen Polizeibehörde. Diese ertheilte ihm eine auf drei Tage lautende Aufenthaltskarte mit der ausdrücklichen Weisung, die sämmtlichen Kirchenbücher Dresdens nachschlagen zu lassen, um über seine Geburt etwas Näheres zu erfahren. Aus Mangel an nöthigen Geldmitteln wandte er sich an dem ihm gerade in den Weg kommenden Polizeiwachtmeister Haferkorn, dem er seine Geldnoth und seine Obdachslosigkeit klagte und um Rath bat.

Dieser verschaffte dem armen, hülflosen, jungen Manne auch in der Thal ein christliches Unterkommen, welches darin bestand, daß man ihm ein Quartier anwies, in welchem er mit Entsetzen das Gefängniß erkannte. Es war zum ersten Male in seinem geheimnißvollen Leben, daß er ein solches betrat. Aber hiermit noch nicht genug, man legte ihn auch zum Ueberfluß in Ketten und ließ ihn zweimal die Polizei-Prügelbank kosten, wahrscheinlich um Geständnisse über seine geheimnißvolle Geburt und die Art und Weise seines Auftretens zu erlangen. Die seltsame Aehnlichkeit des Hülflosen mit dem Verbannten auf St. Helena, seine sonderbaren, unzusammenhängenden Mittheilungen über sein früheres Leben, mögen wohl Veranlassung genug gewesen sein, eine gefährliche Person in ihm zu erblicken, weshalb die Polizei-Behörde von Dresden sich für berechtigt hielt, den legitimationslosen Vagabonden vom 24. Juni bis zum 9. September 1830 in Haft zu halten.

Seltsame Gerüchte über diesen Findling kursirten bald in verschiedenen Darstellungen in der ganzen Stadt. Man glaubte allgemein, die Polizei wolle diesen Abkömmling Napoleon I. in aller Stille beseitigen. Der Unwille des Volkes wuchs von Tag zu Tag. Am 9. September 1830 brach die Volkswuth in hellen Flammen aus. Man stürmte das in der Scheffelgasse damals belegene Gefängniß, demolirte das ganze Haus und befreite endlich den armen, jungen Mann, der so wenig die Welt mit ihren Ränken und Lastern kannte.

Von allen Seiten flossen jetzt reiche Spenden für die Erhaltung des Hülflosen. Er wurde bei einem Pastor untergebracht, der ihn gleich im Christenthume unterrichtete und nach einem viermonatlichen Religionsunterrichte wurde der junge Staatsbürger mit großem Gepränge am 6. März 1831 in der Kreuzkirche zu Dresden feierlich getauft.

Sr. Majestät der König Anton legten dem jungen Christen in der Taufe die Namen Ernst Graf bei und beschenkte ihn im Verein mit dem damaligen Prinz-Mitregenten Friedrich August mit einer Gnadensumme von zwanzig Thalern.

Später als Ernst Graf im Lesen und Schreiben wohl geübt war, wurde ihm bei der Polizei eine Schreiberstelle mit einem kärglichen Gehalte angewiesen.

Jetzt ernährt sich der arme Mann als Lohndiener in Dresden und wohnt Webergasse Nr. 25.

Im Jahre 1857 erschien zu Dresden eine Brochüre unter dem Titel:

> „Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, oder das noch seit dem Jahre 1830 ungelöste Räthsel für das Königreich Sachsen im Jahre 1857"

und führte folgendes Motto auf dem Titelblatte:

> „So lange man mir nicht widerlegt, so lange werde ich auch nicht widerrufen.
>
> (Dr. Martin Luther.)"

Diese interessante Brochüre wurde aber gleich nach ihrem Erscheinen polizeilich mit Beschlag belegt, indessen am 26. October 1857 wieder freigegeben.

Vom Jahre 1830 bis zum Jahre 1848 lebte nun Ernst Graf, ruhig und still seinen Geschäften nachgehend.

Da brachen plötzlich die verhängnißvollen Begebenheiten in Paris im Jahre 1848 aus, welche den europäischen Verhältnissen eine ganz andere Färbung gaben. Auch Ernst Graf wurde aus seiner Ruhe emporgeschüttelt. Es schien als sollte Licht werden in seinem dunklen Dasein.

Im Monat November tauchten nämlich plötzlich zwei geheimnißvolle, französische Emissaire in Dresden auf. Diese suchten Ernst Graf zu überreden, mit ihnen sofort eine Reise nach Straßburg anzutreten, indem sie ihm eine enorme Summe Geldes boten und zu verstehen gaben, daß er dort Aufklärungen über seine Geburt erhalten würde. Sein Platz wäre nicht in Dresden, sondern in Frankreich. Der schon

ohnehin scheu gemachte arme Lohndiener Ernst Graf konnte sich aber zu dieser Reise nicht entschließen, er fürchtete Verrath, namentlich, da die beiden Franzosen sehr eilig und geheimnißvoll auftraten und unter großen Versprechungen seine Mitreise verlangten.

Nach reiflicher Ueberlegung kam Ernst Graf zu dem Entschlusse, das Ansuchen der beiden Fremden entschieden abzulehnen. Diese verschwanden denn auch, ohne ihren Zweck erfüllt zu haben, plötzlich aus Dresden.

Der Abkömmling des großen Kaisers hörte im Jahre 1848 nichts mehr von seinen Geburtsverhältnissen. Aber Ende März 1849 wurde er auf Ansuchen des französischen Gesandten am sächsischen Hofe, Grafen von Reinhard, welcher mit einer in Dresden angezettelten Verschwörung — welche insbesondere Frankreich betraf — alle Hände voll zu thun hatte, von der Dresdener Polizeibehörde in Haft genommen. An der Spitze dieser Verschwörung sollte angeblich ein Sohn des Kaisers Napoleon stehen.

Nach einer über dreistündigen Unterredung oder vielmehr Untersuchung, welche im französischen Gesandschaftshotel unter persönlicher Führung des Grafen von Reinhard stattfand, wurde der heimaths- und namenlose Findling wieder entlassen. Seine Unschuld wurde nämlich klar bewiesen.

Der französische Gesandte gab bei dieser Gelegenheit dem Armen aber deutlich genug zu verstehen, daß, wenn er sich mit einem Bittschreiben an Se. Hoheit den Prinz-Präsidenten Louis Napoleon um eine Unterstützung wenden wolle, man nicht abgeneigt sei, dieses Gesuch zu befürworten.

Ernst Graf befolgte diesen Wink sogleich, noch am 31. März 1849 übergab er dem Grafen von Reinhard ein Bittschreiben an Louis Napoleon.

Der Graf versprach die möglichste Beschleunigung dieser Angelegenheit zu beantragen.

Die einzige Antwort des angeblichen Kaiser-Neffen bestand lediglich darin, daß der menschenfreundliche Graf von Reinhard plötzlich aus Dresden abberufen wurde.

Im darauf folgenden Jahre — also 1850 — wandte sich Ernst Graf nochmals und zwar direkt per Post an Louis Napoleon, allein auch dies war vergeblich.

Personen von Distinction — die ihm wohl wollten — riethen ihm, selbst nach Paris zu reisen, wozu man ihm die erforderlichen Mittel gewähren wollte.

Ernst Graf schwankte lange hin und her, ehe er zu einem Ent-

schlusse kam. Als aber die berühmtesten Portraitmaler den Hülflosen in seinen Vermuthungen auf's kräftigste bestärkten, indem sie die seltsame Aehnlichkeit zwischen ihm und Napoleon I. durch den Bau des Kopfes und die Dimensionen und Proportionen von Hals und Füßen, sowie der Brust schlagend bewiesen, da entschloß er sich endlich zu der gefahrvollen Reise.

Die Vorsehung hatte in der That zwei Wesen erschaffen, welche in ihrer so großen Aehnlichkeit nicht ihres Gleichen haben. Dieser seltsame Stempel der Natur ist nicht wegzuleugnen.

Am 15. November 1851 reiste Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf auch wirklich nach Paris ab und langte daselbst am 22. November an.

Sein erster Gang in der Weltstadt war nach dem königlich sächsischen Gesandtschafts-Hotel, um den Gesandten unter Vorlegung seiner Legitimationen zu ersuchen, ihm zu einer Audienz bei Louis Napoleon behülflich zu sein. Allein dies ging nicht so leicht, wie der Arglose glaubte. Denn der sächsische Gesandte erklärte dem erstaunten Bittsteller, daß er zuvörderst in dieser seiner Angelegenheit erst Instructionen von der königlich sächsischen Regierung einholen müsse, und daß darüber mindestens vierzehn Tage vergehen könnten. Jedenfalls müsse er, der Gesandte, aber darauf bestehen, daß Ernst Graf inzwischen nichts auf eigene Hand unternehme, da er im andern Falle ihn sonst vor Fährlichkeiten nicht zu schützen vermöge.

Bestürzt über diese sonderbare Erklärung des Herrn Gesandten, versprach der Arme ruhig die Entschließung der königlichen Regierung abzuwarten. Betrübt gab er die Adresse seiner Wohnung in Paris an und entfernte sich mit dem Gedanken, daß Recht doch wohl Recht bleiben müsse.

Bangen Herzens schlich der namenlose Sprößling kaiserlicher Macht und Herrlichkeit Wochen lang in den Straßen des damals mehr als gefährlichen Paris umher, ohne daß sich etwas in seiner Angelegenheit ereignete.

Seine Anfragen im Gesandtschafts-Hotel wurden immer mit der Antwort: „Es fehlen noch immer die erforderlichen Instructionen," beseitigt. Er solle ruhig der kommenden Dinge abwarten. — Wollte er nun nicht unverrichteter Sache abreisen, so blieb ihm nichts weiter übrig, als in Geduld zu verharren.

So stand der Unglückliche am 13. Januar 1852 — also nach 52 Tagen seiner Ankunft in Paris — in der Nähe des Invalidendomes den dortigen Militairexercitien zuschauend, welche unter Kanonen-

donner als letzte Ehrenbezeugungen dem Marschall Soult bei seiner Beerdigung dargebracht wurden, als plötzlich ein fein gekleideter Herr an Ernst Graf heran trat, welcher ihn schon eine Weile scharf fixirt hatte und die Frage an ihn richtete: „Haben Sie nicht den Wunsch, das Grabmal Ihres kaiserlichen Vaters zu sehen?"

Freudigen Herzens bejahte der Arme natürlich diese Frage, welche ihn so plötzlich und so wunderbar in seiner Herzensnoth, vielleicht von helfender Hand, gestellt wurde.

Zum ersten Male in seinem Leben sollte er sich einer Person nahen, die, wenn auch todt, dennoch sein ganzes Herz mit Liebe und Bewunderung erfüllte.

„Gehen Sie mit dieser Karte zum Minister des Innern, Grafen von Morny," sagte der Fremde, „und der Eintritt zu dem Grabmale des Kaisers wird Ihnen gestattet werden."

Tief ergriffen von der Güte und Theilnahme des geheimnißvollen Fremden, stammelte der Ueberraschte seinen Dank, nahm die Karte und ehe er noch weitere Fragen an ihn zu stellen vermochte, war dieser im Gedränge der Menge verschwunden.

Ungesäumt begab sich Ernst Graf mit seinem Schatze in das Minister-Hotel des Grafen von Morny — Stiefbruder Louis Napoleons — in der Hoffnung, die erbetene Erlaubniß unweigerlich zu erhalten. Dem war aber leider nicht so. Erst nach langen Hin- und Herfragen wurde ihm diese am 14. Januar ertheilt.

Mit welchen Gefühlen nun dieses vom Schicksale so hart geprüfte Menschenkind die letzte Ruhestätte seines Vaters — des großen Kaisers — betrat, vermag wohl keine Feder zu beschreiben.

In tiefer Wehmuth warf er sich zu den Stufen des Grabmales nieder, während heiße Thränen über sein kummervolles Gesicht rannen.

Das arme verlassene Kind der heimlichen Liebe, betete zum Herrn der Heerschaaren für das Seelenheil desjenigen, dem es zwar sein armseliges Leben, nicht aber seine Erhaltung verdankte. Doch fragte es in diesem feierlichen, geheiligten Augenblicke nicht nach dem Materiellen, es war glücklich den Vater — wenn auch im Grabe, gefunden zu haben.

An dieser Stätte letzter Pracht und Herrlichkeit wurde wohl niemals aufrichtiger, herzlicher für das Seelenheil des Mannes gebetet, welchen Millionen segnen — aber auch eben so viel verfluchen.

Geistig gehoben, verließ Ernst Graf die Grabstätte Napoleon I.

Endlich war von der sächsischen Regierung für den Gesandten

folgende Instruction vom 21. Januar 1852 in der Angelegenheit des Schwergeprüften eingegangen. Diese lautete etwa so:

„Die wegen Ernst Graf angestellten Recherchen haben so lange Zeit erfordert, daß es früher nicht möglich war, die königlich sächsische Gesandtschaft in Paris mit Instructionen zu versehen. Die Regierung Sr. Majestät fühle sich nun nach reiflicher Erwägung der Verhältnisse nicht bewogen, direkt zur Erlangung einer Audienz bei Sr. Hoheit dem Prinz-Präsidenten Louis Napoleon für Ernst Graf einzutreten, indem die Angelegenheit desselben nicht Staats-, sondern Familiensachen betreffen. Wohl aber ist die königliche Regierung bereit, den Bittsteller mit Geldmitteln zu versehen, wenn er es wünsche und seine Mittellosigkeit glaubwürdig erwiesen sei.

Es muß dem Ernst Graf anheim gestellt werden, seine Angelegenheit auf eigene Hand zu verfolgen, wozu er sich eines Rechtsbeistandes bedienen mag, dem ein Kostenaufwand erforderlichenfalls zu leisten ist."

In Folge dieses Bescheides, welcher vom Minister-Präsidenten, Herrn von Beust, eigenhändig unterzeichnet war, wurde dem Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Paris von dem sächsischen Gesandten eine tägliche Unterstützung von fünf Franken — oder 1 Thlr. 10 Sgr. — gewährt. Ferner wurde ihm in der Person eines Herrn M. Fischer, Straße St. Denis Nr. 303 in Paris, ein Sachwalter bestellt, dessen Hülfe aber der Rathlose niemals in Anspruch nahm.

Seine außerordentliche Aehnlichkeit mit dem unsterblichen Kaiser, sowie seine geheimnißvollen Jugendjahre machten den Namen- und Heimathslosen zu einer pikanten Persönlichkeit in dem damals unruhigen Paris. — Von allen Seiten wurde ihm gerathen, sich noch einmal direkt an Louis Napoleon zu wenden. Was er denn auch that.

In einem formell richtig abgefaßten Bittschreiben, bat er als natürlicher Sohn des Kaisers Napoleon I., den angeblichen Neffen des großen Weltbezwingers, um eine ausreichende Unterstützung für den Abend seines mysteriösen Lebens.

Auf diesem mit „Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf," unterzeichneten Gesuche, erhielt er folgenden wörtlich lautenden Bescheid:

„Präsidentschaft der Republik Frankreich.

Paris, den 7. Februar 1852.

General=Secretariat, Vorstadt St. Honore Nr. 53.

Mein Herr!

Ich bedauere sehr, Ihnen eröffnen zu müssen, daß es nicht möglich ist, Ihrem an Sr. Hoheit den Prinz=Präsidenten der Rep ublik gerichteten Gesuche, welchen Antheil auch Ihre Lage zu verdienen scheint, einen günstigen Erfolg zu geben. Die Geringfügigkeit der Summen, über welche der Präsident gegenwärtig für Unterstützungszwecke verfügen kann, und die unglücklicherweise sehr beträchtliche Anzahl der Personen, welche alle Tage seine Mildthätigkeit anrufen, erlauben Sr. Hoheit nicht, sie auf alle Unglücklichen, welche seines Mitgefühls würdig sind, auszudehnen.

Empfangen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Der General=Secretair.

A. Chevalier."

Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, reicher an Erfahrungen, aber ärmer an Hoffnungen, sah sich nun genöthigt, nach Dresden zurückzukehren.

Hier angelangt, begab er sich zunächst zum Staatsminister von Beust, um demselben für die ihm von Seiten der sächsischen Regierung zu Theil gewordene Fürsorge und Unterstützung in Paris, seinen Dank abzustatten.

Der Herr Staatsminister empfing ihn sehr freundlich, ließ sich Bericht über seinen Aufenthalt in Paris und über seine bei Louis Napoleon erzielten Erfolge erstatten.

Mehrere Male ging der von Deutschland gefeierte Minister im Audienz=Saale heftig hin und her. Plötzlich blieb er vor Ernst Graf stehen, blickte ihn scharf in die treuen Augen und fragte denselben in hastiger Weise:

„Wer hat Sie denn eigentlich mit Ihren näheren Verhältnissen und dem Geschicke Ihres Lebens so genau bekannt gemacht? Wahrscheinlich doch nur der Herr Polizei=Direktor von Oppell, nicht wahr?"

„O nein, Ew. Excellenz," erwiderte der Gefragte ehrfurchtsvoll. „Es waren und sind noch die Menschen, welche meinen Vater, den großen Kaiser bei Lebzeiten kannten. Meine seltsame Aehnlichkeit, die Zeit meiner Geburt, das mysteriöse Dunkel meiner Jugend, Alles zu-

sammen genommen vereinigt sich, meine Mitmenschen und mich an der Wahrheit meiner Ansprüche nicht zweifeln zu lassen."

Herr von Beust schien auf diese Antwort etwas entgegnen zu wollen, aber eine kurze Handbewegung deutete dem Rechtsuchenden verständlich genug an, daß er entlassen sei.

Nicht umsonst war die Frage des Staatsministers von Beust an Ernst Graf gethan worden; sein scharfer Verstand combinirte schnell zusammen, daß der Polizei-Direktor von Oppel wohl im Stande sei, wichtige Enthüllungen über seine Geburt und die Echtheit seiner Ansprüche zu machen.

Ohne Aufenthalt zu erleiden, kam Ernst Graf bei demselben an. Doch dieser empfing den Armen sehr kalt. Mit harten Worten fertigte er den Bittsteller dahin ab:

„Ich kann nicht begreifen, wie Dich der Herr Staatsminister von Beust durch seine seltsame Frage an mich verweisen kann, da über Deine Angelegenheit schon längst Beschluß gefaßt worden ist und ich meine Ansichten darüber an die mir vorgesetzte Behörde habe abgeben müssen. Als pflichttreuer Staatsdiener kann ich Dir keine Auskunft ertheilen; willst Du etwas Näheres wissen, dann wende Dich an die Staatsregierung selbst. Im Uebrigen muß ich Dich bitten, mich mit Deinen Angelegenheiten nicht weiter heimzusuchen, da ich Dir darüber Nichts sagen darf."

Mit welchen Gefühlen Ernst Graf den Polizei-Direktor verließ, ist wohl schwerlich wiederzugeben, denn in den Worten desselben lag ein bedeutungsvoller Sinn, der den Hülflosen nicht ruhen und rasten ließ.

In einem unterthänigen Immediatgesuche wandte sich Napoleon Buonaparte, genannt Ernst Graf, im Monat December 1852 an Sr. Majestät den verstorbenen König Friedrich August mit der demuthsvollen Bitte: Seine Majestät möchte ihm in dieser seiner Angelegenheit seinen königlichen Schutz gewähren und die Gnade haben, dieselben untersuchen zu lassen, besonders in Hinsicht auf eine ihm als Mutter bezeichnete und in Reisewitz bei Dresden noch lebende Dame mit Namen Gräfin von Kielmannsegge.

Auf dieses Gesuch erhielt Ernst Graf nachfolgenden Bescheid:

> „Seine Majestät der König wollen Sich nicht in so hohe Familien-Angelegenheiten mischen, vielmehr dieselben beigelegt wissen."

Was sollte der Unglückliche nun beginnen? In seiner Verzweiflung faßte er schon den Entschluß, nach Reisewitz zu der Gräfin von Kiel-

mannsegge zu gehen. Aber dieses Vorhaben kam nicht zur Ausführung, da man ihn von allen Seiten versicherte, die Menschenfeindin nehme durchaus Niemand an. So war es auch in der That. Das Haus, in welchem die Gräfin starb, liegt an dem kleinen Weißritzflusse, am Ende des Reisewitzgartens, im Plauenschen Grunde und trägt mit seiner Umfassungsmauer die Physiognomie einer verfallenen Villa. Die Fensterladen waren seit einigen dreißig Jahren nicht geöffnet worden, in welcher Zeit die Gräfin von wenigen Personen gesehen worden ist. Sie verließ ihr trauriges Asyl, das sie sich factisch zu einem Kerker hergerichtet hatte — niemals. Eine alte Dienerin besorgte ihre wenigen Bedürfnisse.

Allnächtlich schliefen drei Männer zum Schutze in ihrem Hause, denen sie, so sparsam sie auch sonst sein sollte, monatlich 18 Thaler Lohn zahlte.

Wie sie in den letzten 30 Jahren gelebt, so starb sie — unerkannt — ungeliebt — ein einfacher Leichenwagen führte den lebensmüden Körper zur letzten Ruhestätte auf den Friedrichsstädter Kirchhof in Dresden.

Seit dem Jahre 1852 hat nun Ernst Graf den Namen seines kaiserlichen Vaters förmlich angenommen, wovon er dem französischen Cabinet, dem Senat und der französischen Gesandschaft in Dresden Kenntniß gab, ohne daß von irgend einer Seite dagegen protestirt worden wäre.

Auch der Gräfin von Kielmannsegge ließ er mit der Post ein Schreiben behändigen, welches mit Napoleon Buonaparte unterzeichnet war, und worin er unter ausführlicher Beschreibung seiner Erlebnisse um Mittheilungen über die Wahrheit seiner Vermuthungen in höflicher Weise bat. — Aber auch von dieser Seite erfolgte keine Antwort. Die Stimme des Mutterherzens und der heiligen Mutterliebe sprach nicht zu Gunsten des Armen. Vielleicht war sie der Gräfin fremd.

Wenige Tage nach dem Ableben seiner angeblichen Mutter, meldete er sich bei dem Gerichtsamte zu Dresden als Erbe der Gräfin von Kielmannsegge; und bat in einem Immediatgesuche vom 27. April 1863, den König Johann, ihn bei der Eröffnung des Testaments der verstorbenen Gräfin, mit hinzuziehen zu wollen.

Auch mit dieser nach den obwaltenden Umständen gerechtfertigt scheinenden Bitte wurde Napoleon Buonaparte abgewiesen.

So lebt nun der Arme hoffnungslos in Dresden. Sein einziges Glück ist nach dem Tode seiner Frau — jener Sohn, welchen wir im

ersten Kapitel unter so seltsamen Begebenheiten kennen lernten und dessen Jugendjahre eine ziemliche Aehnlichkeit mit denen seines armen Vaters hatten. Diese werden wir dem Leser an geeigneter Stelle vorführen und wenden unsern Blick jetzt wieder auf den Auswanderungsdampfer Ohio, welcher inzwischen ruhig sein Ziel verfolgt hatte.

III.

Die wunderbare Auferstehung.

Zeit und Meer rollen ihre Wogen in's Unendliche. Wer kann sagen, wo diese Wogen branden und brechen?

So auch ist jeder Tag unserer Zeit ein Tropfen, jedes Jahr eine Woge, jedes Jahrhundert eine Fluth, die da kommt und verrauscht, die da aufsteigt und niederfällt.

Aber jede Fluth in Zeit und Meer hebt die in der Nacht der Tiefe begrabenen Schichten mehr und mehr empor und läßt sie den Strahl der Sonne schauen, welcher erwärmt, belebt und befruchtet.

Zwischen den Trümmern und Resten der Vergangenheit wird das Neue geboren. Eine neue Welt mit neuem Geist und Leben.

Das ewige Gesetz der Natur besteht darin — Schaffen und Zerstören. Es giebt keinen Stillstand, denn dieser wäre der Tod und die nie rastende Natur lebt ewig. Darum die Auferstehung aus dem Tode!

Das neunzehnte Jahrhundert ist eine wunderbare Fluth. Der Geist Gottes schwebt über dieser und erweckt in jeder Stunde Todtes zum Leben. Der Geist feiert seine Auferstehung. Geläutert, strahlend im Licht der Wahrheit, geht er hervor aus den Banden des Grabes und durchbricht alle Schranken, die kurzsichtige Thoren ihm vergeblich in den Weg legen. Blutig sind seine Bahnen — aber Segen und Frieden das Ziel.

Die Weltgeschichte wird unser Jahrhundert das Zeitalter der Wunder nennen, welche den großen Geist verherrlichen und sein ewiges Walten bekunden.

„Ich bin kein Prophet und weiß nicht, was geschehen wird, aber ich bin ein alter Arzt und kann vorübergehende von tödtlichen Krankheiten unterscheiden; an diesen stehen wir jetzt. Wir halten fest

an dem Bestehenden so lange wir können, aber ich verzweifle an der Kraft unserer morschen Hand — zittere vor dem Ausgange!" sagte Fürst Metternich, der alte Kutscher der Geschicke Europas, im Jahre 1847 zu dem Kaiser Ferdinand.

Der neue Geist vernichtete die lang bestandenen Theorien dieses weisen Staatsmannes und pflanzte das in Blut getauchte Banner des wahren Lichtes auf in allen Zonen der civilisirten Welt.

Finstere Nacht herrschte auf den Wogen des Weltmeeres und lähmte den nie rastenden Geist der Menschen in seinem täglichen Streben. Beglückende Bilder umgaukelten die armen aber hoffnungsvollen Auswanderer auf dem Ohio in ihren Träumen. Alles schlief. Nur der wachthabende Offizier mit seinen den Nachtdienst verrichtenden Matrosen befand sich auf dem Deck des dahineilenden Dampfers.

Da plötzlich regte sich ein Körper in der Kajüte der von uns wahrgenommenen finsteren That. Es war der des geheimnißvollen Fremden mit dem seltsamen Siegelringe. — Langsam schien in ihm das Leben wiederzukehren. — Ein lautes Stöhnen wurde hörbar, der Körper dehnte sich der Länge nach, das Blut pulsirte durch die Adern und ein mattes Roth überzog das bis dahin mit Leichenblässe bedeckte Antlitz des Fremden. Noch ein tiefer Seufzer, und der Fremde erwachte zum neuen Leben und zum Kampfe gegen die finsteren Mächte.

„Der entsetzliche Starrkrampf ist vorüber," murmelte der Fremde vor sich hin, „zum zweiten Male ihn zu überstehen, wäre unmöglich. Das Nervensystem erträgt solche gewaltige Lähmung nur einmal ungeachtet aller Hülfsmittel."

Mit diesen Worten erhob sich der Fremde vom Boden des Kajütenzimmers, zog ein elegantes Taschenfeuerzeug hervor, entzündete ein Schwefelholz, mit welchem er die an der Decke der Kajüte befindliche Lampe in Brand setzte. Ein schwacher Lichtschein verbreitete sich nach und nach und erleuchtete das Gemach des Todes, in welchem noch ein sonderbarer Geruch wahrzunehmen war.

Der Fremde öffnete schnell ein kleines Kajütenfenster und ließ die frische Nachtluft hinein. Dann warf er einen Blick auf den Leichnam seines Feindes. Sein finsteres Gesicht nahm einen milderen Ausdruck an, und seiner Brust entfloh ein Seufzer, welcher anzudeuten schien, daß der Fremde mit der furchtbaren Waffe des sichern Todes, Reue über seine That empfinde.

„Da liegt ein vernichtetes Dasein, welches mir hemmend in den Weg trat," sagte der Fremde. „Die Selbsterhaltung und Nothwehr zwang mich jenes entsetzliche Mittel zu gebrauchen, welches immer den=

jenigen tödtet, welcher nicht die Kraft des Gegenmittels kennt. Aber auch mein Körper ist bis in seine feinsten Fasern ergriffen. — Ich fühle es," fügte er mit matter Stimme hinzu, „das Gift der Borgia hat die Kraft meines Körpers untergraben, obgleich ich mein Nervensystem vorher durch Chlorpräparate stählte."

Der Fremde machte eine Pause in seinem Selbstgespräche, um die erfrischende Nachtluft einzuathmen, bald fuhr er aber in seinen Betrachtungen wieder laut zu sprechen fort:

„Jetzt bin ich Dein Erbe, unheimlicher Todte. Du wolltest mein Leben — meine Geheimnisse erforschen. Ich begehe daher keine schlechte That, wenn ich zu erfahren suche, was Dich bewog, meinen Weg zu kreuzen, Du mußtest diese That mit Deinem Leben bezahlen. Keine Macht der Erde kann Dich wieder zum Leben erwecken. Die Wissenschaft kennt nur die Wirkung dieses furchtbaren Giftes der Dogenfamilie von Venedig, und gering ist nur das Gegenmittel zu nennen, welches die Macht desselben — vorher angewandt — zu brechen vermag. Kurzsichtige Augen werden Deinen plötzlichen Tod dem Schlagflusse zuschreiben, und Dein Leichnam wird auf dem großen Kirchhofe des Weltmeeres einen Platz finden, wo in seinen Untiefen Kampf und Sieg in jeder Stunde wechselt, so gut wie auf der Oberwelt. Kein gefräßiges Ungethüm aber wird Deinen Körper auf dem Meeresgrunde zur Speise begehren, denn das Gift schützt Deinen Leichnam. Mensch und Thier fliehen die viele Jahrhundert alte Erfindung der von der Nachwelt verfluchten Borgia. — Fahre wohl!"

Ein kleines Bund zierlich gearbeiteter Schlüssel, welche neben dem Todten lagen und diesem wahrscheinlich aus der Tasche gefallen waren, fesselte plötzlich den Blick des Unbekannten und gab seinem Geist eine andere Richtung.

Schnell ergriff er die Schlüssel, öffnete damit die Schlösser des Reisekoffers und untersuchte dann den Inhalt desselben.

Der Gegenstand, welcher ihm zuerst in die Augen fiel, war wichtig genug, seine ganze Aufmerksamkeit zu erregen und dasjenige zu bestätigen, was er immer vermuthet hatte. Ein Priestergewand, wie es die Geistlichkeit in katholischen Ländern zu tragen pflegt, lag oben auf im Koffer. Der Todte gehörte unzweifelhaft dem Orden der Jesuiten an. Ein Brevier und ein kleines seltsam ausgelegtes Kreuz an einer silbernen Kette befand sich im Gewande.

Da der Koffer weiter nur Kleidungsstücke zu enthalten schien, so wollte der Fremde schon den Deckel schließen, als er noch eine Seitentasche bemerkte. Er öffnete auch diese und fand darin Papiere, Zeich=

nungen, Geld und Briefschaften, wovon er flüchtig Notiz nahm. Der Inhalt mußte aber sehr anziehender Natur für ihn sein, denn sein sonst so finsteres Gesicht nahm eine triumphirende Miene an, während ein frohlockendes Lächeln um seinen nicht unschönen Mund spielte.

„Gerecht war mein Verdacht," murmelte der Fremde, „und gerechtfertigt das Loos, welches den Horcher traf. Also ein Sendling des stolzen Minister-Cardinals Antonelli in Rom war der Jesuit," fügte er mit einem leichten Kopfnicken sinnend hinzu. „Mein Plan ist dem großen Intriganten in Rom verrathen worden. Wer mag der Verräther sein?"

Sinnend stützte er den Kopf in die hohle Hand und überließ sich seinen forschenden Gedanken.

„Gut, mein stolzer Cardinal!" rief er plötzlich mit drohender Stimme. „Ich nehme den Kampf an; den Du der Welt bietest, wir wollen sehen, wer als Sieger daraus hervorgeht. Du oder ich! Zu Ende ist das Reich des päbstlichen Stuhles, gebrochen die weltliche Macht Pius IX. und nimmermehr kehrt die Zeit der Verdummung — der Finsterniß und der Bluthaten zurück, trotz aller Deiner List und Ränke. Dein Bote ist todt, Antonelli!" fügte er unheimlich auf den Leichnam blickend hinzu. „Aber Deine Botschaft soll dennoch treulich an Abraham Lincoln bestellt werden, nur der Bote ist ein anderer geworden, und das Resultat Deiner finstern Pläne wird, so Gott will, Amerika sowie der ganzen Menschheit nicht zum Schaden gereichen. — Auf zur That!"

Der Fremde nahm sämmtliche Papiere des Todten nach sich. Er ergriff das Priestergewand, das Brevier und das Kreuz mit der silbernen Kette, verschloß den Koffer und brachte Alles soweit in Ordnung, um die Spuren seiner Anwesenheit in dem Zimmer des Priesters zu verwischen.

Eben wollte er die Kajüte verlassen, als plötzlich leise an die Thür geklopft wurde, schnell verbarg er seinen Raub und rief mit fester Stimme „Entree!"

Die Thür öffnete sich, und herein trat August Graf mit verbundenem Kopfe.

„Bleiben Sie zurück, junger Freund!" rief der Fremde. „Der Tod hat sich unseres Peinigers bemächtigt. Ein plötzlicher Schlagfluß war der Lohn seines Horchens. Kommen Sie, Napoleon Buonaparte, in meine Kajüte, Sie sowohl wie ich, werden kein Verlangen nach

Schlaf, sondern nach Aufklärung der so urplötzlich über Sie hereingebrochenen Verhältnisse und Begebenheiten haben. Kommen Sie!"

Nach diesen Worten verließ der Fremde die Kajüte, nahm den an der Thür bestürzt stehenden jungen Mann unter den Arm und zog den beinah unfreiwillig Folgenden in sein Kajütenzimmer, verschloß die Thür, entledigte sich der mitgenommenen Sachen und reinigte sich von dem Blute, welches Hände und Gesicht bedeckte, wovon August Graf alles nichts bemerkte, da er inzwischen Platz genommen und seinen Kopf, der ihn noch immer sehr schmerzte, in die Hand gestützt hatte.

„Nun, mein junger Freund," begann der Fremde, „wie war es möglich, daß der Jesuit aus seinen Banden kam?"

„Genau Ihnen das zu sagen, vermag ich nicht," entgegnete August Graf. „Ich war in Träumereien versunken und achtete nicht auf den Gefesselten. Ein heftiger Schlag auf meinen Kopf, der mich der Besinnung beraubte, belehrte mich, daß der Mann frei und Herr seines Willens war."

„Haben Sie eine Wunde davon getragen, oder haben Sie nur in den Banden der Betäubung gelegen?" fragte der Unbekannte. „Lassen Sie doch sehen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, untersuchte er den Kopf des jungen Mannes, und da ein Loch etwa in der Größe eines Thalers vorhanden war, so legte er ein Pflaster, welches er aus einem kleinen Kasten nahm, darauf. Alsdann erst verband er seine erheblichere Kopfwunde.

„Unsere Verletzungen sind nur unbedeutend," begann der Fremde wieder, „auch ich war so glücklich von der segenspendenden Hand des Priesters eine leichte Wunde davon zu tragen."

„Und doch haben Sie ihn getödtet?" versetzte August Graf vorwurfsvoll. „Haben die Hand an einen geweihten Diener der Kirche gelegt."

„Mit keiner Waffe berührte ich den Jesuiten," entgegnete der Fremde zweideutig. „Sie sind ja Arzt, gehen Sie in die Kajüte, und untersuchen Sie den Leichnam, nur der Schlagfluß entledigte mich seiner Person und befreite mich von einem vielleicht tödtlichen Schusse, denn der Priester war mit einem Revolver versehen. Am Morgen, beim Reinigen der Kajüte, wird man den Leichnam finden und der Schiffsarzt meine Angaben bestätigen. — Haben Sie über mein Verlangen Beschluß gefaßt?" fügte der Fremde, dem Gespräche eine andere

Wendung gebend, hinzu. „Wollen Sie mir den Schlüssel, das Päckchen Briefe, sowie das falsche Geld aushändigen?"

„Sie haben es bis jetzt noch nicht für gut befunden," erwiderte der junge Mann ausweichend, „mir Ihren Namen, Charakter und sonstigen Verhältnisse mitzutheilen, namentlich wodurch Sie in Besitz von Geheimnissen gekommen, welche eigentlich nur Personen wissen können, welche mich zu verfolgen scheinen."

„Wenn gleich Sie ein Recht dazu haben, nach meinem Namen zu fragen, so bin ich augenblicklich doch nicht in der Lage, Ihnen diesen mittheilen zu können," entgegnete der Fremde lächelnd. „Die Zeit ist aber hoffentlich nicht mehr fern, Sie mit meinem Charakter, Namen und Absichten bekannt zu machen. Bis dahin nennen Sie mich Marquis Posa. — Sie lächeln, ja, ja — ich bin unsterblich, bin Marquis Posa. Sehen Sie die Königswunde an meiner Stirn, sie ist wirklich vernarbt. Der Körper ist todt, doch der Geist des weisen Marquis wird ewig leben. Es war ein beschränktes Jahrhundert, wo Philipp von Spanien den eigenen Sohn und seinen weisen Freund Posa fürchtete, lächeln wir über seine Irrthümer, Napoleon Buonaparte. Das Menschenthum schreitet doch vorwärts, und dasjenige, was man in Europa für Ideale hält, ist auf dem Capitol zu Washington schon verbraucht. Deshalb nennen Sie mich nur dreist Marquis Posa, ich darf diesen Namen schon tragen."

„Nun denn, Herr Marquis, ich bin zwar kein Don Carlos, nehme aber gern ehrliche Freundschaft und Rath von erfahrenen Männern an. Beantworten Sie mir wenigstens eine Frage, woher kam Schlüssel und Auftrag zu dem Raube der Briefe im Leekins'schen Wandschranke zu Liverpool?"

„Sie nennen die Ausführung einen Raub?" rief der Marquis Posa, wie wir ihn jetzt nennen müssen, „und doch betreffen die Papiere ein Geheimniß, welches über die Geburt Ihres Vaters ungelöst schwebt. — Schlüssel und Auftrag kamen aus London und zwar von mir. Vergleichen Sie Ihr Schreiben mit diesem hier, beide Handschriften sind gleich, es ist die meine."

Der Marquis überreichte dem jungen Arzte die Abschrift eines Schreibens, welches folgendermaßen lautete:

London, den 2. Februar 1861.

Mein Herr!

„Man hat Ihnen von gewisser Seite den Rath ertheilt, Ihr Domizil zu verändern und New=York zu Ihrem Aufenthalte zu wählen, indem man Ihnen freie Ueberfahrt und

zehntausend Pfund Sterling zur Verfügung stellte, welche Sie in Liverpool bei Master Leekins u. Co. erheben können. Dieser Rath ist gut, befolgen Sie denselben. Die nordamerikanische Armee bedarf der guten, deutschen Aerzte. Man wird Ihrer Anstellung nichts in den Weg legen, im Gegentheil durch einflußreiche aber geheimnißvolle Hand mächtig unterstützen.

Verlassen Sie auf einige Zeit Europa und machen Sie sich im Kriege gegen die südstaatlichen, amerikanischen Kinder der Hölle des hohen Namens würdig, den Sie mit Recht tragen.

Ihrer Ehre vertraut man beifolgenden Schlüssel und ein wichtiges Geheimniß an, welches darin besteht, daß bei Master Leekins u. Co. zu Liverpool sich im Hintergrunde des ersten großen Comtoirs ein kleines Privatzimmer des Chefs, William Leekins befindet, wo in einem Wandschranke Papiere aufbewahrt werden, welche zu einem Päckchen zusammengetragen und mit einem rothseidenen Bande umschlungen sind und zusammen gehalten werden.

Der beifolgende Schlüssel paßt zu diesem Wandschranke. Sie werden, wenn Sie den Ihnen ertheilten Rath befolgen, dieses Zimmer bei Master Leekins u. Co. betreten. Suchen Sie sich in Besitz dieses Päckchens zu setzen. Die Papiere sind für Ihre gerechten Ansprüche, sowie für Ihr ganzes Leben von größter Wichtigkeit. Diese würden den Abend des kummervollen Lebens Ihres Vaters bestimmt erheitern. Nur sind Sie verschwiegen wie das Grab gegen Jedermann, selbst gegen den eigenen Vater. Sie wissen, Schweigen heißt Gelingen, Reden — der Tod! — deshalb schweigen und handeln Sie!

Eine mächtige Hand wacht über Ihre Person und fördert Ihre Ansprüche. Die Saat reift, der Schnitter schärft die Sichel — der Tod hält seine Ernte! Auf nach Amerika's blutgetränkten Boden!"

Am Schlusse dieses Briefes waren noch einige Notizen zum genauen Erkennen des Wandschrankes und des Päckchens Briefe angegeben und unterzeichnet mit drei

† † †

Der junge Mann warf einen forschenden Blick auf die Abschrift, verbeugte sich dann oberflächlich und sagte:

„Herr Marquis, ich nehme jetzt durchaus keinen Anstand mehr, Ihnen die verlangten Sachen auszuhändigen. Hier nehmen Sie den Schlüssel, die Briefe und die 10,000 Pfund Sterling. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß ich es mit einem Ehrenmanne zu thun habe, der die Leiden seiner Nebenmenschen zu würdigen weiß.“ Mit diesen Worten überreichte er dem Fremden die verlangten Sachen.

„Sie können in allen Verhältnissen Ihres jugendlichen Lebens auf mich rechnen,“ entgegnete der Fremde in einem solchen herzlichen Tone, daß der junge Mann mächtig davon ergriffen wurde. „Nehmen Sie diese echten Banknoten für die falschen, wir könnten getrennt werden, und dann sind Sie wahrscheinlich ohne Mittel.“

Der Fremde reichte August Graf eine ansehnliche Summe, welche er aus einem eleganten Portefeuille nahm.

Ohne sich seiner Armuth zu schämen oder ein beleidigtes Gefühl zu verrathen, nahm der junge Arzt das Geld und sagte:

„Ja wahrlich, ich bin ganz von Mitteln entblößt, doch gestatten Sie mir, Herr Marquis, mich als Ihren dankbaren Schuldner zu betrachten. Vielleicht lächelt mir das Glück in Amerika und setzt mich in den Stand, Ihnen meine Schuld bald abtragen zu können.“

„Lassen wir das, mein junger Freund,“ erwiderte der Marquis. „Hoffentlich ist der Zeitpunkt nicht mehr zu fern, Sie in Ihre Rechte einzusetzen. Eine gewaltige aber geheimnißvolle Macht arbeitet in Ihrem und der Völker Europa's Interesse. Glauben und vertrauen Sie. Ist der Zeitpunkt gekommen — die Saat gereift — dann werden Sie alles Ihnen jetzt unbegreiflich Scheinende mit klaren Augen sehen und mit geläutertem Geiste richtig erfassen.

„Gehen wir jetzt zur Ruhe, der Morgen ist nicht mehr fern.“

Seinem seltsamen Wohlthäter herzlich die Hand drückend, wünschte der junge Mann dem Marquis einen guten Schlaf und entfernte sich dann in seine Kajüte, wo er sich sogleich in seine Hängematte warf und sich dem mächtig andringenden Schlaf überließ.

IV.

Die Saat reift.

Zu London in der Gegend von Cornhill und Finch-Lane befindet sich eine schmale, schlecht gepflasterte Gasse, welche so eng ist, daß

man von dieser aus nur einen schmalen Streifen des Himmels sehen kann. Diese Gasse wird von der einen Seite durch ein außerordentlich hohes, viereckiges Haus begrenzt und trägt nicht wenig zu der Verfinsterung derselben bei. Die Gegend war sehr verrufen, man sah höchstens jene Schatten von Mäklern daselbst, welche um Royal-Exchange ihr stets hungerndes, aber bettelstolzes Dasein umherschleppen. So war es bei Tage.

Sobald aber die Nacht ihre dunklen Schatten über die Erde warf, belebte sich die Gegend, wenige Gaslaternen erleuchteten den Weg durch die unheimliche Gasse, und ein wüster Lärmen erscholl aus den niedrigen Wirthshäusern. Man hörte den verlockenden Klang hingeworfenen Goldes, die verführerischen Stimmen der galanten Mädchen und die rauhen Flüche der Streitenden aus der Hefe des Volkes.

Das bereits erwähnte große Haus ging auf der einen Seite auf Finch-Lane und auf der anderen Seite auf Cornhill hinaus. Der letztgenannte Theil dieses Hauses, welcher auf Cornhill hinausging, war von eleganten Magazinen eingenommen, während die Front nach Finch-Lane von dem Laden und den Schaufenstern eines Wechslers benutzt wurde. Neben dem Wechsler befand sich der Laden eines Trödlers.

Im Hintergebäude dieses düstern Hauses befanden sich im Parterregeschoß die Comtoirs des Handelshauses Ralfh Meuren, wogegen die oberen Etagen als Lagerräume benutzt wurden.

Gewaltige Kellerräume zogen sich unter dem Gebäude entlang, welche mit großen Fässern angefüllt waren.

Die große Uhr vom Westminster schlug eben die eilfte Stunde, als ein Mann in einen dunklen Mantel gehüllt, von Cornhill herkommend, auf das eben beschriebene Haus zuging. Ohne zu zaudern betrat er den dunklen Hausflur, schritt über den Hof und nahm seinen Weg in die Büreaus von Ralfh Meuren.

Ein Diener trat dem Fremden im Vorzimmer entgegen. Der Unbekannte lüftete kaum merklich den Hut und legte alsdann beide Arme wie ein Kreuz übereinander. Der Diener legte die Hand auf's Herz, verbeugte sich schweigend und öffnete eine große, eiserne Thür, welche in einen Gang führte.

Am Ende dieses Ganges zitterte der Schein eines bleichen Lichtes. Der Fremde verfolgte diesen Schein und gelangte an eine Thür, welche das Zeichen eines Halbmondes trug. Er klopfte in drei kurzen Pausen und in einer seltsamen Weise an diese Thür.

„Wer klopft zu dieser Stunde der Nacht an die Thür der Geweihten?“ fragte von innen eine tiefe Stimme.

„Die Noth und das Elend!“ antwortete der Fremde.

„Noth und Elend ist der Menschen Loos,“ sprach die Stimme weiter. „Aus welchem Lande ertönt der Nothschrei?“

„Aus dem Lande der Magyaren, aus dem armen Ungarnlande,“ antwortete der Fremde.

„Wen sendet die Noth der Ungarn zu den Geweihten?“ fragte der Unsichtbare.

„Den Unwürdigsten seiner Söhne. Man nennt mich Kossut in der Heimath,“ sagte der Fremde ernsten Tones.

Plötzlich öffnete sich die Thür und ein Mann von riesigem Körperbau ließ den geächteten Ungarn eintreten, indem er den Zeigefinger seiner linken Hand an die Brust drückte und seinen Blick fragend auf den Eintretenden richtete.

Kossut erhob denselben Finger und drückte ihn wie einen Tuch an seinen Mund.

Dies schien das von dem geheimnißvollen Pförtner erwartete Erkennungszeichen zu sein, denn er stieß, ohne weiter ein Wort zu sagen, eine zu seiner Rechten befindliche Thür auf, welche, wenn sie geschlossen war, durchaus nicht bemerkt werden konnte. Eine steile und schmale Treppe zeigte sich dem Blicke des Ungarn, deren Stufen sich in die Erde verloren.

Kaum war Kossut die Treppe hinabgestiegen, als zum zweiten Male dasselbe geheimnißvolle Klopfen an der Außenthür vernehmbar wurde.

Der Pförtner stellte dieselben Fragen wie bei Kossut und der Reihe nach antwortete der Wartende.

„Aus welchem Lande ertönt der Nothschrei?“ fragte jetzt der Pförtner.

„Aus dem unglücklichen Polen,“ antwortete der Fremde.

„Wen sendet die Noth der Polen?“ fragte der Pförtner weiter.

„Mieroslawski nennen mich meine Brüder,“ entgegnete der Pole.

Die Thür öffnete sich, das Erkennungszeichen erfolgte, und Mieroslawski stieg ungehindert die Treppe in die Tiefe hinab.

So ertönte das Klopfen noch sieben Mal an der Thür. Dieselben Fragen wurden gestellt und dieselben Antworten erfolgten.

Mazini für Italien, Bakunin für Rußland, Hecker für Süddeutschland, Kinkel für Norddeutschland, Ledru Rollin für Frankreich, Gonzalvo für Spanien und Savres für Nordamerika passirten die Thür, um von dem aufmerksamen Pförtner weiter geprüft zu werden. Auch diese Personen stiegen in die Tiefe.

Der Pförtner schien sich die Namen der Eingetretenen zu notiren, denn er zog ein Taschenbuch hervor und schrieb darin. Noch war er mit seiner Arbeit nicht zu Ende gekommen, als plötzlich ein lautes Klopfen ertönte, welches ganz von dem früheren abwich.

„Wer klopft und stört die Ruhe der Geweihten in der Nacht, die keines Menschen Freund ist?" fragte der Pförtner zufrieden mit dem Kopfe nickend.

„Die Söhne Orleans fordern Eingang," antwortete eine jugendliche Stimme.

„Was legen die edlen Söhne Frankreichs auf den Altar des Vaterlandes?"

„Ihre Ansprüche auf den Thron, ihr Vermögen, ja ihre Ehre!" erscholl es mit fester Stimme.

„Was fordern sie dafür?" fragte der Pförtner weiter.

„Aufnahme in den Bund der Geweihten!" riefen plötzlich zwei Stimmen wie aus einem Munde.

„Könnt Ihr einen Grund dafür angeben?" lautete die Frage.

„Den Schimpf zu rächen, welchen der meineidige Abkömmling des Corsen unserm Hause angethan!"

„Schimpf und Schmach wäscht nur das Blut ab!"

„Wir fordern sein Blut!"

„So tretet ein, edle Söhne einer deutschen Mutter," sagte der Pförter, indem er die Thür öffnete.

Die beiden Prinzen des Hauses Orleans betraten den engen Raum und stiegen die Treppe hinab. Sie zählten neunzehn Stufen und auf der letzten angelangt, sagte der jüngere zu seinem Bruder, dem Grafen von Pari.s, im leisen Tone:

„Es scheint wir sind zur Stelle."

Ein Vorhang von grünem Plüsch bedeckte eine Thür, welche in einen großen kreisförmigen Saal führte.

Der Graf von Paris zog den Vorhang zurück, griff nach einer in der Ecke angebrachten Glocke und läutete mit dieser in kurzen Sätzen dreimal, worauf sich eine in der Thür angebrachte Klappe öffnete. Ein großer runder Stahlknopf wurde sichtbar. Der Prinz drückte an diesen, die Thür öffnete und schloß sich auf geheimnißvolle Weise, nach dem die Prinzen eingetreten waren.

Es befanden sich etwa fünfzig Personen im Saale, dessen Wände mit rothen Tapeten dekorirt waren, auf denen man Compaß, Winkelmaß und Waage in verschlungenen Bildern gewahrte.

Eine einzige an der Decke des Saales hängende Lampe warf

einen bleichen Schein auf eine Estrade, welche in der Mitte des Saales sich befand und diese nur spärlich beleuchtete, während der übrige Theil des Saales wahrscheinlich absichtlich im Dunkeln blieb. Ein Tisch mit Schreibmaterialien und drei leere Sessel, wovon der mittelste eleganter gearbeitet war, standen auf der Estrade.

Plötzlich schwirrte ein harmonisch klingender Ton durch den Saal. Verschiedene kleine Seitenthüren öffneten sich, durch welche eine ansehnliche Anzahl Personen eintraten, so daß der Saal bald ganz gefüllt war. Es schienen Männer aus allen Ständen vom Bauer bis zum Edelmanne anwesend zu sein, welche roh gearbeitete Stühle einnahmen, die in bunter Reihe im Saale standen.

Jeder von diesen Männern trug über seinem Rocke, fest um den Leib geschlungen, entweder die Lederschürze eines gewöhnlichen Freimaurers oder die orangengelbe Schärpe der Illuminaten, trug er aber beide Abzeichen — Schürze und Schärpe — so war dies ein Grad, welcher seine Aufnahme in das große Mysterium bezeichnete.

Nur eilf Personen trugen keine Abzeichen. Es waren die uns bekannten Männer, welche sämmtlich ihren Weg durch die Büreaus von Ralfh Meuren genommen hatten, während die andern Anwesenden durch andere ihnen nur bekannte Eingänge zu dieser geheimnißvollen Versammlung gekommen zu sein schienen.

So war es auch in der That, die gewöhnlichen Maurer nahmen ihren Weg durch den Laden des Trödlers, wogegen die Illuminaten durch den Wechslerladen kamen. Die Maurer der höheren Grade betraten die eleganten Magazine auf der Seite von Cornhill und trafen sämmtlich durch geheime Gänge in kleinen Vorsälen bei dem Hauptsaale zusammen. Nur die Auserwählten durften diesen sogleich betreten, während die niedrigen Grade auf das allgemeine Zeichen harren mußten. Dieses wurde durch ein telegraphisches Signal gegeben. Einige Minuten nach dem Eintreten der gewöhnlichen Maurer und nach dem die Anwesenden nach Belieben Platz genommen hatten, ohne daß die Anwesenheit der Fremden Aufsehen erregt hätte, öffnete sich plötzlich eine geheime Thür und der Präsident dieser seltsamen Loge erschien in Begleitung zweier Maurer des höchsten Grades, welche halbe Sammetmasken trugen.

Der Präsident trug ein blendend weißes Gewand und war mit den Insignien des Sternes vom Großen-Orient und der Groß-Kophta geschmückt. Vor seiner Brust prangte ein silbernes Schild, worauf die Maurerzeichen — Compaß, Winkelmaß und Waage — in rothgeäzten Zügen eingravirt waren. Auf seinem Haupte trug er ein goldenes

prachtvolles Diadem, worauf die Worte: „mors tyrannis“*) mit strahlender Schrift standen.

Es war eine imposante stolze Erscheinung, welche den Präsidentenstuhl einnahm. Sein dunkles Auge schien die Gewalt des Blitzes und seine Stimme die Macht des Donners zu besitzen. Sein prachtvolles schwarzes Haar fiel in natürlichen Locken um seine Schläfe, während ein finsterer Ernst über seine männlichen Züge gebreitet lag.

Alle Häupter verneigten sich ehrerbietig, indem sie sich von ihren Plätzen erhoben, vor diesem Manne, welcher zum Herrschen und zum Befehlen geboren schien.

Wenn gleich schon vorher ein tiefes Schweigen in der Versammlung herrschte, so hörte man doch, als der Präsident mit seinen Begleitern die Estrade bestieg, kaum das Athmen der Menge.

„Ich heiße die Versammlung im Namen der heiligen Dreieinigkeit willkommen, und eröffne die Sitzung der Geweihten kraft meines Amtes als Stifter der Groß-Kophta und als gewählter Präsident der freien unabhängigen Loge Germaniens!“

„Amen! Amen! Amen!“ ertönte es von den Lippen der Anwesenden.

„Man bringe die heilige Bundeslade,“ begann der Präsident mit ernster Stimme wieder.

Die ganze Versammlung erhob sich in feierlichem Ernste. Die mächtigen Klänge einer unsichtbaren Orgel durchdrang in einem heiligen Chorale den weiten Raum und hob die Stimmung der Anwesenden in einem hohen Grade.

Plötzlich öffnete sich die geheime Thür, wodurch der Präsident mit seinen beiden maskirten Begleitern in den Saal getreten war. Es erschienen sechs Männer in langen schwarzen Gewändern, welche eine mit golddurchwirkten Decken belegte Bahre trugen, worauf ein prachtvoller silberner Kasten stand. Sie setzten die Bahre dicht neben der Estrade nieder und stellten sich drei zur Rechten und drei zur Linken der Stühle auf.

Alsdann traten drei Maurer des höchsten Grades aus der Mitte der Versammlung, öffneten den Kasten und nahm aus diesem einen Todtenschädel, ein großes Crucifix von Silber, einen kostbaren Dolch, einen großen goldenen Kelch, einen weißen starken Strick und ein mächtig großes höchst elegant gebundenes Buch.

---

*) Tod den Tyrannen.

Sämmtliche Gegenstände setzten sie in einer gewissen Ordnung auf den Tisch vor den Präsidenten.

Dieser öffnete das Buch und man konnte deutlich den Titel desselben lesen. Es war das „sechste Buch Moses".

Der Präsident erhob sich und begann mit folgenden Worten die Versammlung anzureden:

„Meine Brüder! Geweiht durch die erlittene Noth und verbunden durch das Elend, bilden wir ein Glied der großen Kette, welche den halben Erdball umschlingt. Wir haben heute zwei Dinge zu erledigen, gleich wichtig in ihrer Art. Neue Adepten aus allen Ländern Europas fordern Aufnahme in den Bund der Geweihten und bringen ihre Klagen vor unsern Stuhl. Wir werden ihnen unsere Ohren nicht verschließen, sondern hören die Klagen über den Jammer, welchen die Mächtigen der Erde über die Völker gebracht haben. Ernst ist die Zeit, die Saat reift mächtig und der Schnitter ist zur blutigen Ernte mit scharfer Sichel bereit.

Ferner will ich Euch Rechenschaft geben von meinen Werken und zwar von dem Tage an, wo ich es unternommen habe, bis auf den heutigen Tag. Da nun aber dieses Werk von Tag zu Tag schwieriger zu vollbringen wird, so sollt Iht mir sagen, ob ich noch immer Eures Vertrauens würdig bin, denn nur mit diesem kann ich den dunklen Weg weiter zum Wohle unserer Mitmenschcn wandeln, den ich einmal betreten habe.

Die Geweihten des höchsten Grades mögen zur Aufnahme der neuen Adepten im Saale verbleiben, wogegen die Brüder der untern Grade diesen verlassen wollen. Hat die Aufnahme oder Verwerfung derselben stattgefunden, dann mag der Höchste wie der Niedrigste unsers Ordens wieder eintreten, denn in Gegenwart Aller und nicht allein des höchsten Grades, will ich mein bisheriges Verfahren auseinandersetzen und den Tadel empfangen oder des Danks gewärtigen."

Nach diesen Worten gab der Präsident ein Zeichen, indem er den Dolch ergriff und dreimal gegen das silberne Schild schlug, welches vor seiner Brust hing, so daß ein heller Ton durch die mächtige Wölbung des weiten Saales drang.

Eine breite Pforte öffnete sich und man erblickte weite gewölbte Tiefen, ähnlich den Grüften einer alten Basilika, welche schwach durch Ampeln erhellt waren. Die Menge verlief schweigend, die Pforte schloß sich geräuschlos, von unsichtbaren Händen regiert und nur die



verschiedenen Meister vom Stuhl — etwa fünfzig Personen — blieben zurück.

„Durch Beschluß der Häupter der ursprünglichen Propaganda zur Erlangung der von den Gewalthabern mit Füßen getretenen Menschenrechte, seid Ihr zu dem Entschlusse gekommen, Euch in den Bund der Geweihten des Todes aufnehmen zu lassen," sagte der Präsident zu den Fremdlingen, welche der Estrade näher getreten waren. „Es ist Euch wohl bewußt, nur Einigkeit macht stark. Mag auch der Einzelne verlieren, wenn nur die Gesammtheit gewinnt. Ich habe Euch die Statuten unseres Bundes auf geheimnißvolle Weise zugehen lassen, Ihr habt ferner ein umfassendes Memorandum über die allgemeine Weltlage erhalten und habt Euch bewogen gefühlt, meinem Ruf Folge zu leisten, ohne die Garantien zu beachten, welche ich Euch für Eure persönliche Sicherheit bot. — Ich danke Euch für dieses Vertrauen."

Die Angeredeten verbeugten sich ehrfurchtsvoll.

„Lasset das Loos entscheiden, welche Person zur Aufnahme oder Verwerfung die erste sein soll," befahl der Präsident den zur Rechten seines Stuhles stehenden schwarzgekleideten dienenden Brüdern.

Zwei von diesen verließen die Estrade, nahmen eine hölzerne Urne aus einem Wandschranke, worin sich zusammengerollte Nummern befanden und ließen die fremden Personen der Reihe nach ziehen.

Als dies Geschäft beendigt war, machten sie dem Präsidenten von dem Resultate Mittheilung, welcher gleich darauf das Wort ergriff:

„Die Nummern 2–11 mögen sich in den kleinen Berathungssaal zurückziehen, denn nur die Häupter unserer Verbindung dürfen die Geheimnisse kennen, welche bei Aufnahme neuer Mitglieder zur Erörterung kommen."

Eine kleine niedrige Thür wurde von dienenden Brüdern geöffnet, die betreffenden Nummern entfernten sich und nur der Ungar Kossut, welchem das Loos Nummer 1 traf, blieb zurück.

„Nähere Dich," sprach zu ihm der Präsident.

Dieser trat näher an die Estrade heran.

„Wie nennt Dich die profane Welt?" fragte der Geheimnißvolle.

„Stephan Kossut," antwortete dieser mit fester Stimme.

„Und wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Bayard!" entgegnete Kossut mit stolzem Blicke.

„Wo hast Du das Licht der Wahrheit erblickt?"

„In der Loge des gefallenen Engels zu Paris."

„Welches Alter hast Du?" fragte der Präsident weiter.

„Siebzehn Jahre," antwortete der Ungar, indem er durch ein seltsames Zeichen andeutete, daß er den Meistergrad im Freimaurerorden einnehme.

„Warum wünschest Du in den Bund der Geweihten aufgenommen zu werden und einen Grad zu steigen?"

„Weil ich weiß, daß dieser Grad ein Schritt näher zur Erkenntniß ist," entgegnete Kossut im ernsten Tone, „und weil die bewährten Männer der That — nach Deinem eigenen Ausspruche — jetzt zusammen halten müssen, da der große Tag des Weltgerichts mit mächtigen Schritten heranzieht."

„Wer bürgt für Dich?"

„Mein Leben — mein Name, mein Volk, ja Du selbst, Marquis Posa, wie Dich die Welt nennt!" rief der edle Sohn des schönen Ungarnlandes mit begeisterter Stimme.

„Welchen Weg willst Du aber fernerhin wandeln?"

„Den Weg des Hasses und der Rache gegen die Mächtigen, den Weg der Gleichheit, der Liebe und der Aufopferung gegen meine Nebenmenschen!"

„Was hat Dir diesen Haß gegen die Mächtigen eingeflößt?"

„Die Welt kennt meine Motive! Weshalb willst Du mich laut die Schmach wiederholen lassen, die das arme Ungarnland so tödtlich getroffen?" erwiderte Kossut im düstern Tone, wobei ein Zittern durch seinen Körper flog.

„Willst Du nach Maßgabe Deiner Kraft und Deiner Gewalt jedes Hinderniß zu beseitigen suchen, das sich der Freiheit der Völker Europa's in den Weg stellt, ohne dabei nur Dein Vaterland speciell im Auge zu haben?"

„Ja, das will ich!" rief Kossut im edlen Eifer, seine Hand auf die Brust legend.

„Kannst Du Dein stolzes Haupt beugen unter dem Willen des Oberhauptes der Geweihten des Todes, Du, der Du immer der Erste in Deinem Vaterlande warst?"

„Ich beuge mich, wenn es einer gerechten Sache gilt, die den Völkern Europa's zum Heile und Segen gereicht."

„Bist Du frei von jeder früheren Verbindlichkeit oder bereit diese nach Umständen zu brechen?"

„Ich bin es."

Der Präsident wandte sich an die zu seiner Rechten und Linken sitzenden Verlarvten und sagte:

„Genossen, dieser Mann spricht in Allem die Wahrheit. Ich bin die Veranlassung seines Erscheinens an diesem Orte. Sein Name hat einen guten Klang nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in ganz Europa und weiter. Viel hat er bereits geleistet für die Wiedergeburt Ungarns, er wird der heiligen Sache des ganzen europäischen Volkes

von Nutzen sein. Ich erkläre mich für die Aufnahme und bürge für ihn in der Gegenwart und in der Zukunft. Wie lautet Eure Entscheidung, meine Brüder?"

Diese Worte waren mehr an die Versammlung als an die Beisitzer gerichtet.

„Den berühmten Sohn des tapfern Ungarnlandes heißen wir willkommen in unserer Mitte," riefen die Anwesenden wie aus einem Munde. „Doch schwöre er den dreifachen Eid der Geweihten des Todes und bestehe die Proben des Großmeistergrades."

„Du hörst es, tapferer Ungar," rief der Präsident mit weitschallender Stimme. „Bist Du bereit den Eid der Treue, des Gehorsams und der Dienstbarkeit zu leisten?"

„Was so viele edle Männer ohne Zaudern gethan, kann auch ich thun," versetzte Kossut mit Würde. „Sprich ihn vor, ich werde nachsprechen."

„Dann trete vor diesen Tisch, lege die drei Finger Deiner rechten Hand, vom Zeigefinger ab gerechnet, auf dieses heilige Buch und wiederhole, was ich spreche."

Kossut stieg vier Stufen der Estrade hinan, trat mit edlem Anstande vor den Tisch, legte die ersten drei Finger mit Ausnahme des Daumens auf das „sechste Buch Moses"*) und sah den Präsidenten ohne Scheu in das flammende Auge.

„Im Namen des gekreuzigten Sohnes und des Heils meines Vaterlandes schwöre ich Treue, Gehorsam und Dienstbarkeit dem Bunde der Geweihten des Todes. Ich schwöre zu brechen die fleischlichen Bande, welche mich ketten an Eltern, Geschwister, Verwandte, Frau oder Geliebte, Kinder, Wohlthäter und Fürsten, überhaupt jedes Band zu zerreißen, welches mich an irgend ein irdisches Wesen bindet. So wahr ich glaube, daß Gott diesen meinen heiligen Schwur vernommen hat."

Kossut wiederholte mit einer Stimme, welche vielleicht noch fester war als die des Präsidenten, die Worte, die ihm dieser vorgesprochen hatte.

„Amen!" erscholl es durch den ganzen Saal und eine unverkennbare Freude malte sich auf den Gesichtern der Geweihten.

„Von diesem Augenblicke an bist Du befreit von dem Eide, den Du dem Vaterlande und den Gesetzen geleistet. Schwöre nun noch mir, dem Oberhaupte der Loge zu den Geweihten des Todes,

*) Bekanntlich existiren sieben Bücher Moses, wovon das sechste Buch von der Auferstehung und das siebente von der Offenbarung Johannes handelt. Wenige Exemplare sind aber davon noch vorhanden. In der Kirche zu Annaberg in Sachsen befindet sich in einem Reliquienschreine das sechste Buch Moses an goldenen Ketten. Die abergläubische Menge schreibt diesen Büchern eine geheimnißvolle Wunderkraft zu.

daß Du durch Deinen Eid versprichst, Alles zu offenbaren, was Du gesehen oder gethan, gelesen oder gehört, erfahren oder errathen haben wirst. Schwöre sogar aufzusuchen und zu erspähen, was sich Deinen Augen bieten wird. Schwöre zu fliehen die Versuchung, etwas zu offenbaren von dem, was Du hier sehen, hören oder empfinden wirst."

„Ich schwöre bei den Manen meines theuren Vaterlandes!" rief Kossut mit einer Stimme, welche die Herzen der Menge heftiger schlagen machte.

Ein beifälliges Gemurmel wurde hörbar.

„Schwöre zu ehren und zu achten das Gift, das Eisen und das Feuer, als rasche, sichere und nothwendige Mittel, um den Erdball durch den Tod von denjenigen zu reinigen, welche die Wahrheit verächtlich zu machen und das Recht der Völker zu vernichten streben."

„Ich schwöre," wiederholte Kossut.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit nehme ich Dich hiermit auf in den Bund der Geweihten und verleihe Dir die Großmeisterwürde. Trage diese Schärpe zum Zeichen Deines hohen Grades."

Mit diesen Worten nahm der Präsident aus dem silbernen Kasten eine weiße mit Gold durchwirkte Schärpe.

Nur wenige von den Anwesenden im Saale trugen diese Schärpe. Dann gab er durch eine Handbewegung zu verstehen, daß die Ceremonie für ihn beendet sei und sagte mit lauter Stimme „Nummer 2 mag erscheinen." Kossut verließ stolzen Schrittes die Estrade.

Während viele der Anwesenden dem ehemaligen ungarischen Dictator herzlich die Hand schüttelten, öffnete sich die Thür des Berathungszimmers und ein schöner junger Mann wurde von den dienenden Brüdern in den Saal geführt.

Seine Kleidung war elegant und modern, seine Manieren angenehm, seine Haltung verrieth auf den ersten Blick den Edelmann.

Er blieb etwa in der Mitte des Saales stehen und schien die Anrede des Präsidenten zu erwarten.

Ehrerbietig hatten die Anwesenden von beiden Seiten Platz gemacht, so daß der junge Mann eine förmliche Gasse zu durchlaufen hatte, als der Präsident die Worte sprach:

„Nähere Dich."

Der junge Mann gehorchte.

„Wie ist Dein Name unter den Profanen?"

„Bevor ich diese Frage beantworte," entgegnete der junge Mann, „bitte ich den Präsidenten, sowie die ganze Versammlung zu gestatten,

daß meine und meines Bruders Aufnahme zu gleicher Zeit geschehe. Sein Wille ist auch der meinige, was ihm geschieht, geschehe auch mir."

Eine leise Berathung zwischen dem Präsidenten und seinen Beisitzern fand statt, war jedoch von kurzer Dauer. — Dann erhob der Präsident seine Stimme und sagte:

„Haben die Großmeister und Meister vom Stuhl Einwendungen gegen den Antrag des Candidaten zu erheben?"

„Nein!" erscholl es von allen Seiten.

„Auch das Präsidium trägt keine Bedenken den Wunsch des Candidaten zu erfüllen," versetzte das Oberhaupt. — Welche Nummer hat der andere Candidat gezogen?"

„Nummer 7," erwiderte der junge Mann.

„Laßt Nummer 7 eintreten," befahl der Präsident.

Die Thür öffnete sich von Neuem und ein anderer junger Mann trat ein. Dieser war etwas kleiner von Gestalt wie der erstere, verrieth aber durch sein ganzes Wesen den Aristokraten. Seine Kleidung war gewählt, sein Gang fest und sein Gesicht nicht unschön zu nennen.

Ohne eine Aufforderung abzuwarten, trat er an die Seite seines Bruders und legte mit einem Eifer, welcher ein tiefes warmes Gefühl verrieth, seine rechte Hand in die linke seines Bruders.

„Welche Namen führt Ihr unter den Profanen," wiederholte der Präsident.

„Wir sind die Söhne des aus Frankreich vertriebenen Stammes der Herzöge von Orleans," antwortete der erstere der beiden jungen Männer im schmerzvollen Tone. „Unsere Mutter starb auf deutscher Erde.

Ich heiße Gaston von Orleans, Graf von Paris."

„Und ich heiße Louis Philipp von Orleans, Herzog von Chartres," antwortete der andere mit fester Stimme.

„Wo habt Ihr das Licht der Wahrheit erkannt?"

„In der Loge der freien Menschen zu Bern in der Schweiz," antworteten die Gefragten.

„Welches Alter habt Ihr, Söhne einer deutschen Mutter?"

„Keines," erwiderten die beiden Prinzen, indem sie durch ein geheimes Zeichen andeuteten, daß sie den Rang eines Rosenkreuzers in der Loge einnahmen.

„Aus welchem Grunde wollt Ihr hier Euern Rang ablegen und aufgenommen werden in den Bund der Geweihten des Todes?"

„Weil wir seit unserer Geburt unter den Großen der Welt ge=

lebt und nun hinfort unter Menschen leben wollen, die wir Brüder nennen."

„Welche Garantien könnt Ihr für die Wahrheit Eurer Gesinnungen bieten?"

„Zwei!" riefen die Söhne Orleans mit erhobener Stimme.

„Wie heißen diese?"

„Haß und Rache!" erwiderten die Verbannten mit funkelnden Augen, während die Hand nach der Seite griff, wo der Degen eines Soldaten zu sein pflegt.

„Wen soll Haß und Rache treffen?"

„Den Mörder, den Meineidigen, den Räuber der Krone Frankreichs!" erscholl es aus dem Munde der beiden Brüder.

„Was würdet Ihr geben, um zum Ziele zu gelangen?"

„Unser Leben, Vermögen, ja mehr als dieses, unsere Ehre!" antworteten die Prinzen mit vor Wuth unterdrückter Stimme.

„Seid Ihr frei von jeder Verbindlichkeit oder bereit diese zu brechen, mag davon betroffen werden wer es auch sein mag?"

„Wir haben seit wenigen Tagen jede Verbindung mit anders denkenden Menschen abgebrochen und folgen dem Rath des weisen Staatsmannes in Paris, der da spricht: im Verluste liegt auch ein Gewinn!"

„Ihr hört es, meine Brüder!" rief der Präsident mit freudiger Stimme, indem er die Hände wie zum Gebet erhob. „Das große Werk, es wird gelingen!"

„Der Allvater des Lichts gebe seinen heiligen Segen dazu!" ertönte es wie aus einem Munde.

„Ihr kennt diejenigen, welche den Ansprüchen ihrer Geburt entsagen und sie unterordnen der heiligen Sache der Völker Europa's," fuhr der Präsident fort, indem er sich an die Versammlung wandte. „Habt Ihr gegen die Aufnahme der beiden Candidaten Einwendungen zu erheben?"

„Nein," riefen die Anwesenden. „Aber sie mögen den dreifachen Eid leisten!"

„Seid Ihr bereit den heiligen Eid der Geweihten des Todes zu leisten?"

„Wir sind es!"

„Kennt Ihr die Eidesnorm?" fragte der Präsident indem sich sein dunkles Auge forschend auf die Gesichter der beiden Prinzen richtete.

„Nein, wir kennen sie nicht," gaben diese zur Antwort.

„Der Eid ist entsetzlich, namentlich für Euch," sagte das Oberhaupt im eindringlichen Tone.

„Er kann nicht entsetzlicher als unsere Lage sein," rief der Graf von Paris im höhnenden Tone. „Verbannt vom Vaterlande, des väterlichen Erbes beraubt, verbringen wir unsere Jugend, ohne uns Ruhm und Ehre zum Wohle des Vaterlandes erwerben zu können. Der Bastard einer verschollenen Dynastie hat den uns gebührenden Thron von Frankreich durch List, Bestechung und Mord an sich gerissen und die Söhne der edelsten Geschlechter verjagt oder gemordet. Das Blut der Hingeopferten vom 2. Dezember 1852, das entsetzliche Leben der nach Cayenne Verbannten schreit um Rache. Die Stunde ist da. Blutige Schatten steigen aus den Gräbern und vereinigen ihr stummes Rachegeschrei mit dem der Lebendigen. Nenne uns den Schwur!" setzte er mit fester Stimme hinzu.

„Gut, so hört!" erwiderte der Präsident. „Ich werde Euch den ersten Satz vorsprechen, findet Ihr den Eid für Eure Lage zu entsetzlich, so wiederholt meine Worte nicht. Ungehindert könnt Ihr dann wieder von dannen ziehen."

„So sprecht den Eid!" sagte der Herzog von Chartres.

Das Oberhaupt der Loge zu den Geweihten des Todes heftete eine Sekunde lang seinen durchbohrenden Blick auf die Söhne Orleans, als wolle er ihnen Zeit zur Vorbereitung lassen, dann forderte er die Prinzen auf, in üblicher Weise die Finger auf das heilige Buch zu legen, ergriff das Crucifix mit fester Hand, hob es empor und sprach mit fester Stimme, welche dem Rollen eines Donners fast gleichkam, folgende Worte:

„Wir, Söhne des Herzogs von Orleans, schwören, das Gift, das Eisen und das Feuer zu ehren, als sichere, schnelle und nothwendige Mittel, den Erdball zu reinigen durch den Tod derjenigen, welche die Wahrheit verächtlich und die Rechte der Menschen zu nichte zu machen suchen."

„Wir schwören," riefen die Prinzen mit fester Stimme.

„Wir, Söhne des herrlichen Frankreichs, schwören zu brechen die fleischlichen Bande, die uns noch ketten an Verwandte, Freunde, Geliebte, Fürsten, Wohlthäter und an jedwedes Wesen, dem wir Treue, Gehorsam, Dankbarkeit oder Dienstpflicht gelobt hätten."

Die beiden Prinzen blieben einen Augenblick stumm und sahen sich fragend an. Man konnte den eisigen Schweiß auf ihrer Stirn perlen sehen.

„Ich sagte es Euch wohl!“ rief der Präsident warnend, „die Loge der Geweihten des Todes fordert viel von einem Mitgliede.“

Doch statt hierauf zu antworten, vernahmen die Anwesenden deutlich die wörtliche Wiederholung des Schwures von Seiten der Söhne des Herzogs von Orleans.

„Wir weihen unser Leben und unsere Ehre dem Bunde der Geweihten,“ fuhr der Präsident mit erhobener Stimme fort, „und geloben im Namen der heiligen Dreieinigkeit Treue und blinden Gehorsam dem Oberhaupte der Loge.“

„Wir schwören, Gut und Blut dem Bunde zu opfern und Treue sowie Gehorsam dem Oberhaupte der Loge zu weihen,“ sagten die Verbannten mit heiligem Ernste.

„Ihr habt diesen Schwur vernommen, Brüder des Bundes,“ rief der Präsident im freudigen Tone und man sah Blicke des höchsten Entzückens durch die Oeffnungen der Masken der Beisitzer des Oberhauptes glänzen.

Dann wandte der Präsident sich wieder zu den Söhnen Orleans und sagte im feierlichen Tone:

„Gaston von Orleans, Graf von Paris, und Du Louis Philipp von Orleans, Herzog von Chartres, von diesem Augenblicke an seid Ihr befreit von allen Verbindungen, Gelübden und Verpflichtungen gegen die Außenwelt. Ihr habt keinen freien Willen mehr, er gehört dem Bunde der Geweihten des Todes zum Wohle der Völker Europa's. Vergesse niemals den heiligen Schwur und dasjenige was Ihr in dieser Stunde der Nacht gelobt habt, denn der Blitz kann den Verräther nicht schneller treffen, als das geweihte Messer des Bundes, an welchem Orte Ihr auch sein möget.

Im Namen der heiligen Dreieinigkeit nehme ich Euch hiermit auf in den Bund der Geweihten und verleihe Euch die Meisterwürde. Nehmt diese Schärpe zum Zeichen Eures Grades.“

Der Präsident überreichte jedem der Prinzen die orangengelbe Schärpe, welche von ihnen sogleich angelegt wurde.

Wie ein Mensch, der eine seine physische Kraft übersteigende Last aufgehoben, fuhren die Prinzen mit ihrer Hand über die Stirn, ihre Brust hob sich mächtig und mit blassen Gesichtern verließen sie die Estrade.

„Meine Brüder, Großmeister und Meister vom Stuhl,“ begann der Präsident nach einer Pause wieder. „Die Zeit ist schnell vorausgeeilt und nicht viel bleibt uns zur Verrichtung unserer weiteren Geschäfte übrig. Ich beantrage daher die Aufnahme der übrigen Personen

en bloc vorzunehmen. Dringende Verhältnisse gestatten dies nach den Regeln unseres heiligen Bundes."

„Es geschehe wie Du gesagt hast, großer Meister," erwiderte ein Bruder, welcher mit den Insignien eines Großkomthurs geschmückt war und der Aelteste in der Versammlung zu sein schien.

„So möge Nummer 3 bis 6 und 8 bis 11 eintreten," befahl der Präsident den dienenden Brüdern.

Eine kurze Zeit verging, dann traten die uns bekannten Personen in den Saal.

„Ihr habt meiner Ladung durch die verschiedenen Zweiglogen unseres Bundes bereitwilligst Folge geleistet," sagte der Präsident zu den Eingetretenen mit Würde. „Ein erfreuliches Zeichen, daß Ihr meiner Schrift über die europäische Weltlage Eure Aufmerksamkeit geschenkt und derselben Eure Zustimmung ertheilt habt."

„Ich bin begierig das Fundament Deines riesigen Planes zu vernehmen," rief Mazzini beinahe im höhnenden Tone.

„Das wird der Erste wie der Letzte unseres Bundes erfahren, sobald der Augenblick da ist," erwiderte der Präsident mit Hoheit. „Zuvörderst muß die Aufnahme geschehen, denn wenn auch, wie ich sehe, sämmtliche Genossen ein und desselben Ziels dem Maurer-Orden angehören, so genügt dies doch noch nicht, sich als Bruder der Loge der Geweihten zu betrachten, da unsere Tendenz wesentlich von denen der großen Mutterlogen der ganzen Welt abweicht.

„Ihr habt durch Euer Erscheinen und den Worten nach zu deuten, welche Ihr an der Eingangspforte gesprochen habt, zu erkennen gegeben, daß Ihr die Aufnahme in den neuen Bund wünschet, ist es so?"

„Ja wohl, großer Meister!" riefen Kinkel, Hecker und Andere. „Wir beugen uns vor Deiner großen Weisheit."

„Ich danke Euch, Ihr würdigen und hartgeprüften Söhne eines edlen und tapferen Volkes, für Eure Zusage," sprach der Präsident mit Wärme, „denn wohl gestehen muß ich Euch, daß ich nicht einen von Euch entbehren kann zu dem großen Werke, welches im Werden liegt. Eurem bewährten Rath und Eurer Erfahrung will ich mein Ziel zur Würdigung unterbreiten.

„Doch schreiten wir jetzt zur Aufnahme," unterbrach sich der Präsident, indem er sich an die Beisitzer wandte.

„Nummer drei mag die Estrade betreten."

Eine hohe, athletische ernste Gestalt mit grauem Auge, langem Haar und gebeugter Haltung bestieg die Estrade.

„Welchen Namen führst Du in der profanen Welt?" fragte der Präsident formell.

„Ivan Bakunin," antwortete der Russe.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Kraft."

„Wo erkanntest Du das Licht der Wahrheit?"

„In der Loge der Bienen zu Moskau."

„Welches Alter hast Du?"

„Neunzehn Jahre!" rief der Russe im stolzen Tone, indem er durch ein Zeichen bekundete, daß er zur Würde des Freigrafen gelangt war.

„Nummer vier!" rief der Präsident.

Der stolze, hochmüthige Italiener bestieg die Stufen zu der Estrade.

„Mit welchem Namen nennt Dich die profane Welt?"

„Mit demjenigen Namen, welcher sowohl am Nordpol wie am Südpol gleich bekannt ist, mit Joseph Mazzini."

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Fels im Meer!"

„Wo leuchtete Dir die Sonne der Wahrheit?"

„In der Loge der Carbonari zu Venedig und in der Loge der drei Weltkugeln zu Madrid."

„Welches Alter hast Du?"

„Einundzwanzig Jahre!" versetzte Mazzini bedeutungsvoll, wobei er ein geheimnißvolles Zeichen machte, welches bedeutete, daß er die Würde eines Großraths einnehme. Dies war der Charakter, welchen die Beisitzer des Oberhauptes einnahmen.

„Nummer fünf," befahl das Oberhaupt der Geweihten dem dienenden Bruder.

„Wie nennen die Profanen Deinen Namen?" fragte der Präsident den Ankömmling, einen Mann von einigen vierzig Jahren mit funkelnden Augen und mächtigem Schnurrbarte.

„Constantin Mieroslawki," antwortete der heldenmüthige Pole.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Hoffnung!"

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?"

„In der großen Loge Royal York zu Berlin."

„Welches Alter hast Du?"

„Sechszehn Jahre!" erwiderte der Pole, indem er durch ein Zeichen bekundete, daß er die Würde eines Comthurs bekleide.

„Nummer sechs!" ertönte die Stimme des Präsidenten.

„Wie nennen Deinen Namen die Profanen?"

„Hermann Kinkel!"

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Geduld!"

„Wo leuchtete Dir die Fackel der Wahrheit?"

„In der Loge „der Freimüthigen" zu Wien."

„Welches Alter hast Du?"

„Fünfundzwanzig Jahre!" sagte der berühmte Schriftsteller, wobei er das Zeichen eines Beisitzers machte.

„Nummer acht!" rief der Präsident wieder.

Ein Mann im gesetzten Alter, auf dessen Stirn die Götter das Siegel des tiefen Denkers gedrückt, betrat im gemessenen Schritte die Estrade.

„Wie nennt Deinen Namen die profane Welt?" fragte der Präsident, einen warmen Blick auf das geistvolle Gesicht des Fremden werfend, welcher diesen innig durch das seltsame Blinzeln seines Auges erwiderte.

„Welchen Namen führst Du in der profanen Welt?"

„Ledru Rollin," antwortete mit Würde der Franzose.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Scorpion!"

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?"

„In der Loge „des Gekreuzigten" zu Brüssel.

„Welches Alter hast Du?"

„Dreißig Jahre!" antwortete der Grimmigste der Feinde Louis Napoleons, indem er durch ein Zeichen zu erkennen gab, daß er Vice-Präsident vom Stuhle sei.

„Nummer neun," erscholl die Stimme des Präsidenten wieder. Der gerufene Adept erschien.

„Wie nennt Dich die profane Welt?"

„Sebastian Gonzalvo de Cordes," antwortete der Spanier.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Vernunft!"

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?"

„In der Loge „der Sünder" zu Neapel!" erwiderte der Spanier.

„Welches Alter hast Du?"

„Fünf Jahre," versetzte der Gefragte und machte das Zeichen der Meister vom Stuhl.

„Nummer zehn!" rief der Präsident, indem er einen forschenden

Blick auf den Herantretenden warf. Dieser war ein Mann mit einem intelligenten Gesicht, freundlich blickenden Augen und herzgewinnendem Wesen.

„Wie nennen Dich die Profanen in der bösen Welt?"

„Anton Hecker," entgegnete der Mann des Volkes, indem ein freudiges Gemurmel durch die Menge ging.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Adler!" erwiderte Hecker.

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit?"

„In der Loge „der Volksfreunde" zu Genf."

„Welches Alter hast Du?"

„Neunundzwanzig Jahre," sagte der Kämpe für Volksrechte, indem er das Zeichen der „weißen Brüder" machte. Eine Würde, welche nur wenige Personen des ganzen Weltalls in den Mutterlogen einnehmen.

„Nummer eilf!" befahl der Präsident mit einer Stimme, welche deutlich erkennen ließ, daß er den Werth der Zeit zu schätzen wisse und nicht eine Sekunde gutwillig davon verlieren wolle.

„Wie nennen Dich die Profanen?"

„James Savres," sagte der Yankee.

„Wie ist Dein Name unter den Auserwählten?"

„Granit!" entgegnete der Amerikaner, indem er einen Seitenblick auf die Heroen der Demokratie warf.

„Wo leuchtete Dir das Licht der Wahrheit, Sohn des freien Landes?"

„In der Loge „des Giganten" zu Washington."

„Welches Alter hast Du?"

„Fünfzehn Jahre," versetzte der Gefragte, indem ein Zeichen verkündete, daß er die Großmeister-Würde bekleide.

„Brüder der Geweihten des Todes," rief der Präsident mit erhobener Stimme, indem er sich an die Versammlung wandte. „Ihr habt vernommen, welche Kräfte uns der Himmel zur Erlangung unseres Ziels zuführt. Ich beantrage die unbedingte Aufnahme."

Kaum hatten die Anwesenden diese Worte gehört, als sie in Gruppen zusammen traten und leise mit einander sprachen. Nach weniger als fünf Minten erhob ein Bruder, der schon einmal das Wort geführt, seine Stimme und sagte:

„Wir beantragen nach den Regeln des Bundes die Abnahme des dreifachen Eides, um genau zu erkennen, ob die neuen Adepten unserer Genossenschaft alles dasjenige gut heißen, was wir von ihnen fordern.

Großes mögen sie in ihren Tagen für Volkswohl und Menschenrechte geleistet haben, aber Größeres sollen sie helfen durch vereinte Kraft vollbringen, deshalb mögen sie den Eid der Treue, des Gehorsams und der Dienstbarkeit leisten."

„Ihr habt die Entscheidung der Bevorzugten unter den Auserwählten gehört," wandte sich der Präsident zu den Adepten, „wollt Ihr den Schwur leisten?"

„Wir werden ihn leisten und sei er noch so entsetzlich," erwiderte Mieroslawski nach einer Pause, in welcher er mit seinen Gefährten auf der Bahn der Volksbeglückung Rücksprache genommen hatte.

„So wiederholt im Geiste die Worte, welche ich Euch vorsprechen werde," sagte das Oberhaupt der Loge. Und nun begann er Wort für Wort in seiner dreifachen Periode den Eid vorzusprechen, den wir in seiner entsetzlichen Gestalt mehrfach gehört haben. Bei jeder Pause des Präsidenten erwiderten die uns bekannten Personen mit fester Stimme:

„Wir schwören!"

Als die Eidesleistung mit jenem feierlichen Ernste vollzogen war, welcher die Herzen der Gefühlsmenschen so mächtig ergreift, gab der Präsident den dienenden Brüdern ein Zeichen: die Thüren zu öffnen und die Brüder der niedrigen Grade in den Sitzungssaal zu lassen. Sogleich wurde dieser Befehl ausgeführt und nach wenigen Minuten befanden sich etwa zwölfhundert Personen aller Stände im Saale.

„Brüder!" begann das Oberhaupt mit feierlicher Stimme. „Das große Werk der Vereinigung aller Kräfte auf dem Felde der Demokratie ist gelungen. Die Pfeiler und einzigen Stützen der europäischen Revolutionen gehören jetzt dem Bunde der Geweihten des Todes an. Zahlreich sind die Wächter, die da Aug' und Ohr haben für fremdes Leid und den Jammer der Völker aller Staaten vor unsern Richterstuhl bringen werden.

Ihr wißt sehr wohl, daß wenige Staaten von dem Hauche der Revolution verschont geblieben sind. Der Feuergeist warf die Strahlen seiner brennenden Fackel in die Herzen der vor Jammer und Noth Verzagenden und ließ helle Flammen der Volkswuth über die Häupter der Peiniger zusammenschlagen. Der mächtige Brand wälzte sich über die halbe Erde und rief manch' in Knechtschaft schmachtendes Volk unter die Waffen. Aber Gott hatte kein Erbarmen mit der entsetzlichen Noth seiner armen Menschenkinder. Das Maß des Leidens war noch nicht voll! Die Stunde der Wiedervergeltung nicht für sie reif genug.

Aus tausend und abermals tausend Wunden blutend, unterlag das heldenmüthige Volk der Ungarn. Die Horden der Barbarei schlugen Mann, Weib und Kind darnieder und ließen ihre entfesselte Wuth auch an dem unglücklichen Polenlande in grausamer, entarteter Weise aus.

Wo ist jetzt noch ein Land, wo Menschennoth und Menschenrechte nach Gebühr geachtet werden? — Verbannt aus der Heimath und verfolgt über den ganzen Erdball, fliehen die tapfersten Söhne ohne Ruhe und Rast und leben von der Mildthätigkeit fremder Herzen.

Wir haben gesehen, daß diejenigen Völker, welche aus eigener Machtvollkommenheit ihre Fesseln brachen und muthig zu den Waffen griffen, um das langjährige Joch der Sclaverei abzuschütteln, nur einen kurzen Sieg, wohl aber ein härteres Loos errangen. Der Geist Gottes war nicht mit ihren Werken, denn sie verließen den Boden des Rechts.

Blicken wir auf Frankreich, meine Brüder, so finden wir, daß in einem Menschenalter vier Regierungsformen gewaltet haben. Nämlich das legitime, dann das republikanische, ferner das Wahl- und zuletzt das Gewaltsystem. Welches war nun das Beste? Fragt den Bürger und den Kaufmann und beide werden Euch sagen: „wir wollen Frieden und Verdienst haben". Fragt den Aristokraten und er wird Euch antworten: „mein Heil blüht nur in einer geregelten Monarchie". Fragt Ihr nun aber den armen Tagelöhner, so wird er erwidern: „mir ist es gleich wer regiert, ich will Brod haben für Weib und Kind".

Wodurch können nun aber diese Parteien in ihren verschiedenen Ansichten, aber in ihren gleichen Wünschen, volle Befriedigung erlangen? werdet Ihr fragen. Ich antworte Euch nur einzig und allein durch das — legitime System!"

„Ruhig, meine Brüder!" donnerte die gewaltige Stimme des Präsidenten, als er die Sensation wahrnahm, welche seine seltsamen Worte auf die Menge hervorgebracht hatte.

„Ich wiederhole noch einmal, nur das legitime System, die erbliche Monarchie von Gottesgnaden ist die einzige Waage, welche die Geschicke der Völker nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse für alle Zeiten abzuwägen im Stande ist, wenn — die Gewichte geaicht und richtig gehandhabt werden. Jedem sein volles Maß und sein richtiges Gewicht nach den verbrieften Gesetzen gegeben, und die ödeste Steppe wird zum Eden Gottes."

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte die lautlose Menge die Worte ihres weisen Präsidenten und immer mehr und mehr schwand

der finstere Ernst von den Gesichtern der Volksmänner aller Staatengruppen. Sie fühlten die tiefe Wahrheit heraus und ein unterdrückter Seufzer flog hinüber zu dem theuren Vaterlande mit der Frage: „Hast Du richtige Gewichte?"

„Die Vorboten des gewaltigen Orkans, welcher über ganz Europa mit Macht hereinbrechen wird," begann der Präsident wieder, „zeigen sich in unverkennbaren Spuren. Der große Geist zieht heran, um zu richten die Krämer mit falschem Gewicht!

Es war bisher die Aufgabe meines Lebens, die unbändigen Naturen zu bändigen, die unruhigen revolutionairen Elemente möglichst zu einem Ganzen zu vereinigen und mit ihnen den Kampf zu bestehen, der da unvermeidlich heranzieht.

Dieses Werk ist als gelungen zu betrachten, meine Brüder," fuhr der Präsident nach einer Pause fort. „Werft einen Blick auf diese Männer, Vulkane schlummern ungeläutert in ihrer Brust. Die Natur ist aber durch den Eid, den sie geleistet, gefesselt, ja gebändigt. Ihr Geist sowohl wie ihr Körper gehören einzig und allein jetzt der allgemeinen Sache der Völker Europas an.

Kein Land der Erde wird sich seiner Tyrannen ohne Hülfe anderer Mächte entledigen können. Gleich dem Vogel Phönix werden neue aus der dampfenden Asche entstehen und der Ehrgeiz, die Habsucht sowie die Bosheit werden auf dem Throne der Fürsten Gottes ihr frevelhaftes Spiel treiben. So war es früher im lieben Deutschland, in Polen und in den Ländern, wo der Wahlfürst hervorging.

Vereinigt zu einer großen geheimnißvollen Macht, bilden wir mit unsern zweimalhunderttausend Mitgliedern, welche zerstreut auf der Erde an dem Werke der Befreiung der Völker aller Staaten emsig arbeiten, einen Fels, den die Fluthen nicht unterhöhlen werden. Mit dieser Macht werden wir den Riesenkampf bestehen und die Fürsten segnen, welche ihre Hand zum Wohlgelingen unseres erhabenen Ziels bieten.

Finster und unheimlich sind die Wege, welche der Abkömmling der galanten Hortensia, Exkönigin von Holland, wandelt, und auch wandeln muß, denn sein Reich ist von dieser Welt. Die Weihe Gottes fehlt seiner Dynastie, deshalb wankt sie in allen Fugen und droht mit dem Absterben Louis Napoleons in das frühere Nichts zu verfallen. Ihr habt hier wieder das Beispiel, daß nur das legitime Prinzip — aber in reiner unverfälschter Weise bestehen kann.

Fürst und Volk soll eine Mauer sein. So war es früher, blickt in die Geschichte Preußens und Ihr findet den großen Friedrich mit

seinem Volke. Erinnert Euch des Jahres 1813 und Ihr findet Friedrich Wilhelm III. in seinem Volke. Werft aber einen Blick auf Neapel und Ihr findet Franz II. ohne sein Volk in Rom, Unheil säend. Versetzt Euch in Gedanken nach Frankreich und Ihr findet die Familie des Wahlkönigs verbannt in England. Wogegen in einer gottesfürchtigen Monarchie es wohl einmal zwischen Fürst und Volk nicht stimmen kann, im Grunde genommen aber Alles wieder nach und nach ausgeglichen wird.

Ein Herrscherhaus, welches den Herrn fürchtet und „Ehrlichkeit gegen sein Volk als einzige richtige Politik" betrachtet, wird immer im Herzen der Völker leben.

Die alten Monarchien haben den neuen Geist wohl erkannt, und gelernt mit der Zeit zu gehen, wenn dies nun auch nicht so schnell gehen mag, wie Tollköpfe verlangen. Das republikanische System Amerika's paßt nicht in die Formen Europa's. Die neue Welt errichtete ihren Regierungsbau auf das Fundament der menschlichen Vernunft. Jahrhunderte werden noch vergehen, ehe Europa diese Vernunft von Amerika erben wird. Dieses Land der Freiheit und der Gleichheit ist jetzt vollgepfropft mit unlautern Elementen. Kaum kam ein Staat durch die Auswanderungslustigen in Aufnahme, so wurde er zu einer Cloake, zu einem wahren Abzugsgraben. Alles Gesindel strömte dort zusammen, und die verschiedensten Elemente feierten dort durch ihr ekelhaftes Spiel den Sabath der Hölle. Viele Jahre vergingen, ehe die Staaten sich von Parteisucht, Mord und Todtschlag, überhaupt vom Schlammwirbel in Etwas reinigen konnten. Der nördliche Himmel Amerika's reinigte durch ein schweres Gewitter zuerst die schwüle Luft von den entarteten Leidenschaften menschlicher Schwäche. Die düsteren Wolken zogen nach dem südlichen Himmel zu und vereinigten sich hier zu einem gordischen Knoten, welcher durch die starke Hand der Nord-Staaten vernichtet werden muß. Die civilisirte Bosheit der Culturmenschen verachtet die Menschenrechte seit Jahrhunderten und treibt höllischen Wucher mit dem Leben der armen Neger. Ganze Sclavenstaaten sind zu einem unerhörten Elende aus dem Nichts hervorgegangen, und mächtig brausen die Töne des Jammers, der Verzweiflung und der Noth über den Erdball und erwecken den Grimm der Civilisation. Die Seelenverkäufer wittern schon den Bannstrahl, der sie unvermeidlich in ihrer früheren sorglosen Ruhe treffen und vernichten wird."

Ein beifälliges Gemurmel durchlief die Versammlung. Der Präsident fuhr mit begeisternder Stimme in seiner Rede fort:

„England, auf die Machtentwicklung der Vereinigten Staaten Amerika's neidisch, sucht seit Jahrhunderten den Lebensnerv der Amerikaner zu vernichten. Durch Mittel allerlei Art sucht es die Kluft zwischen den Nord- und Südstaaten zu vergrößern und den schlummernden Vulkan zur hellen Flamme anzuschüren, um dasjenige möglichst wieder zu erlangen, was es durch Barbarei, durch Verhöhnung aller Menschenrechte verloren hat. Zu diesem Bubenstücke sucht das stolze England nun aber einen eifrigen Bundesgenossen. Wo kann es einen treueren Freund zu schändlichen Thaten besser finden, als in Frankreich! Der Mann des 2. Dezembers, — des größten Bluttages — ist stets bereit, einen Schurkenstreich auszuüben, wenn es seinen Vortheil gilt. Schon haben die Verhandlungen zwischen ihm und Lord Palmerston stattgefunden. Das Resultat derselben ist mir bis jetzt nur oberflächlich bekannt geworden, doch ehe der Mond sich rundet, werde ich das große Geheimniß durch unsere Mitglieder erfahren haben. Man will die Nordstaaten durch Mitwirkung geheimnißvoller Mächte zu einer Kriegserklärung gegen die Südstaaten drängen. Gleichzeitig sollen die Südstaaten durch Versprechungen von ansehnlichen Hülfsmitteln aufgestachelt werden, den Kampf gegen Nordamerika anzunehmen. Die verbündeten Mächte — Frankreich und England — wollen die Südstaaten im Geheimen mit Geld, Kriegsbedarf und erfahrenen Offizieren unterstützen, um die Möglichkeit des Sieges wahrscheinlich zu machen. Gelingt es den Südstaaten als Sieger aus dem Kampfe gegen die Nordstaaten hervorzugehen, so soll der Süden durch geschickte Agenten zu Uebergriffen in so weit getrieben werden, daß Frankreich und England Veranlassung finden, als Beschützer der Civilisation mit bewaffneter Hand einzugreifen, um sich dann leicht in den Besitz von ganz Amerika zu setzen. England erhält die Nord- und Frankreich die Südstaaten als Lohn ihrer nichtswürdigen Politik.

„Diesen Plan der Verblendeten werde ich bis zu einem gewissen Grade fördern!" rief der Präsident mit erhobener Stimme, „denn in ihm liegt das Saatkorn zu einer europäischen Umwälzung der bestehenden Dinge. Abraham Lincoln soll aber zur rechten Zeit erfahren, wer seine eigentlichen Widersacher sind. Jede Schandthat der Verbündeten im Interesse des Südens und zum Nachtheile des Nordens; soll zur Kenntnißnahme des Präsidenten von Nord-Amerika gelangen und muß es unsere einzige Aufgabe sein, den Norden mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln so kräftig zu unterstützen, daß dieser als Sieger aus dem unnatürlichen Kampfe hervorgeht.

Ist dieser Zeitpunkt eingetreten, hat das gute Recht den Pfuhl

der Sünde, — die Kinder der Hölle vernichtet, dann wird Nord-Amerika mit seiner Million im Feuer erprobter Krieger und seiner gewaltigen Flotte, Rache nehmen an den Uebermüthigen in Frankreich und den wucherischen Seelen Alt-England's.

Betreten die Söhne des freien Amerika's den europäischen Boden als Feinde ihrer Widersacher, so wollen wir sie als Freunde begrüßen und ihr Werk durch eine allgemeine Schilderhebung der Volkskräfte in Frankreich möglichst fördern.

Ist die Dynastie Louis Napoleon's vernichtet und der Thron befreit von dem Usurpator, dann . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Rede des Präsidenten durch einen mächtigen Schall, welcher durch das Anschlagen einer hellklingenden großen Glocke hervorgebracht schien und als Warnungszeichen galt, unterbrochen.

Eine lautlose Stille herrschte im Saale. Jedes Auge hing fragend an dem forschenden Antlitz des Präsidenten, welcher seine eisige Ruhe vollkommen bewahrte.

„Erwarten wir das zweite Zeichen!" rief der Präsident im befehlenden Tone.

Kaum waren diese Worte verhallt, da ertönte der zweite Schall in langsam dahin sterbenden Tempo.

„An die Schleusen!" donnerte jetzt die Stimme des Oberhauptes der Geweihten des Todes.

Mehr als funfzig Personen verließen in hastiger Eile durch verschiedene Ausgänge den Saal.

Da erklang das dritte Zeichen in unverkennbarer Hast.

„Schleusen aufgezogen!" ertönte die befehlende Stimme des Präsidenten wieder. „Die Fallthüren geöffnet!"

Nach wenigen Sekunden drang ein mächtiges Brausen zu den Ohren der inzwischen bewaffneten und kampfgerüsteten Menge. Die Fluthen der Themse drangen in unaufhaltsamen Strömen durch tiefe, mit festem Mauerwerk versehene Gräben.

Jedermann wartete auf die weiteren Befehle des Präsidenten. Doch ehe diese noch erfolgen konnten, öffnete sich plötzlich eine in der Mauer befindliche, durchaus unsichtbare Thür, welche nur durch einen geheimen Mechanismus zu öffnen war, und eine Gestalt im dunklen Mantel gehüllt, das Gesicht mit einer Maske bedeckt, betrat in hastiger Eile den Saal.

Hunderte von Händen erhoben ihre Schußwaffen, um das tödtliche Blei auf den Körper des Fremden zu schleudern, aber ein don-

nernder Ruf des Präsidenten brachte die bewaffneten Hände in Unthätigkeit, während der Unbekannte näher an die Estrade in furchtloser Haltung herantrat.

„Die Sicherheitsventile geöffnet und die Schleusen geschlossen," befahl der Präsident.

Augenblicklich wurde dieser Befehl vollzogen.

„Wer bist Du, Fremdling?" fragte die Stimme des Marquis Posa, indem er sich an den Fremden wandte und einen forschenden Blick auf seine edle Gestalt warf.

„Die Hoffnung unsers Jahrhunderts!" antwortete der Unbekannte mit wohltönender Stimme, indem er dem Präsidenten ein geheimnißvolles Zeichen gab, welches darin bestand, daß er seinen Mantel lüftete und ein großes Kreuz von Brillanten, welches auf seiner Brust hing, dem Blicke des Präsidenten darbot. In der Mitte dieses Kreuzes befanden sich auf rothem emaillirtem Grunde drei Lilien.

„Ich heiße Dich willkommen in der Mitte Deiner Brüder," sagte der Präsident ehrfurchtsvoll. „Doch was bewog Dich einen Eingang zu diesem Saale zu wählen, den wir nur beide kennen und der leicht Dein Leben in Gefahr bringen konnte?"

„Durch Einwirkung des schlechten Wetters verzögerte sich meine Reise," entgegnete der Fremde, „ich wurde dadurch verhindert zur festgesetzten Stunde in dieser Versammlung zu erscheinen, weshalb ich gezwungen war, den Weg des dritten Grades unserer Genossenschaft zu wählen. Als ich nun beim kleinen Stern — wo sich die verschiedenen Wege der Gänge kreuzen — anlangte, schien es mir, als verfolgte mich der Schatten einer dunklen Gestalt. Ich beschleunigte meine Schritte, doch der Schatten blieb in gemessener Entfernung an meiner Ferse. Ein Schuß aus meinem Terzerol verscheuchte zwar denselben, doch kurz vor der Fallthür, welche den Eingang zu dem geheimen Gang sichert, tauchte derselbe Schatten in der Dunkelheit wieder auf. Ich wandte mich und ging mit gezücktem Dolche auf ihn zu, aber als ich die Stelle erreichte, wo die Gestalt noch vor wenigen Augenblicken gestanden, war diese plötzlich spurlos und in unerklärlicher Weise verschwunden. Gleich darauf hörte ich aber das heftige Zuschlagen einer der vielen Fallthüren in dem sogenannten Kreuzgange."

Der Präsident sowohl wie die ganze Versammlung hatte in lautloser Stille den Worten des Fremden ihr aufmerksames Ohr geliehen.

„Man fordere den Bericht sämmtlicher Pförtner ein," befahl der

Präsident, worauf sich sechs dienende Brüder eiligst durch verschiedene Ausgänge aus dem Saale entfernten.

„Lassen wir uns durch diesen seltsamen Zwischenfall in unserm Werk nicht weiter stören," fuhr der Präsident nach einer kleinen Pause fort, indem er sich an die beruhigte Menge wandte. „Bis hieher kann der Fuß eines Verräthers nicht dringen, wenn die Pförtner wachsam ihre Pflicht erfüllen, was jederzeit unzweifelhaft geschieht, da sie wissen, daß Pflichtverletzung durch den Tod bestraft wird. Kehren wir jetzt wieder zu unserer Aufgabe zurück. Die Anwesenheit dieses Fremden mag Euch nicht geniren, sein Ziel ist das Unsere. Ich bürge für ihn, und sein Charakter als Großprior der Loge „Hannibal" zu Kopenhagen, giebt ihm ein Recht in unserer Mitte zu erscheinen.

„Ich wiederhole nun noch einmal: — Ist die morsche Dynastie Lou's Napoleon's vernichtet und Frankreich befreit von der Willkür des meineidigen Machthabers, dann muß die Brücke gefunden werden, welche den letzten Abkömmling der Bourbons auf den Thron seiner Ahnen führt. Diese Brücke führt den Namen Napoleon Bonaparte und wird von mir auf festen Grundpfeilern erbaut werden.

Das französische Volk, aufgestachelt zur höchsten Wuth gegen den verhaßten Peiniger, bedarf nach der großen Blutarbeit einer Abkühlung. Es hängt mit vergötterter Liebe an dem Namen Napoleon. Der Uebergang zu dem Prätendenten der Bourbons muß daher in vorsichtiger Weise geschehen. Unsere Agenten werden dieses Werk durch Gold bewerkstelligen. — Ist dieses Ziel erreicht, hat der letzte der Bourbons den Thron seiner Väter eingenommen, so haben wir für unsere weitere Aufgabe zwei mächtige Bundesgenossen — nämlich Frankreich und Amerika gewonnen und können dann ungehindert mit unserm Plane aus der Dunkelheit an das helle Tageslicht treten.

Jener Fürst, welcher mit unserer und Amerika's mächtiger Hülfe den Thron Frankreichs einnehmen wird, hat aus dem großen Buche der Natur gelernt, die Wohlfahrt seines Volkes nach göttlichen Regeln zu fördern. —

Eine neue Zeit — eine Zeit des höchsten Segens wird für Europa, ja für den ganzen Weltenkreis beginnen," fuhr der Präsident mit erhobener Stimme fort. „Die Fürsten werden die Wahrheit der neuen Regierungstheorien begreifen lernen — vielleicht aber erst durch die Nothwendigkeit. Nur ein Nord- und ein Süddeutschland unter dem Scepter zweier Fürsten wird existiren, und jeder Mensch diejenigen Rechte genießen, die Gott in seiner undurchdringlichen Weisheit den ersten Menschen als sein Ebenbild mit auf die Welt gab.

Ich befragte den großen Geist, den Schöpfer jedes Dinges, den Regierer jeder Bewegung, die Quelle jedes Fortschrittes nach dem mächtigen Hebel zum Gelingen unseres heiligen Zieles; und ich erkannte durch seine, für ein blödes Auge unerforschlichen Schickungen, daß seine strafende Hand auf Frankreich wies.

Die Menschen waren seit zweitausend Jahren Sclaven oder Leibeigene, werft einen Blick auf die Karte Europa's und sagt mir, ob sie es noch sind? Mächtig haben unsere Brüder auf der Oberfläche der Erde unter meiner Leitung gearbeitet. Ueber den ganzen Erdball ist der neue Geist gedrungen. Von Nord zu Süd, von Westen zu Osten glimmt der Feuerbrand unter der leichten Decke und Milliarden fordern in geregelter und gesetzlicher Weise ihre Rechte als Kinder des Allgewaltigen. Wer vermag den entfesselten Orkan zu hemmen, wenn die Stunde der Abrechnung schlägt? —

Schwören wir für uns und unsere Nachkommen, nicht eher auszuruhen von dem großen Werke, als bis wir ihn festgestellt haben, den heiligen Wahlspruch — Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft unter den Menschen!"

Auf diese Worte des Oberhauptes der Geweihten des Todes folgte ein begeisternder Beifall, doch unter dem Jubelrufe machten sich, auf die allgemeine Begeisterung niederfallend wie jene eiskalten Wassertropfen, welche vom Gewölbe eines feuchten Felsen auf eine von Schweiß triefende Stirn fallen, ausgesprochen von einer scharfen, schneidenden Stimme die Worte hörbar:

„Ja, schwören wir!"

Ein durchdringender Blick des Präsidenten durchfurchte die Menge und beleuchtete, wie der Strahl eines Spiegels, das bleiche, edle Gesicht des Unbekannten, welcher auf wenige Augenblicke die Maske entfernt hatte und mehr in den Hintergrund getreten war.

„Es sei, wie Du gesagt hast," rief der Präsident im feierlichen Tone, indem er das Crucifix erhob und auf den geheimnißvollen Fremden deutete.

Die Beisitzer des Präsidenten ergriffen den Dolch und den Strick und hoben diese Dinge in gleicher Höhe mit dem Crucifix. Hierauf erhoben sämmtliche Anwesende die drei ersten Finger der rechten Hand und riefen einstimmig:

„Wir schwören bei dem Blute des Erlösers!"

„Und nun entfernt Euch, Geweihten des Todes," sagte der Präsident mit herzgewinnender Stimme. „Eure Aufgabe ist groß, so groß, daß, durch welches Thal der Thränen oder des Blutes Ihr auch

schreiten möget, Eure Nachkommen Euch um die heilige Sendung, die Ihr erfüllt, beneiden werden; und wie jene Kreuzfahrer, die sich immer zahlreicher und gedrängter auf den nach den heiligen Orten führenden Wegen folgten, werden sie nicht stille stehen, obgleich sie sehr oft ihre Straße nur an den gebleichten Knochen ihrer Väter zu erkennen im Stande sein dürften. Muth also, Apostel der Loge Germanien's! Muth Ihr Volkstribunen! Muth Du Mann mit der Maske — Du Hoffnung unsers Jahrhunderts."

Das Oberhaupt hielt inne; denn der Beifallsruf der Menge erschütterte, dem Rollen des Donners ähnlich, die gigantischen Wölbungen des mächtigen Saales, und hob die Herzen der Kleinmüthigen oder Bedächtigen zu einer fanatischen Begeisterung.

Als der Sturm sich gelegt, theilte der Präsident der Versammlung die inzwischen eingelaufenen Berichte der Pförtner mit. Nach diesen war von den in den Gängen patroullirenden Wächtern eine Gestalt entdeckt worden, die bald an dem einen Ende auftauchte, bald am andern auf geheimnißvolle Weise verschwand, weshalb die Wächter das Warnungszeichen gaben.

Da dieser seltsame Vorfall nicht weiter zu ergründen war, so befahl der Präsident das Aufziehen sämmtlicher Fallthüren und gab durch eine Handbewegung das bekannte Abschiedszeichen. Die Bundes-Insignien verschwanden mit dem silbernen Kasten und Jeder von den Brüdern verbeugte sich vor der Estrade, wo, wie ein zweiter Peter der Einsiedler, der neue Apostel den Kreuzzug der Freiheit gepredigt hatte, wiederholte den verhängnißvollen Spruch: „mors tyrannis" und entfernte sich durch die Gänge der unheimlichen Gruft. Mit dem Letzten erlosch das Licht der Lampen und das Oberhaupt der Loge der Geweihten des Todes blieb allein, begraben in den Eingeweiden der Erde, verloren im Schweigen und in der Finsterniß, jenen Göttern Indiens ähnlich, in deren Mysterien der große Adept eingeweiht schien.

IV.

Saat und Frucht.

Die goldenen Strahlen der Sonne beleuchteten die vielfach verschlungenen Straßen Dresden's im Mai des Jahres 1860. Der junge

Maitag lächelte freundlich und mit sanfter Milde in die Gemächer der Bewohner dieser von allen Touristen besuchten Hauptstadt Sachsens.

In einem Zimmer der Belle-Etage eines eleganten in der Pillnitzer Straße belegenen Hauses, saß die schöne Tochter des Commerzienraths Heiduck an ihrem Stickrahmen, während ihr gegenüber, in der Ecke des elegant meublirten Gemaches, ein prachtvoller Papagei sich abwechselnd in dem Messingreife seines Bauers wiegte, oder gemächlich sein Frühstück verzehrte. Der Commerzienrath war eben in das Zimmer seiner Tochter Anna, unverkennbar in böser Laune, getreten und hatte sich in nachlässiger Haltung in die eine Ecke des weichen Divans geworfen. Die Unterhaltung zwischen Vater und Tochter war sehr förmlich, indem Anna nur kurze, frostige Antworten auf die Fragen des Commerzienraths gab. Zuletzt stockte sie ganz und eine lautlose Stille herrschte im Zimmer. Der Hausherr hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte, in Träumereien versunken. auf den Boden des Gemaches. Nur selten ließ er den matten Blick an der Tochter am offenen Fenster oder an dem Papagei in der Ecke vorübergleiten. Sein finsteres, tiefgefurchtes Gesicht trug unverkennbar die nationalen Züge des Russen, während Anna's reizendes Profil mit den sanften Schönheitslinien des Orients gezeichnet erschien. Drückend, wie Gewitterluft, strömte der Hauch einer geistestödtenden Langeweile durch das mit allem Comfort ausgestattete Zimmer, welche sich bei Anna im ungeduldigen Seufzen merklich kund gab. Nur Peppo, der Papagei, allein bemühte sich seinen Vorrath von erlernten Redensarten zum Besten zu geben, ohne aber die mindeste Aufmerksamkeit der Anwesenden zu erregen oder ein Schmeichelwort für seine Leistungen zu ernten. Verdrüßlich ließ er das den Papageien eigne unangenehme Kreischen hören, schlug dann plötzlich vor Freude mit den Flügeln und ließ ein ohrenzerreißendes Jubelgeschrei durch das Zimmer dringen, worauf er die Worte: „August lebt, Conrad todt!" ziemlich deutlich sprach. Waren seine früheren Plaudereien auch von Anna und ihrem Vater vorher nicht beachtet worden, so zuckten Beide doch wie durch einen elektrischen Schlag schmerzlich berührt, heftig zusammen. Unwillkürlich suchten und fanden sich ihre Blicke, wichen jedoch eben so schnell scheu wieder aus, und die finsteren Augen des Commerzienraths hafteten noch starrer am Boden fest.

Eine qualvolle Pause trat ein, jetzt nicht mehr in Folge der Langeweile, sondern der trübsten Erinnerungen; doch kaum öffnete der Papagei auf's Neue den Schnabel, um die letzten Worte zu wieder-

holen, als sich Anna schnell erhob nnd ein dunkles Tuch über den blanken Käfig warf, um den Schwätzer endlich zur Ruhe zu bringen.

Auch der Commerzienrath hatte seinen Platz auf dem Divan verlassen und ging in unruhiger Weise im Zimmer auf und ab, während die hohe Röthe mit der fahlen Leichenblässe auf seinem finsteren Antlitz wechselten.

Endlich blieb er vor seiner Tochter stehen und sagte im beinahe herzlichen Tone:

„Anna, ich bitte Dich, den unberufenen Schwätzer aus Deiner Nähe zu verbannen, so lange ich bei Dir im Zimmer bin, oder aber ich müßte dasselbe ganz meiden. Ich hoffe, Du wirst meine Bitte erfüllen."

„Ganz gewiß, mein Vater," entgegnete Anna in sichtbarer Verlegenheit, fügte dann aber, wie entschuldigend, hinzu: „Peppo hat seit langer Zeit diese Worte nicht gesprochen, und heute nun so unvermuthet — so plötzlich — man könnte fast an Vorahnungen glauben."

„Glaube an was Du willst," antwortete der Commerzienrath Heiduck verdrießlich. „Ich glaube, es war unbesonnen von Dir, dem gelehrigen Thiere jene Namen vorzuschwatzen."

„Ich that es nicht," versetzte sie zögernd, und in leiserem Tone fügte Anna hinzu: „August that es selbst in der letzten Zeit, wo Con . . .

„Nenne diesen Namen des Nichtswürdigen in meiner Gegenwart nicht!" rief der Commerzienrath heftig erregt. „Also August Graf that es," sagte er nach einer Pause mit der Hand über die Stirn fahrend. „Das sieht ihm ganz ähnlich, — er that's aus Hohn und Rache, weil er wußte, wie sehr ich mich bemühen würde, diese Namen — die meinen Namen geschändet und mein Haus entehrt haben, zu vergessen. — — Oder," wandte er sich mit forschenden Blicken an seine Tochter," geschah es vielleicht in der Absicht, Deine Erinnerungen an ihn stets wach zu halten, und in Deinem Herzen, wenn auch nur einen Funken des Widerspruchs gegen meinen Willen zu sichern, welcher Dich früher oder später bewegen könnte, die Gewalt Deiner Bitten oder Thränen an mir zu erproben? Anna," fügte er liebevoll hinzu, „Du weißt, daß ich den leisesten Wunsch in Deinen Augen lese und freudig zu erfüllen suche, wenn ich irgend kann, doch magst Du jede Bitte, jede Thräne ersparen, die jene beiden Menschen betreffen, welche für mich nicht mehr existiren. Du kennst meinen eisenfesten Willen, ich habe nur Dich, die ich liebe, der Sohn, den ich verachten muß, ist todt für mich."

„Warum aber ist der Verstand im ewigen Zwiespalt mit dem

Herzen?" entgegnete die schöne Anna eifriger als zuvor. „Er muß todt sein für Dich, Dein Verstand will es so; und dennoch lebt er, vielleicht ein elendes Leben, bedrängt von allen den unbarmherzigen Feinden eines Verstoßenen: Gram, Sorge, Noth, Verachtung, Versuchung, die ihn noch tiefer in den Abgrund stürzen und ein moralisches Erheben vielleicht unmöglich machen. Dieser Gedanke ist es, der die Erinnerungen an ihn doppelt schmerzlich macht. Wüßte ich ihn glücklich — ich könnte ihn vielleicht vergessen lernen; aber ein unglücklicher Bruder behält doch ewig ein heiliges Anrecht auf unser Herz."

Der Commerzienrath schien geneigt, diese mit imponirender Würde gesprochenen Worte seiner Tochter in harter Weise zu erwidern, denn sie hatte die wundeste Stelle seines Herzens empfindlich berührt, er kniff heftig die Lippen zusammen und schwieg.

„Und August," fuhr sie mit thränenvoller Stimme fort, „welcher allen Anspruch auf unsere heiligste Dankbarkeit hat, welche man seinem Lebensretter aus tiefster Seele zollen soll, was hat er verbrochen, daß Du ihm in schnödester Weise das Haus verbotst? — Ist es denn ein so gewaltiges Verbrechen, daß der arme, namenlose, aber doch immer geschickte Arzt die Tochter des reichen Commerzienraths Heiduck liebt? Seine Kunst, seine aufopfernde Liebe gab mir mein Augenlicht, das höchste Glück des Menschen, wieder, und mein Herz schlug dem Retter meines Lebens in dankbarer, innigster Liebe freudig entgegen, als er den elenden Mammon in hochherziger Weise ausschlug, den Dein kaltes Herz ihm für seine edle That bot.

Ich werde ihn ewig lieben und niemals die Gattin eines Anderen werden, sollte mich auch der Fluch des Vaters treffen, sollte . . ."

„Halt ein, gottloses Kind!" rief der Commerzienrath leichenblaß. „Nennst Du diese Gefühle „Kindesliebe"? — Es ist fast unglaublich! Ein Mensch, dem seine magere Praxis kaum das Leben fristet, der sich durch eine glückliche Kur und durch meine Empfehlung einen kleinen Ruf erworben, wirbt um meine Tochter und verbittert mir durch seine Ansichten von Menschenwürde und durch sein seltsames Festhalten an der Freundschaft zu dem Elenden — den ich einst Sohn nannte, das Leben. Die Tochter des reichen Commerzienraths Heiduck will die Gattin von des Lohndieners Sohn mit dem pomphaften Namen Napoleon Buonaparte — das Aushängeschild seiner Bastardschaft — werden. Wahrlich, man könnte den Verstand verlieren! Wäre er noch im Stande seine Abstammung glaubwürdig zu beweisen, so könnte man ihm vielleicht einen Titel und entsprechende Einkünfte durch Protection verschaffen, so aber ist dies unmöglich. Gutherzige Menschen, die sei-

nen albernen Versicherungen Glauben schenken, haben ihm aus milden Stiftungen Stipendien verschafft, um seine Studien als Arzt beginnen und beendigen zu können, und aus seinen kärglichen Einnahmen unterstützt er noch seinen alten Vater, um ihn vor Noth zu schützen. Aus solcher Familie nun entsprossen, wagt er es, keck zu Dir emporzublicken, spricht von Liebe, ewig glücklicher Vereinigung? In der That unerhört! Als ob sich des Lebens festes Haus erbauen ließe aus Empfindungen, Träumereien, Schwärmereien und Liebeleien! Aus solchen sentimentalen Stimmungen entspringen in der Regel die gemeinsten Folgen in der Ehe. Geld ist der einzige feste Grundstein der sogenannten irdischen Seligkeit; und wo dieses allmächtige Fundament mangelt, da kann keine nährende Herbstfrucht reifen. Hab' ich deswegen zwei Drittel meines Lebens in Mühe und Arbeit verbracht, um den Stolz meines Alters, Dich, meine Tochter, und mein Hab und Gut einem armen jungen Laffen nachzuwerfen, der vor Eigendünkel auf seine hohe Geburt, nicht weiß wie er die Nase tragen soll, und der nichts weiter zur Mitgift bringt, als ein zärtliches Herz und ein mittelmäßiges Genie. — Nein, meine liebe Tochter, diese Grille laß nur aus Deinem Köpfchen fahren, ich habe Höheres mit Dir im Sinne."

Anna hatte die verletzenden Worte ihres Vaters gegen den Geliebten, den ihre ganze Seele umfaßte, mit ruhiger Ergebung mitangehört. Nur zuweilen blitzte ein Funken des Zornes aus ihren dunklen Augen, und schon schwebte ein hartes Wort der Erwiderung auf ihren Purpurlippen, als plötzlich ein Diener hereintrat und den Grafen von Mandelström meldete.

Es schien Vater und Tochter erwünscht, durch die Dazwischenkunft des Fremden der Fortsetzung einer so wenig erfreulichen Unterhaltung überhoben zu sein. Der Commerzienrath gab dem Diener ein Zeichen, welches andeutete, daß der Graf eintreten möge.

Dieser erschien in der modernsten, eleganteſten Toilette, begrüßte mit jenem herablassenden Wesen, welches der jungen Aristokratie eigen ist, den Commerzienrath und eilte dann zu Anna, die in gemessener Haltung am Fenster stand, um deren feine, zarte Hand zu küssen. Doch ein ernster, eisiger Blick schreckte den Kühnen zurück. Der Commerzienrath, welcher das verletzende Wesen seiner Tochter wohl bemerkt hatte, glaubte, es sei gerathener, Beide allein zu lassen, weil es dem feinen, gewandten Höfling doch wohl gelingen dürfte, die Zuneigung seiner Tochter, wie er es wünschte, zu erlangen.

Kaum hatte der Commerzienrath das Zimmer verlassen, als der

Graf noch einmal bei Anna sein Heil versuchte. Mit glühenden Worten schilderte er der ihn kaum beachtenden Jungfrau seine heiße Liebe. Wie Honigseim flossen die Worte von seinen Lippen, wovon sein kaltes, ausgebranntes Herz aber nichts empfand, denn zu oft hatte der stolze Aristokrat mit Frauenherzen in gleicher Weise gespielt. Sein blasirtes Aeußere trug den Stempel der Uebersättigung und seine abgelebten Züge das Zeichen eines ausschweifenden Lebenswandels. Der Graf war der französischen Gesandtschaft in Dresden attachirt, seine Finanzen aber im höchsten Grade durch seine Verschwendung und Spielsucht zerrüttet, so daß er aus den nimmersatten Händen der Wucherer nur durch eine reiche Heirath herauskommen konnte.

„Antworten Sie mir, theures Fräulein," endigte er seine feurige Liebesbewerbung, „ob ich nach dem offenen Geständnisse meiner innigen Liebe zu Ihnen, jemals hoffen darf, gleiche Empfindungen in Ihrer Brust zu erwecken, welche ein festes Band um unsere Herzen zu einer ewigen Verbindung schlingen sollen."

Anna hatte sich, auf eine passende Antwort wahrscheinlich vorbereitend, über ihren Stickrahmen niedergebeugt, als er seine Rede begann; doch schon nach seinen ersten Worten ließ sie unwillkürlich die Nadel sinken, und hörte in sichtbarer Spannung sein Geständniß der innigsten Liebe an, während die zarte Rosenfarbe ihrer Wangen sich nach und nach zur glühendsten Purpurröthe wandelte. Eine heftige Bewegung ging in ihrem Innern vor, die Veränderung ihrer lieblichen Züge sprach es deutlich genug aus, und doch täuschte sich der ahnenstolze Graf in ihrer Deutung. Seit länger als einem Jahre war er der fast tägliche Gast des Commerzienraths, der von ihm durch sein elegantes Wesen ganz eingenommen war und es von Herzen wünschte, ihn als Schwiegersohn begrüßen zu können. Anna's Erröthen gab dem auf dem Felde der Liebe erfahrenen Wüstling den Muth, sein Geständniß gänzlich zu vollenden; denn, wenn auch Anna stets seinen stürmischen Liebesbewerbungen aus dem Wege gegangen war und ein frostiges Wesen an den Tag gelegt hatte, so glaubte er doch endlich die Eisrinde ihres jugendlichen Herzens durch seine feurigen Worte geschmolzen zu haben. Er hielt ihr Erröthen für den reinen Purpurschimmer der verschämten Unschuld, und doch war es nur Zornröthe gekränkten Stolzes, der bittersten Verachtung, die deutlich aus ihren Augen sprach. Ihre hohe, edle Gestalt richtete sich auf und nahm eine imponirende Haltung an, während ein stolzer Blick über die schmächtige Gestalt des Grafen glitt.

„Sie erlauben sich einen seltsamen Scherz gegen mich, Herr Graf," sagte sie endlich mit höhnender Stimme.

„Bei allen heiligen Empfindungen meines Herzens!" rief der Graf eifrig, „ich sprach im feierlichen Ernste!"

Bei diesen Worten veränderten sich auffallend die reizenden Züge Anna's, und ihr schönes, sonst so belebtes Antlitz nahm die kalte, starre Maske herzloser Prüderie an. Um ihren feinen Mund spielte ein verächtliches Lächeln, während ihr dunkles Auge den Graf vernichten zu wollen schien.

„Dann zwingen Sie mich," sagte sie endlich, „Ihnen einen Blick in mein Herz zu gestatten und Ihnen zu sagen, — wie sehr ich Sie verachte! Nicht genug," fügte sie nach einer Pause im heftigen Tone hinzu, „daß Sie meinen Bruder in das Netz Ihrer erbärmlichen Ausschweifungen gelockt und sein argloses Herz mit teuflischen Künsten umstrickt haben, gelang es Ihrer beredten Zunge noch, den Unglücklichen zu einer erheblichen Wechselfälschung zu verleiten, so daß mein Vater, durch Ihre Worte bestärkt, sich entschloß, der Sache seinen Lauf zu lassen und meinen Bruder durch einen Criminalprozeß zu brandmarken. Ein Steckbrief gegen den Unglücklichen vollendete Ihr Werk, denn mein Vater verstieß den Gebrandmarkten, der seinen Namen geschändet, doch aber immer sein Kind blieb. Doch hiermit noch nicht zufrieden, ein Zweiter war Ihren höllischen Plänen noch im Wege, auch dieser mußte weichen. Mein Lebensretter, der junge Arzt, August Graf, wurde durch Ihre Agenten zu einem Kranken berufen, welcher am andern Tage durch Gift starb, nachdem er seines Eigenthums beraubt worden. Sie wußten es geschickt dahin zu bringen, daß der Verdacht auf den unschuldigen Arzt fiel, daß dieser verhaftet wurde und seine Freiheit nur durch geheimnißvolle Hülfe zu einer Flucht erhielt, die Ihnen nicht fremd sein kann. Das Interesse Ihres Kaisers geht ja mit dem Ihrigen Hand in Hand. Der erstere wünscht die Beseitigung einer Persönlichkeit, die seiner neugebackenen Dynastie gefährlich werden könnte, weil der eisenfeste Charakter derselben ihm schon deutlich genug gezeigt hat, welch' ein gefürchteter Feind in Dresden's Mauern weilt. — Ihr Kaiser sowie die ganze Welt weiß seine unlegitime Abstammung sehr wohl. Er kennt die bessern Rechte des armen Lohndieners Ernst Graf sehr gut und trachtet nun mit Ihnen dahin, diese vor der Welt im Dunklen zu vernichten. Ihr Interesse liegt aber darin, mir den Geliebten und dem Vater den Sohn zu rauben, um durch meine Hand in den Besitz der Reichthümer meines Vaters zu kommen, die dazu dienen sollen, Ihre drohenden Gläubiger zu befriedigen.

— Sie haben sich aber gewaltig verrechnet, mein sauberer Herr Graf!" rief Anna mit drohender Stimme, „denn wenn es Ihnen auch bis jetzt gelungen ist, das Lebensglück dreier Menschen zu vernichten, so soll Ihnen doch der gewünschte Lohn nicht dafür werden. Mein Vater ist viel zu schwach und bethört von Ihren gleißnerischen Worten, um Ihr höllisches Lügengewebe zu durchschauen, aber ich habe Sie genügend erkannt. Gehen Sie, Mann, mit dem Marmor-Herzen, der höhere Richter kennt Ihr fluchwürdiges Werk und seine strafende Hand wird Sie ereilen, ehe Sie es ahnen."

Todtenblässe überzog das abgelebte Gesicht des vor Wuth zitternden Grafen bei den Worten der schönen Tochter des reichen Commerzienraths, die wie ein zürnender Engel der ewigen Gottheit mit aufgehobener, drohender Hand vor dem wuthschnaubenden Elenden stand, welcher nicht im Stande war, auch nur ein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen. Unartikulirte Laute gingen in kurzen Pausen aus seinem Munde hervor, während die Brust zu zerspringen drohte. Seine grauen Augen traten aus den Höhlen und ein weißer Gischt floß aus seinem Munde. Krampfhaft schlossen und öffneten sich die Hände, während der kalte Schweiß auf seiner niedrigen Stirn perlte und ein brennender Schmerz in seiner Brust wühlte.

Endlich schien der von entsetzlicher Wuth herbeigeführte Starrkrampf nachzulassen. Die Brust hob sich freier, das Blut pulsirte wieder regelmäßiger durch die Arterien und endlich fand der Graf die Sprache wieder.

„Ich werde diese Stunde der tiefsten Beleidigung nicht vergessen, mein hochmüthiges Fräulein," sagte er, noch immer der Wuth, die in seinem Innern tobte, fast unterliegend. „Wären Sie ein Mann, so könnte nur Ihr Blut diesen Schimpf abwaschen, so aber wird meine Rache eine andere Bahn einschlagen müssen. Sie sollen von mir noch hören und diese Stunde mit Ihren heißesten Thränen bezahlen."

Nach diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer und verließ das Haus, ohne von dem Commerzienrath Abschied genommen zu haben.

Sechs Monate waren nach diesem Auftritte etwa vergangen. Das Verhältniß zwischen Vater und Tochter war immer spannender und für Anna fast unerträglich geworden, denn der geldstolze Commerzienrath bestürmte seine Tochter immer mehr und mehr, sich mit einem Mitgliede der Aristokratie zu vermählen um dadurch seinen Lieblingswunsch zu erfüllen. Bei allen festlichen Gelegenheiten sah man eine zahlreiche Schaar heruntergekommener Adliger in den eleganten Salons des hochmüthigen Commerzienraths herumlungern und der schönen Anna

in zudringlicher Weise den Hof machen, doch keiner von diesen gecken-haften Adligen konnte sich besonders rühmen, die Gunst der Tochter des Hauses erworben zu haben. Ein Baron von Meding hatte es doch verstanden, das Herz des nach Glanz strebenden Commerzienraths in gleicher Weise wie der Graf von Mandelström — welcher sich nicht mehr hatte sehen lassen — zu erobern. Diesem war es gelungen, von dem Banquier des Commerzienraths eine genaue Darlegung seiner Vermögensverhältnisse zu erlangen und er berechnete schon im Geiste, wie er mit der Mitgift Anna's seine enormen Schulden bezahlen würde. Der Pachtzins seiner Güter war schon im Voraus auf fünf Jahre ver-pfändet und die Güter überhaupt mit Hypotheken schwer belastet, so daß er nur noch dem Namen nach Besitzer von diesen war. In keinem adligen Hause Deutschlands fand er eine anständige, ihn von der Schul-denlast befreiende Partie, überall wurde er mit Körben auf seine An-träge bedacht, so daß er gezwungen war, zum letzten Mittel — eine Mesalliance zu begehen — seine Zuflucht zu nehmen. Doch erging es dem Baron nicht besser mit seinen Absichten bei der schönen Tochter des Commerzienraths, wie dem Grafen von Mandelström. Auch er mußte das Feld räumen und mit einem Korbe abziehen, obgleich der Commerzienrath sehr eindringlich zu seinen Gunsten sprach, aber weder gütliche noch harte Worte waren geeignet, Anna anderen Sinnes zu machen, sie bewahrte ihrem Lebensretter die treuste Liebe und duldete still die vielen bitteren Stunden, die der Vater durch seinen Hochmuth ihr bereitete. — Dieser wurde aber durch das entschlossene Wesen seiner Tochter immer erbitterter, der Gram nagte mit Macht an seinem Her-zen, so daß er sich von seiner Tochter fast ganz zurückzog. Er sah ein, daß er durch Gewaltmittel bei Anna nichts ausrichten konnte. Ein finsterer Plan brütete in seiner Seele und reifte nach und nach zur entschlossenen That. Sein verblendeter Sinn glaubte ein gutes Werk zu begehen, wenn er durch List den starken Willen der Tochter zu brechen und die Erfüllung seines lang gehegten Lieblingswunsches zu erlangen suchte.

Er hatte in einer auserlesenen Abendgesellschaft auf dem Casino zu Dresden; die Bekanntschaft eines Landsmannes, des Grafen von Delambrowitsch gemacht, welcher in Folge der Einladung des Commer-zienraths diesem öfters seine Besuche abstattete. Bei diesen Gelegen-heiten sah er die reizende Anna und sein leicht empfängliches Herz entbrannte in heißer Liebe zu ihr. Offen gestand er dem Commerzien-rath seine Neigung zu seiner schönen Tochter, welche diesen mit un-verkennbarer Freude erfüllte, denn er fühlte sich zu dem eleganten,

feinen Weltmanne ungemein hingezogen, und sein bethörtes Herz glaubte in ihm den Mann gefunden zu haben, welcher wohl im Stande sein dürfte, über eine nicht ganz moralische Handlung hinwegzusehen, wenn es galt sein Ziel bei Anna zu erreichen. In einer vertrauten Stunde theilte der Commerzienrath dem liebeglühenden Grafen die nach seiner väterlichen Ansicht verwerfliche Neigung seiner Tochter zu dem jungen Arzte, August Graf, in kurzen Worten mit, und verschwieg diesem auch nicht, wie es sein Lieblingswunsch sei, Anna mit einer angesehenen Standesperson zu vermählen, daß diese aber hartnäckig bisher jede Partie, die seine väterliche Einsicht und Erfahrung für annehmbar hielt, ausgeschlagen hätte.

„Es giebt keinen anderen Weg," schloß er seine Mittheilung, „als zur List unsere Zuflucht zu nehmen. Eine Vergnügungsreise führt mich mit meiner Tochter auf Ihr Schloß „Kremlow" bei Kronstadt, Herr Graf. Sie halten Zeugen und Priester zu einer Vermählung im Schlosse bereit und werde ich dann schon meinem väterlichen Willen Geltung zu verschaffen wissen, um unser gemeinschaftliches Ziel bei der unfolgsamen Thörin durchsetzen. Was sagen Sie zu meinem Plane, Herr Graf?"

Dieser schien den vernommenen Plan einer Ueberlegung zu würdigen, denn er schwieg eine kleine Weile und sagte dann entschlossen:

„Ich glaube, Ihr Plan ist gut und durchführbar, Herr Commerzienrath. Von gleicher Religion abstammend, dürften sich wohl keine erheblichen Schwierigkeiten zeigen, namentlich, da mein Hauskaplan ein zugängliches Herz besitzt und von mir gänzlich abhängig ist. Treffen Sie deshalb Ihre Vorkehrungen, Herr Commerzienrath, zu der Reise mit Ihrer schönen Tochter, ich werde noch heute Dresden, ohne Abschied von Anna zu nehmen, verlassen, damit auch jeder Argwohn vereitelt wird, und mich auf mein Schloß begeben. Alles Uebrige sollen Sie bei Ihrer Ankunft in gewünschter und erforderlicher Weise vorfinden. Ihre Aufgabe wird es sein, die schöne Braut meinen Wünschen geneigt zu machen, von welchen sie wohl nur eine oberflächliche Ahnung haben kann, denn meine Augen sprachen bisher mehr als mein Mund."

Die beiden Ehrenmänner umarmten sich in herzlicher Weise, drückten im Vorgefühl der nahen Blutsverwandtschaft sich die Hand und schieden in dem Bewußtsein, ein gottgefälliges Werk verabredet zu haben, ohne zu beachten, daß durch Vollführung desselben die Hoffnungen zweier liebenden Herzen für ewig vernichtet sein würden. Theilnahmlos hörte Anna die Mittheilung von einer Reise in die frühere Heimath zuerst an, denn ihrem wunden Herzen war es gleichgültig, ob sie in Dres=

den's Mauern oder in Rußland's kalten Steppen ihre Tage in stumpfer Gleichgültigkeit dahin lebte. Doch getrennt von dem Heißgeliebten ihrer Seele, von dessen Schicksal sie seit der geheimnißvollen Flucht aus dem Gefängnisse zu Dresden auch nicht die geringste Kenntniß hatte, da der Commerzienrath alle Briefe von August Graf durch ihm ergebene Diener auffing, und gemartert von den Absichten ihres grausamen Vaters, war ihr eine Veränderung, welche sie sich von dieser Reise versprach, zuletzt fast angenehm. Mit jugendlicher Hast beendigte sie die Vorbereitungen zu der weiten Reise, und endlich rückte der Tag heran, wo das brausende Dampfroß sie mit ihrem Vater, dessen Gesicht eine heimliche aber unstäte Freude ausdrückte, zu den Fluthen der Newa hinführte. Aber nur von kurzer Dauer war der Aufenthalt des Commerzienraths in Moskau, Petersburg und Kiew, in seltsamer Weise drängte er stets zur Abreise. Kaum konnte Anna ihre Andacht vor dem wunderthätigen Gnadenbilde der Muttergottes zu Kiew verrichten, denn der Commerzienrath wollte, wie er Anna mittheilte, an einem bestimmten Tage mit einem Freunde in der Nähe von Kronstadt zusammen treffen.

Bald waren auch Vater und Tochter anf dem Wege zu dem verhängnißvollen Drama, wovon Anna keine Ahnung hatte. Der Commerzienrath hatte von Kiew aus dem Grafen Tag und Stunde ihrer Ankunft in Kronstadt angegeben und nochmals um Bereithaltung der Trauerfeierlichkeit gebeten.

Wenige Tage reichten hin, die Arglose mit dem grausamen, verblendeten Vater auf das Schloß des Grafen von Delambrowitsch zu führen. Einigermaßen erheitert von den Abwechselungen, welche jede Reise auf das kranke Gemüth eines Menschen hervorbringt, betrat sie die große Freitreppe des mächtigen Schlosses, welches mit seinen gewaltigen Mauern, in Nebel gehüllt, wie eine uralte Ritterburg aus den finstern Zeiten der Vehme, undeutlich hervortrat, Aber unangenehm wurde sie berührt, als ihr Vater und sie von dem Grafen auf der obersten Stufe der Treppe in höflicher Weise begrüßt wurden, und der Commerzienrath dem Besitzer des Schlosses in mehr als freundschaftlichem Tone seinen Gruß erwiderte. Sogleich hatte ihr scharfes Auge den Grafen wieder erkannt und eine unheimliche Ahnung durchzog ihre Seele, denn ihr weiblicher Scharfsinn hatte in Dresden wohl die nur schwach zurückgehaltenen Gefühle des Grafen entdeckt, und sie befürchtete mit Recht, daß der Graf, durch ihren Aufenthalt im Schlosse kühn gemacht, mit seinen Absichten deutlicher und bestimmter hervortreten würde.

Mit der vollendetsten Tournüre eines Weltmannes bot der Graf der schönen Anna seinen Arm, welchen sie zwar in höflicher, aber merklich kalter Weise annahm, indem sie nur leicht ihren Arm in den des Grafen legte. Dieser führte seine Gäste in die obern, fürstlich meublirten Gemächer des Schlosses und gab den goldbetreßten Dienern sofort Befehl, die Fremdenzimmer zur Aufnahme seiner hohen Gäste in Bereitschaft zu setzen, indem er sich stellte, als wäre er von dem unverhofften Besuche freudig überrascht.

In weitschweifigen Worten erzählte der Commerzienrath von den Erlebnissen der Reise, während Anna wortlos in einem kostbaren Album blätterte, und nur dann und wann einen verstohlenen Blick auf die hohe Gestalt des etwa fünfunddreißig Jahr alten Grafen warf. Dieser war ein leidlich hübscher Mann, mit stechenden bläulich-grauen Augen, woraus List und Verschlagenheit blickten. Seine stumpfe Nase, beschattet von einem blonden Schnurbart, sowie seine niedrige Stirn, und das kurzgeschorene blonde Haar ließen deutlich den Russen erkennen. Mehrere Male wandte sich der Graf im Laufe der Unterhaltung mit höflichen Worten an Anna, welche diese zwar mit erforderten Anstande beantwortete, aber bald deutlich merken ließ, daß sie von der Reise ermüdet sei, und sich auf ihr Zimmer zurückzuziehen wünsche. Der Graf kam diesem Verlangen in bereitwilliger Weise nach und führte Anna bis an die Thür ihrer Gemächer, welche mit ausgesuchtem Luxus ausgestattet waren. Der Commerzienrath blieb noch mit dem Grafen beim Glase des feurigen Syrakusers bis spät in die Nacht hin sitzen und versprach, schon am nächsten Morgen Anna zu dem beabsichtigten Vorhaben möglichst vorzubereiten. Schon dämmerte der Morgen als Heiduck sein Schlafgemach aufsuchte.

Von dem schweren Weine aufgeregt, floh sein Auge der Schlaf, und in mürrischer Laune begrüßte er den jungen Tag, der für den armen Landbewohner schon zur Hälfte vorüber war. Anna hatte auch nur wenige Stunden geruht, eine ängstigende Beklommenheit des Herzens litt sie nicht länger im Zimmer, dessen Fenster nach einem prächtigen Park gingen, welcher vom Meere begrenzt war. In einfacher, aber geschmackvoller Morgentoilette verließ sie ihr Boudoir und eilte in's Freie, um die erfrischende Luft eines gelinden Herbstes einzuathmen.

Eben hatte sie eine mäßige Anhöhe erstiegen und einen Blick auf das offene, vor ihr in tobender Wuth schäumende Meer geworfen, als sie knisternde Schritte im scharfen Meeressande hinter sich vernahm. Sie wandte sich und erblickte ihren Vater, welcher von einem Diener

gefolgt auf die Anhöhe zukam. Freundlich lächelnd eilte sie ihm entgegen und küßte seine bleiche Wange zum Morgengruß. Der Commerzienrath, freudig überrascht, erwiderte herzlich den Gruß seiner Tochter und befahl dem Diener, das Frühstück in einem, nahe bei dem Hügel belegenen Pavillon zu serviren. Nach einer ehrfurchtsvollen Verbeugung entfernte sich dieser, um das Befohlene aus der gräflichen Küche herbeizuschaffen, während Vater und Tochter in langsamen Schritten durch eine prächtige Allee dem Pavillon zugingen.

Nach wenigen Minuten hatte der Diener den Caffee für den Commerzienrath und Chocolade für die schöne Anna in einem kostbaren Servis servirt. Eine Handbewegung Heiduck's deutete dem Diener an, daß er vorläufig von seiner Dienstpflicht entlassen sei und sich zu entfernen habe. Der Graf schien zu schlafen, denn er ließ sich nicht sehen.

Nach einer kurzen Pause, während welcher sie sich restaurirt hatten, begann der Commerzienrath seiner Tochter das Anliegen in vorsichtiger Weise mitzutheilen, welches Centnerschwer auf seiner Seele lastete.

„Wie gefällt Dir die Person des Grafen?“ begann er seine Rede, während er sich verlegen eine Cigarre anbrannte.

„Er scheint ein sehr aufmerksamer Wirth und liebenswürdiger Mann zu sein,“ antwortete Anna ausweichend.

„Ein sehr nobler und vornehmer Cavalier ist er,“ rief der Commerzienrath eifrig. „Reich, nicht unansehnlich, mit feinen Manieren begabt und von altem Adel. Jedes adlige Fräulein in hiesiger Gegend würde freudig als Gräfin in dieses Schloß ziehen, aber —

„Nun, weshalb vermählt sich der Graf denn nicht?“ unterbrach ihn Anna, indem sie ihm forschend in die Augen blickte.

„Das wird auch in ganz kurzer Zeit geschehen — vielleicht heute oder morgen schon,“ entgegnete der Commerzienrath bestimmt, den forschenden Blick seiner Tochter ruhig erwidernd.

„Ah!“ rief Anna bestürzt, wobei sich ihrer Brust ein seltsames, beängstigendes Gefühl bemeisterte, wovon sie sich durchaus keine Rechenschaft geben konnte. „Werden die Traufeierlichkeiten hier im Schlosse stattfinden?“ fügte sie fragend hinzu.

„Ganz gewiß,“ erwiderte Heiduck, „der Pope befindet sich bereits im Schlosse.“

„So,“ sagte Anna sinnend. „Wann wird denn die glückliche Braut eintreffen?“

„Die befindet sich bereits auch schon hier," entgegnete der Commerzienrath sarkastisch vor sich hin lächelnd.

„Seltsam," begann Anna wieder," daß ich bis jetzt gar keine Anstalten, welche bei einer solchen Gelegenheit doch voranzugehen pflegen, bemerkt habe. — Bist Du, mein Vater, vom Grafen zu dem Trauacte eingeladen worden?"

„Ja, wohl," sagte der Commerzienrath ernst, „ich bin ja eine der Hauptpersonen bei dieser Feier."

„Du — — wie so das?" fragte Anna erbleichend.

„Das wird Dir der Priester sagen, mein Kind, wenn Du mit dem Grafen vor dem Altar in der Schloßkapelle stehen wirst."

„Ich? — Nimmermehr!" rief Anna von ihrem Sessel aufspringend. „Soweit wirst Du, mein Vater, Dein grausames Spiel nicht treiben, und mich mit Gewalt in die Arme eines fremden, mir gleichgültigen Mannes werfen. — Fürchte des Himmels Zorn!" fügte sie mit drohender Geberde hinzu, indem sie erschöpft in den Sessel zurückfiel.

„Diesen fürchte nur Du, ungerathenes Kind!" entgegnete der Commerzienrath heftig. „Hast Du die Lehren der Religion denn ganz vergessen, ist Dir das vierte Gebot: „Ehre Vater und Mutter" ganz aus dem Sinne gekommen? — Ich, Dein Vater, habe meine Handlungsweise gegen Dich, als mein Kind, vor Gott allein zu verantworten, was ich mit gutem Gewissen jederzeit kann. — Siehe, dort kommt der Pope, der wird Dir sagen, wohin Dein Widerstand gegen den Willen Deines Vaters führt."

Der Priester der griechisch-katholischen Kirche, ein starkbeleibter Mann von untersetzter Figur, mit rothaufgedunsenem Antlitz und scheublickenden Augen, kam in der That die Allee entlang, und wie es schien, gerade auf den Pavillon zu.

Der Commerzienrath verließ denselben, ging auf den Popen zu und begrüßte ihn in ehrerbietiger Weise, worauf er einige Minuten mit ihm angelegentlichst sprach. Der würdige Diener Gottes nickte zustimmend bei den Worten des Commerzienraths und betrat dann mit heiliger Miene den Pavillon.

Anna erhob sich von ihrem Sessel, verbeugte sich anstandsvoll und schien die Anrede des Priesters zu erwarten, denn ihr klarer Verstand sagte ihr, daß der würdige Diener der Kirche nicht zufällig, sondern absichtlich des Weges gekommen sei, um ihr widerspenstiges Herz zu bearbeiten.

In salbungsreichen Phrasen begann der Priester seine Rede, in-

dem er von heiliger Kindespflicht, von kindlichem Gehorsam, von der Strafe des Himmels und dem Fluch des Vaters sprach. Geschickt vertheidigte die in thränenzerfließende Tochter des Commerzienraths Heiduck ihre Liebe zu August Graf, aber nur zu bald erlag sie den religiösen Drohmitteln des listigen Priesters, und flüchtete laut schluchzend auf ihr Zimmer, um einigermaßen Ruhe und Frieden in ihre gemarterte Seele zu erlangen. Voll frommer Andacht warf sie sich auf ihre Knie und betete inbrünstig zu der heiligen Gnadenmutter, diesen bittern Kelch von ihr zu nehmen, aber der so sehr ersehnte Frieden kehrte nicht in ihre Seele ein. Die heilige Mutter hörte nicht auf das heiße Flehen der Gequälten, und Zwiespalt drängte sich zwischen Kindespflicht und heiliger Dankbarkeit.

Bange Stunden vergingen der Armen, bis sie endlich zu dem Entschlusse kam, noch einmal die Trostgründe der Religion aus dem Munde des Popen zu hören. Sie befahl ihrer Zofe den Priester zu ihr zu bitten. Der heilige Mann ließ natürlich nicht lange auf sich warten, und als er nach einer Stunde das Zimmer wieder verließ, da schwebte ein zufriedenes Lächeln um seinen breiten Mund. Die Aermste war den furchtbaren Folterqualen ihrer Religion erlegen, und bereit den Willen des Vaters zu erfüllen. So war denn also die schreckensvolle Stunde gekommen, wo Anna den finstern Kerker sich öffnen sah, in dem sie ihr junges Leben verseufzen sollte. Thränen hatte das arme Mädchen nicht mehr zu vergießen, nur mit einem kalten Grauen blickte sie in die Zukunft. —

Gefühllos hatte sie den warmen Dankeskuß des Vaters und den heißen Handkuß des Grafen geduldet. Niemand sah das zertretene, blutende Herz der Armen, welche unter den Liebkosungen des Schloßherrn vor Schmerz sich wie ein Wurm krümmte. — Endlich schlug die Stunde der Ruhe. Ihre Peiniger verließen freudigen Herzens Arm in Arm das Gemach; und Anna blieb mit ihrem Seelenkummer allein.

Lautlose Stille herrschte bald im Schlosse, wo nur ein einsames Licht im Schlafgemache der Armen seinen düstern Schein verbreitete. Anna saß halb entkleidet auf dem Ruhebett, während ihr mattes Auge starr auf den Boden haftete.

Finstere Pläne brüteten in ihrer Seele und reiften nach und nach zur entschlossenen That. Ein unheimlicher Glanz belebte das sonst so feurige Auge, während ein entsetzliches Lachen sich ihrer gemarterten Brust entwand. Schon griff die vor trockener Hitze brennende Hand nach einer starken, goldenen Haarnadel, um die Pulse des Lebens zu

vernichten, da plötzlich schlug die Schloßuhr die zwölfte Stunde. Eine Scheibe ihres Fensters klirrte und zerbrochene Glassplitter fielen in das Gemach, während eine tiefe Stimme in unterdrücktem Tone die Worte rief:

„Anna, erwache, die Hülfe ist nahe!"

Wie das Läuten der Glocken am heiligen Sonntagmorgen die Herzen der Menschen so seltsam ergreift, und das Gemüth in ernster Stimmung zum Schöpfer aller Dinge voll frommer Andacht wendet, so drangen jene Worte im entsetzlichsten Augenblicke des jungen lebensvollen Daseins Anna's wunderthätig in ihr Herz. Der finstere Zauber, der ihre Seele in nächtlichen Banden hielt, war gebrochen, sie war zu einem neuen Leben erwacht.

Furchtlos eilte sie an das zertrümmerte Fenster und warf forschende Blicke in den von der Dunkelheit der Nacht umhüllten Park, aber nichts entdeckte ihr Auge, was ihr bestätigte, daß sie nicht geträumt habe. Nur die zerbrochene Fensterscheibe blieb als Wahrzeichen des seltsamen Vorfalls dem Auge sichtbar.

Unruhig warf sie sich auf ihr Lager, wo der Schlaf bald ihre Sinne umfing und in die Bande der Träume schlug.

In gramvolles Sinnen verloren, stand am andern Morgen die unglückselige Braut des Grafen am Fenster und dachte vielleicht an die versprochene Hilfe in der immer näher heranrückenden Noth, doch kein Zeichen verrieth der Trostlosen, daß man ihrer gedenke. Wilde Verzweiflung bemächtigte sich ihres Herzens, da plötzlich fühlte sie sich von einer Hand leise berührt, sie wandte sich um, und blickte in das schelmisch lächelnde Gesicht ihrer Zofe, welche mit dem kostbarem Brautkleide über den Arm vor ihr stand. Die Arme schauderte mächtig zusammen, und seufzte aus erschöpfter Brust tief auf. Doch kein Laut der Klage kam über ihre blassen Lippen, geduldig ließ sie sich schmücken wie ein Opfer, das zur Schlachtbank geführt wird.

Eben hatte die Zofe den Brautkranz in die Locken gedrückt, als sich die Thür des Zimmers öffnete, und der Graf eintrat, um sie zu begrüßen und in die Schloßkapelle zu geleiten, wo der Pope ihrer harrte. Wo nun einmal die Nothwendigkeit an sie so gebieterisch herantrat, da fand Anna gewöhnlich diejenige Kraft in ihrer jugendlichen Seele, welche dem Weibe angeboren zu sein scheint. Ernst, leichenblaß und schweigend, doch ohne zu wanken, schritt sie an des Grafen Arm die breiten Stufen hinab und betrat die erleuchtete Schloßkapelle, wo sie von einigen Verwandten des Grafen beglückwünschend empfangen wurde. Es waren meist ältere Männer in russischer Mi=

litairuniform, welche als Zeuge des Trauactes vom Grafen in Eile geladen waren. —

In wenigen Minuten waren die kirchlichen Gebräuche vollendet und erwartete ein fürstliches Mahl die Gäste. Der Commerzienrath schwamm in einem Meer von Wonne und Entzücken, sein Wunsch war erreicht, Anna die Gemahlin eines hochgeborenen Grafen.

Bald herrschte die ausgelassenste Heiterkeit an der Tafel, wo Anna neben dem gräflichen Gemahl wie ein Marmorbild saß, und die ausgesuchtesten Speisen kaum berührte.

Endlich brach nach langen bangen Stunden der Abend an. Die Tafel wurde aufgehoben und die Gäste setzten sich in die Nebenzimmer an die Spieltische. —

Mit qualvoller Beängstigung sah die junge Gräfin die Stunde näher und näher rücken, in der sie, ihrem Gatten allein gegenüber, den letzten schauerlichen Kampf mit ihrem Herzen zu bestehen haben würde. Unbemerkt hatte sie sich in ihr Gemach zurückgezogen, um ihr bekümmertes Herz durch Thränen zu erleichtern, aber der Quell war versiegt, sie empfand keine Erleichterung im einsamen Gemache und wollte eben deshalb in die Gesellschaft zurückkehren, als sich plötzlich die Thür öffnete und der Graf eintrat. Erschreckt wich sie unwillkürlich einen Schritt zurück, doch mit zuvorkommender Gewandtheit, trat der Graf ihr entgegen, küßte die zitternde Hand nnd sagte im liebevollem Tone:

„Habe ich Sie erschreckt, Frau Gräfin? Doch Sie werden es mir gewiß verzeihen, wenn meine Sehnsucht nach Ihnen mich trieb, Sie aufzusuchen. Fast seit einer Stunde vermißt man Sie, doch kann ich es nicht tadeln, daß Sie die Gesellschaft fliehen, aber Sie werden begreifen, daß mich dieselbe Neigung trieb. Anna! Die glücklichste Stunde meines Lebens hat geschlagen! Ich nenne die schönste, die beste, nnd liebenswürdigste Ihres Geschlechts meine Gemahlin. Die Scheidewand der äußern Verhältnisse, die uns trennte, ist nun durch das Sacrament der Kirche gefallen, werden Sie nun ganz in Liebe die Meinige sein?"

Bei diesen Worten hatte der von Wein und Liebe glühende Graf die schlanke Taille Anna's zärtlich umfaßt und küßte ihr die bleichen Lippen und Wangen. Zitternd, und verwirrt vor Scham, vermochte die junge Gräfin weder zu widerstreben, noch auf seine zärtlichen Worte etwas zu erwidern; schweigend, doch gefühllos, duldete sie die Liebkosungen des Grafen, zu denen er berechtigt war.

„Wenn Du willst, süße Anna," fuhr er liebreich fort, „so ist der Augenblick unserer Vereinigung da. Wir befinden uns in dem vertrauten Heiligthume der Liebe, Niemand wird uns stören, denn soeben

verließen die Gäste das Schloß, nur die Dienerschaft und einige Bauern feiern jetzt noch auf ihre Weise bei Tanz und Gesang den Tag unsers Glücks. Dein Vater selbst hieß mich Dich aufsuchen."

Anna schwieg noch immer. Eine entsetzliche Beklemmung raubte der Armen die Sprache. Der Graf hielt ihr Schweigen für bräutliches Verschämen, ihr stilles Dulden für liebendes, nicht mehr widerstrebendes Hingeben, das krampfhafte Pochen ihrer Brust für die Wallung selig überströmender Liebe.

Heftig preßte er seine brennenden Lippen auf ihre erbleichenden, und schloß sie mit der Rechten fest an seine Brust, während er mit der Linken, wie im süßen Spiel und Dienst der Liebe, ihre reichen Flechten löste.

Mit schon weichenden Kräften suchte sich Anna in betäubter Angst seiner Umarmung zu entwinden. Er hielt dies für ein Widerstreben der jungfräulichen Scheu, da die Kerzen noch auf ihrem Tische brannten.

„Ich verstehe Dich, holdseliges Mädchen," flüsterte der Graf, „Deine stumme Lippe ist süß beredt! — Nur im heiligen Dunkel duftet die stille Nachtblume der Liebe."

Mit einer raschen Bewegung löschte er die Kerzen, und zog die halb Ohnmächtige zu sich in den Schooß, indem er sich auf ihrem Ruhebette niederließ.

„Das Brautgemach ist bereit, theure Anna, umsonst Dein scheues Widerstreben. Jetzt darf mir kein Sterblicher, kein Gott mehr das süße heilige Recht rauben, diese holde Rose zu brechen! — Fliehe, Du schüchternes Reh, verbirg Dich in die weiche seidene Hülle des Lagers, das uns Beide umfangen soll, fliehe, aber ich folge Dir — wenige Minuten und wir sind auf ewig vereint."

Bei diesen Worten ließ er die angstvoll sich Sträubende aus seinen umschlingenden Armen los. Sie wollte ihm entfliehen, aber sie wußte nicht mehr, was sie that, bebend schwankte sie der Thür zu, öffnete diese, aber mit einem lauten Schrei fuhr sie zurück und sank bewußtlos auf den Boden nieder, denn ein heller, mächtiger Feuerschein erleuchtete das im Auftrage des Grafen heimlich hergerichtete Brautgemach.

Der Graf sprang, selbst heftig erschreckt, hinzu, denn indem Anna die Thür geöffnet hatte, sah er ihre Gestalt, von dunkelrother Glut beleuchtet, und ein mächtiger Feuerschein fiel in das Brautgemach.

„Himmel! Was ist das?" rief der Schloßherr, als ihm der glühende Wiederschein entgegendrang.

Ein Wirthschaftsgebäude, welches gerade den Fenstern des Braut-

gemaches gegenüber lag, stand in Flammen. Die Dienerschaft mit den Bauern waren beschäftigt, dem Feuer nach Kräften Einhalt zu thun, welches in so seltsamer Weise ausgebrochen war.

Der Graf hob die ohnmächtige junge Frau empor, hielt sie in seinen Armen und suchte sie durch Liebkosungen zum Leben zu erwecken.

„Fasse Dich, theure Anna, es ist eine Brautfackel, die uns leuchtet, welche unsern schönen Bund aber nicht stören soll. Der Kastellan wird schon die Löschanstalten leiten.

Doch Anna hörte nicht auf die Stimme ihres Gemahls, ihr Mund blieb stumm und das Auge geschlossen. Der Graf wußte vor Bestürzung nicht, ob er Hülfe herbeirufen oder allein den Versuch machen solle, sie aus der Ohnmacht zu erwecken. Der dunkelrothe Wiederschein der Feuersbrunst verhüllte die Todesblässe der jungen Gräfin. Sie schien wie vom Rosenschimmer der untergehenden Sonne bestrahlt. Des Grafen liebeverlangendes Herz entzündete sich mächtiger an dem reizenden Anblick.

„Du wirst an meiner Brust erwachen," sprach er, halb zu ihr flüsternd, halb zu sich selbst, und verlor sich in dem Anblicke ihrer himmlischen Schönheit. „Ich thue, was ich durch das Sacrament der Ehe darf," fügte er vor Wollust zitternd hinzu, indem er sie in seine Arme faßte und auf das bräutliche Lager trug.

Mit bebender Hand löste er den Gürtel ihres kostbaren Brautgewandes und öffnete das Corset, damit sie freier athmen sollte.

„Theure Anna, erwache!" rief er, indem er glühende Küsse auf die hervorwallende Brust von Marmor drückte, „oder nein, bleib in dieser reizenden Ohnmacht, bis Du in meiner Umarmung zu einem neuen Leben erwärmt bist."

In diesen verhängnißvollen Augenblicke drang eine mächtige Rauchwolke aus dem Nebenzimmer in das Brautgemach, worauf schon in nächster Minute die hellen Flammen an dem Mobiliar und den übrigen brennbaren Stoffen züngelten, und sich mit rasender Gier im Schlosse verbreiteten. In unglaublich kurzer Zeit wuchs eine unbezähmbare Alles vernichtende Feuersäule empor.

Der Commerzienrath war in voller Bestürzung in das Brautgemach geeilt und hatte durch sein Erscheinen den liebeglühenden Grafen zum nüchternen Bewußtsein zurückgerufen. Doch beide waren unfähig, einen practischen Entschluß zu fassen. Die gesammte Dienerschaft des Schlosses, welche stets nur die Laune und den Hochmuth des Grafen empfunden hatte, fühlte keine Neigung, dem strengen Gebieter, welcher in den Tagen des Glücks mit Geringschätzung auf sie herabgeschaut,

jetzt, in der Stunde der Gefahr, ein Opfer der Liebe und Treue zu bringen, sondern hatte sich beeilt, sich und ihre Habseligkeiten so weit als möglich von der unabsehbaren Brandstätte entfernt zu retten. Der unheilschwangere Schooß der wilden Brautnacht — welche zur Schreckensnacht wurde, schien den Auswurf der Menschheit zu gebären, denn von Niemand bemerkt glitten unheimliche, dämonische Schatten durch die vielen Zimmer und Säle des weitläuftigen Schlosses, um mit zerstörender Hand die Brandfackel dahin zu senden, wo etwa das Feuermeer noch nicht festen Fuß gefaßt hatte.

Während nun der Graf in verwirrender Hast damit beschäftigt war, die halb entkleidete Gräfin mit Kleidungsstücken oberflächlich zu bedecken und mit weithin schallender Stimme vergeblich um Hülfe rief, saß der Commerzienrath auf einem Sessel, finster vor sich hin blickend, wobei sein Gesicht, wie von marternder Seelenpein, verzerrt, und die Brust von einer entsetzlichen Gewissenslast beschwert war. Mit beiden Händen hielt er ein großes Portefeuille, welches seine wichtigsten Papiere und die Hälfte seines Vermögens in Werthscheinen enthielt, krampfhaft umschlossen. Es war Anna's Mitgift, welche der Graf am andern Tage ausgehändigt erhalten sollte. Plötzlich wurde die noch unversehrte Thür des Brautgemaches heftig aufgerissen, und eine unheimliche Rotte verdächtigen Gesindels drang tobend in das vom Feuer noch bis jetzt verschonte Gemach.

Ein junger Mann, in besserer Matrosentracht als die Uebrigen, gab seinen Gefährten einen bedeutungsvollen Wink, worauf diese sogleich über den Grafen herfielen, ihn zu Boden schlugen und dann mit der leblosen Anna schnell das Weite suchten, dann trat er vor den keines Wortes mächtigen Commerzienrath hin, legte die Hand auf seine Schulter und sagte in deutscher Sprache mit höhnender Stimme:

„So also, Herr Commerzienrath, sehen wir uns wieder? — Wie gefallen Ihnen meine Gefährten? Lauter Freiherren und Raubgrafen von hocherhabenen Geschlechtern; denn es sind wenige darunter, deren Vorfahren nicht am Galgen gestorben. Bin ich nun Ihres Namens würdig geworden? — Darf ich jetzt Ansprüche auf mein Erbtheil erheben?

Mit dem starren Blicke des Entsetzens schaute der Commerzienrath dem Sprechenden lange in das wüste, aufgedunsene Gesicht, gewaltsam nach Zweifel haschend; doch die bekannten Züge traten selbst unter der Verwilderung unverkennbar hervor, mächtig hob sich seine Brust, und endlich rief er im jammernden Tone:

„Mein Sohn, mein Sohn!"

Dann bedeckte er das Gesicht mit beiden Händen und fiel, wie vernichtet, in den Sessel zurück, während das große Portefeuille seinen zitternden Händen entfiel. Conrad Heiduck nahm es vom Boden auf. Nachdem er dasselbe geöffnet, seinen Inhalt geprüft und die Bankscheine durchblättert hatte, traten seine verglasten Augen leuchtender aus ihren Höhlen hervor, die Züge seines Gesichts verzerrten sich zum Ausdrucke wilder Freude, und mit dumpfem Tone sprach er leise vor sich hin:

„Dank der Stunde und dem höllischen Feuer! Da liegt ja auf einmal der elende Mammon in meiner Hand! Ein erhebliches Erbtheil für den verstoßenen und verfluchten Sohn.“ Ein tiefer Seufzer hob seine Brust und im milderen Tone fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Welchen Genuß könnt' ich mir wohl dafür beschaffen, den ich nicht bis auf die Neige schon ausgekostet? Hab' ich mich nicht stolz auf den glänzenden Staffeln des Lebens gewiegt, wälz' ich mich jetzt nicht im Schlamme des elenden Lebens mit thierischer Lust — und dort wie hier: Ekel — Ueberdruß; nirgends Ruhe und heitere Zufriedenheit! Und wem verdanke ich dies unheilvolle Dasein?“ fügte er laut hinzu, indem er sich an seinen Vater wandte. „Dir, Mann mit dem metallenen Herzen! Dir, der systematisch mich durch seinen Hochmuthsteufel zum nichtswürdigen Taugenichts erzogen, und mir Gefährten an die Hand gab, welche mein jugendliches, argloses Herz durch Teufelsränke vergifteten. Dir, Mann und Götzen des elenden Mammons, der die verdorbene Frucht von sich wirft, weil er vor seinem eignen Machwerk erschrickt, welches seine herzlose Klugheit, sein vernunftloses Drängen nach glänzender Verbindung zu Tage gefördert. Warum ließest Du mich schon als Kind tagtäglich in Deinen glänzenden Guckkasten schauen, den Du die noble Weltbühne nanntest, mit der ich mich bei Zeiten vertraut machen müsse? — Sog ich doch beim Anschauen jener steifen, herz- und geistlosen Bilder thörichter Eitelkeit, Narrenhochmuth und Genußsucht ein, die alle edlen Gefühle meines jungen Herzens ersticken mußten! Hattest Du sie nicht selbst gesäet und gepflegt all' die unzähligen Fehler, Launen und Laster, mit denen ich in spätern Jahren, wie ein Unsinniger, gegen Gott und die Vernunft anstürmte, bis die tolle Brut in meiner Brust, die Du groß gezogen, zu Ungeheuern anwuchs, ihren giftigen Stachel gegen Dich selbst kehrte, und mit wüthendem Heißhunger Dein Gold verschlang? — Was ich nicht schon wußte, lernte ich noch in Gesellschaft Deines Günstlinges, Mandelström, der mich zuletzt, da Du kein Geld mehr hergeben wolltest, zur Wechselfälschung verleitete. Da erbebtest Du vor Deiner

eignen Mißgeburt, verlangtest Bezähmung, Reue und Besserung. Aber jeder Zügel war zu schwach für den einmal entfesselten wilden Trieb; der Mangel an Erkenntniß ließ keine Reue aufkommen; Besserung war unmöglich; denn Du hattest den Boden meines Herzens schmählich verkommen lassen, und mit Unkraut überwuchern, daß nirgends eine edle Saat mehr Wurzel fassen konnte. Der Bildhauer zerbricht die mißrathene Form und schafft eine neue, bessere. Du warst nicht Meister genug, dem sündhaft vergeudeten Thone eine neue Gestalt zu geben, darum warfst Du die verpfuschte Form weit von Dir, damit ihr Anblick Dein Auge nicht länger mehr verletzen möchte, unbekümmert darum, ob sie sich und Andern zum Gräuel werde? — Du hast mich enterbt, von Dir gestoßen, mich hinausgetrieben auf die wüste Bahn des Elends und der bittern Noth, und dennoch bin ich kein verlorner — sondern ein verwahrloster Sohn! — Siehe, ich halte Deinen Mammon hier in meiner Hand, ich könnte einen Theil davon, ihn vielleicht sogar ganz nehmen und sagen: der Vater ist seinem Sohne, den er zum Müßiggange erzogen — Brod schuldig. Aber Dein Geld ist mir zum Ekel geworden, denn ich wüßte mir keinen Genuß mehr damit zu erkaufen, den ich nicht schon durchgekostet. Das Leben verachte ich, denn es hat keinen Reiz mehr für mich, — als die Gefahr, kein Ziel — als den Tod. Deshalb habe ich in Algier gegen die wilden Beduinenhorden gekämpft, deshalb habe ich mich als gemeiner Matrose dem Dienste der amerikanischen Südstaaten gewidmet. Aus Kampf, Sturm und Gefahr ging ich immer unverletzt hervor, nirgends fand ich das ersehnte Ziel — den Tod. Du siehst mich jetzt in unheimlicher Gesellschaft, doch fürchte nicht, daß Dein kostbarer Name verunglimpft werde, den Namen des Geschlechts, das mich verstoßen, habe ich längst von mir geworfen. Man nennt mich schlechtweg Bloom. Den Geschmack meiner Kameraden werde ich niemals theilen, denn selbst im Pfuhle des Lasters, werde ich nie zum Gauner herabsinken. Deshalb behalte Deinen elenden Mammon, ich will Dir Deinen Götzen nicht rauben, obgleich Du mich um meinen Gott betrogen, und zwar jenes Wesen, welches mich heute zum Werkzeuge seiner Rache machte. Durch Zufall sah ich Anna auf der Anhöhe im Park stehen und vermuthete gleich, daß Du nicht weit von ihr entfernt sein würdest. Wohl verborgen, belauschte ich Euer Gespräch im Pavillon, konnte es leider aber nicht verhindern, daß das arme Mädchen die entsetzlichen Folterqualen der unfreiwilligen Trauung und die verabscheuten Liebkosungen ihres hochgräflichen Gemahls erduldete. Der Dienst hielt mich am Bord mit eiserner Pflichterfüllung zurück. Von

heute an bist Du nun von Deinen Kindern für ewig getrennt, denn ich werde für meine Schwester wohl noch ein Asyl verschaffen können, wohin Du und Dein eleganter Schwiegersohn nicht zu gelangen vermagst. Will es das höchste Wesen, so wird Anna die Frau desjenigen, den sie innig liebt und von dem sie wiedergeliebt wird. Den Namen dieses Mannes brauche ich Dir wohl nicht zu nennen. Gebe Gott, daß der Zufall nicht wie heute unsere Wege wieder zusammenführt. Wir werden niemals etwas von Dir fordern, selbst Deinen Segen nicht. In einigen Minuten befinde ich mich auf offener See, wohin Dein Arm nicht reicht, russisches Kriegsmaterial führen wir in einen Welttheil, der Deine Aufmerksamkeit sehr bald in Anspruch nehmen wird. Dorthin wende dann Deine Blicke und gedenke, daß Deine Kinder unter Noth, Sorgen und Gefahren ihr Brod verdienen, weil sie Deinen Mammon verachten."

Er wandte sich und verließ das Gemach, ohne dem Vater ein Lebewohl zu sagen.

Ein schrecklicher Kampf hatte sich in der Brust des Commerzienraths entzündet. Wie die Stimme des Weltgerichts erschütterten ihn die Worte seines Sohnes, deren jedes einzelne eine entsetzliche Wahrheit enthielt, und weckten sein nur leise schlummerndes Gewissen. Beim Anblicke des verwilderten Sohnes und seiner entsetzlichen Gefährten, erkannte er sich zum ersten Male für schuldig an seinem tiefen Falle. Doch sein Herz war noch zu sehr von eiteln hochfliegenden Plänen erfüllt, der kalte Stolz noch zu mächtig in seiner Brust, um augenblicklich einem reuigen, warmen Vatergefühle Raum zu gönnen. Die Verbindung seiner Tochter mit dem Grafen Delambrowitsch schien ihm ein so gewaltiger Hinderungsgrund, den fast entmenschten Sohn wieder anzuerkennen und aufzunehmen, daß er durchaus rathlos im Augenblicke nicht wußte, ob er Conrad zurückrufen oder seinen unheimlichen Weg gehen lassen sollte. Gern hätte er sich im Verborgenen zu einem ansehnlichen Opfer verstanden, da der Graf in seiner Betäubung wohl schwerlich ein Wort von den in deutscher Sprache geführten Beschuldigungen verstanden hatte, aber es war zu spät — Conrad befand sich schon mit seiner Beute in der Schaluppe, welche ihn mit seinen Gefährten bald an Bord der Alhambra brachte, wo er mit Jubel empfangen wurde. Der Kapitain dieses Panzerschiffes der amerikanischen Südstaaten, sowie die übrige Schiffsmannschaft, war von dem kühnen Vorhaben ihres Gefährten Bloom, wie wir Conrad jetzt nennen müssen, unterrichtet, und erholte sich die arme Anna — von der Seeluft erfrischt — endlich zum neuen Leben in den Armen ihres Bruders.

Der Commerzienrath, sowie sein hochgeborner Schwiegersohn, wurden plötzlich aus ihrer Betäubung durch einen entsetzlichen Lärm aufgeschreckt. Es waren die Löschmannschaften aus Kronstadt und aus einigen benachbarten Dörfern, welche eben eintrafen und durch Anordnungen und Ausführung der Befehle einen furchtbaren Lärm verursachten. Gegen Morgen gelang es dem Feuer in soweit Einhalt zu thun, daß wenigstens der Flügel des Schlosses, worin sich der Graf mit seinem Schwiegervater befand, als gerettet anzusehen war.

Kaum war nun die übliche Stunde herangerückt, wo der Graf dem Gouverneur von Kronstadt schicklicherweise einen Besuch abstatten konnte, um möglichst Hülfe gegen den Räuber seiner Gemahlin zu erlangen, als er sich auch schon im Vorzimmer desselben befand. So unglaublich nun auch dem Gouverneur die ganze Sache erschien, so willfährte er doch dem Wunsch des angesehenen Grafen und ließ eine Kriegscorvette den Flüchtigen nachsetzen, aber unverrichteter Sache kehrte diese gegen Abend zurück, nirgends war eine Spur von dem Panzerschiffe zu entdecken gewesen. Der Commerzienrath hatte dem Grafen natürlich nur dasjenige mitgetheilt, was er glaubte, demselben ohne Gefahr mittheilen zu können. Eine Reise nach Amerika, welche Heiduck vorschlug, schien dem Grafen nicht zu behagen und entschlossen sich endlich die Geprellten dahin, vorläufig in der Sache nichts weiter zu thun, als briefliche Mittheilungen aus Südamerika einzuziehen.

Einigermaßen beruhigt, fuhr Anna in Gesellschaft ihres Bruders der neuen Heimath zu und hörte mit aufmerksamem Ohr auf die Schilderungen seines bewegten Lebens, während sie an geeigneter Stelle ihre seltsamen Schicksale einschaltete. Heiße Thränen entströmten oft ihren matten Augen bei dem Gedanken an den herzlosen, geldstolzen Vater, der am Abend seines irdischen Lebens, von seinen Kindern verlassen, allein mit dem Götzen seines Herzens in der öden Welt stand. Keine Schätze der Erde konnten ihm diejenige Liebe erkaufen, die er — vielleicht für immer verloren hatte. Zu spät erkannte der Herzlose, daß nur im Mittelstande, oder wenn man will — im Bürgerstande das wahre Glück einer zufriedenen Häuslichkeit, und der Heerd der Eltern- und Kindesliebe wohnt, welches sich mit keinem, durch schweres Geld erkauften Lebensgenusse aufwiegen läßt.

V.

Die finsteren Geister Europa's.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß seit der Zeit, wo der Erlöser den heiligen Petrus mit der erhabenen Würde des Oberhauptes und Herrn seiner Kirche auf Erden bekleidete, die Geschichte keinen Papst aufweist, dessen Wahl die Köpfe in eine solche Aufregung gesetzt hat, wie die Pius IX. Rom mag in den Zeiten, wo noch ganz Europa ein Hirt und eine Heerde war, glänzendere Feste gesehen haben, aber niemals hat es eine so allgemeine Begeisterung erlebt, wie die war, welche zur Zeit der Erwählung von Pius IX. alle katholische Herzen auf Erden durchströmte. Gott wollte gleichsam einen Blitzstrahl seiner Herrlichkeit erblicken lassen; er wollte vor der Welt entfalten, wie er am Ende der Zeiten in den Menschen den Glauben, der fast erloschen schien, wieder auferwecken und sie unter dieser göttlichen Sonne dazu führen kann, wieder eine Heerde zu bilden und gehorsam dem einen Hirten zu folgen.

Der 18. Juni 1846 war der verhängnißvolle Tag wo die Cardinäle in ihrem Conclave mit seltener Einigkeit den Cardinal Giovanni Mastai zum Papste erwählten, welcher als Pius IX. den päpstlichen Stuhl bestieg und bald die in den Staub gezogene Würde des Oberhauptes der römisch-katholischen Kirche in einer Weise wieder aufrichtete, wovon sich die erstaunten Gemüther keine Rechenschaft zu geben wußten. Denn wenn die päpstliche Würde so lange der Gegenstand des Hasses, der Verhöhnung und Verfolgung gewesen war, so kehrte mit der Wahl Pius IX. plötzlich glühende Liebe, Verehrung, Entzücken und Wonne in die Herzen der Fürsten und Völker ein. Als nun aber im Juli 1846 der Papst noch eine allgemeine Amnestie erließ, da war der Huldigungen, Herrlichkeiten und der Triumphe des Papstthums, das Pius IX. mit so würdevoller und himmlischer Milde und Weisheit darstellte, kein Ende mehr. Die Presse, welche Jahre lang den Stuhl Petri's in giftigster, bitterster Weise angegriffen, verwandelte jetzt ihre Schmähungen in Lobsprüche, ihre Herabwürdigungen in Huldigungen, und wußte nicht Worte genug zu finden, um Pius IX. dreifache Regierung zu preisen. Das so sehr verhaßte weißgelbe päpstliche Panier strahlte jetzt auf einmal wie der Sonne goldener Glanz und des Mondes Silberlicht. Allgemein hielt man dieses unerhörte

Wunder — diesen glühenden Enthusiasmus für das Werk geheimnißvoller Mächte. Während nun ganz Rom, Adel, Bürgerthum, und Volk sich den großen Festlichkeiten zur Ehre und Verherrlichung des großen Papstes überließ, sah man oft aus den Augen kluger und einsichtsvoller Männer Blicke düsterer Besorgniß blitzen. Sie erkannten in diesem unnatürlichen Taumel der Begeisterung nur zu leicht das Werk der Männer vom Orden Jesu.

Denn wenn die katholische Kirche auch zweihundert Millionen Unterthanen auf der Erde zählt, so giebt es doch in Wahrheit nur einen Beherrscher derselben, und dieser ist — der Jesuiten-General, Pater Bexh. Er steht an der Spitze der mächtigsten, thätigsten und reichsten Gesellschaft, welche der menschliche Geist durch tiefes Denken jemals zusammen zu bringen vermocht hat. Während der scheinbare Herrscher, welchen die Christenheit Papst nennt, im prachtvollen Vatikan thront, umgeben von stolzen Cardinälen, Kirchenfürsten und Garden, hat der Jesuiten-General seinen Wohnsitz im Gesù, umgeben von einer geheimen Canzlei, in welcher mehr als vierzig Jesuiten in allen bekannten Sprachen schreiben.

Ist nun eine Audienz beim Statthalter Christi nur äußerst schwierig zu erlangen und wird der Kuß des Ringes sowie des Pantoffels des heiligen Vaters als die höchste Gnade auf Erden in der katholischen Welt betrachtet, so findet man dagegen zu allen Tageszeiten Zutritt bei Sr. Hochwürden dem Pater Bexh, welcher nur von Geschäften mit dem Besucher spricht.

In der Kanzlei Gesù werden an einem Tage mehr Geschäfte erledigt, als in dem Secretariat des Vatikan in einem Jahre. Jeder Beamter des Gesù findet am Morgen seine bestimmte Arbeit, welche er unter dem strengen Auge eines Mannes zu fertigen hat, auf dessen Schultern die Verantwortlichkeit für die Interessen einer Welt liegt.

Während nun die Hand des Papstes freigebig reiche Gaben und Segen bei jeder passenden Gelegenheit spendet, so daß man einen unerschöpflichen Schatz in seinen Händen vermuthen muß, verfügt der Jesuiten-General über ein Budget, das bedeutender ist, als dasjenige von zwanzig Königen des Abendlandes, bedeutender als die Budgets von Sachsen, Bayern, Würtemberg, Baden, Griechenland, Portugal und Belgien zusammen genommen, aus welchem er aber nicht einen Heller entnimmt, über dessen Verwendung nicht genau Buch und Rechnung geführt würde. Revolutionen haben manches reiche, von der geheimnißvollen Bruderschaft errichtete Kloster in Kasernen verwandelt, wenn aber der politische Sturm sich gelegt und die Ruhe wieder



Wer hieß Sie, diese Person zum Feste einzuladen? (S. 125.)

eingekehrt ist, so werden in wenigen Jahren, unter der umsichtigen Leitung des Oberhauptes des Jesuiten-Ordens, Gebäude und Ländereien im Werthe von vielen Milliarden, sowie Kapitalien, die in Gewinn bringenden Industriezweigen angelegt waren, Activas dieser mächtigen Genossenschaft, während das ganze Budget ihrer Ausgaben auf die Erhaltung weniger Glieder der Gesellschaft beschränkt ist.

Das Papstthum empfängt täglich aus den Händen gläubiger Herzen und aus den Einnahmen für Dispensationen ungeheure Summen, von denen es wohl den allergeringsten Theil für sich verwendet, denn die Geschenke des Papstes bestehen immer aus Gold und Edelsteinen. Das Papstthum ist die unversiegbare Quelle, der Orden Jesu dagegen der Schlund, in welchem sich das durch die geistige Gewalt der Priester über ihre Beichtkinder, durch die Arbeit der Lehrer der Jugend und die unermüdliche Geduld der Erbschleicher zusammengeraffte Geld Generationen hindurch anhäufen würde, wenn die periodisch wiederkehrenden unerbittlichen Revolutionen jenen Raub nicht stets wieder zerstreuten.

Die Päpste empfinden schmerzlich das Joch jener rivalisirenden Macht, welche, unter dem Vorwande ihrer Vertheidigung, sich allmälig an ihre Stelle drängt. Clemens XIV. hatte nach langem Zögern und vielen Bestürmungen des Klerus den Muth, gegen die übergreifende Macht der Jesuiten die Hand zu erheben, doch bald mußte er sich, nach den großen Erschütterungen der Revolution, auf's Neue in ihre Arme werfen und die Uebergriffe geduldig ertragen, welche der gewaltige Orden Jesu jetzt mehr, als je sich anmaßte.

Da nun das Papstthum vor Pius IX. im Verscheiden lag, und die Jesuiten ihre eigene Existenz in vielen Reichen der Erde gefährdet sahen, so brachten sie durch ihre Macht die Wahl Pius IX. zu Stande und riefen den glühenden Enthusiasmus der katholischen Menge hervor, den wir im Eingange dieses Kapitels in einigen Zügen geschildert haben. Doch bald zeigte sich der so hoch Gepriesene in einem für den Orden gefährlichen Lichte. Politische Reformationen, verderbliche Neuerungen für den Orden Jesu, traten an das Tageslicht, gefördert von dem bittersten Feinde der Jesuiten, Cardinal Antonelli. Dieser zog mit einem feierlichen Urtheilsspruche gegen ihre Prophetin Catharinella, welche in allen Orten über die seltsamen Wunder predigte, die in der katholischen Welt durch den Jesuiten-Orden vollführt worden sind, zu Felde und ließ diesen sogar an den Säulen der Peterskirche zu Rom anschlagen. Einer kräftigen aber biegsamen Pflanze gleich, beugte die Gesellschaft Jesu zwar das Haupt, man glaubte sie tödtlich

verwundet; doch nicht ruhig legten die Jünger Loyola's ihre Hände in den Schooß, sie antworteten mit einer Revolution, welche den Papst zur Flucht so lange nöthigte, bis er reumüthig in die Arme des Jesuiten-Ordens zurückkehrte. Jetzt unterstützen sie wieder das Papstthum und drängen dasselbe in eine erniedrigende Reaction, welche der Todeskampf der weltlichen Herrschaft der Päpste ist. Ihre Politik läßt den päpstlichen Stuhl nicht mehr zu der Macht früherer Zeiten gelangen, weil sie in seiner Ohnmacht die Garantie für ihre sichere Existenz erblicken.

„Der Zweck heiligt die Mittel," so ist der Wahlspruch der finsteren Genossenschaft. Dasselbe Volk, welches Pius IX. bei seiner Erwählung vor Jubel in den Himmel hob und seinen heiligen Segen mit herzinniger Frömmigkeit vom Balkon des Vatikan entgegen nahm, wüthete zwei Jahre später gegen ihn und die Heiligthümer der Kirche in heidnischer Weise, während Rom von den Franzosen eingeschlossen und bombardirt wurde. Die Sieben-Hügelstadt hat ähnliche Gräuel wie im Monat Juni 1848 nie erlebt. In der Nähe von San Callisto war ein förmliches Schlachthaus eingerichtet, wo Priester, welche im Geruche standen, gegen die römische Republik zu sein, oder welche von jesuitischen Spionen den Schreckensmännern denunzirt, haufenweis hingemordet wurden. Mit jedem Worte stießen die Republikaner die gröblichsten Schmähungen gegen die unbefleckte Jungfrau Maria und die heilige Person des Erlösers aus. Als die Franzosen in Rom einzogen, schauderten sie vor den Gräuelthaten zurück, welche das römische, katholische Volk — durch die Jesuiten angetrieben und zur thierischen Wuth gereizt — im förmlichen Wahnsinne der Tollwuth begangen hatte.

Die Urne der heiligen Märtyrer in der Pancratius-Basilika war erbrochen und die geweihte Asche in die Winde zerstreut, während aus dem heiligen Gefäß ein Behälter für menschlichen Unflath gemacht wurde. Die Altäre, Beichtstühle und Kanzeln wurden ihres Schmuckes beraubt, mit Koth besudelt. Den Portraits der Heiligen stachen sie die Augen aus und malten mit Kohle scheußliche Gesichter darauf. Die Muttergottesbilder wurden mit den frivolsten Zetteln beklebt und in einer Weise geschändet, die wir nicht wiedergeben können. Die Häscher des heiligen Officiums, die Schlächter von San Callisto und die Schinder von Regola verübten in den Nonnenklostern Gräuelthaten, wie sie die Geschichte nicht zum zweiten Male zu berichten hat. Viele von den geschändeten, gottgeweihten Jungfrauen wurden zur viehischen Lust in das Lager der Republikaner, in der Gegend der Piazza Far-

nese getrieben und zu Tode gemartert. — Das war die Rache der Jesuiten!

Als endlich nach vielen harten und blutigen Kämpfen der Marschall Oudinot mit seinem siegreichen Heere durch die Porto San Pancrazio in Rom einzog, da sandte der würdige Jesuiten-General Bexh einen Abgesandten in der Person des Pater Marco Rossi, Vice-General des Profoßhauses Gesù, nach der Festung Gaëta zu Pius IX., wo derselbe bei Ferdinand II., König von beider Sicilien, eine Zufluchtsstätte gefunden hatte und lud den schwergeprüften, kranken Papst ein, nach Rom zu kommen. Reich an Erfahrungen und mit Furcht im Herzen vor der entsetzlichen Macht der Jesuiten, kehrte Pius IX. auf den verwaisten Stuhl Petri zurück.

So hatte denn der jesuitische Vatikan den päpstlichen besiegt; der wahre Hohepriester hatte die Macht und den Ruhm des die katholische Kirche beherrschenden Ordens wachsen sehen, während es dem Andern überlassen bleibt, den Gesandten von Königen und Kaisern feierliche Audienzen zu ertheilen, unzählige Medaillen, Rosenkränze und Reliquien zu weihen, die goldene Rose an Fürstinnen zu senden und dem Verlangen, gesegnet zu werden, welches die Bevölkerung Roms wieder an den Tag legt, Genüge zu leisten.

In einem Zimmer des Profoßhauses Gesù, welches einen klösterlichen Anstrich hatte durch die vielen religiösen Gegenstände, welche im Gemache in bunter Reihe verbreitet waren, ging der hochwürdige Jesuiten-General, Pater Bexh, in heftiger Aufregung hin und her, während ein Priester in ehrfurchtsvoller Haltung nicht weit vom Eingange des Gemaches stand.

„Sie haben Ihre Mission in London, Pater Joseph, zu meiner ganz besonderen Zufriedenheit ausgeführt," sagte das Oberhaupt der Jesuiten endlich zu dem Priester, indem er vor diesem stehen blieb und einen durchdringenden Blick auf das fahle, ernste Gesicht desselben gleiten ließ. „Also ist es doch wahr, was ich erst für Wahnwitz müßiger Köpfe hielt und was unsere Spione aus London in oberflächlichen Berichten mittheilten," fügte er sinnend hinzu.

„Vollkommen wahr, Hochwürden," entgegnete der Pater mit einer Geberde, welche das Gesagte noch bekräftigen sollte. „Die Vereinigung aller hervorragenden demokratischen Elemente Europas hat in der Loge Germaniens stattgefunden. Die Macht der Geweihten des Todes — wie sich die Mitglieder nennen — ist durch Aufnahme von hochgestellten Persönlichkeiten in einer solchen Weise gewachsen, daß unser Orden gegen diese Loge wie ein winziger Halm erscheint. Durch

einen dienenden Bruder, welcher unserer Gesellschaft angehört, bin ich in die Geheimnisse dieser Genossenschaft, insoweit dieser damit bekannt sein kann, eingeweiht und mit den gefährlichen Ein- und Ausgängen ihres seltsamen Gebäudes bekannt gemacht worden. Bei der letzten Versammlung der Mitglieder dieser Loge wagte ich mich nun in die unterirdischen Gänge, welche nach dem großen Sitzungssaale führen. Entweder hatte ich nun die Mittheilungen unsers Spions nicht recht verstanden oder aber ich war vom rechten Wege abgekommen, genug, ich hatte mich in den Kreuzwegen verlaufen und wollte schon wieder den geheimen Ausgang zu erreichen suchen, als plötzlich eine in einen Mantel gehüllte verlarvte Gestalt in einem andern Kreuzwege erschien und ihre Schritte nach einem Punkte lenkte, welchen ich jetzt als den Weg zum Sitzungssaale in der Dunkelheit erkannte. Vorsichtig folgte ich dem Fremden, doch dieser schien mich bemerkt zu haben, denn er blieb mehrfach stehen und wandte seine Blicke auf mich, bis er endlich ein Terzerol auf mich abfeuerte, wobei seinem Gesicht die Maske entfiel. Der Schuß streifte zwar meinen linken Arm, doch entschlüpfte kein Laut des Schmerzes meinem Mund, sprachlos starrte ich in das blasse, aber edle Antlitz des Fremden, aus dessen Zügen die Aehnlichkeit mit dem königlichen Geschlechte der Bourbons unverkennbar sprach. Sein Gesicht trug jenen kühnen Ausdruck, welcher diesem absterbenden Geschlechte eigen ist. Es war der Graf von Chambord — einzig legitimer Prätendent der Krone Frankreichs.

„Unmöglich!" rief der Jesuiten-General mit dem Kopfe leicht schüttelnd. „Doch fahren Sie in Ihrem Berichte fort."

„Es war ganz so, wie ich sagte," entgegnete Pater Joseph. „Durch das glückliche Auffinden einer Fallthür entzog ich mich schnell dem weitern Angriffe des Abkömmlings der Bourbonen. Doch kaum war ich die Treppe hinabgeeilt und hatte einen mir fremden Gang erreicht, als ein mächtiges Brausen — wie von heranstürzenden Wasserfluthen hervorgebracht, — an mein Ohr drang. Hastig eilte ich weiter und gelangte an eine Thür, welche ich furchtlos öffnete. Ein dunkles Zimmer lag vor mir, welches ich ohne Zaudern betrat, denn ich hörte in der Nähe menschliche Stimmen. Als sich mein Auge an der Dunkelheit gewöhnt hatte, erblickte ich ein kleines Fenster in der Wand, durch welches ein blasser Lichtschein in das Gemach fiel. Ich trat heran und sah durch dasselbe zu meiner Freude den großen Sitzungssaal vor mir. Genau konnte ich jedes Wort, welches dort gesprochen wurde, verstehen und das Gesicht des Oberhauptes der Loge in Augenschein nehmen. Dieser stenographische Bericht wird Ew. Hochwürden nicht

nur über den Verlauf der Sitzung, sondern auch über den gigantischen Plan dieser seltsamen, durchaus gefährlichen Verbrüderung aller revolutionairen Elemente Kenntniß geben."

Mit diesen Worten überreichte der Pater dem General der Jesuiten ein mit Schriftzeichen bedecktes Papier, welches derselbe hastig ergriff.

„Haben Sie über die geheimnißvolle Persönlichkeit des Oberhauptes dieser in der That seltsamen Verbrüderung etwas erfahren können," fragte Se. Hochwürden nach einer geraumen Weile, während welcher er den Sinn dieser Zeichen zu ergründen bestrebt war.

„Es ist darüber nicht viel zu ermitteln gewesen," antwortete Pater Joseph. „Die Mitglieder nennen diesen außerordentlichen Mann in ihren Versammlungen großer Meister und bedienen sich im gewöhnlichen Verkehr eines Namens, welchen das Oberhaupt wohl nur angenommen zu haben scheint."

„Wie ist dieser Name?" fragte der General neugierig.

„Marquis Posa," antwortete der Gefragte lächelnd.

„In der That kein übler Name für das erhabene Werk, welches der Phantast vollbringen will," sagte Pater Bexh mit höhnender Stimme. „Ich glaube nur, daß ihn das Schicksal seines Vorbildes eher ereilen wird, als daß er seine Aufgabe erfüllt hat."

In diesem Augenblicke trat der Vertraute und Geheimsecretair des Pater Bexh in das Gemach und meldete voll Bestürzung die Ankunft des Cardinal-Staatssecretairs Antonelli.

Eine leise Handbewegung des Generals der Jesuiten bedeutete dem Bestürzten, daß der stolze Cardinal und Feind des Ordens Ignaz von Loyola eintreten möge.

Ohne eine Miene in seinem undurchdringlichen Gesichte über den seltsamen Besuch zu verändern, empfing der Pater den nur wenig gebeugten Feind zwar mit Höflichkeit, doch kalt und gemessen.

„Ich bedaure, wenn ich Ew. Hochwürden störe," sagte der Cardinal im fragenden Tone, indem er einen forschenden Seitenblick auf Pater Joseph warf.

„Ew. Eminenz stören mich niemals," erwiderte Pater Bexh verbindlich. „Darf ich mir die Frage erlauben, welcher Glücksstern die Schritte Ew. Eminenz in mein bescheidenes Asyl gelenkt hat?"

„Eine Sache von besonderer Wichtigkeit verschafft mir das Vergnügen Ew. Hochwürden um eine geheime Audienz zu bitten."

Eine Neigung des Kopfes deutete nicht nur die Gewährung der Bitte des Cardinals, sondern auch für Pater Joseph den Befehl an,

daß er sich zu entfernen habe, daher dieser unter einer tiefen Verbeugung das Gemach verließ.

Beide Feinde standen sich jetzt allein gegenüber, indem sie sich gegenseitig einen Blick zuwarfen, welcher gleichsam in tiefster Seele lesen sollte. Die Spannung zwischen dem Vatikan und dem Profoßhause Gesù war noch immer schroff genug, um erkennen zu lassen, daß der Funken der Zwietracht heiß und drohend unter der Asche glimme. Sie wußten die verstellte Freundlichkeit gegenseitig zu schätzen, da sie sich durch und durch kannten.

Ew. Hochwürden ist es vielleicht unbekannt," begann der Cardinal mit unsicherer Stimme, wobei er einen schnellen Blick über das kalte Gesicht des Pater Bexh gleiten ließ, „daß zwischen England und Frankreich eine geheime Convention abgeschlossen worden ist, welche dahin geht, den Süden Amerikas in einen Krieg mit den Nordstaaten durch die Sclavenfrage zu verwickeln und den Süden durch Unterstützung zur Erlangung des Sieges im geheimen zu verhelfen, ohne aber dadurch den übrigen Staaten Europas Gelegenheit zur Intervention zu geben."

Der Cardinal machte eine Pause, um gleichsam die Antwort des Jesuiten-Generals abzuwarten; doch dieser schien diese Frage ohne Antwort übergehen zu wollen, denn ein Zeichen mit der Hand bedeutete dem Cardinal, daß er mit seinem Vortrage fortfahren möge.

„Diese Convention bezeichnet genau die Mittel, welche man den amerikanischen Südstaaten zu leisten gedenkt und befinden sich bereits einige der verschmitztesten und schlauesten Agenten Frankreichs und Englands auf dem Wege zu Jefferson Davis. Der Zweck dieser seltsamen Unterstützung ist leicht erklärlich, man will im Trüben zu fischen versuchen, denn es liegt auf der Hand, daß die Südstaaten durch einen möglichen Sieg über den Norden Amerikas sich leicht zu Handlungen hinreißen lassen, welche der Intervention der civilisirten Staaten einen Schein von Nothwendigkeit geben. Man hält diese Sache für bereits eingetreten, denn England und Frankreich führen schon einen lebhaften Federkrieg über Theilung der Nord- und Südstaaten. — Sie sehen," fügte der Cardinal lächelnd hinzu, „der Vatikan wird durch seine geheimen Agenten nicht schlecht bedient."

„Ew. Eminenz wollen damit wahrscheinlich sagen," unterbrach ihn Pater Bexh, „daß die Agenten unseres heiligen Ordens minder thätig, gewandt und zuverlässig sind? Dem ist aber durchaus nicht so. Können mir Ew. Eminenz diese Convention in Abschrift zur genaueren Kenntnißnahme vorlegen?" fügte er fragend hinzu.

„Wie sollte ich das!“ rief der Cardinal erregt. „Ein solches wichtige Dokument, wovon die Ruhe der Welt abhängt, legt man nicht in Jedermanns Hand.“

Ohne darauf ein Wort zu erwidern, ging der Jesuiten-General an sein Arbeitspult, öffnete ein großes ledernes und mit einem stählernen Schlosse versehenes Portefeuille, woraus er ein in Chiffren geschriebenes Papier nahm.

„Wollen Ew. Eminenz nicht versuchen, den Sinn dieser Zeichen zu ergründen?“ versetzte Pater Bexh lächelnd. „Hier ist ein Schlüssel zu der Chiffresprache.“

„Zu welchem Zwecke?“ fragte der Cardinal, den Pater erstaunt anblickend.

„Ew. Eminenz werden die für unmöglich gehaltene Beschaffung einer Abschrift der geheimen Convention dennoch vor sich sehen.“

„Ah!“ rief der stolze Cardinal ungläubig, indem er nach dem Papier griff. „Ew. Hochwürden sollten wirklich im Besitz einer Abschrift sein?“

Pater Berh nickte lächelnd mit dem Kopfe, ergriff ein zweites Papier und reichte es dem Cardinal mit den Worten:

„Wenn Ew. Eminenz sich nicht die Mühe des Uebersetzens machen wollen, so finden Sie hier den klaren Sinn der Convention in einer guten Uebersetzung.“

Der Cardinal nahm dieses Papier und las die darauf in italienischer Sprache befindliche Uebersetzung.

„Kaum glaublich,“ sagte der Cardinal als er geendet hatte zu dem Pater-General. „Doch der Plan ist gut, es giebt wohl kein anderes Mittel die Kraft Amerikas zu brechen, als einen inneren Bürgerkrieg hervorzurufen. Haben Sie schon daran gedacht, Pater Bexh,“ fügte der Cardinal vertraulich hinzu, „welche Vortheile unsere heilige Kirche aus diesem gigantischen Plane erlangen kann?“

„Die Interessen meines Ordens werden in allen Zonen in gleicher Weise gewahrt und möglichst gefördert,“ entgegnete der Jesuiten-General ausweichend.

„Immer nur die Interessen Ihres Ordens haben Sie im Auge, Pater Bexh,“ rief der Cardinal fast unwillig. „Wo bleibt aber das Panier des heiligen Petrus?“

„Unsere heilige Religion ist das Fundament all’ unserer Handlungen sagte der Pater-General im ernsten Tone, „und vereinigen wir stets unser Ziel mit den Wünschen des päpstlichen Stuhles.“

„Se. Heiligkeit erkennen dies auch in huldvoller Weise an,“ ver-

setzte der Cardinal mit einem leisen Spotte. „Und fördern die Interessen des Ordens so weit nur immer die Macht des päpstlichen Stuhles dazu ausreicht.“

„Ich bin davon durchaus überzeugt,“ erwiderte der Jesuiten-General verbindlich, während ein höhnendes Lächeln um seinen Mund spielte. „Täglich gehen mir Beweise von der vorzüglichen Gesinnung der Regierung Sr. Heiligkeit gegen den Orden Jesu zu.“

Der Cardinal heftete seine Augen fragend auf das Gesicht des Paters, er erkannte wohl den Spott, welcher in seinen Worten lag. Doch bald senkte sich sein Blick verwirrt zu Boden, denn die durchdringenden Augen des Pater-Generals hatten einen drohenden Ausdruck angenommen.

„Eminenz,“ sagte der Pater-General nach einer kleinen Weile, „wir durchschauen uns gegenseitig; versuchen wir also nicht, uns zu verstellen. Was der Orden in diesem Augenblicke von dem päpstlichen Stuhle zu erwarten und gegen wen er zu kämpfen hat, das liegt klar am Tage. Ich bitte Ew. Eminenz nicht, mich in diesem Kampfe zu unterstützen, denn nicht mein eigenes Bewußtsein, wohl aber ein Blatt Papier hat mich gelehrt, daß unser heiliger Orden in der Person Ew. Eminenz den furchtbarsten Feind besitzt.“

Mit diesen Worten zog der General der Jesuiten einen Brief hervor und reichte ihn dem bestürzten Cardinal. Dieser erkannte augenblicklich ein geheimes Schreiben, welches er vor wenigen Wochen an die Kaiserin Eugenie von Frankreich gerichtet hatte, und welches in dringlicher Weise gegen die Pläne des Jesuiten-Ordens sprach. Die Ausbreitung des Ordens in Frankreich ist stets das eifrig verfolgte Ziel des Jesuiten-Generals gewesen, weil sein scharfer Verstand wohl erkannte, daß Rom sich in einem Zustande der Altersschwäche befand, und daß von dort nicht mehr das Leben in Bezug auf Religion wie in anderer Hinsicht ausgeht. Frankreich dagegen hielt der Orden für das Land des blühenden Lebens und cultivirte daher diesen fruchtbaren Boden mit einer Vorliebe, die ganz natürlich war. Seit zehn Jahren versuchte der mächtige Orden sich in der Stille inmitten der großen Nation einzunisten, aber nur wenige Fortschritte hatte der Orden während dieser langen Zeit gemacht. Der Wille der frommen Kaiserin — welche in den Banden Roms lag — ließ das Ziel der Jesuiten niemals in gedeihlicher Weise fördern.“

„Sie im Besitz dieses Briefes?“ stammelte der wie vom Blitzstrahle getroffene Cardinal, „und Sie wagen es, mir dieses an die Kaiserin gerichtete Schreiben vorzulegen?“

„In der That — ich wage es!“ erwiderte der Pater-General mit Stolz. „Ew. Eminenz werden jetzt erkennen, daß der Orden Jesu nicht mangelhaft von seinen Agenten bedient wird und keine ungeschickten Diener besitzt.“

Es war dies ein Beispiel der unglaublichen Kühnheit, welche den Pater Beyh so oft über den stolzen, unermüdlichen Feind triumphiren ließ.

Der Cardinal blieb sprachlos. Er fühlte, welche Vortheile dieser Brief dem Jesuiten-General über ihn gab, und wie gefährlich für ihn dieses Schreiben in Händen des Ordens für spätere Zeiten werden konnte.

Der Pater genoß einen Augenblick lang schweigend den Triumph, den er über den unerbittlichen Feind des Ordens davon trug. Dann ging er einige Male im Zimmer auf und ab, während ein kurzes Lachen die feinen und interessanten Züge des Cardinals zu einem fast diabolischen Ausdruck verzog. Er ergriff endlich das den Händen Antonelli's entfallene Schreiben und warf es in die lodernde Flamme des Kamins.

Der Cardinal stand mit gekreuzten Armen in Gedanken verloren am Fenster. Er hatte die kühne That des Pater-Generals wohl bemerkt, seine beengte Brust hob sich wieder, doch sein stolzes Herz sträubte sich ein Wort der Reue und der Vergebung an den General der Jesuiten zu richten. Endlich schien er einen Entschluß gefaßt zu haben.

„Darf ich Ihre Vergebung mit mir nehmen, Pater Beyh?“ sagte der Cardinal in fast bittendem Tone, indem er demselben seine Hand darbot.

„Wenn Ew. Eminenz diese für bedürftig halten, so sei der Vorfall hiermit vergessen,“ erwiderte der Pater-General gemessen, ohne aber die dargebotene Hand des Cardinals zu ergreifen.

„Wir sind hier ohne Zeugen,“ begann der Cardinal wieder, „und ich kann mit einiger Freiheit reden. — Sagen Sie mir Pater Beyh, weßhalb diese ungeheuere Verschwörung gegen die weltliche Macht Sr. Heiligkeit von Seiten Ihres Ordens? Eine Armee zieht gegen mich — ein Phantom zu Felde! — Was ist die Macht des Cardinal-Staatssecretairs Antonelli, sobald er der Hülfe und Freundschaft Ihres Ordens entbehrt und seine Handlungen ihn verdammen? Wenn ich, was ich gethan, nur that, um der weltlichen Macht des päpstlichen Stuhles Festigkeit zu geben und die Macht unserer heiligen Kirche, welche von allen Seiten bedroht wird, zu heben, — und meine Person auf eine vielleicht unverdiente Höhe zu bringen, so kann mich ein

Kind vernichten, wenn mir Ihre Hülfe, Pater Beckx, fehlt, denn ich stehe kämpfend gegen eine ganze Welt — Sie sehen, ich bin allein auf der schwindelnden Höhe!"

„Allein!" murmelte der Pater unhörbar und abgewandt, — „allein! ich bin es auch!"

„Lassen Sie uns unsere Hände in wahrer Freundschaft und Einigkeit in einander legen," fuhr der Cardinal im milden Tone fort, „um das gesunkene und jetzt mehr als je bedrohte Ansehen unserer heiligen Kirche wieder zu heben, obgleich ich glaube, daß es kein Mittel mehr giebt, dem verderblichen neuen Geist einen kräftigen Damm entgegen zu setzen."

Der Jesuiten-General schaute eine Secunde lang in Antonelli's Wahrheit heuchelnde Augen, gleichsam als wollte er in seiner tiefsten Seele lesen, dann sagte er mit zögernder Stimme:

„Sie irren, Eminenz, — es giebt noch ein Mittel!"

„Und das wäre?" fragte der Cardinal hastig.

„Das in geistlichen und weltlichen Dingen souveraine Papstthum hat seine unumschränkte Macht auch auf den Orden des heiligen Ignaz von Loyola, in der Person seines Generals, zu übertragen, damit der Orden für die Erhaltung und das Wachsthum seiner geistlichen und weltlichen Wohlfahrt zu wirken im Stande sei. Der General unseres Ordens muß der nicht minder unfehlbare Richter in Allem sein, was das geistliche und weltliche Heil seiner Gesellschaft betrifft, wie Se. Heiligkeit der Papst in allen Dingen, die das geistliche und weltliche Heil des heiligen Stuhls berühren."

Man kann leicht die Wirkung ermessen, welche diese unverhofften Worte auf die Person des stolzen Kirchenfürsten hervorbrachten. Wie von einer Viper gestochen, zuckte der nach Macht strebende Cardinal zusammen. Statt zu erobern — mit welchem Entschlusse er das Profoßhaus Gesù betrat — sollte er mit einem Schlage — Alles verlieren.

„In der That," stotterte Antonelli verlegend, unfähig, augenblicklich eine passende Erwiderung zu finden, „auf dieses Mittel war ich nicht vorbereitet. — Dieser Punkt ist für das Papstthum so wichtig, daß ich erst Sr. Heiligkeit darüber Vortrag halten und das Capitel zu einer Berathung zusammen berufen muß," fügte er nach einer Pause überlegend hinzu.

„Thun Sie das, Eminenz," versetzte der General der Jesuiten eindringlich. „Und unterstützen Sie meine Forderung mit Ihrem gewichtigen Fürworte zum Heile unserer erhabenen Kirche. Die Zeit ist ernster als je, ein unheimlicher Geist zieht am politischen Horizont

drohend herauf. Lassen Sie dieses furchtbare Gespenst keinen festen Fuß fassen, damit wir nicht von seiner entfesselten Wuth zermalmt werden. — Die geheime Convention zwischen Frankreich und England ist noch nicht das Schlimmste, was den Frieden Europa's empfindlich stören kann. Eine andere, weit gefährlichere Macht zieht ihr fein gesponnenes Netz über die Staatengruppen der Welt und droht den Umsturz aller, seit Jahrhunderten bestehenden, nach menschlicher Vernunft festgesetzten staatlichen Einrichtungen und Regierungsformen. Wir müssen dem Unheile, welches aus Amerika über Europa und die übrige Welt hereinzubrechen droht, und unsere heilige Kirche in seinen Grundfesten erschüttern kann, einen mächtigen Damm entgegensetzen.

Senden Ew. Eminenz einen von meinen gewandtesten Agenten an den Präsidenten Abraham Lincoln nach Washington, mit der Versicherung unserer vollsten Ergebenheit und dem Bereitsein, ihm jede Hülfe im Falle eines Krieges gegen die Südstaaten zu leisten. Der Orden Jesu stellt dem Präsidenten der Nordstaaten Milliarden zur Verfügung. Dagegen beanspruchen wir das alleinige Recht, im Falle eines Sieges über den Süden Amerika's, unsere Missionaire in die vereinigte Staaten Amerika's senden und nach Gutdünken Schulen, Klöster und Kirchen für unsern heiligen Glauben zu Ehren Gottes und der heiligen Jungfrau errichten zu dürfen. In gleicher Weise werde ich einen zuverlässigen Agenten an Jefferson Davis, Präsidenten der Südstaaten senden, damit wir im Falle des Unterliegens der Nordstaaten Amerika's, nicht leer ausgehen. Wir müssen der geheimen Convention — welche uns keinen Vortheil bietet — vorzuarbeiten suchen, und einer Macht entgegen arbeiten, die ihr finsteres Werk in drohender Weise in Scene zu setzen sucht." —

Mit größter Aufmerksamkeit hatte der Cardinal die Worte des klugen Jesuiten-Generals mitangehört, und konnte ein scharfer Beobachter seines geistreichen Gesichtes leicht bemerken, daß ihm Einiges in der Rede des Paters nicht klar war. Sobald nun der Pater-General schwieg, um die Wirkung seiner Worte auf dem Antlitz des Cardinals zu prüfen, ergriff dieser das Wort und sagte anscheinend noch immer überlegend:

„Der Rath Ew. Hochwürden ist vortrefflich, ich werde diesen ungesäumt in Ausführung bringen. Welchen von Ihren Agenten halten Sie nun für die geeigneteste Persönlichkeit, um als Abgesandter in einer so wichtigen Mission zu Lincoln zu gehen?"

„Der Pater Joseph ist bereits in diese und eine andere Sache eingeweiht," antwortete Pater Bexh. „Er ist der brauchbarste und

der gescheiteste Diener, den der Orden besitzt. In seine Hand können wir ruhig die Vollbringung dieses wichtigen Werkes legen."

„Gut denn, Pater Beckx," sagte der Cardinal zufrieden, „gehen wir gemeinsam und ohne Groll an's Werk. Doch gestatten Sie mir noch die Frage, ehe ich von Ihnen scheide: was ist das für eine geheimnißvolle Macht, von der Sie im Laufe Ihrer Rede in so befürchtender Weise sprachen?"

„Es ist eine Macht, von welcher ich glaubte, als ich zum ersten Male von ihrer Existenz hörte, sie sei ein Hirngespinnst müßiger Köpfe und als Märchen erfunden, um die Gemüther der Mächtigen und Gewalthaber zu beunruhigen, doch heute habe ich die unwiderlegbaren Beweise erlangt, daß in allen Staaten der bekannten Welt eine Verbrüderung von demokratischen Elementen unter dem Namen: „Die Geweihten des Todes" existirt, welche aus den Freimaurer-Orden aller Länder hervorgegangen ist und in London ihren Hauptsitz, unter den Namen „Loge Germaniens" hat. Nur ein Oberhaupt existirt über diese gewaltige Genossenschaft, welche Millionen zu ihren Mitgliedern, aus allen Ständen der menschlichen Gesellschaft zusammengesetzt, zählt. Ein undurchdringliches Dunkel herrscht über die Person dieses seltsamen Oberhauptes, welches durchaus kein gewöhnlicher — sondern ein mit hervorragendem Geiste begabter Kopf sein muß. Wenn ich recht unterrichtet bin, so führt diese geheimnißvolle Persönlichkeit den passenden, unzweifelhaft nur angenommenen Namen — Marquis Posa. Gigantisch ist der Plan seines Gehirns und gewaltig sind die Mittel zur Vollführung desselben. Werfen Ew. Eminenz einen Blick auf diese stenographischen Zeichen und Sie werden bald erkennen, daß wir es mit keinem Phantom, sondern mit einer Macht zu thun haben, welche leicht das Jahrtausende bestehende Werk menschlicher Vernunft über den Haufen werfen kann. Lesen Sie . . ."

Nach diesen Worten reichte der Pater-General dem verwundert dastehenden Cardinal die von Pater Joseph gefertigten Notizen.

„Marquis Posa," wiederholte verächtlich lächelnd die Eminenz, „der Name dieses Phantasten . . ."

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Gemaches geöffnet, ein diensttthuender Priester trat ein und überreichte dem Jesuiten-General eine Karte mit den Worten:

„Dieser Herr wünscht in einer wichtigen Angelegenheit Ew. Hochwürden und Se. Eminenz zu sprechen."

Pater Beckx nahm die Karte, doch kaum hatte er auch nur einen Blick auf dieselbe geworfen, als er förmlich einige Schritte zurück-

taumelte; und die Worte mehr rief, als sprach: „Der Herr Marquis Posa soll mir willkommmen sein.‘

„Habe ich recht gehört?“ fragte der Cardinal ebenfalls voll Bestürzung. „Dieser Mann wagt es die Höhle des Löwen zu betreten?“

Ehe wir den Marquis in das Gemach eintreten lassen, müssen wir zuvörderst eine geheime, seltsame Scene beobachten, welche auf dem Corridor vor dem Arbeitszimmer des Pater=Generals vor sich ging.

Der dienstthuende Priester, welcher dem Pater Bexh die Karte des Marquis überbrachte, erging sich eben, wie es schien zur Erholung, in den weiten dunklen Hallen des mächtigen Profeßhauses, als eine große, in einen Mantel gehüllte Gestalt plötzlich neben den Priester stand.

„Sind Sie der Pater Urban?“ fragte der Unbekannte im leisen Tone, während der Blitz seines Auges in die Tiefe des düstern Ganges sich versenkte, als wollte er sich gleichsam versichern, ob die Dunkelheit ebenso einsam als stumm sei.

„Ja, mein Herr,“ antwortete Pater Urban höflich.

„Bruder der amerikanischen Loge.“

„Ja,“ versetzte der Gefragte, indem er ein Zeichen erwiderte, welches der Fremde an ihn richtete.

„Sie sind vor etwa drei Wochen durch eine geheimnißvolle Hand hieher gestellt worden, um ein unbekanntes Werk zu vollbringen?“

„Es ist ganz so, wie Sie sagen, mein Herr.“

„Sie sind bereit, dieses Werk zu vollbringen?“

„Ich bin bereit.“

„Sie sollen Befehle von einem Manne erhalten, der sich Ihnen offenbaren wird?“

„Ja, vom Oberhaupte der Weltloge Germaniens.“

„Woran sollen Sie diesen Mann erkennen?“

„An einem auf der Brust tätowirten Todtenkopfe, welcher über sich die Worte „mors tyrannis“ führt.“

„Ich bin das Oberhaupt, und hier ist der Todtenkopf mit dem Wahlspruche unserer Weltloge.“ Mit diesen Worten öffnete der Marquis Posa — welcher es war — sein Spitzenjabot und zeigte auf seiner Brust tätowirt den Todtenkopf.

„Großer Meister,“ sagte der Priester, indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, „ich bin zu Ihren Befehlen.“

„Gut. Nehmen Sie diese Karte und treten Sie in das Arbeitszimmer Sr. Hochwürden des Pater=Generals Bexh. Se. Eminenz der Cardinalstaatssecretair Antonelli befinden sich doch noch bei Sr. Hochwürden?“

Der Priester machte ein bejahendes Zeichen.

„Ich weiß, daß Niemand ungeheißen das Zimmer des Generals betreten darf. Doch Sie haben Gehorsam gelobt, und werden meinen Befehl ungesäumt ausführen."

Der Priester verbeugte sich zustimmend, nahm die dargereichte Karte und betrat das Gemach gerade in dem Augenblicke, als der Name des Marquis vom Jesuiten-General genannt und vom Cardinal wiederholt wurde.

Eben öffnete der Priester die Thür und ließ den Marquis in das Gemach treten.

Drei der mächtigsten Feinde der Welt standen sich gegenüber.

Es währte wohl einige Secunden, ehe der Pater Bexh die nöthige Ruhe fand, den Marquis in passender Weise anzureden. Er sowohl, wie der Cardinal, waren von der imponirenden Würde und dem leuchtenden Geist, welcher aus den edlen Zügen des geheimnißvollen Fremden sprach, wie bezaubert. Sie konnten den gewaltigen Blick seiner flammenden Augen nicht ertragen.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?" fragte endlich der Jesuiten-General im beinahe harten Tone.

„Ich komme zu Ew. Hochwürden in der Absicht, mir das Leben eines Curatpriesters des Klosters zum heiligen Ignatius zu erbitten, welcher vom heiligen Amte wegen Bruch des Keuschheitsgelübdes zum Tode verurtheilt worden ist," sagte der Marquis ernst, ohne in seine Worte den Ton eines Bittenden zu legen.

„Wie heißt dieser Verurtheilte und welches Interesse haben Sie an dem Leben eines Meineidigen?" fragte der General mit düstern Blicken.

„Sein Name ist Franz Ronge und das Interesse der Menschlichkeit gegen meinen Nächsten läßt mich diesen Schritt bei Ew. Hochwürden thun. Ich bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß ein in der Blüthe der Jugend stehender Mensch mit gutem Gewissen das schreckliche Gelübde der Keuschheit nicht ablegen kann, weil der Blick eines Weibes, der Ton ihrer Stimme, sowie ein Händedruck, die festesten Entschlüsse zu erschüttern vermag. Obgleich dieses Gelübde von beiden Geschlechtern täglich abgelegt wird und Tausende junger Priester ihm treu bleiben, so haben diese Armen doch ein ödes Leben von vielen Leiden und harten Kämpfen zu bestehen."

„Die Schuld des Curatpriesters Franz Ronge besteht aber noch darin," sagte der General des Ordens, „daß er eine Novize, die künftige

Braut unsers heiligen Erlösers, durch Anwendung fluchwürdiger Mittel zum thierischen Genusse verführt hat . . ."

„Und, fügen Sie hinzu," unterbrach ihn der Marquis, „daß der Schuldige einen stolzen, durch nichts zu bändigenden, aber aufgeklärten Geist besitzt, welcher der Aufklärung der Irrthümer in der katholischen Religion hold — und dadurch dem Orden Jesu gefährlich und verhaßt ist."

„Schweigen Sie mit dieser unbegründeten Anklage — mein Herr Marquis Posa!" — rief der Jesuiten-General in vollster Entrüstung — „und vergessen Sie nicht, daß Sie einen Namen tragen, welcher an eine Persönlichkeit erinnert, welche ebenso gefährlich für die Menschheit war, wie Franz Ronge jetzt ist. Beide Charaktere müssen zum Wohle der Welt vernichtet werden, und muß ich in der That an dem mir so glänzend geschilderten Geist des Oberhauptes der Geweihten des Todes zweifeln, weil er es wagt für einen Abtrünnigen unserer erhabenen Kirche an diesem Orte zu bitten, wo sein Leben selbst dem „heiligen Amte" verfallen ist. Ja, mein Herr Marquis! der Orden Jesu kennt Sie und Ihr Vorhaben."

Ohne eine Miene in seinem edlen Antlitz zu verändern, vernahm das Oberhaupt der Loge Germanien's die Drohungen des Pater-Generals. Eine seltsame Sicherheit sprach aus seiner ganzen Haltung, obgleich ihm bewußt sein mußte, daß er sich in den Klauen einer Hyäne befand, welche ihren Raub nicht ohne Kampf aufzugeben gesonnen sei.

„Dann würde nicht nur der Orden, sondern auch die Regierung Sr. Eminenz, des Cardinal-Ministers Antonelli, wohl thun, sich in's Unvermeidliche zu fügen," erwiderte der Marquis mit drohender finsterer Stirn, „und nicht es wagen mein Leben mit dem „heiligen Amte" — jenem finstern Inquisitionsgerichte der Willkürherrschaft des Priesterthums, in dessen Kerker die Verurtheilten aus Rachsucht oder einem andern Grunde dem elenden Hungertode preisgegeben werden, zu bedrohen."

„Ihre Unverschämtheit geht in der That sehr weit, Herr Marquis Posa," sagte der Cardinal stolz, „glauben Sie, wir werden eine solche giftige Pflanze, wie Sie in der Brust tragen, nicht vernichten, wenn uns der Zufall die Macht in die Hand gegeben hat?"

„Und glauben denn Ew. Eminenz, daß ich wehrlos mich in die Hände von Tigern, welche nach Menschenblut dürsten, gewagt habe?" erwiderte der Marquis im höhnenden Tone.

„Ich wäre doch neugierig zu erfahren, worin die siegreiche Waffe des Herrn Marquis besteht?" versetzte der Jesuiten-General verächtlich

lächelnd. Hier im Profoßhause gebietet mein Wille und gefährlich ist's für Denjenigen, welcher die Strafen des „heiligen Amtes" auf sich ladet."

„Euch, Ihr Diener des finsteren Geistes, meine Waffen zu erklären, wäre ein verfehltes Werk zu nennen," rief das Oberhaupt der Geweihten des Todes, mit finstern Blicken und drohender Stimme, „denn Eurer kurzsichtiger Verstand würde die Mittel, welche Natur und Wissenschaft liefern, nur ungläubig belächeln. Ihr gehört zu Denen, die da erst sehen müssen, um zu glauben. Meine Zeit ist um," fügte er im milderen Tone hinzu, „und ich frage noch einmal: wollen Sie mir, Pater Bexh, das Leben des jungen Curatpriesters überlassen? ich biete Ihnen dafür den goldenen Schlüssel, welcher alle Thüren, selbst die des heiligen Vatikans öffnet."

„Stolz und vermessen sind Ihre Worte, Herr Marquis Posa — oder welchen Namen Sie sonst führen mögen —" sagte der Cardinal mit Würde.

„Diesen Zauberschlüssel möchte ich wohl sehen, der das vermag, was der Herr Marquis behauptet," rief der Pater-General höhnisch lächelnd.

„Ew. Hochwürden wollen erst sehen — um zu glauben," erwiderte der Marquis spöttelnd, „ganz so, wie ich sagte. Nun denn — dies ist der große Zauberschlüssel!"

Mit diesen Worten zog der Marquis eine Goldrolle hervor und zeigte sie dem General, indem er sagte:

„Fragen Ew. Hochwürden den Cardinal-Minister Antonelli, ob dieser Schlüssel nicht genügt das Thor des Vatikan's zu allen Zeiten zu öffnen."

„Elender Gaukler!" donnerte die Stimme des Kirchenfürsten. „Glaubst Du uns mit Phrasen und nichtswürdigen Anerbietungen vom Pfade der Pflicht und des Rechtes abzuwenden? — Genug des eitlen Geredes! — Lassen Sie diesen gefährlichen Feind der heiligen Kirche verhaften, Pater Berh, sein Namensvetter endete durch Königswillen sein nach Freiheit durstendes Leben, dieser mag zum Wohle unseres heiligen Glaubens in dem finstern Kerker des heiligen Officiums seine Tage in dem Gedanken beschließen, daß Rom seine Feinde zu vernichten weiß."

Der General des Jesuiten-Ordens war inzwischen in eine Ecke des Zimmers getreten und hatte dreimal an einem Glockenzuge gezogen.

Dem scharfen Auge des Marquis war dies keineswegs entgangen, doch furchtlos lächelnd stand er auf seinem Platze, wohl wissend, daß

wenn er das Zimmer in diesem Augenblicke verlassen würde, er den Händen der Häscher des „heiligen Amtes" nicht entrinnen könne.

Scheinbar ohne Absicht, neigte der Marquis das Gesicht, etwa wie in tiefem Nachdenken, gegen die Brust, welche er mit den Falten seines Mantels bedeckte. Doch kaum betraten einige schwarzgekleidete Männer des unheimlichen Gerichts das Gemach des Generals, als der Marquis das Haupt wieder erhob und zugleich seinen Mantel zurückschlug. Der Cardinal stieß einen lauten Schrei aus, während der Pater Bexh vor Entsetzen scheu zurückwich und die Häscher das Zimmer verließen. Eine wunderbare Veränderung war mit dem vermeinten Schlachtopfer pfäffischer Tücke vorgegangen. Der Marquis schien buchstäblich in Feuer gehüllt zu sein; denn Flammen brachen aus seinem Munde und spielten mit seinem Haar, welche, die Gluth auffassend, wie Schlangen aus brennemdem Lichtstoff über seine Schultern hinabschlichen, blutroth waren Gesicht und Hände. Er war nicht mehr das Opfer der Priester, sondern der mächtige Dämon — der furchtbare Fürst der Geweihten des Todes und — der Chemie.

Der Pater Bexh war der erste, welcher seine Fassung wieder gewann.

„Ergreift den elenden Betrüger, welcher unsere Sinne durch niedrige Gaukelei befangen will!" rief er mit lauter Stimme, aber Niemand wagte den Marquis zu berühren.

Ehe nun noch der Ruf verhallt war, zog der Geheimnißvolle eine Phiole hervor und warf sie auf den Boden des Gemaches. Das Glas zerbrach in Stücke, ein Nebel umhüllte plötzlich das Zimmer, — er wurde dicht, schwarz wie die Nacht und ein betäubender Geruch benahm die Sinne der beiden Priester. Die leuchtende Gestalt des Marquis wurde düster und unerkennbar, bis sie ganz in den Schatten verschwand. Jedes Auge schien von Blindheit befallen und der Körper in den Banden einer entsetzlichen Lähmung zu liegen. Todesstille herrschte im weiten Gemache und auf dem Corridor. Als nach einigen Minuten die Dunkelheit abnahm und die Körper der Priester wieder Leben gewannen, — war das Oberhaupt der Loge Germaniens spurlos verschwunden.

„War das ein menschliches Wesen — oder ein Dämon der Hölle!" rief der Cardinal seine Augen reibend, welche entsetzlich brannten.

„Es war weder das Eine noch das Andere," antwortete der Pater-General vor Wuth mit den Zähnen knirschend. — „Ein unreines Thier — ein Jude ist dieser sogenannte Marquis Posa! Zu spät erkannte ich die Züge des Elenden wieder, welcher schon einmal

in einer andern Gestalt meinen Weg und mein Ziel durchkreuzte. Jener Curatpriester, Franz Ronge, ist der Sohn einer Frau, welche von diesem gefährlichen Gaukler geliebt wird. Ich vermuthe, daß ihm dieser Abtrünnige sehr nahe steht."

„Sonderbar," sagte der Cardinal, „ein Jude soll an der Spitze einer solchen gewaltigen Macht stehen und mit solchen außerordentlichen Mitteln des Geistes und der Wissenschaften ausgerüstet sein?"

„Ja, es ist so, wie ich sagte, ich glaube mich nicht geirrt zu haben. Die geheime Polizei soll aufgeboten werden, jeden Schlupfwinkel Roms zu durchstöbern. Vielleicht gelingt es ihrer bewährten Tüchtigkeit den Elenden zu ermitteln, welcher es wagte, gegen die hochwürdigste Person Ew. Eminenz in unehrerbietigen Worten aufzutreten, und den heiligen Charakter unseres Ordens in den Staub zu ziehen. Den zehnfachen Tod soll dieser Verfluchte sterben, wenn er in unsere Hände fällt."

„Beruhigen Sie sich, Pater Bexh," sagte der Cardinal mit Salbung, „unsere heilige Religion lehrt uns, den Feind zu verzeihen und zu lieben. Verfolgen wir unser gemeinschaftliches Ziel und die alleinseligmachende Kirche wird über ihre Feinde triumphiren."

Nach diesen Trostesworten trennten sich die Machthaber des Katholicismus, um sich gegenseitig durch ihre Sonderinteressen zu verderben.

VI.

Die fromme Kaiserin.

Betreten wir den von der schönen Kaiserin Eugenie von Frankreich bewohnten Flügel der Tuilerien und werfen wir einen Blick in eines der vielen Zimmer dieses gigantischen Schlosses.

Es ist noch früh am Morgen. Ein Schimmer des anbrechenden Tages dringt durch die nur halb geschlossenen Jalousien und kämpft mit dem flackernden Schein verlöschender, rings auf goldenen Wandleuchtern angebrachter wohlriechender Wachskerzen. Armstühle von Ebenholz, mit dunklem Sammet überzogen, die Lehnen vom kaiserlichen Adler überragt, heben die Farbenpracht der eingerahmten, auf

weißem Grunde gewirkten Tapeten; von den purpurnen Vorhängen des im Hintergrunde befindlichen Himmelbettes schimmern in goldener Stickerei die Bienen Frankreichs. Wir befinden uns im Schlafgemache der Kaiserin. Hinter diesen halb zurückgeschlagenen Sammetvorhängen ruht sie, schön wie die herrlichste Nymphe, die in früheren Tagen die Herzen der Götter verlockte. Folgen wir den lüsternen Strahlen dieser herabgebrannten Kerzen, wie die einen in stummer Wonne auf der noch von der Mittagssonne der Jugend gefärbten Wange, auf den so stolzen und doch so lieblichen Lippen ruhen und vergehen, während die andern, mit der letzten Kraft aufflackernd, die blonden goldenen Locken küssen, die sich so weich an die runden, weißen Schultern und den vollen weißen Arm schmiegen, auf den das schöne Haupt nach schlaflos verbrachter Nacht sich stützt. Betrachten wir die schöne fromme Kaiserin in dieser Stunde, wo ihre Brust frei von dem Zwange der Etiquette athmet, welche am Tage den Liebreiz verhüllt, den die Natur ihr so verschwenderisch verliehen hat. Von ihrem Vaterlande — der heißen Sonne Spaniens getrennt, von ihrem kaiserlichen Gemahl vernachlässigt, ohne innern Halt, umgeben von den Intriguen der Pfaffen und den Ausschweifungen eines galanten Hofes, war Eugenie frivol im Herzen und bigott im Aeußern geworden, weil sie vor der großen Welt nur glücklich dem Scheine nach sein durfte. Ein wehmuthsvoller Zug lag um den feinen Mund und ein düsterer Schatten um die herrlichen Augen gebreitet.

Die Kaiserin hatte am vergangenen Abend ihre Hofdamen frühzeitig entlassen und sich zur Ruhe begeben, ohne jedoch den ersehnten Schlummer zu finden. Das Licht der Kerzen, welche sie nicht hatte auslöschen lassen mögen, war der Aufregung ihrer ruhelosen Gedanken zu Hülfe gekommen. Als endlich die meisten derselben erloschen und der junge Tag seinen Dämmerschein in das kaiserliche Gemach warf, erhob sich Eugenie, warf ein elegantes Morgenkleid über den schönen Körper und öffnete eine Tapetenthür, welche in ein Vorzimmer führte, worin ihre Lieblingshofdame gewöhnlich schlief.

Amanda von Croix, seit kurzer Zeit die Favoritdame der Kaiserin, lag halb angekleidet auf einem Ruhebett, während in frommer Andacht die Kugeln eines Rosenkranzes durch ihre Finger glitten.

Amanda erhob sich sogleich von ihrem Lager als sie die Kaiserin eintreten sah.

„Wie glücklich Sie sind, Amanda," sagte Eugenie mit einem tiefen Seufzer. „Sie können mit ihrem kindlich frohen Herzen noch

beten. Meine Gedanken sind verwirrt, meine Brust beklemmt, mein Geist erregt — ich finde keine Ruhe im Gebet."

„Ich habe für Ew. Majestät gebetet," erwiderte Amanda mit einem seelenvollen Blicke, „für Sie, Madame, die Sie verdienen eben so glücklich zu sein, als Sie gut sind. Doch wollen denn Ew. Majestät alles Ernstes schon aufbleiben? — es ist ja kaum sechs Uhr."

„Ich habe keine Ruhe im Bett — der Schlaf flieht mein Lager," erwiderte die Kaiserin mit matter Stimme. „Ich zittere schon bei dem Gedanken an den heutigen Tag, an dieses entsetzliche Maskenfest, welches der Kaiser heute in den Tuilerien zu Ehren der japanesischen Gesandtschaft giebt."

Mit diesen Worten sank Eugenie in einen kostbar gestickten Sessel und ließ ihren müden Blick auf den getäfelten Boden des Gemaches fallen. Plötzlich belebte sich ihr Auge, sie hatte einen Brief am Fußende des Ruhebettes ihrer Hofdame bemerkt, welcher dieser wahrscheinlich eben erst entfallen war. Mit einer hastigen Bewegung hatte Eugenie das Schreiben ergriffen und ehe Amanda noch es verhindern vermochte, las die Kaiserin den Inhalt eines Briefes, der für sie durchaus nicht bestimmt war. Leichenblässe bedeckte das reizende Gesicht der Hofdame, während Eugenie las, doch keine Miene der schönen Kaiserin verrieth, daß der Inhalt des Briefes sie unangenehm berühre.

Nach einer Pause erhob Eugenie die Augen, ließ einen sanften Blick auf das zitternde Hoffräulein fallen und sagte im gütigen Tone:

„Müssen Sie nicht eigentlich bewundern, Amanda, daß ich Ihnen so sehr in Liebe zugethan bin? Glauben Sie, ich wisse nicht längst, daß eine mächtige Hand Sie in meinen Hofstaat eingeführt hat und daß es nicht der Wille des Kaisers allein war, Sie in meine Umgebungen aufgenommen zu sehen — nicht um mir zu dienen, sondern um auf mich in religiösen Sachen einzuwirken? — Betrüben Sie sich nicht," fuhr die Kaiserin gütig fort, als sie die Bestürzung Amanda's sah, „daß Sie mich lieben, davon bin ich überzeugt. Weßhalb aber treten Sie mir nicht offenherzig mit dem entgegen, was der Orden Jesu durch Sie von mir zu erlangen wünscht? Ich kenne die Tendenzen dieser gefürchteten Gesellschaft und weiß, daß der Cardinal Antonelli, sowie der heilige Vater selbst diesen Orden haßt, was mir das Leben noch mehr verbittert, da ich gern Beiden in ihren Wünschen helfen möchte. — Doch lassen wir dieses Thema ruhen und reden wir nicht von Dingen, über die wir doch keine Macht haben."

„Ew. Majestät keine Macht?" rief Amanda mit verstelltem Erstaunen. „Ihre innige Liebe zu dem Kaiser . . ."

„Liebe," wiederholte Eugenie mit einem Ausdrucke des Entsetzens, „Liebe für dieses eiskalte Herz — für diesen Mann, den kaum zu beherrschen ein Ruhm wäre, der sich nicht einmal beherrschen läßt, weil er als einzige Eigenschaft einen unbezwinglichen Eigensinn besitzt. Nein, Amanda, um den Kaiser zu beherrschen, muß man ein Gott sein, oder so schön, wie kein Weib auf Erden. Um Dir Freude zu machen, will ich Dir sagen, daß ich dem Prinzen Napoleon versprochen habe, heute einen Mann bei der Toilette zu empfangen, der uns einen Blick in die Zukunft zu leisten vermag. Es soll eine außerordentliche Persönlichkeit sein, welche über seltsame Mittel der Natur gebietet. Sie sollen der Unterhaltung beiwohnen," fügte die Kaiserin lächelnd hinzu, „vielleicht zeigt Ihnen dieser Wundermann den Zukünftigen Ihres frommen Herzens. — Jetzt folgen Sie mir in mein Kabinet, Amanda, und helfen mir meine Morgentoilette beenden. Ich mag, um alles Gerede zu vermeiden, meine Kammerfrauen so früh nicht wecken."

Amanda von Croix warf schnell ein Morgengewand über und folgte der Kaiserin in ihr Boudoir.

Nachdem die einfache Toilette beendet und das Frühstück eingenommen war, erledigte Eugenie einige Briefe von ihr nahestehenden Personen und legte dann die Prachtgewänder an, welche zu der gewöhnlichen Toilettenstunde — oder auch Audienzstunde — nach dem herrschenden Ceremoniell üblich waren.

Die Stunde war endlich da. Eugenie von Frankreich, auf einem mit goldenen Fransen verzierten Sessel vor einem kostbaren Spiegel sitzend, umgeben von dem glänzenden Kreis ihres Hofstaates, empfing die Cavaliere des kaiserlichen Hofes, die Gesandten und Personen von Distinction, welche der schönen Kaiserin vorgestellt zu werden wünschten. Der Ceremonienmeister und Hofmarschall nannte alle die edlen Namen, welche entweder durch die neue Epoche gewonnen oder verloren hatten.

Man bemerkte aber deutlich in dieser glänzenden, dem Prinzipe nach so gemischten Gesellschaft, daß sich die Mehrzahl nur gezwungen vor der Sonne der kaiserlichen Macht und Herrlichkeit beugten. Die schöne Kaiserin empfing und hörte alle glühenden Versicherungen von Ergebenheit und dem Eifer der Sache ihrer Dynastie treu zu dienen, mit einer gewissen Zerstreutheit und peinlichen Verlegenheit an. Sie blickte oft unruhig nach der Thür, anscheinend, als erwarte sie Jemand. — Schon nahte der Augenblick des Schlusses der Audienz, schon verließen viele der vorgestellten Persönlichkeiten den Empfangssaal, als plötzlich die Stimme des Thürstehers zwei Namen rief, welche das Herz Eugenien's erbeben machten.

Es waren Sr. Kaiserlichen Hoheit der Prinz Napoleon und der Marquis Posa, welche den Saal der Kaiserin betraten.

Eugenie entfärbte sich ein wenig; der Prinz und sein Begleiter verneigten sich ehrfurchtsvoll und erwarteten die Anrede. Es währte einen Augenblick, ehe die Kaiserin es über sich gewinnen konnte, die Augen aufzuschlagen. Die Höflinge hatten sich zurückgezogen und die Kaiserin mit ihrer Hofdame, Amanda von Croix, befand sich zum Empfange der Erwarteten allein.

„Ew. Hoheit haben also doch Wort gehalten?" begann Eugenie verlegen.

„Wie ich dies Ew. Majestät gegenüber stets gewohnt bin," erwiderte der Prinz verbindlich. „Gestatten Ew. Majestät Ihnen den Marquis Posa vorstellen zu dürfen, über dessen großes Wissen im Gebiete der Naturkräfte ich die Ehre hatte, Madame so Manches mittheilen zu können."

Eugenie warf einen forschenden Blick auf die edle Gestalt und das geistreiche Antlitz des Marquis — welcher sich mit vollendeter Manier eines Cavaliers verbeugte. Glühende Röthe überzog das schöne Gesicht der Kaiserin, sie mußte sich unwiderstehlich bekennen, einen schöneren Mann bisher niemals gesehen zu haben. Endlich ermannte sie sich und sagte:

„Ich bin in der That erfreut, einen Mann kennen zu lernen, dem die seltene Gabe verliehen sein soll, den Schleier der Zukunft zu lüften. Lesen Sie, Herr Marquis, das Schicksal der Menschen aus den Sternen oder aus den Linien der Hand?"

„Ew. Majestät werden doch nicht glauben, daß ich diesem Aberwitz der Menge huldige?" versetzte der Marquis mit wohltönender Stimme. „Mein Auge sieht in den Sternen mächtigere Welten, als diese winzige Erde. Welten, deren Licht nicht leuchten würde, wenn der Erdball aus den Unendlichkeiten des Raumes verschwände."

„Nun denn, Herr Marquis," rief die Kaiserin seltsam erregt von der imponirenden Würde des ernstblickenden, geheimnißvollen Mannes. „Woher schöpfen Sie die Kunde der Zukunft?"

„Werfen Ew. Majestät den Blick auf die Fluthen der Seine, dieser Fluß ist von einem Elemente, worin der Mensch nicht athmen kann, und in der unfaßbaren Luft findet unser Fuß keinen Halt. Doch aber helfen durch unsere geringe Kunst die Bewohner der Luft und des Wassers unsern gewöhnlichen Bedürfnissen ab, und tragen zu unseren alltäglichsten Genüssen bei. So ist es auch mit der Kunst des Hellsehens. Die Menschen glauben, während die Oberfläche der Welt von

Leben wimmelt, herrsche der Tod in den Tiefen der Erde und im unendlichen Aether des Himmels. Wie der Fischer seinen Raub aus den Tiefen des Meeres ködert und der Jäger seine sichere Beute beschleicht, so können wir durch die Kraft des menschlichen Geistes die luftigen Bewohner derjenigen Regionen, die unser grober Leib nicht zu betreten, unser grober Sinn nicht zu durchblicken im Stande ist, uns unterwerfen. Hierin liegt die einzige Beschaffenheit meines Wissens, von anderen Welten weiß ich nichts, aber über Dinge dieser Welt, gleichgültig, ob von Fleisch und Bein oder nicht, ist mir Kunde geworden. Für mein Auge ist die Zukunft eben so gut verschlossen, wie für das jedes anderen Sterblichen, aber ich kann über Wesen gebieten, deren Augen geläutert — schärfer und deren Naturen begabter sind."

„Kann ich Beweise von Ihrem außerordentlichen Wissen erlangen, Herr Marquis," fragte die Kaiserin, indem sie ihre wunderbar schönen Augen, deren ruhig milder Blick so unergründliche Tiefen zu verschleiern schien, forschend auf den Geheimnißvollen richtete.

„Der Wunsch Ew. Majestät ist mir Befehl," entgegnete der Marquis im feierlichen Tone. „In der siebenten Nacht nach Ablauf des heutigen Tages erwarte ich Madame."

„In der Nacht, und wo das?" fragte Eugenie erblassend.

Der Marquis schwieg, zog aber ein Blättchen Papier aus seinem Taschenbuche, schrieb einige Worte darauf und überreichte es der Kaiserin.

Diese nahm es und las. Todtenblässe bedeckte plötzlich das fein geröthete Antlitz der schönen Monarchin. Ein leises Zittern ging durch ihren Körper, während der kalte Schweiß auf ihrer Stirn perlte.

„Ein furchtbarer Ort!" murmelte Eugenie. „Doch ich werde kommen," fügte sie nach einem Augenblicke der Ueberlegung gefaßter hinzu. „Ich will das Schicksal meines Hauses erfahren. Erwarten Sie mich, Herr Marquis, gleich nach Mitternacht."

Der Marquis nickte zustimmend mit dem Haupte, verbeugte sich und verließ das Gemach der Kaiserin mit zufriedener Miene in seinem sonst so kalten, ernsten Gesichte.

Eugenie hielt noch immer das verhängnißvolle Papier in der fein geformten Hand, während der Blick ihres Auges starr auf den Boden des Zimmers haftete.

„Ew. Majestät scheinen zu vergessen, daß heute der Hof dem Te Deum in der Notre-Dame-Kirche beiwohnen wird," sagte der Prinz nach einer Pause, gleichsam als wolle er die Kaiserin durch seine Worte dem wirklichen Leben wieder zuführen. „Der Kaiser wird in einer

halben Stunde hier sein und Madame haben gewiß noch Veränderungen in der Toilette vorzunehmen."

„Ich danke Ihnen, lieber Vetter," erwiderte die Kaiserin noch immer zerstreut," daß Sie meinem von irdischen Dingen befangenen Geist eine andere — religiöse Richtung geben. Das Gespräch mit dem Marquis hat mich seltsam ergriffen. Verzeihen Sie mir die Frage: glauben Sie an die Macht dieses geheimnißvollen Mannes? — Halten Sie denselben für keinen gemeinen Betrüger unserer Sinne?"

„Durchaus nicht!" rief der Prinz mit vollster Ueberzeugung im Tone seiner Stimme. „Ich glaube an das Wissen dieses außerordentlichen Mannes, wie an das Evangelium unserer heiligen Religion und bürge für ihn als Bruder und Großmeister der Logen Frankreichs!"

„Ah," sagte die Kaiserin lebhaft," der Herr Marquis ist Freimaurer?"

„Er ist nicht nur dieses, sondern nimmt auch einen hohen Rang in der Bruderschaft sämmtlicher Logen der Welt ein."

„Dann bin ich beruhigt," versetzte die Kaiserin aufathmend, „und bedauere nicht mein gegebenes Versprechen. Haben Ew. Hoheit schon Proben seiner geheimnißvollen Kraft gesehen?"

„Das Ende meines Lebens ist mir durch die Macht seines Wissens bekannt geworden," erwiderte Prinz Napoleon düster vor sich hinblickend. „In drei Jahren werde ich . . ."

In diesem Augenblicke hörte man die Stimme Louis Napoleons im Vorzimmer.

„Mein Gott, der Kaiser!" rief Eugenie erschreckt, „und meine Toilette ist noch nicht beendigt. Schnell Amanda! ordnen Sie mir mein Haar und werfen Sie mir den Hermelinmantel über."

Als der Kaiser eintrat, war die Toilette Eugenien's beendigt und am Arm ihres Gemahls ging sie die Stufen hinab, um den Wagen zu besteigen, welcher das kaiserliche Ehepaar zum Gottesdienste führen sollte.

Die Glocken von Notre-Dame luden die Bevölkerung von Paris zu der kirchlichen Feier, und umgeben von dem Hofstaate, den Marschällen, den Häuptern des Adels, des Klerus und der Diplomatie betraten die Majestäten das Portal der mächtigen Kathedrale.

Majestätisch rauschten die Töne der herrlichen Musik und Hymne durch die Wölbungen des gigantischen Gotteshauses und „Te Deum laudamus" wiederholten in geheimnißvoller Entzückung tausende von Menschenherzen, wähnend, einen Friedensgruß des Himmels zu vernehmen und in den durch die hohen Kirchenfenster einfallenden

Sonnenstrahlen einen Blick der Gnade aus dem wachenden Auge Gottes zu erblicken. Einem Auge nur, einer Seele lächelte dieser Sonnenblick der Gnade nicht. Flüchtig, andachtslos, irrte der einzige unheilige Gedanken in diesen gottgeweihten Räumen von einem Gegenstande zum andern umher. Die Kaiserin Eugenie bewegte zwar die Lippen zum Gebet, aber in ihrem Herzen sprach nichts, als eine vorwurfsvolle Lästerung, die von dem steinernen Gewölbe gleichsam abprallte und auf ihr zweifelndes, kämpfendes Herz zurückfiel. Die Töne der Musik erstarben jetzt in leisem, immer leiserem Murmeln — endlich schwieg sie und das ganze mächtige Gotteshaus lag mit Tausenden von gläubigen Herzen in regungslosem — andächtigem Schweigen. In diesem Augenblick fuhr Eugenie heftig zusammen; von einer unwiderstehlichen, geheimnißvollen Macht getrieben, erhob sie das Haupt und sah in das glühende Auge des Marquis Posa, welcher an einen Pfeiler gelehnt, weder das Knie gebeugt, noch den Blick zum stillen Gebet, gleich der Menge gesenkt hatte. Sie schauderte, als sie das verächtliche, kalte Lächeln wahrnahm, welches den stolzen Mund des Geheimnißvollen in einer Weise umspielte, woraus Eugenie erkennen mußte, daß der heilige Augenblick auch an seiner Seele spurlos vorvorübergegangen sei. Mit unheimlicher Zaubergewalt drängte sich ein Gefühl in ihr ödes Herz, welches ihre Pulse heftiger schlagend machte, und wovon sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Die außerordentliche Persönlichkeit des Marquis, der Nimbus seines geheimnißvollen Wissens, der Ernst welcher aus seinen männlich schönen Zügen sprach und das tiefsinnige Lächeln, welches zeitweise sein anziehendes Antlitz seltsam belebte, waren Momente, welche die einsame Seele Eugenien's durchzuckten. Sie neigte das schöne Haupt, denn sie fühlte den gewaltigen Zauberblick des Fremden auf ihrem bleichen Antlitz, gleich höllischem Feuer brennen; und Thräne auf Thräne netzte das Polster, auf welchem sie neben dem verschlossenen Kaiser kniete. Mit innerer Angst faltete sie die Hände und lauschte mit erzwungener Aufmerksamkeit den heiligen Worten, welche vom Altar her mahnend an ihr Ohr drangen. Heftig zusammenfahrend, hörte sie den mahnenden Ruf der Glocke, dem Allerheiligsten ihre Huldigungen mit demüthigem Herzen darzubringen, — sie athmete die von dem würzigen Rauch durchzogene Luft, welcher in dünnen durchsichtigen Säulen aus den Opfergefäßen emporstieg — sie starrte in das Lichtmeer der hohen duftenden Kerzen, welche zahlreich auf dem Hochaltar flammten, um nur nicht dem Blick dieses Mannes zu begegnen, welchen sie kaum gesehen und welcher doch schon einen so seltsamen Eindruck auf ihr

stürmisch pochendes Herz gemacht hatte. Aber jede ihrer mühsam geformten Anschauungen erblaßte vor derselben Vision dieser dämonischen Versuchung, der sie nicht mehr zu entfliehen vermochte.

Das Hochamt war vorüber; der Kaiser führte Eugenie an den Wagen, er selbst bestieg einen prachtvollen Araberhengst und ritt von einer glänzenden Suite umgeben nach dem Marsfelde, um Revüe über ein aus Rom heimgekehrtes Regiment Chasseurs zu halten. An seiner Seite ritt der kaiserliche Prinz, welcher bei jeder Parade anwesend sein muß, um die Sympathien des Volkes für den Thronfolger zu erwecken. Denn die Ansicht, daß Frankreich sehr leicht einen Systemwechsel erfahren könne, wenn Napoleon III. stirbt, bevor der Prinz großjährig und stark genug geworden ist, um die Zügel der Regierung mit fester Hand zu ergreifen, darf als allgemein verbreitet bezeichnet werden. Sie herrscht auch in den Tuilerien und aus diesem Umstande sind nicht nur viele der großen politischen Vorgänge in der Seinestadt zu erklären, sondern auch die kleinen, scheinbar unabsichtlichen, für den nicht Eingeweihten unbedeutenden Handlungen des Kaisers, der unabläßig nur das eine Ziel im Auge hat und verfolgt, seine Dynastie zu begründen. Den Wagen des kaiserlichen Prinzen muß stets eine Abtheilung Cavalerie begleiten, um die Aufmerksamkeit der Menge auf ihn zu richten und nur seiner Fürbitte ist es zuzuschreiben, wenn den gesammten Lehranstalten des Landes ein außerordentlicher Feiertag bewilligt wird. Es ist aber nicht genug, dem Erben der Krone Frankreichs Sympathien zu gewinnen, den Anhängern der Legitimität, deren Existenz von der Regierung nicht geleugnet wird, soll auch die Hoffnung auf eine Revolution benommen werden. — In wie weit nun die kaiserliche Regierung die drohende Gefahr zu würdigen weiß, wird der Gang unserer Geschichte enthüllen.

Die Gärten der Tuilerien waren nach einem Plane des Kaisers in ein wahres Feenreich zu dem am Abend stattfindenden italienischen Maskenfeste umgeschaffen worden. Zelte aus allen Zeitaltern und Nationen, künstliche Beleuchtungen aller Art, Kränze, Guirlanden, Draperien, Waffen, Fahnen und Trophäen waren herbeigeschafft worden, um die Gärten zu schmücken und das Fest zu verherrlichen. Am Eingange bildeten eine Menge nachgeahmter Kanonen, Mörser, aufgehäufte Stückkugeln und Standarten, unter einer durch farbige Lampen zauberischen erhellten Rotunde von Bäumen, eine Art von kriegerischem Vorsaal zu einer langen Allee, die mit der größten Pracht ausgeschmückt war und gleichsam den Hauptsaal darstellte. Zahllose Lampen schimmerten von dem grünlichen Gewölbe nieder, welches die sich vereinigenden

Baumkronen bildeten, und beschienen zwei Reihen der glänzendsten, an die Stämme gelehnten Rüstungen zu Pferde. Längs der mit Teppichen belegten Alleen liefen zwei Reihen Zelte mit kostbaren Blumen, tropischen Pflanzen und Bildsäulen verziert, theils Ruheplätze, theils Büffets enthaltend. Das größte Zelt, durch chinesische Lampen erhellt, war zum Tanzplatz eingerichtet; eine doppelte, durch Rosengewinde verbundene Kolonnade theilte es in drei verschiedene Räume; an den Säulen strahlten unzählige Gasflammen in farbigen Gläsern. Aus diesem großen gelangte man in mehrere kleinere Nebenzelte; eins derselben, von weißem Sammt mit goldenen Adlern, enthielt einen Thronsessel und war für die Kaiserin bestimmt.

Das herrlichste Wetter begünstigte das Fest; über der glänzenden Menge und den im Gaslichte strahlenden Wipfeln der Bäume schimmerten in ihrer stillen Pracht die wandellosen Sterne. Es war eine wahre Zaubernacht. Der Kaiser war heute aufgeräumter und leutseliger denn je, er trug das kleidsame Gewand Johann von Leyden's. Die Kaiserin war als Dogaressa erschienen und trug den reichsten Schmuck mit der höchsten Anmuth zur Schau, während die Fürstin Metternich als schwarzer Teufel die auserlesene Gesellschaft umschwärmte und mit allen Chikanen neckte. Das prachtvolle Maskenfest hatte bereits — belebt durch die reichsten Costüme — seinen Höhepunkt erreicht. Eine berauschende Musik erklang von den Höhen des unsichtbaren Orchesters und forderte die Elite der Menge zum Tanze auf. In diesem Augenblicke nahte sich der Oberceremonienmeister, Graf Bacciochi der Kaiserin in der Hoffnung ein Compliment für seine Sorgfalt bei den Arrangements des Festes zu erlangen; eben sollte ihm ein bezauberndes Lächeln lohnen, als plötzlich eine allgemeine Bewegung in der glänzenden Menge entstand und das Auge Eugenien's auf den Eingang der Gärten richtete. Die Gräfin Castiglione im phantastischen Costüm, welches die Füße, den Nacken, die halbe Brust und die Arme ohne Gewandung zeigte, wodurch sie nicht nur die Bewunderung der Cavaliere, sondern namentlich auch das Staunen der Damenwelt hervorrief, betrat die Hauptallee, umgeben von einem Schwarme Cavaliere — welche hingerissen von den himmlischen Reizen der blendend schönen Gräfin — in einen stürmischen Jubelruf ausbrachen, der einen unheilverkündenden Zornesblick aus den schönen Augen der Kaiserin hervorrief.

„Folgen Sie mir!“ herrschte Eugenie dem Grafen zu.

Er folgte ängstlich der ihm voraneilenden Kaiserin nach einem wenig belebten Theile der Gärten. Dort im Schatten der tropischen

Gewächse gab dieselbe weiße, zarte Hand, die einst in Compiegne die Wange des Ministers Fould unsanft berührte, dem armen Ober-Ceremonienmeister einen Backenstreich, indem sie mit rollenden Augen und vor Wuth bebender Stimme ihm zurief:

„Wer hieß Sie, diese Person zum Feste einzuladen?"

Der Geschlagene verbeugte sich tief und entgegnete in einem Tone, welcher deutlich verrieth, wie sehr ihn diese Beschimpfungen kränke.

„Der Wille Sr. Majestät des Kaisers ist ein Gesetz, Madame, und man beleidigt Denjenigen nicht, welcher in Ausführung dieses Gesetzes lediglich seine Pflicht thut."

„Ja, ja," rief Eugenie spöttisch. „Sie sind ein treuer Diener Ihres Herrn, Graf Bacciochi. Ungeachtet meines Widerwillens gegen diese dämonische, unweibliche Gestalt, haben Sie doch den Muth gefunden, sie an den Hof zu bringen. Ich werde diese That nicht vergessen."

Mit diesen Worten ließ sie den vor Wuth bebenden Grafen stehen und entfernte sich.

Die Gräfin Castiglione ist unstreitig die erste Schönheit des kaiserlichen Hofes und besitzt außerdem ein gefühlvolles Herz, das den Dank gegen den Sieger von Solferino nicht wie die übrigen Italiener bereits vergessen hat. Sie ließ ihren in ehelicher Treue nachsichtigen Gemahl, welcher Oberstallmeister König Victor Emanuels ist, allein nach Hause zurückkehren und erschien nur selten — oder bei besonderen Festlichkeiten bei Hofe, da die schlaue Italienerin wohl merkte, daß sie ein Gegenstand des Widerwillens bei der Kaiserin war. Ihr Scharfblick ließ sie aber auch hingegen erkennen, daß sie den kaiserlichen Aar in ihrem Netze gefangen habe, welcher seine heißen Gefühle für die schöne Gräfin durch ein wahrhaft kaiserliches Geschenk — ein prachtvolles Schloß in der Nähe von Versailles — offen an den Tag legte. —

Der Machthaber von Frankreich zeigte auch bald, daß er alleiniger Herr in seinem Hause sei, denn der Oberceremonienmeister, Graf Bacciochi empfing den kaiserlichen Befehl, die Gräfin Castiglione zu allen Hoffestlichkeiten einzuladen, wovon die Rivalin Eugenien's — wie wir gesehen — auch Gebrauch machte. Der arme Graf Bacciochi hatte mit aller erdenklichen Sorgfalt nach dem Plane des Kaisers eine Festlichkeit arrangirt, wie sie die kaiserlichen Gäste noch niemals gesehen hatten. Die Gärten der Tuilerien schimmerten in einem blendenden Lichtmeer, die schönsten Frauen drängten zu dem in orientalischer Pracht geschmückten Tanzsaale, die kostbarsten Costüme leuchteten, bestrahlt von Milliar-

den Gasflammen in allen Räumen der großen Gärten und Parkanlagen. Der Kaiser hatte nur Sinn und Auge für die dämonische Schönheit der Gräfin Castiglione, welche ihre seltenen Reize in einer Weise zur Schau trug, wie sie das entzückte Männerauge bei keiner andern Gelegenheit gesehen hatte. Der kaiserliche Gastgeber vermied Eugenie mit wahrhaft beleidigender Kälte, während die Kaiserin einen Malthesserritter ängstlich auswich, welcher sich, wie ihr eigener Schatten an ihre Fersen geheftet hatte. Sie glaubte in ihm den Marquis Posa erkannt zu haben.

Die Brust Eugenien's wurde von seltsamen Gefühlen beengt. Sie, die stolze, schöne Spanierin brütete Rache in ihrer Seele gegen die verhaßte Nebenbuhlerin, während ein erwärmendes Feuer durch ihren Körper drang, wenn sie an die heroische Gestalt, an die brennenden Augen und das edle Antlitz des Marquis Posa dachte, jenen Geheimnißvollen, welcher durch Zaubermacht ihre Sinne verwirrt, ihre Seele zaghaft und ein Gefühl in ihrer öden Brust geweckt hatte, woran sie nur mit Entsetzen dachte.

Amanda von Croix suchte der Gebieterin Muth einzusprechen, das Unvermeidliche mit Würde vor den Augen der Höflinge zu tragen. Aber Eugenie gebot ihrer Favorite mit harter Stimme zu schweigen. Sie flüchtete endlich in das für sie eigens bestimmte Zelt und ließ die prachtvollen Vorhänge hinter sich zufallen. Hier war es still — hier war sie allein.

„O, Amanda, Amanda!“ stöhnte Eugenie, indem Thränen ihren schönen Augen entströmten. „Das Maß ist voll — das Leben wird mir unerträglich. Was ist die Welt — was der bunte Tand, mit dem sie prunkt, wenn das Herz krank ist? — Ein erbärmliches Komödienspiel — ein Körper ohne Seele!“

Ein tiefer Seufzer außerhalb des Zeltes antwortete plötzlich dieser leidenschaftlichen Klage.

„Führe mich hinweg!“ rief die Kaiserin wild. „Geheimnißvolle, höllische Mächte umstricken meine Seele,“ befreie mich von der Last dieser elenden Juwelen und dieser Kleider, welche mich nur in meinem Jammer zu verhöhnen scheinen. Ich will zu meinem Kinde, und an seinem Lager das Muttergefühl wach rufen. Ein inbrünstiges Gebet vor dem heiligen Muttergottesbilde in der Kapelle, wird meinem Gemüth die himmlische Ruhe verleihen, nach welcher meine Seele — wie der müde Pilger — nach Wasser dürstet. Führe mich in meine Gemächer und kehre dann zum Feste zurück — ich will allein sein. Solltest Du Sr. Majestät den Kaiser begegnen, so entschuldige mein plötzliches

Verlassen des Festes durch Unwohlsein. — Ich will zu beten versuchen."

Amande von Croix gehorchte dem Willen ihrer Gebieterin mit kummervoller Miene, sie wagte keine Einsprache mehr.

Das kaiserliche Fest wurde immer belebter und die liebenswürdige Laune Napoleon's III. riß die Menge zur ausgelassensten Fröhlichkeit hin. Und sie hat Recht: diese Heiterkeit, dieser Frohsinn verschleiert die physischen Mängel; wer tanzt, der hinkt nicht; wer singt, stottert nicht, das häßlichste Gesicht selbst wird oft durch ein Lächeln verschönt. Und in den Tuilerien giebt es manches Schiefe zu verbergen.

Der Herzog von Morny — Stiefbruder des Kaisers — war nur allein in übler Laune. Seine dreißig Jahre jüngere, blonde Gemahlin dagegen schwärmte in Debardeurstracht, wie ein Schmetterling von Blume zu Blume. Sie verlor ihr kostbares Taschentuch. Ein junger Engländer stürzte sich auf das zarte Spitzengewebe, hob es auf, bedeckte es mit heißen Küssen und verbarg es an seiner Brust — in der Hoffnung, von der blonden Herzogin bemerkt zu sein. Sie erfüllte sich nur zu schnell: Der zweiundfünfzigjährige Herzog hatte zufällig die Herzensergießungen des jungen Engländers bemerkt, mit eiligen Schritten ging er auf den Liebeglühenden zu, zog das Tuch mit der Spitze eines Dolches aus dem Versteck hervor, warf es in die bengalische Flamme, und während die kostbaren Spitzen hell aufloderten, sagte er zu dem erstarrten britischen Gast des Kaisers: „Maintenant vous pouvez sortir!" *) Doch wenden wir unsern Blick hinweg von dem Orte der Heiterkeit, des Frohsinns und der frivolsten Leichtsinnigkeit, und beobachten ein Herz, welches geboren unter der sengendheißen Sonne Spaniens, an der Seite eines Wollüstlings seine Tage in Kummer verlebt, und nur durch die Tröstungen der Religion diejenige Geduld erlangt, welche es möglich macht, mitten in Glanz und Herrlichkeit ein reines Gemüth — eine schuldlose Seele zu bewahren.

Grabesstille herrschte im Schlosse der Tuilerien, nur dann und wann unterbrochen von den eintönigen Schritten der Wachen, welche in ihrem halbwachenden Zustande durch das von dem Winde aus den Gärten herübergetragene dumpfe Lärmen aufgeschreckt und an ihrer Pflicht mahnend erinnert wurden. Mitternacht verkündet die mächtige Glocke der Schloßuhr. Der letzte der zwölf Glockenschläge hallt noch schwach von den Wölbungen der kleinen, aber kostbar mit Oelgemälden und religiösen Dingen geschmückten Kapelle der Tuilerien

*) Jetzt können Sie sich entfernen.

wieder. Heilige Ruhe herrscht in ihren Mauern, kein menschliches Wesen sucht in dieser unheimlichen Stunde diese ewige Ruhe zu unterbrechen. Leise und zitternd klagt der Nachtwind durch die mangelhaft geschlossenen Fenster und streift seufzend durch die finstern Bogengänge. — Doch welcher geisterhafte Schatten gleitet dort unhörbar hinter den mächtigen Pfeiler? Hat das Grab einem seiner Bewohner einen Ausflug auf die Oberfläche der Erde gestattet? — Nein! Es ist ein Phantom, gebildet von den Schatten der Nacht. Die Erde giebt gleich dem Meere ihren Raub nie wieder zurück. — Der blasse Strahl des mitternächtigen Mondes dringt durch zerrissenes, leichtes Gewölk; er kämpft mit der Dunkelheit hinter den Pfeilern; er eilt über die steinernen Heiligen zitternd hinweg und läßt sie in geisterhafter Helle erscheinen. Der Zugwind spielt tändelnd mit halb verwelkten, dem Marienbilde von frommen Herzen dargebrachten Kränzen; die trübe Flamme der ewigen Lampe, die von der Altarkuppel herabhängt und mit dem Strahle des Mondes um die Herrschaft streitet, wirft ein unheimliches Licht auf das goldene Crucifix, welches den Altar schmückt. Jetzt unterbricht ein Laut das dumpfe Schweigen, die mit kunstvollem Schnitzwerk verzierte Thür knarrt in ihren eisernen Angeln. Diesmal ist es kein Trugbild, es ist ein lebendes Wesen, das die geheiligten Räume wankend betritt; ein schönes, weibliches Wesen, welches vor dem Bilde des Heilandes und der Muttergottes versuchen will, den verlorenen Seelenfrieden aus dem Grabe zurückzurufen. In ein weißes Nachtgewand den schönen Körper gehüllt, das blonde Haar lose um das edle Haupt gewunden, schreitet die Gestalt wankenden Schrittes dem Altar zu. Auf den Stufen desselben sinkt sie seufzend nieder; ihre zarten Hände umklammern das Kreuz des Erlösers; ihr schönes Antlitz ist mit flehender Angst auf das Sinnbild des Trösters gequälter Herzen gerichtet, aber kein Strahl der himmlischen Sonne fällt erwärmend und belebend in ihr Trost bedürfendes Herz. Das Antlitz des Heilandes der sündhaften Welt ist düster und verschlossen, und das trübe Licht der ewigen Lampe streift scheu über die matten Züge der betenden Kaiserin. — Erhabenes Mondlicht! hast Du Dich zurückgezogen, um Deinen keuschen Strahl nicht an dem Anblicke dieses herrlichen Antlitzes zu entweihen, in dessen tiefen Augen unheilige Wünsche brennen? Ist in der göttlichen Kraft kein Erbarmen für diese kaiserliche Staubgeborene, welche zur unheimlichen Stunde der Nacht das Fest des Frohsinns flieht, um zum Altar des Herrn der Heerschaaren ihre Zuflucht zu nehmen, und sich vor ihrem irrenden Herzen zu schützen? — Dort kniet sie. — Sie betet, sie kämpft, sie weint; sie will zugleich mit ihren verbrecherischen

Gedanken die Qualen ihres Gewissens verbannen. Es ist vergebens. Mit aufgehobenen Händen richtet sie ihren thränenreichen Blick auf die heilige Jungfrau, und ihren blassen Lippen entströmen Worte des Hasses, der Anklage und des Vorwurfes.

Mächtig bewegt, drückte Eugenie ihre brennende Stirn auf die kalten Marmorstufen des Altars, während ein heftiges Schluchzen sich ihrer beengten Brust entwand.

Ungestüm erhebt sie sich aus ihrer büßenden Stellung, hastig streicht sie ihr kostbares goldblondes Haar aus dem reizenden Gesicht und wirft verzweifelnde Blicke um sich, denn wie das menschliche Herz oftmals das Herannahen der Gefahr in Vorahnungen erkennt, so empfand Eugenie in diesem Augenblicke das bedrückende Gefühl einer geheimnißvoll heranschleichenden Gewalt.

„O ewige Mächte!“ rufen die bleichen Lippen, während sie kraftlos auf die Stufen des Altars niedersinkt. Mit wilden Blicken starrt sie die geisterhafte Erscheinung an, die neben ihr auftaucht. Ihre Sinne betrügen sie nicht — das röthliche, düstere Licht der ewigen Lampe beleuchtet das edelgeformte Antlitz des Marquis Posa.

Eugenie verliert die Fassung, sie hat keine Herrschaft über ihren Willen; die dunklen, brennenden Augen des Unheimlichen umstricken ihre Sinne, eine Zaubermacht hält sie in ihren geheimnißvollen Banden. Regungslos starrt sie in die Züge des Mannes, dem sie zu entfliehen bemüht war, und der ihre ganze Seele mit dämonischer Macht in finstere Banden schlug.

Die Kaiserin fühlte das Bewußtsein sie verlassen, ihr letzter Gedanke galt dem Orte, an welchem sie sich befand . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Stehe still, o Mensch! Auf dem Gipfel des Hügels — in der Stille der Abendstunde — und schaue nicht mit freudigen, aber mit zufriedenen Augen auf die schöne Welt rings um Dich her! Sieh, wo die Nebel weich und düster über die grünen Wiesen emporsteigen, durch welche der Bach sich hinzieht! Sieh, wo am breitesten und stillsten die Woge sich vor dem vollen Lächeln der untergehenden Sonne ausbreitet — und die Weide, welche im Luftzuge zittert — und die Eiche, welche fest steht im Sturme, werden beide friedlich von der klaren Fläche der Fluthen zurückgespiegelt. Sieh, wo von dem Gold der Getreidefelder umgürtet und von dem prachtvollen Mantel des Waldes bekleidet — die Dächer der Häuser von Versailles sich geräuschlos in

der ruhigen Gluth des Himmels sonnen — nicht ein Laut aus diesen Wohnungen der Menschen schlägt mißtönend an Dein Ohr — nur von dem hohen Kirchthurme verbreitet sich, nur schwach durch die Stille vernehmlich der Ton der heiligen Glocke, welche zum Abendgebet mahnt. Längs der Wiese streift tief die Schwalbe — auf der Fluth verräth der silberne in Schaum zerfließende Ring den spielenden Fisch. Siehe diesen Ort kaiserlicher Pracht und Herrlichkeit, aber auch — des Jammers und Elendes genug, wie heiter und ruhig, obschon in den Häusern Alles von Thätigkeit und Leben spricht! Siehe den Himmel, wie gütig, obgleich finstere Wolken über dem Schlosse von Versailles den Purpur mit dem Golde verschmelzen. Blicke zufrieden auf diese paradiesische Gegend, denn das gute Element — die Natur ist um Dich — aber nicht freudig, denn das Böse ist der Schatten des Guten!

Laß Deine Seele durch den Schleier der Sinne dringen und Dein Auge tiefer durch die Oberfläche hindurchblicken, welche Dein Auge entzückt.

Unter dem Spiegel des Baches schießt der Hecht auf seine Beute; der Ring auf dem Wasser, das sanfte Plätschern in den Wellen sind nur Zeugen des Mordes und des Schlachtopfers.

In dem Epheu, der am Rande des Wassers in der Nähe eines fürstlichen Schlosses, unweit von Versailles, die Eiche umschlingt, hungert die Eule der Nacht entgegen, die ihrem Schnabel und ihren Fängen lebendiges Futter für ihre Jungen bringen soll, und die Zweige der Weide zittern vor dem Flügel des Rothkehlchens, dessen scharfes Auge den Wurm auf dem Rasen sieht. Und kannst Du Staubgeborener, alle die Sünden zählen, welche dieses Schloß, der Sitz des Lasters und der Wollust, verbergen? Mit jedem Ringeln des Rauches aus den Schornsteinen gen Himmel, schwebt ein eben so schwarzer, menschlicher Gedanke empor und verschwindet eben so schnell wie eine menschliche Hoffnung. — Doch die Schwalbe jagt blos die Mücke und die Wolke, welche den Glanz des Himmels hervorhebt, und die traulichen Schatten nähren blos den Donner, der den Wald zerschmettern, und den Sturm, der die Ernten brausend verwüsten soll.

Nicht mit Furcht, nicht mit Zweifel erkenne, Staubgeborener, die Gegenwart des Bösen in der Welt.

Die Glocke vom Kirchthurm schlug so eben die elfte Stunde. Der Mond schien grell in die Fenster eines Gemaches, welches am äußersten Ende des linken Schloßflügels in der ersten Etage lag, und von allen übrigen Räumen des weitläuftigen Gebäudes vollkom=

men getrennt war. Dieser Theil des Schlosses wurde von der schönen Gräfin von Castiglione bewohnt, während die übrigen Räume theils leer standen, theils von der zahlreichen fürstlichen Dienerschaft und den Beamten ihres Haushaltes eingenommen wurden, denn die stolze Gräfin hielt einen Hofstaat, gleich einer regierenden Fürstin.

Kein Laut von den Schloßbewohnern drang in die Gemächer des von der Gräfin bewohnten Schloßflügels, kein Laut aus denselben konnte bei verschlossenen Thüren das Ohr der Dienerschaft erreichen. Das Gemach war von mäßiger Größe, aber sehr hoch. Die Wände mit grünseidenen Tapeten bekleidet und mit kostbaren Boulemeublen ausgestattet. Eine schwere Portière von grünem Sammt verbarg die Thür des Zimmers, und Gardinen von gleicher Farbe zierten die hohen Bogenfenster. Vor einem der offenen Fenster befand sich ein Lehnsessel und ein mit Büchern bedeckter Tisch; in der einen Ecke des Gemaches stand ein kostbares Pianino von schwarzem Ebenholz, daneben ein Noten- und Bücherschrank. Ein hoher von dem Fußboden bis zur Decke reichender Spiegel an der Wand, welcher sich den Fenstern gegenüber befand, vervollständigte den Schmuck des Zimmers. Eine Ampel, welche von der Decke herabhing, verbreitete ein trübes Licht über das düstere Gemach; zwei über dem Pianino angebrachte silberne Wandleuchter erhellten dasselbe nur gerade so viel, daß man ohne Mühe die Noten erkennen konnte. Ein auf dem Divan liegender noch frischer Rosenstrauß war das einzige Lebendige in dieser schroffen und finstern Pracht. Die Ampel und die Kerzen auf den Wandleuchtern brannten, aber das Gemach war leer. Ein fortrollender Wagen unterbrach plötzlich die Stille des Schlosses, nach einer kleinen Weile bewegte sich die Portière und die Gräfin trat mit einem silbernen Armleuchter in der Hand in das Zimmer. Ein knappes, langes Sammtkleid umschloß die schönsten Formen, die je einen Bildhauer hätten begeistern können; auf den weißen Nacken ringelten die kurzen blonden Locken herab, zusammengehalten durch ein schwarzes Barett, von welchem eine weiße Feder herabwallte. Das Profil war edel, und wie die Form des Körpers vollendet schön; der Mund, welcher nie ganz geschlossen war, veränderte jeden Augenblick den Ausdruck, ohne jemals den geistvollen scharfen Zug zu verlieren, der ihn charakterisirte; die Augen allein hatten, selbst jetzt wo die Dunkelheit sie beschattete, jenen wollüstigen Glanz, vor welchem kein männliches Herz Stich zu halten im Stande war.

Ueber das Alter dieser schönen Frau Vermuthungen anzustellen, war unmöglich; es schien fast eben so undenkbar, daß sie jung, als daß sie alt sei; einig jedoch darüber waren die Höflinge vom ersten

Augenblicke ihres Erscheinens bei Hofe an, daß ihren Verführungen Alles möglich sein müsse.

Die schöne Gräfin hatte vor wenigen Minuten ihren kaiserlichen Anbeter bis an die Stufen der nach ihren Gemächern führenden Treppe begleitet, und war jetzt in ihr Arbeitszimmer zurückgekehrt. Offenbar in übler Laune legte sie das Barett bei Seite, ging dann einige Male im Gemache auf und ab, blieb endlich an ihrem Pianino stehen und, indem sie mit der einen Hand die blonden Locken von ihrer freien Stirn strich, ließ sie die andere mechanisch über die Tasten gleiten, bis sie selbst dann eben so mechanisch auf den Sessel sank und mehrere Minuten lang in schönen Akkorden präludirte. Dann ergriff sie ein auf dem Pulte liegendes Notenheft und begann eine der Compositionen von Verdi zu spielen. Der Zauber dieser hinreißenden Melodien fesselte ihre ganze Aufmerksamkeit, sie bemerkte nicht, daß sich außerhalb des Fensters auf dem Spalier der Weinranken der Körper eines Mannes erhob, daß dieser über die Fensterbrüstung in das Gemach stieg und hinter die Portière der Thür verschwand. Nach wenigen Minuten beendigte die schöne Gräfin ihr Spiel, erhob sich von dem Sessel und trat an das offene Fenster. Die prachtvolle Sommernacht erglänzte in ihrem funkelnden Sternenmantel; über den dunklen schlafenden Bäumen des Parkes webten die Mondesstrahlen ihren silbernen Schleier. Auf dem blauen Grunde des Himmels zeichneten sich malerisch die Umrisse des prachtvollen Schlosses von Versailles; die Hügel lagen in mattem Silberduft, und in das Fenster drangen, getragen von der lauen Nachtluft, die Wohlgerüche von tausend träumenden Blumen. Die dunklen Augen der Gräfin füllten sich mit Thränen; sie lehnte weit aus dem Fenster.

„So schön — so vollkommen ist diese Welt," murmelte sie vor sich hin, „so rein der Reiz der Natur — so groß der Zauber dieser Ruhe — und meine Seele . . ."

„Ist finster, wie das Walten unheimlicher Mächte," sagte plötzlich die Stimme des Mannes, welcher bisher durch die Portière dem Auge der Gräfin verborgen geblieben war, und jetzt in die Mitte des Zimmers trat.

Ein leiser Schrei des Erschreckens ertönte von den Lippen der Gräfin von Castiglione. Eine seltsame magnetische Anziehungskraft, für welche sie so empfänglich war, nöthigte die Gräfin sich umzuwenden. Ein Gefühl des tiefsten Schreckens und ein unüberwindlicher Widerwille gegen den Mann, der in so geheimnißvoller Weise und zur

nächtlichen Stunde ihr Gemach betrat — und welchen sie zu erkennen schien — schlich sich in ihr pochendes Herz.

„Was wollen Sie von mir, mein Herr?“ sagte sie endlich mit zagender Stimme, „was machen Sie hier in der Stunde der Nacht? auf welchem Wege sind Sie hierher gekommen?“

„Auf welchem Wege, Frau Gräfin?“ erwiderte der Fremde höhnend, „auf dem ich nur zu Ihnen gelangen konnte.“ Bei diesen Worten zeigte er auf eines der offenen Fenster. „Seien Sie also unbesorgt, Niemand hat mich gesehen, Niemand vermuthet meine Gegenwart hier. — Warum ich gekommen bin? Ich fordere von Ihnen einen Schatz zurück, der, gleichgültig für Sie, für mich aber unschätzbar ist, meinen Sohn. — Was ich von Ihnen will? Sie sollen mir sagen, wo mein Sohn ist, den Sie gegen meinen Willen und aus persönlicher Rache gegen mich dem Priesterstande geweiht haben, ohne zu beachten, daß Sie den kühnen, unbändigen Geist dieses Feuerkopfes tödten und sein junges Leben den Qualen eines öden verzweifelnden Daseins opfern.“

„Was aus ihm geworden ist,“ versetzte die Gräfin mit unsicherer Stimme, „vermag ich nicht zu sagen, denn er entfloh vor etwa zwei Jahren aus dem Seminar zu Neapel und verschmähte die Hilfe, die ich ihm bot.“

„Ja, Madame, Sie haben es vortrefflich verstanden, seiner jugendlichen Seele das Gefühl des Hasses gegen seine eigene Mutter einzuflößen,“ sagte der Fremde mit Bitterkeit.

„O, nein, mein Herr!“ rief die schöne Gräfin mit thränenvoller Stimme, „Sie sind es, welche ihn daran so gut gewöhnten, seine Mutter zu hassen.“

„Seine Mutter, Madame! Sind Sie denn seine Mutter — haben Sie dem armen, verlassenen Kinde das heilige Gefühl der Mutterliebe, das Erhabenste, was die Natur in die Brust des Weibes legte, entgegengetragen?“

„Hören Sie auf, mein Herr!“ sagte die schöne Maitresse des Kaisers Napoleon III., in Thränen zerfließend. „Sie martern meine ohnehin zerfahrene Seele wie mit glühenden Zangen. Sie sehen den Schmerz meines Herzens, hören den Schrei der verwundeten Mutterbrust, erkennen die Verzweiflung, welche aus meinem Innern hervorbraust, und fragen dennoch, ob ich seine Mutter sei?“

„Sie wissen also nicht, Frau Gräfin, wo sich der Unglückliche aufhält?“ fragte der Unbekannte im milderen Tone.

„Ich sagte Ihnen ja," entgegnete die Gräfin, „daß er geflohen ist, und daß ich seine Spur nicht aufzufinden vermochte."

„Nun denn, Madame," sagte der Fremde mit unheimlicher Stimme, indem ein leises Zittern seine stolze Gestalt ergriff, „so will ich Ihnen sagen, wo das Opfer Ihres verblendeten Geistes und der fluchwürdigen Pfaffenwirthschaft seine Tage in stumpfer Verzweiflung verbringt und die Stunde seines Todes erwartet: Die Kerker des heiligen Officiums zu Rom halten den Feuergeist meines Sohnes in ehernen Banden, welche nur Wahnsinn und Tod zu lösen vermögen. Er brach mit einer Novize des Klosters zum heiligen Herzen Jesu das Gelübde der Keuschheit und lautet das Urtheil der ihn ohnehin verfolgenden Pfaffen — auf Tod."

„O, mein Gott!" rief die Gräfin in Schmerz vergehend. „Retten Sie mein Kind, Moses Benjahie, und ich will Sie segnen. Ich weiß, Sie besitzen die Macht, unterstützt von einer unheimlichen Kraft, um den Unglücklichen aus dem Kerker befreien zu können. Sagen Sie mir nur, daß mein Sohn Franz noch lebt."

„Das werden wir sogleich erfahren," erwiderte Moses Benjahie. „Das werden Sie mir sagen, Adele." Mit diesen Worten streckte er die Hand gegen die Gräfin aus und ließ sein dämonisch glühendes Auge auf ihrem bleichen Antlitz ruhen.

„Moses — Moses!" rief sie, indem sie scheu zurückwich, um sich dem magnetischen Einfluß zu entziehen, über welchen der Fremde zu gebieten schien.

„Madame," sagte er mit Würde, „befürchten Sie nichts; es ist eine Mutter, die ich über das Schicksal ihres Kindes durch die gewaltige Macht des Magnetismus befragen will. Und diese ist mir in diesem Augenblicke heilig."

Die Gräfin stieß einen Seufzer aus und fiel, den Namen Franz murmelnd, in einen Lehnstuhl.

„Schlafen Sie, Adele!" rief der Fremde im befehlenden Tone, indem er seinen rechten Arm gebietend ausstreckte; „doch sehen Sie durch das Herz."

„Ich schlafe durch Ihren Willen," erwiderte die Gräfin mit matter Stimme.

„Muß ich die ganze Kraft meines Willens anwenden," fragte Moses Benjahie, „oder werden Sie freiwillig antworten?"

„Werden Sie meinem Kinde fernerhin sagen, ich sei eine schlechte und nicht seine Mutter?"

„Ich werde Sie prüfen, Madame," entgegnete der Fremde kalt. „Lieben Sie Ihr Kind?"

„Ob ich mein Kind, in Angst und Schmerzen geboren, liebe? fragen Sie das kein Mutterherz in der Stunde des Todes ihres einzigen Kindes!“ rief die Gräfin in Wehmuth vergehend. „O, ja, ich liebe meinen Sohn mit heißer Gluth meines Herzens.“

„Dann sind Sie seine wahre Mutter, wie ich sein Vater bin, Madame,“ versetzte er in einem innigen Tone. „Unter allen Verhältnissen des Lebens bleibt diese heilige Liebe bestehen, sie mag in Zeiten des Glückes erkalten, aber in den Tagen der Trübsal — in der Stunde der Noth erwacht sie mit göttlicher Kraft und kämpft für das Kind ihres Mutterherzens mit der drohenden Gefahr.“

„Gott segne Sie, Moses Benjahie!“ murmelte die Gräfin leise vor sich hin.

„Sie werden also freiwillig“ antworten?“ wiederholte er drohend.

„Werden Sie mir erlauben, ihn wiederzusehen, wenn Sie ihn gerettet haben?“

„Habe ich Ihnen nicht erklärt, Frau Gräfin, daß Sie seine Mutter sind? Sie lieben Ihr Kind — Sie werden es wieder sehen.“

„Tausend Dank für Ihre Worte des Trostes, Moses Benjahie,“ sagte die Gräfin mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Freude, wobei heiße Thränen ihrem schönen Gesicht entlang liefen. „Nun fragen Sie, ich sehe . . . nur . . .“

„Was sehen Sie, Adele?“

„O, gehen Sie zurück nach Neapel,“ rief die Gräfin in Angst, „und lassen Sie mir die Spur seiner Flucht verfolgen, damit ich den richtigen Weg erkenne, und seine Gestalt in mein erwachendes Mutterherz mit glühenden Zügen einpräge. Nur zu lange habe ich im Taumel der Eitelkeit und der Hoffart das Antlitz meines Kindes zu sehen verschmäht, — ich vermag seine Züge nicht wieder zu erkennen, mein Auge — das Auge einer verworfenen Mutter ist in Blindheit geschlagen, zur Strafe ihrer Verirrungen.“

Der Fremde näherte sich der Gräfin und strich mit der Hand über ihre Augen.

„Sie wissen wohl, Adele,“ sagte er im harten Tone. „daß es keine Nacht für Ihr Auge giebt, wenn ich es will. — Sehen Sie jetzt?“

„Ja — ich sehe mein Kind!“ rief die Gräfin im höchsten Stadium des Entzückens.

„Wo sehen Sie meinen Sohn?“ fragte der Fremde düstern Blickes.

„In meinem Salon zu Neapel. Er trägt das Kleid der Alumnen

des Jesuiten-Seminars. O, wie sein Auge blitzt, sein Gesicht glüht . . ."

„Wie lange ist er bei Ihnen?"

„Seit einer halben Stunde, die Obern des Seminars haben ihn mit peinlichen Strafen gedroht, wenn er seine erhitzte Phantasie — in Wort und Schrift — nicht zügelt. Er erhebt sich — er eilt davon . . ."

„Warum verläßt er Sie?"

„Weil das Geräusch eines Wagens, welcher vor meinem Palais hält, hörbar wurde."

„Wer war in diesem Wagen?"

Die Gräfin zögerte mit der Antwort.

„Wer war in diesem Wagen?" wiederholte Moses Benjahie mit drohender Stimme.

„Mein Gemahl, der Graf von Castiglione."

„Wo verbargen Sie den Knaben?"

„In meinem Schlafzimmer."

„Was sagte er darüber, daß eine Mutter ihr Kind verbergen mußte?"

„Ich sei nicht seine Mutter."

„Was sprachen Sie mit ihm über mich, seinen Vater?"

Die Gräfin schwieg.

„Antworten Sie, Adele! Ich will es!"

Mit diesen Worten ließ der Fremde das Fluidum seines Körpers auf das Auge der Gräfin eindringen, indem er seine rechte Hand von sich streckte und die Finger öffnete. Die Gräfin zuckte, wie von einem elektrischen Strahle heftig getroffen, schmerzhaft zusammen.

„Ich sagte ihm, daß Sie ein getaufter Jude — ein elender, erbärmlicher Mensch wären," antwortete sie endlich mit zaghafter Stimme.

„Schauen Sie in das Herz des armen Kindes und geben Sie sich Rechenschaft von dem Wehe, das Sie ihm angethan haben."

„O, mein Gott! mein Gott!" murmelte die Courtisane des Kaisers. „Verzeihe, mein süßes Kind, verzeihe Deiner armen Mutter, welche Dich verleugnete."

„Lieben Sie Ihren Gatten?" fragte Moses Benjahie höhnend.

„Weshalb quälen Sie mich mit dieser Frage?"

„Weil ich wissen will, weshalb Sie den alten Grafen geheirathet haben, da Sie reich genug sind, um unabhängig und nach Ihrer Laune leben zu können?"

„Jeder Mensch baut sein Leben und sein Schicksal auf eine bestimmte Grundlage; um etwas muß als Lebenszweck sich sein Denken und Handeln bewegen. Wie frivol auch dasselbe sei — einen solchen Punkt hat jeder Mensch, um den sich seine Gedanken sammeln. In meinem Leben war die Liebe dieser Hauptmoment. Was für den Staatsmann sein Kabinet — was für den Künstler seine Kunst — was für jeden Menschen sein Beruf, war für mich die Liebe. Die Welt nennt mich schön, sehr schön. Ich weiß, daß ich selbst die, welche mir mit dem Vorsatze, mich zu verachten, entgegentraten, bezwungen und vor Liebe wahnsinnig zu meinen Füßen gesehen habe. Ich habe die Herzen und Leidenschaften der höchstgestellten Männer in meiner Gewalt gehabt und alle meine Zwecke durch die Macht der Schönheit erreicht; in den Geheimzimmern der Fürsten — in den Kabinetten der Staatsmänner — in der ganzen civilisirten Welt weiß man von der Macht der wunderbar schönen Gräfin von Castiglione zu erzählen. Ich brauchte einen Deckmantel — mein nachsichtiger Gemahl gab mir diesen durch seinen Namen, wofür er mein Vermögen verschwendet. — Ich fange aber an von meiner Höhe herabzusinken — früher beherrschte ich die Seelen und den Geist der Männer, jetzt gewinne ich nur noch ihre Sinne und stehe daher auf gleicher Stufe mit jeder gemeinen Verführerin. Mit leichter Mühe habe ich früher die klarsten Geister beherrscht und verwirrt — ich habe über den Verstand und das Leben von Hunderten in Italien geboten — ich habe der Hand Cavour's Beschlüsse dictirt und Verschwörungen geleitet durch nichts Anderes, als durch die Macht meiner — wie man sagt — überirdischen Schönheit. Aber einmal erreicht jeder Mensch seinen Höhepunkt; und der allein bleibt wenigstens in den Augen der Welt auf demselben stehen, welcher im rechten Moment vom Schauplatze abzutreten weiß."

„Genug," unterbrach sie der Fremde, „Sie sind nun Frau und Mutter. Ein wahrer Diamant, haben Sie sich geformt in den Händen des entsetzlichen Steinschneiders, den man Schmerz nennt. Kommen wir auf unser Kind zurück."

„Ja, ja, kommen wir auf Franz zurück! Verbieten Sie mir, an mein früheres Leben zu denken, das verwirrt mich, und statt meinem Kinde zu folgen, würde ich vielleicht meine Pläne mit dem Kaiser verfolgen."

„Mutter — denke an Dein zum Tode verurtheiltes Kind," donnerte jetzt die Stimme Moses Benjahie's.

Ein gewisser Ausdruck des Triumphes und des Stolzes, welcher sich einen Augenblick nicht nur der Physiognomie, sondern der ganzen

Person der schönen Gräfin bemächtigt hatte, verschwand, um ein Gefühl der Angst und des Entsetzens in ihren Zügen hervorzurufen.

„Wo war der Knabe während Sie mit dem Grafen von Castiglione sprachen?"

„Er stand horchend an der Thür meines Schlafgemaches."

„Kennt der Graf die Existenz unseres Kindes?"

„Nein."

„Sind Sie dessen sicher?"

„Ja."

„Warum blieb der Knabe nicht so lange bei Ihnen, bis der Graf sich wieder entfernte?"

„Weil er sah, daß der Graf mich küßte. — Ich sehe mein Kind mit seiner gefaltenen Stirne, seine Lippen zusammengepreßt und seine Hände vor die pochende Brust gedrückt. Er blickt scheu umher, seine Augen suchen einen Ausgang. Er geht zum Fenster, öffnet es, wirft einen letzten — wehmuthsvollen Blick auf den Salon, in welchem ich mich mit meinem Gemahl befand, dann schwingt er sich über das Fenstergesims und verschwindet. Seine blassen Lippen murmeln ein „Lebewohl für Ewig!"

„Folgen Sie ihn mit den Augen, von diesem Momente gehören Sie nur Ihrem Kinde, verlieren Sie ihn nicht aus dem Blick."

„Es ist Abend — die Dunkelheit verschleiert mein Auge!" rief die Gräfin, indem ihr Körper vor Angst erbebte.

Der Fremde bestrich noch einmal die Augen der Gräfin mit seiner Hand.

„Ich sehe ihn — ich sehe ihn!" rief sie triumphirend. „Er eilt nach dem Palais des Cardinalbischofs Girolamo d'Andrea.*) Er wird vorgelassen. Ha, welche Worte entströmen dem Munde meines Kindes? — Er klagt Sie, als Vater — mich, als Mutter an, er bittet

*) Cardinal d'Andrea, Bischof von Sabina und Abt von Farfa mußte im Jahre 1861 aus Rom wegen seiner Gesinnungen gegen die weltliche Macht des Papstes flüchten. Als Bischof der Sabina, welches in der zu Italien geschlagenen Delegation Rieti liegt, kann dem Cardinal nicht verwehrt werden, seinen Aufenthalt in dem Lande seines Territorialherrn zu nehmen; dagegen sind ihm die Einkünfte, die er in Rom bezieht, vorenthalten worden, und da sein Bisthum wenig einträglich ist, so gerieth der Cardinal in Geldverlegenheiten. Durch den Willen der Gräfin von Castiglione und der Fürsprache Cavour's ernannte König Victor Emanuel den Cardinal zum Großalmosenier der Krone und gab ihm als Residenz den erzbischöflichen Palast in Neapel. Welche Folgen dieser Abfall eines so namhaften Kirchenfürsten für den katholischen Klerus haben kann, wird sich nach dem Ableben Pius IX. herausstellen.

um Unterstützung — um Hülfe. Er will Neapel verlassen, nach Rom zieht eine unheimliche Macht den wilden Sinn meines Kindes. Gehe nicht nach Rom — mein süßes Kind!" rief die Gräfin, indem sie einen entsetzlichen Schrei ausstieß und sich hoch aufrichtete, während die mütterliche Angst auf ihrem bleichen Antlitz unverkennbar war und in großen Tropfen der Schweiß mit Thränen gepaart über ihre Wangen rann. — „Er hört mein Flehen nicht, er sieht nicht die Todesangst, die mein Mutterherz zerfleischt. — Da — da ist er auf dem Wege nach Rom. Der Cardinalbischof überweist ihn dem Jesuiten-Kollegium zu Rom. — Welche Qualen foltern das jugendliche Herz meines armen Kindes. — Er erhält die Weihe, leistet das fürchterliche Gelübde. Da schleichen die süßen Gefühle der Liebe in sein Herz — unheilig sind seine Gedanken. Entsetzlich . . . die Braut des Himmels ist entweiht . . . die finsteren Schatten der Häscher schleichen heran, man schleppt den Unglücklichen vor seine Richter, glühendes Erz entströmt seinen Lippen, Worte der größten Gotteslästerung erfüllen die Brust der Priester mit Entsetzen — Tod lautet der Spruch. Haltet ein, ihr finsteren Männer — es ist mein Kind — mein armes verstoßenes Kind!"

Und mit einem herzzerreißenden Schrei fiel die in ihrer Mutterliebe zu spät erwachende Gräfin ohnmächtig in ihren Lehnsessel zurück.

Wie glühend auch Moses Benjahie — den wir unter den Namen Marquis Posa kennen gelernt haben - mehr zu erfahren wünschte, so bewilligte er doch der keuchenden Gräfin diese Ruhe weniger Minuten, der sie so sehr bedurfte. — Er befürchtete, wenn er das Nervensystem der Bedauernswerthen weiter angreifen würde, eine Fiber in ihrem Herzen zerreißen oder eine Ader in ihrem Gehirn springen könnte.

Die Gräfin schien sich nach wenigen Augenblicken von selbst zu erholen, ihre Brust hob sich und ein tiefer Seufzer erlöste sie aus den Banden der Ohnmacht. Der Marquis hielt die Zeit für geeignet, weitere Fragen an sie zu richten.

„Nun, Frau Gräfin, rufen Sie Ihr Muttergefühl wach!" sagte er im ernsten Tone.

„Warten Sie — warten Sie. — O, mein Gott!" rief die Gräfin in einem Tone, der einem Angstschrei glich. „Dieser Mann soll meinen Sohn nicht berühren. Das ist kein Mensch, — ein Dämon der Unterwelt — ein Vampyr, welcher nach Blut dürstet. Da — da peitschen sie den Armen mit harten Geißeln — sein Blut rinnt! O — ich kann das Blut meines Kindes nicht sehen!"

„Dann verlassen Sie den Ort auf wenige Sekunden," sagte der Marquis mit bebender Stimme.

„Nein, nein!" rief die Gräfin. „Ich bleibe bei meinem Kinde und gieße Balsam in die Wunde des von Henkershand Geschlagenen."

„Dann merken Sie wohl auf die Aeußerlichkeiten des Kerkers. Untersuchen Sie die Thür und sagen Sie mir, ob Sie etwas Merkwürdiges daran erblicken."

„Ja . . . eine kleine viereckige Oeffnung, an welcher in Form eines Kreuzes zwei Eisenstäbe angebracht sind. Einundzwanzig Stufen führen von oben in einen dunklen Gang, wo es die fünfte Zelle ist, in welcher mein Kind auf faulem Stroh verschmachtet. Eilen Sie, Moses Benjahie, retten Sie unser Kind aus den Händen dieser blutdürstigen Hyänen, ehe es zu spät ist!"

„Beruhigen Sie sich, Adele," sagte der Marquis, von der Angst der Gräfin mächtig ergriffen. „Ehe der Tag sich viermal neiget, sollen Sie Ihr Kind an Ihr Mutterherz drücken dürfen. Ein Bote meines Willens soll ihn in Ihre Arme führen, wenn Sie es wünschen. — Wollen Sie sogleich aufwachen und in der Erinnerung leben oder wollen Sie morgen erwachen und Alles vergessen haben?"

„O nein, nein, lassen Sie mir die Erinnerung und mein Kind. Ich will sogleich erwachen."

Der Marquis bestrich mit seiner linken Hand einen Halbkreis, legte dann seine beiden Daumen über die Augenbrauen der Gräfin, blies leicht auf ihre weiße Stirn und sagte im befehlenden Tone:

„Wachen Sie auf, Frau Gräfin von Castiglione!"

Sogleich belebten sich die Augen derselben, ihre Glieder wurden bewegsam und ohne zu erschrecken, schaute sie in das ernste Antlitz des Marquis, indem sie, in der Erinnerung ihres magnetischen Schlafes fortfahrend, sagte:

„Moses Benjahie, eilen Sie — retten Sie mein Kind.

Der Marquis zog sein Taschenbuch hervor, schrieb eilig einige Zeilen auf ein Blatt Papier, trat an das Fenster, ließ einen seltsamen Schrei hören, welcher augenblicklich erwidert wurde, worauf eine verhüllte Gestalt aus einem Gebüsche des dunklen Parks unter das Fenster trat, und warf das zusammengelegte Papier dem Ankömmling herunter, wobei er nur die Worte sprach:

„Sogleich nach Rom!"

„Was ist das für ein entsetzliches Haus, welches ich in meinem Schlafe betrat?" fragte die Gräfin schaudernd.

„Es ist der Palast des heiligen Amtes"*) erwiderte der Marquis düster. „Wenige haben das Licht des Himmels wieder erblickt, welche einmal die Schwelle dieser Mördergrube überschritten haben. In diesem Hause des Fluches aller aufgeklärten Geister, befindet sich eine geheime Registratur, in welcher große Reihen von gebundenen Büchern unter dem Titel: „Bekenntnisse von Fremden" — Enthüllungen über Feinde der Gesellschaft Jesu — Beichtgeheimnisse und Mittheilungen der Pateres, wohl geordnet stehen. Hunderte von Mitgliedern des Ordens schreiben täglich die Berichte ein, welche stündlich massenhaft eingehen. Ich bin überzeugt, daß Ihr Name, Frau Gräfin — ebenso wie der meinige — nicht selten darin vorkömmt, namentlich jetzt, wo Sie eine ernstliche Liaison mit dem Kaiser zu haben scheinen. — Hüten Sie deshalb Ihre Zunge!" fügte der Marquis warnend hinzu.

„In der That, entsetzlich!" rief die Gräfin erbleichend, „und in den Händen dieser Diener Gottes befindet sich mein Kind — mein armes, verlassenes Kind. Ich glaubte in meiner Verblendung ein gottgefälliges Werk zu begehen, wenn ich das Kind der Sünde zum Priesterstande bestimmte. Ich wollte dadurch gleichsam eine Schuld meines sündhaften Lebens abwaschen."

„Und vergaßen dabei, daß Sie einen Mord an dem Leben Ihres eigenen Kindes begingen," entgegnete der Marquis vorwurfsvoll. „Im Rausche Ihres abenteuerlichen Lebens vergaßen Sie die heiligen Mutterpflichten, wo ich Ihnen die alleinige Erziehung unseres Sohnes überließ. Nur durch einen Zufall erfuhr ich, daß Sie den Knaben aus dem Pensionat, unter einem deutschen Namen in ein Priester-Seminar gebracht hatten. Ein mir ergebener Dominikaner-Mönch machte mir von dem entsetzlichen Schicksale meines Sohnes Mittheilung.

---

*) Alle Welt hat die grausenerregenden Schilderungen des Zustandes gelesen, in welchem das Volk von Rom im Jahre 1848 die Kerker der heiligen Inquisition fand: in Ketten liegende Scelette, Leichname, die bis an die Schultern in die Erde vergraben waren und auf diese Weise von der entsetzlichsten aller Martern Zeugniß ablegten, mit Folterwerkzeugen gefüllte Säle, Kerkerzellen, welche in Abzugskanälen angebracht waren und wo den zur Hälfte in den Koth begrabenen unglücklichen Opfern das zur Verlängerung ihrer Qualen nothwendige Brod gereicht wurde und andere Scheußlichkeiten, enthüllten sich den entsetzten Blicken des in die Kerker eingedrungenen Volkes. Und doch hatte der Papst, Pius IX., nicht den Muth, dieses entsetzliche Tribunal zu unterdrücken. Zur jetzigen Stunde giebt es einen Präfect des heiligen Amtes, der ein Cardinal mit dem Titel: „Excellentissimus" ist, einen Siegelbewahrer, einen General-Commissar, einen Assessor und viele Räthe, die verschiedenen religiösen Orden angehören.

Ich forderte sein Leben von dem Jesuiten-General und bot ein ansehnliches Lösegeld, aber gewisse Umstände brachten es dahin, daß ich beinahe selbst als Gefangener und Opfer der Priesterhyänen die Kerker des Inquisitionsgerichtes betreten mußte. — Das Oberhaupt dieser finsteren Gesellschaft ist jener Prälat, welcher in Neapel Ihnen, Frau Gräfin, seine Gefühle so unverholen und zum Aergerniß der sogenannten Curie an den Tag legte."

„Ah!" rief die Gräfin, „jener Priester, welcher es wagte, in nächtlicher Stunde bis in mein Schlafgemach zu dringen, und den Sie durch die Kraft Ihres Armes zum weichen brachten. Der Erzbischof Luisane sandte diesen unwürdigen Diener der heiligen Kirche nach Rom, da dieser Vorfall nicht nur zu seinen Ohren gekommen war, sondern in den höchsten Kreisen auch davon mit Entrüstung gesprochen wurde. — Ja, ja, Moses Benjahie!" fügte die Gräfin ernst hinzu. „Wir armen Frauen sind beklagenswerthe Geschöpfe in der Natur, unser Loos ist entsetzlich. Wir sind Sclavinnen unserer eigenen Leidenschaft, oder willenlose Werkzeuge in den Händen unserer selbstsüchtigen Tyrannen, in beiden Fällen ist unser Schicksal gleich elend. Wer so, wie ich, das Bewußtsein hat, viele Männerherzen bethört und und vielleicht auch unglücklich gemacht zu haben, ist noch am meisten zu beneiden; denn das heißt sein Geschlecht an seinen Unterdrückern gerächt zu haben. — Von Natur sind wir gut — unsere zarten Gefühle sind rein wie der Himmel. Wenn wir unglücklich, schlecht, verachtungswürdig werden, so sind die Männer lediglich daran schuld, welche unsere Schwäche, unsere Hingebung, unsere Liebe mißbrauchen. In unserer Natur liegt das Laster nicht begründet. Wir fallen zuerst durch Liebe — oder auch Noth. Nur dann, wenn wir die Falschheit der Männer richtig erkennen, beginnen wir einzusehen, daß es eine Thorheit ist, mit Mühe und Kampf eine Tugend zu bewahren, welche uns zu weiter nichts dient, als uns die Achtung von Geschöpfen zu bewahren, an denen uns im Grnnde wenig gelegen sein kann. Glauben Sie mir, Benjahie, daß wir nur zu unserem Vergnügen und Vortheil, nicht um ihrer selbst willen, die Männer zu erobern suchen. Das einzige Mal, wo wir ohne Eigennutz lieben — das erste Mal: ist unsere einzige Thorheit! — Ja, Moses Benjahie," fügte die Gräfin im Tone der Ueberzeugung hinzu, als sie wahrnahm, daß der Marquis durch eine Gel-erde bezeichnete, daß er anderer Meinung sei. „Mit Ihnen ging es mir nicht anders, ich gab Ihnen alles, was ein Weib dem Geliebten ihres Herzens geben kann — und Sie — Sie verließen mich, um die Welt mit Ihren Verbesserungstheorien zu be-

glücken. Doch wir Frauen werden durch keine Erfahrung klüger. Wenn aus unserm eigenen Herzen längst jede Spur wirklicher Liebe entflohen ist, bilden wir uns doch ein, daß wir geliebt werden, wie wir sind. Vergebens belehren wir uns durch Erfahrung und Lectüre über die Liebe der Männer im Allgemeinen; die lächerliche Schwachheit, in unserm eigenen Leben, bei jedem Manne eine Ausnahme finden zu wollen, verläßt uns nie; Eitelkeit oder eine Regung von Zurückverlangen — gleichviel, welche von beiden — beherrscht diese Schwachheit uns bis an's Ende. — Vielleicht ist es für uns Beide gut, Benjahie, wir stellen uns auf einen vollkommen freundschaftlichen Standpunkt; durch Freimüthigkeit könnten wir uns gegenseitig nützen. Ich habe auf meinem Lebenswege so viel Liebe — oder doch was Liebe gleichen sollte, gefunden, daß ein wenig Freundschaft mir wohlthätig sein wird. Vergessen wir, was zwischen uns vorgefallen — und vergangen ist. Ich beherrsche den Kaiser — und bin Ihre Freundin. — Sind Sie damit zufrieden, Moses Benjahie?"

„Die Mutter meines Sohnes wird in meinem Herzen immer den ersten Platz einnehmen, Adele, sagte der Marquis herzlich, „wenn gleich ich der geforderten Freundschaft keine Rechnung tragen kann. Es ist genug, Frau Gräfin von Castiglione, wenn Sie den Haß und Widerwillen — welchen Sie gegen mich so offenkundig zur Schau trugen, aus Ihrer Brust verbannen und ein milderes Gefühl an seinen Platz treten lassen."

„Nun denn, sei es so zwischen uns, wie Sie sagen, Moses Benjahie!" rief die Gräfin erglühend. „Verfolgen Sie Ihre Pläne allein in der Welt. Ich habe Kraft und Muth dasselbe zu thun. — Für ein ruhiges Glück bin ich nicht geschaffen, glühende Sehnsucht, etwas Großes zu vollbringen, treibt mich auf der beschrittenen Bahn weiter, ich fühle, daß ich die Fähigkeiten dazu besitze. Gleichviel, was mir aus Vorurtheilen und gehässigen Verhältnissen für Hindernisse erwachsen mögen. — Erkennen und fest wollen ist die Hauptsache, und wenn ich mein Ziel mit kaltem Verstande verfolge, dann werde ich auch das Spiel gewinnen."

Der Marquis ließ einen durchdringenden Blick über das schöne — dämonische Antlitz der unverbesserlichen Sirene gleiten, dann sagte er im feierlichen Tone:

„Vergessen Sie nicht, Madame, daß der Orden Jesu der Henker Ihres Kindes und der hemmende Wall für die Freiheit Ihres Vaterlandes ist. Benutzen Sie Ihre Macht über den Kaiser und untergraben Sie das Gebäude, welches die feindliche Macht zu

Rom zum Nachtheile der Völker Europas durch ihr finsteres Walten in allen Staaten aufgeführt hat und welches zu sichern sie immer und immer bestrebt ist."

„Ja, Moses Benjahie!" rief die Gräfin mit wildem Blicke. „Ich will fürchterliche Rache nehmen an diejenigen, welche mein armes Kind wegen einer menschlichen That, die sie täglich in ihrem wüsten Leben begehen, gemartert und mit dem Tode bedroht haben."

„Dann leben Sie wohl, Adele!" entgegnete der Marquis. „In wenigen Tagen werden Sie Ihren Sohn umarmen!"

Ohne eine Antwort abzuwarten, schwang sich der Marquis wieder über die Fensterbrüstung und verschwand im Dunkel der Nacht, die Gräfin mit ihren Gedanken allein lassend. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

In der Nacht des 6. Juli 1861 stand ein Mann in einem weiten Mantel gehüllt vor dem Portale des Invaliden=Domes zu Paris. Er schien offenbar Jemand zu erwarten, denn seine Ungeduld ließ er durch ein hastiges Hin= und Hergehen — ein plötzliches Stillstehen — ein Forschen seiner glühenden Augen, deutlich erkennen. — Plötzlich schlug die Uhr vom Dome der Invaliden die Mitternachtsstunde. Noch war nicht der letzte Schlag verhallt, als ein von schnellen Pferden gezogener Wagen ohne Wappen, um die Ecke der Rue de Grenelle bog, und über den Platz des Palais Royal brauste. Nach wenigen Minuten hielt der äußerlich unscheinbare Wagen vor dem Hotel der Invaliden. Ein Mann von korpulentem Körperbau sprang heraus und half die schmiegsame Gestalt einer verhüllten Dame aus dem Wagen. Der Fremde, welcher beide erwartet zu haben schien, trat näher heran und verbeugte sich schweigend.

„Sind Sie es, Herr Marquis?" fragte die Stimme des Begleiters der Dame.

„Ja wohl, Hoheit," antwortete der Angeredete.

Der Prinz Napoleon — denn dieser war der Begleiter der Kaiserin — zog die Glocke am Portale des mächtigen Gebäudes, worauf sich dasselbe augenblicklich öffnete. Der Gouverneur in großer Uniform, begrüßte den Prinzen ehrfurchtsvoll und geleitete denselben schweigend durch einige Gänge nach der Treppe, welche nach dem Grabgewölbe Napoleon I. führt. Die Kaiserin, durch einen seidenen Ueberwurf wohl verhüllt, folgte mit dem Marquis in einer kleinen Entfernung. Die Anordnungen des Prinzen hatten augenscheinlich jeden ceremoniellen



Das röthliche, düstere Licht der ewigen Lampe beleuchtete das edelgeformte Antlitz des Marquis Posa. (S. 129.)

Empfang seiner Person verbeten. Kein neugieriges Auge der vielen Bewohner dieses gigantischen Gebäudes belästigte die Personen, welche wahrscheinlich am Grabe des großen Kaisers ein stilles Gebet in der unheimlichen Stunde der Nacht verrichten wollten. Das Machtwort des strengen Gouverneurs hatte die Wachen von ihren Posten entfernt, und die Hausordnung hielt um diese Zeit die Beamten und alten Veteranen in ihren Betten. Niemand hatte eine Ahnung von dem, was sich Unheimliches in der Gruft des, die letzten Ueberreste des Verbannten von Helena sichernden, Gewölbes ereignen sollte.

Schweigend erreichten die an Glanz und Pracht gewohnten Menschen das von wenigen Gasflammen matt erleuchtete, mit todter Pracht ausgestattete Gemach des Todes, während nicht gleiche Gefühle ihre Seelen durchzog.

Der Nachtwind fegte mächtig durch die Bäume des großen Invaliden-Parks, — er schüttelte gewaltig die Zweige der hohen Eschen, welche die letzte Ruhestätte des Gewaltigen begrenzen. Welcher Beobachter der Natur kennt nicht jenen eigenthümlichen Ton, den die Esche — vom Windstoße erschüttert — hören läßt? — Es ist nicht das feierliche Stöhnen der Eiche — nicht das hohle Murmeln der Buche — sondern ein grelles Wehklagen — ein Ruf, wie von einer vor Schmerz und Angst aufschreienden Menschenstimme. Die Schwingen des Windes trugen diese unheimlichen Töne durch die Luftlöcher der kaiserlichen Gruft. — Eugenie fühlte die Nähe des Todes, ihr Herz erbebte in verzehrender Angst. Ihr Gehirn brannte im wilden Feuer. Ein bläulicher, süßriechender Duft durchzog plötzlich das Grabgewölbe, und verfinsterte das Licht der Gasflammen. Betäubend wirkte der Geruch auf die Nerven der Kaiserin und ihres Begleiters. Ein dichter Nebel verbreitete sich in mächtigen Wolken durch die Gruft und ließ die Gegenstände nicht mehr genau erkennen. Plötzlich zuckte eine grünliche Flamme aus dem Grabmale des Kaisers und erleuchtete dasselbe in unbestimmten Umrissen.

Ein leises Rauschen — gleichsam wie von Geisterhänden hervorgebracht — drang an das Ohr Eugenien's und weckte ihre, von geheimnißvoller Einwirkung betäubten Sinne. Das Grabmal schien sich zu öffnen, ein Schatten, anfangs undeutlich, wurde allmälig sichtbar, im ersten Augenblicke war es ein Dunst, durchsichtig wie eine Wolke, ähnlich der, mit welcher Virgil die Mutter Aeneas umhüllte, als sie ihrem Sohn auf der Küste von Carthago erschien; bald verdichte sich dieser Dunst und nahm die Umrisse einer menschlichen Gestalt an. Die Kaiserin erkannte deutlich die mit einer glänzenden Krone und

dem kaiserlichen Hermelinmantel geschmückte Gestalt ihres Gemahls. Doch war sie augenscheinlich kraftlos, hinfällig und gleichsam dem Tode nahe. Ein zweites Phantom mit jugendlichen Zügen tauchte aus dem Dunstkreise neben dem Kaiser auf und Eugenie erblickte das Antlitz ihres Kindes. — Aus der dichten Wolke brach plötzlich eine zartgeformte Hand hervor, ergriff die auf dem Haupte des Kaisers befindliche Krone und wollte offenbar das glänzende Diadem auf das Haupt des Knaben setzen, doch in diesem Augenblicke wurde das Grabgewölbe von einer unsichtbaren, dämonischen Gewalt erschüttert. Das Rollen des Donners schlug an das Ohr der Kaiserin. Züngelnde Blitze brachen aus dem Grabmale hervor und unter einem dämonischen Gelächter stürzten die geisterhaften Gestalten der Napoleoniden in dem Schlund des Nichts zurück, während eine finstere Wolke die Scene des Unheimlichen verhüllte. Ohnmächtig lehnte die Kaiserin an das Piedestal einer Marmorstatue — den Engel des Todes darstellend. — Nach wenigen Sekunden theilte sich der Nebel, eine andere Figur trat hervor, und die Kaiserin sowie der Prinz Napoleon erkannten deutlich eine Gestalt, welche unverkennbar die Züge Napoleon I. trug. Eine andere — glänzendere Krone schmückte sein Haupt, während der Purpur von seinen Schultern wallte. Das Bild strahlte gleichsam wie vom Heiligenscheine übergossen. Ruhe — Zufriedenheit und Glück leuchteten aus den Augen des seltsamen Phantoms. Da verhüllte ein nebelhafter, undurchdringlicher Schleier plötzlich das Bild, ein seltsames bedrückendes Gefühl beschlich die Seele Eugenien's und ihres kaiserlichen Verwandten. Es wurde wieder hell, die Gestalt stand noch immer auf ihrem früheren Platze, hielt aber das prachtvolle Diadem in ihrer Hand, während der Dunstkreis eine zweite Figur bildete. Diese wurde deutlicher, trat mehr in den Vordergrund und die Kaiserin erblickte die bekannten Züge der Bourbonen. Ein Panier hielt die Geisterhand umschlungen, — es rollte auf und Eugenie erkannte die drei Lilien des alten Königsgeschlechtes. Mit größter Verehrung beugte die erste Gestalt ihr Knie und reichte der letzteren die Krone Frankreichs dar. — Nach wenigen Minuten zerflossen die schattenhaften Gebilde im Dunkel des Nebels, welcher das Grabmal in Nacht und Schweigen hüllte. — Die Fittige der Nacht trugen das dunkle Gewölk davon, der Dämmerschein des jungen Tages brach durch die grauen Wolken und beleuchtete eine Scene, welche das Herz Eugenien's mit nagendem Schmerz erfüllte. — Eine Mutter betete am Grabe ihres heimgegangenen Kindes. Heiße Thränen rannen unaufhaltsam über die bleichen — abgehärmten Züge des geisterhaften — unheim-

lichen Gebildes. — Die Kaiserin erblickte ihre Gestalt — ihre vom Gram entstellten Züge. Das geheimnißvolle Bild zog im Nebel dahin, immer undeutlicher wurden die Conturen, und ein Brausen — von den Geistern der Unterwelt gleichsam auf die Oberfläche der Erde gezogen — erfüllte das Gemach und verscheuchte die zauberhaften Nebel, welche, wie auf ein Geheiß des Fürsten der Hölle von unbestimmten leeren Räumen aufgenommen zu sein schienen. — Das Gaslicht brannte wieder in seiner gewöhnlichen Helle — das Grabmal des großen Kaisers war geschlossen und schien nicht geöffnet gewesen zu sein, verschwunden war der böse — oder gute Geist und keine Spur verrieth die Anwesenheit des Unheimlichen, welcher sein Spiel hier getrieben. Geräuschlos verließen die Belehrten oder Bethörten die Gruft Napoleon I. und stiegen aus der Tiefe des Scheinbildes zum Tag der Wirklichkeit hinan.

VI.

New-York.

Auf dem Vordertheil des Ohio's stehend, finden wir den Marquis Posa und August Graf wieder. Eben passirte der mächtige Dampfer die Narrows, die Meerenge zwischen Long-Island und Staten-Island. Mit begeistertem Blicke schaute der junge Arzt auf die herrliche Gegend der neuen Welt. Zu beiden Seiten zogen sich Hügel, Waldkronen, Wiesenteppiche in bunter Reihe dahin, geschmückt mit stattlichen Wohnhäusern, Villen und Palästen, gleich einem Füllhorn menschlicher Wohnungen. In der Ferne zeigten sich die Umrisse der prächtigen Bai von New-York, welche sämmtliche Kriegsflotten der Erde aufzunehmen im Stande ist. Am Bord des Ohio stritt man sich darüber, ob die Einfahrt in den Hafen Aehnlichkeit mit Neapel habe oder nicht.

„Wenn es heißt, Neapel sehen und sterben," sagte der Marquis eben zu dem jungen, verwundert und entzückt dastehenden Manne, „so muß man unzweifelhaft hinzufügen: New-York sehen und leben! das ist gleichartig und doch so ungemein verschieden, in dem einen Tod, in dem andern Leben."

In diesem Augenblicke brach im Hintergrunde die Sonne durch

den grauen Dunstkreis und warf ihre brennenden Strahlen über die riesige Stadt, welche in ein milchweißes Fernlicht gehüllt war, während das mattgraue Wolkengehänge im Vordergrunde eine zauberische Wirkung auf das Auge der Auswanderer hervorbrachte. Es war ihnen, als erblickten sie in der neuen Welt ein fremdes, ihnen bisher unbekanntes, sich selbst übertreffendes Tageslicht.

„Ja," rief der Marquis, selbst mächtig ergriffen, „nur Amerika hat Tag, Europa dagegen das Phosphorlicht seiner faulenden Stoffe!"

Inzwischen steuerte das Fahrzeug dem Hafen immer näher. Bunte und reiche Scenen wechselten vor den Augen der Erstaunten. Schiffe von allen Größen und seltsamen Formen erfüllten die majestätische Bai, während hunderte von kleinen verwegenen Ruderbooten sich zwischen ihnen tummelten und fast in jedem Augenblicke von der frischen Brise ergriffen, auf dem Meeresspiegel verschwanden, doch bald wieder sichtbar wurden und geschäftig, rastlos wie die Bienen dahin eilten. Es waren die sogenannten Reporters der amerikanischen Zeitungen, welche meilenweit den einlaufenden Schiffen entgegenkommen, um gleichsam die Honneurs der neuen Welt zu machen, und den Fremden ihre Dienste anzubieten, während sie aber nur den einzigen Zweck verfolgen, allerlei Seeberichte, Abenteuer und Reisenotizen für die Zeitungen von ihnen einzusammeln. Weniger höflich verhüllen die Runners, die Clerks der Makler, der Agenten, der Gastwirthe ihre Absichten. In der Größe von Ballen und Rießen bombardiren sie das Schiff mit ihren Prospecten, Circulairen und Annoncen; sie entern, erstürmen es und möchten die Passagiere gern in die Sclaverei ihrer Firma schleppen. Bei dieser Gelegenheit geht mancher Wahn in die Brüche, daß man sein Englisch in bester Aussprache studirt habe. Indeß verständigt man sich doch zuletzt und schließt ein passendes Geschäft ab, oder nimmt die Adresse eines Gasthauses mit billigen Preisen in Empfang. Auch dem Marquis präsentirte ein gewandter Runner eine solche, doch dieser schob diese lächelnd zurück, da er der Sorge für sein und des jungen Mannes Unterkommen überhoben zu sein schien.

Das Einklariren des Schiffes nimmt jetzt die Aufmerksamkeit der Auswanderer in Anspruch. Sie vernehmen die letzten Commandos des Lootsen, das letzte Segel sehen sie von den Matrosen beilegen und das Schiff vor der Hafenbarrière vor Anker gehen. Ein leiser Schauer durchrieselt ihren von der Seekrankheit angegriffenen Körper, als die schwere Ankerkette über die Winde rasselt, denn nur der Reiche reist wie mit den Schwingen des Windes über Land und Meer, während Viele

diese Ankerkette an den Boden heftet, für den sie vielleicht ihr Letztes eingesetzt haben.

Da flattern sie hin, Alle mit gleicher Hoffnung, Jeder mit seinem von der Vorsehung bestimmten Schicksale. Gleich einem Neste halbbefiederter Brut — wer wird von ihnen aufwärts dringen in den blauen, himmlischen Aether, wer niederstürzen unter der Last der Noth und Sorgen, wer in die lauernde Hand des Händlers mit weißen Sclavenleben gerathen? — Das Ankerwerfen ist einer jener Momente, wo man die Geisterhand deutlicher zu sehen glaubt, die das Menschenschicksal unsichtbar und unerforschlich webt. Auch bei der rosigsten Aussicht flirrt Gespensterfurcht wie ein schwarzer Faden durch das Auge.

Im Getümmel des Landens, des Ausschiffens, in einem Babel amerikanischer Namen und Adressen, die jetzt von allen Lippen durcheinander schwirren, verlieren wir den Marquis und August Graf nicht aus den Augen, welche unbehindert von Polizeibeamten durch die Menge dringen. Auffallend war es dem jungen Manne, von keiner Seite eine störende Belästigung zu erfahren. War der Brief des alten Master Leekins verloren gegangen, oder an seine Adresse noch nicht angelangt. Die gefürchtete Störung seiner Person fand nicht statt. Schon wollte er gegen den Marquis seine Zweifel über die von ihm vorgetragenen Thatsachen äußern; doch dieser, welcher gleichsam in der Seele seines Schützlings die aufsteigenden Zweifel zu lesen schien, reichte lächelnd dem jungen Manne das Schreiben des alten Agenten und sagte:

„Glauben Sie jetzt an meine Worte?"

Sonderbar ist der Weg, den das Oberhaupt der Geweihten des Todes mit dem jungen Arzte einschlägt, denn während Alles um sie her den Gasthäusern und Agenturen zuströmt, lenkt er seine Schritte nach einem kurzen Aufenthalte im Zollhause, in Begleitung eines Gepäckträgers, auf die Battery, New-Yorks weltberühmte Promenade.

Dieses Südende der gigantischen Stadt ist mit einem überhandnehmenden Anbau von Matrosenschenken, Auswandererherbergen und niedrigen Gast- und Bierhäusern behaftet, die vornehme Atmosphäre der Manhattenstadt weht auf dieser reizenden Landspitze nicht. Im Angesichte der unermeßlichen Bai, am Mündungspunkte des breiten Nord- und Oststromes, in einer Lage, die vielleicht mit dem „goldenen Horn" um die Palme ringen kann, genoß sie des großartigen Anblicks des gewaltigen Seeverkehrs und wurde doch nicht von ihm berührt. Auf der Battery schlürft New-York nur den Duft seiner kolossalen

Seemacht, denn der Strom defilirt gleichsam stolz an ihr vorbei, schwenkt dann rechts an den Kai des Ostflusses ab und trägt geduldig die Lasten des menschlichen Geistes im gemeinen Dienste, bis er zuweilen im heftigen Zorne aufbraust und menschliche Erfindungen in seinem Grimme vernichtet.

Das Jagdgeheul der Nahrungssorgen verstummt in den Gasthäusern der Battery, hier feiert der Arbeiter den Sabbath seiner Erholungsstunden in Gesellschaft gleichgesinnter Landsleute.

Der Marquis Posa wandte seine Schritte einem Wirthshause zu, welches auf seinem Aushängeschilde den Namen „Gasthaus zum schlummernden Löwen" führte. Dieser nordöstliche Theil der schlaflosen Stadt wurde allgemein „Kleindeutschland" genannt, denn wenn in Europas entlegenen Stadttheilen die Aermsten wohnen, so hausten hier höchsten doch nur die Neuesten, und wehte jener beklemmende Athem der Unsicherheit nicht, welcher in großen Städten Deutschlands so allgemein ist. Nur an diesem Punkte, wo er sich in einem Lager von Landsleuten befand, konnte ein deutscher Wirth es wagen, eine Firma in deutscher Sprache zu führen.

Der Marquis mit seinem Gefährten betrat das Gasthaus zum schlummernden Löwen. Sein scharfes Auge entdeckte sogleich, daß er am rechten Orte sei, denn hier war Deutschland in der That, überall begegneten ihm deutsche Physiognomien, deutsche Gasthauseinrichtung und deutsche Töne drangen an sein Ohr. Die große Gaststube war in der Mitte durch eine Wand in zwei Hälften getheilt, augenscheinlich um der deutschen Sonderungssucht das beliebte „Extrazimmer" zu bieten, und doch schien es, als nehme das Publikum dieses Lokals eine ziemlich gleiche Stufe der Glücksgüter ein. Die meisten der Anwesenden waren in diesem Augenblicke mit ihrem Mittagsessen beschäftigt, welches sie auf deutsche Art einnahmen, nämlich nach der Karte und an gesonderten Tischen, anstatt daß die amerikanische Sitte selbst zum Frühstück und Abendessen Table d'hôte hält. Auch ihre Mienen waren mit ganzer Andacht und Bedächtigkeit bei dem Genusse; hier wurde nicht amerikanisch gejagt und geschluckt, jeder Bissen ging in's Bewußtsein über, man speiste im Geiste wie in der Form deutsch. Ja manche ernste Stirn, manch' sprechender Blick schien zu verrathen, wie viel dem Manne die Mahlzeit werth sei, die er vor sich hatte, wie viel seines eigenen Arbeiterwerthes er daran gesetzt hatte, sie zu erringen.

Mit jener Menschenachtung, die des Gebildeten echtes Merkmal ist; sah der Marquis auf den anwesenden Nährstand. Er forderte

keinen Platz im Extrazimmer, sondern setzte sich mit seinem Schützling an einen leerstehenden Tisch im gewöhnlichen Gastzimmer und bestellte zwei Couverts gleich den übrigen. Da er sich der deutschen Sprache bediente, so konnte er mit Vergnügen bemerken, wie wenig sein Eintreten den Leuten auffiel. Nur im ersten Augenblicke gab sich eine gelinde Neugier kund, wie sie eine ungewöhnliche Erscheinung wohl zu erregen im Stande ist. Namentlich schien es zu interessiren, ob man einen Mann vor sich habe, der auf eine verdeckte, geschäftskundige Art vielleicht Arbeitskräfte anzuwerben bezwecke, oder als ein angehender Schicksalsgenosse der Kleindeutschen betrachtet sein wolle. Der Marquis wußte zu befriedigen, und den Geist des Fremdartigen, das um ihn lag, mit dem Einheimischen schicklich auszugleichen. Es gelang ihm mit wenigen Griffen, die Unterhaltung dahin zurückzulenken, wo er sie vorgefunden zu haben glaubte, und überließ sich dann wieder seiner Eßlust und seiner Beobachtung der Anwesenden, welche aus allen Zonen Deutschlands zusammengewürfelt waren.

Der Wirth des schlummernden Löwen war eine bekannte Persönlichkeit aus den Märzereignissen aus Berlin, und hieß „Lindenmüller“ dort gewöhnlich „der deutsche Kaiser“ genannt. Er trug jetzt eine behäbige Ruhe in seiner Körperfülle zur Schau, während aus seinem intelligenten Gesicht eine gewisse Gutmüthigkeit, gepaart mit einem Zuge des natürlichen Witzes, sprach.

Die Gäste des deutschen Kaisers waren entweder deutsche Arbeiter, Handwerker, Agenten oder kleine Geschäftsleute; — ein Publikum der verschiedenartigsten Schicksale, das aber bei Allen, wie es schien, auf demselben Endpunkte angekommen war. Die Unterhaltung bewegte sich über das Thema von schlechter oder fehlender Arbeit, von trüben, kriegerischen Aussichten, der Sclavenfrage und den Verwickelungen der vereinigten Nordstaaten mit denen des Südens. Doch diese trüben Bilder währten nicht lange, bald wehte ein erfrischender Hauch munterer Laune durch die Gesellschaft.

Eben wurde einem Gärtner aus der Frankfurter Gegend sein Mittagessen gebracht, Beefsteak mit Kartoffeln. Bedächtig wandte er dasselbe um und um, sah es mit einem langen, vorwurfsvollen Blicke an und sagte dann ruhig:

„Lindenmüller! das Beefsteak sehe ich wohl, aber das Fleisch nicht.“

Ein schallendes Gelächter der Gäste erfolgte. Ein Schneider aus dem Würtembergschen rieb sich vergnügt die Hände, indem er sich auf die launige Unterhaltung freute, welche er im Geiste sich entwickeln

sah. Mit höhnenden Worten hetzte er den deutschen Kaiser, indem er sagte:

„Da hören Sie es, Majestät, Sie werden täglich stärker und ihre Beefsteaks schwächer."

„Das ist ein Beefsteak wie ein Ohrlappen groß," rief der Gärtner ermuthigt wieder.

Das Gelächter wiederholte sich.

„Laßt ihn gehen, den schlummernden Löwen,„ sagte ein pfälzischer Schreiner. „Er ist noch ärger als mein Meister in Deutschland. Da hatten wir doch täglich zwölf Loth Fleisch auf dem Tisch, die Maus nicht mitgerechnet, die in der Suppenschüssel schwamm, und diese war ganz ausgewachsen."

Ein wüthendes Gelächter erschütterte die Fensterscheiben.

Lindenmüller lächelte geduldig und brummte nur so etwas von „deutschen Lümmeln" vor sich hin. Sein schönes Töchterchen Marie nahm sich aber der väterlichen Ehre an und fragte den Gärtner im bissigen Tone:

„Wissen Sie auch was die Lendenstücke heute kosteten?"

„Ja, welche Lendenstücke?" fragte ein naseweiser Bäcker mit Sachsen-Altenburgscher Mundart. „Doch nicht die Ihrigen?"

Wieder erfolgte ein lautes Gelächter.

„Ruhig, plumper Zelot!" brüllte jetzt die Stimme Lindenmüller's durch den Raum. „Nicht wahr, je theurer das Fleisch, je mehr muß ich geben? das ist mein Profit, die Menge muß es bringen, das heißt — mich an den Schubkarren."

Jetzt hatte der deutsche Kaiser die Lacher auf seiner Seite.

„Das heißt leben," begann der Frankfurter wieder. „Wollte Gott, ich wäre eine Seeschlange, so würde ich doch einmal ausgestopft, wenn auch nach meinem Tode. Aber unser deutscher Kaiser, der Mehrer seines Reichs, giebt mich auf, wie sein theures Berlin den geliebten Lindenmüller. Zum Skelett bin ich ausgedorrt unter seiner väterlichen Regierung. Die Würmer sterben am Hungertyphus, die sich einst an meinen Cadaver machen. Hole mich der Teufel! man wird mich erst in Fett sieden müssen, wenn ich den Würmern genießbar werden soll."

Ein Gelächter ohne Ende schien die Menge zu ergreifen. Doch in diesem Augenblicke that sich die Thür des Gastzimmers auf und eine seltsame Persönlichkeit trat ein, welche mit dem Rufe: „Ah! der Vampyr!" begrüßt wurde.

Der Eintretende mochte diese Begrüßung schon kennen und an

Scenen, wie sie die Gaststube mit dem deutschen Kaiser darbot, schon gewohnt zu sein, denn ohne sich umzusehen, durschritt er einfach grüßend das Gemach und begab sich in das Extrazimmer. Alles drängte ihm mit dem Rufe nach.

„In die erste Kajüte, Leute, fort, in die erste Kajüte!"

Lindenmüller kam mit einem Glase Bier gemächlich hinterdrein.

Für den Marquis und seinen Begleiter, August Graf, gewann die Scene ein neues Interesse. Es war augenscheinlich, der Angekommene nahm seinen Platz nicht wie jeder andere Gast in dieser Gesellschaft ein. Seine Mission schien eine ganz besondere hier, und da die Wand mit geöffneten Glasfenstern versehen war, so bedurfte es für den Marquis keines Platzwechsels, um die Scene im Extrazimmer genau beobachten zu können. Der heitere Geist, welcher bisher unter den Gästen geherrscht, hatte einem sonderbaren Ernst Platz gemacht.

Der Vampyr, wie ihn die Menge nannte, nahm einen Tisch ein, welcher auf einer kleinen Erhöhung stand, zog ein Notizbuch mit verschiedenen Papieren gefüllt, aus seiner Tasche und breitete diese auf den Tisch aus. Dann nahm er das Wort und sagte:

„Was mich wundert, das ist, daß unter uns Deutschen, wie einst unter den Juden, nicht längst die Sage von einem Messias an's Tageslicht gedrungen ist. So oft ich diese Schauplätze deutscher Leiden und Kränkungen besuche, geschieht es nicht ohne das Geleite irgend eines beschämenden Gedankens. Heute fiel mir der Name Kleindeutschland auf's Herz. — Als die Griechen Italien anpflanzten, nannten sie es Großgriechenland; die Engländer haben ihr New-Hampshire, New-Jersey, New-Caledonien, die Holländer ein Neu-Holland, die Franzosen ein New-Orleans gegründet; nur der Deutsche vermochte es nicht anders, er mußte den Begriff klein an den Namen knüpfen, der so erhaben, so groß sein könnte. Was hilft es aber auch, einem todten Stück Erde die Schmach abzunehmen, die dem Lebendigen bleibt. Von uns geht der Name auf diesen Boden über. Wir sind die Kleinen und die Kleinlichen in der neuen Welt. Wir erröthen nicht, ein leeres und niedriges Dasein auf diesem frischen Boden herumzuschleppen, und glauben alles gethan zu haben, wenn wir den Namen unsers edlen Vaterlandes mit unserer bleichwangigen Existenz in's Spiel bringen. An einer Lüge erwärmen wir uns, und indem wir den süßen Traum festhalten, hier in Deutschland zu sein, kommen wir nur nicht dazu, in Amerikas Boden uns einzuwurzeln, es sei denn in seinen Armenanstalten oder in seiner — Verachtung."

„Ja, meine Herren!" sagte plötzlich die tiefe Stimme des Marquis,

welcher nur von dem Redner bemerkt in das Extrazimmer getreten war, wobei er demselben ein geheimes Zeichen gab, was dieser hastig und ehrfurchtsvoll erwiderte. „Nur das Schicksal der Deutschen demüthigt. Ihr Anblick erhebt aber und begeistert. Es giebts nichts Herrlicheres auf Erden als Deutsche. In ihrer Mitte denke ich mich wie in einem Märchenkreis von verzauberten Fürstensöhnen. Königlich ist ihr Erbe und Großthaten werden Sie ausführen, wenn nur erst die Entzauberung gelingt. Aber indem ich weiß, daß der Talisman dazu zwischen Himmel und Erde nirgend sonst wo liegt, als in Ihrer eigenen Brust, werden Sie einen starken und eindringlichen Ruf dahin nicht mit Ihrem Mißfallen bestrafen. Diesen Ruf wollte ich den eintretenden wichtigen Ereignissen vorausschicken und Ihnen sagen, der Zauber weicht schon in Etwas und bald wird der Deutsche mit seinen klaren, treuen Augen durch die Schichten der Finsterniß sehen, welche sein Auge Jahrhunderte hindurch in Banden hielt. — Rüstet Euch, Ihr deutschen Söhne, die Stunde naht, wo Ihr das Erbe Eurer Ahnen antreten sollt. Der Boden der neuen Welt wird den Söhnen der alten Welt dasjenige Recht zu erlangen sich bestreben, welches sie in der Heimath verloren."

Mit nicht geringem Erstaunen hatten die Gäste des schlummernden Löwen die seltsamen Worte des Marquis vernommen. Fragend blickten sie auf die imponirende Gestalt des Geheimnißvollen, aber ehe sie noch etwas erwiedern konnten, nahm der frühere Redner wieder das Wort und sagte:

„Woran liegt es nun, daß der Deutsche auf amerikanischem Boden sich nicht einzuwurzeln vermag? Ich will es Ihnen sagen: — Weil Sie zu wenig auf Ihr Glück vertrauen und alle Tage hoffen, der liebe Gott werde Ihnen zu Liebe die Zeiten der sichtbaren Wunder wiederkehren lassen, wobei Sie den letzten Nothgroschen aufzehren und immer tiefer in's Elend gerathen.

Haben Sie mehr Vertrauen zu Ihrem Glück und es wird sich erfüllen. Was macht den Yankee groß? daß er keinen Moment zu fixiren, sondern jeden zu überbieten strebt. Anders der Deutsche. Er liebt das Beharren, Alles, auch das Schlechteste, wird ihm zum Ruhepunkt. Der Amerikaner achtet jede Arbeit, denn keine ist ihm ein Dienst. Arbeitgeber und Arbeitnehmer speisen an demselben Tische und jeder trägt ein Selbstgefühl zur Schau, was den Fremden in Verwirrung setzt. Nur der Deutsche ist's, der seinen Landsmann mißachtet, oder sich selbst erniedrigt und verknechtet fühlt, und kaum zum Tageslichte aufzublicken wagt, wenn ihn Jemand mit der Schaufel in

der Hand betrifft, der ihn mit der Feder hinter'm Ohr gekannt hat. Fluch diesem Unsinn! Fluch dieser Handwerksehre, welche Menschenschande ist. Wissen Sie, was hier Ihr Handwerk ist? Jedes Werk Ihrer Hand. Die Sache hat hier ihren ursprünglichen Wortbegriff. Finden Sie Ihr Handwerk im gewohnten europäischen Style hier — gut, wo nicht, so ergreifen Sie das verwandte, und vom verwandten wieder das verwandte, und durchlaufen Sie den ganzen Kreis wie eine Windrose, bis sie den Punkt gefunden haben, auf dem Ihr Glück blüht. So kommt der Amerikaner fort, das nennt er „sein Leben machen." Nur kein Leben auf halbe Diät! Ueberlassen Sie das den Kranken und Alten. Hier ist man jung und verwandelt sich zehnmal des Tages, unternimmt Alles und verzweifelt an Nichts. Das erste Laster in Amerika ist die Zufriedenheit. Beharren Sie in keinem Zustande, der Sie nicht ganz befriedigt. Hüten Sie sich überhaupt vor dem deutschen Triebe des Beharrens. — Warum erschreckt den Deutschen das Wort Tagelöhner so außerordentlich? Weil er es mit deutschem Ohre hört, weil er sich unwillkürlich ein Beharren in der Tagelöhnerei denkt. Ich habe manchen Deutschen ohne moralische Schuld zu Grunde gehen sehen, weil ihm die Möglichkeit der That fehlte. Hier ist es ganz anders, heute Diener und über ein Jahr Herr über Diener. Diese freie Beweglichkeit, diese entschlossene Thatkraft, diese vollkommene Herrschaft über sich in allem äußern Handeln müssen wir von Amerika lernen. Fürchten Sie deshalb nicht gleich im Yankeethum aufgehen zu müssen. Sie können dem Amerikaner tausend deutsche Tugenden dafür geben, und ihn eben so gut in unser Volksthum aufgehen lassen. Das ist der Plan, den die Vorsehung mit der deutschen Einwanderung nach Amerika im Schilde führte. Die zwei reichsten Völker der Erde sollen ihr Kapital auf Einen Satz einlegen, ein Produkt soll entstehen, welches der beste Jahrgang im Weinberge der Menschheit wird. Der Amerikaner hält seine Hand über Meer und Erde, jede Muskel an ihm ist ein Königreich werth — er ist der Gott der Materie.

Die Sonne des neuen Gestirns geht in diesem Lande auf und wirft ihre belebenden Strahlen über die Furchen der alten Welt. Deshalb, meine Freunde, greifen Sie zum Spaten, wenn es mit dem Handwerk nicht mehr gehen will, bald genug wird sich ein anderes Instrument — ein Waffe Ihrer Hand aufdrängen. — Hier haben Sie Notizen von Arbeitgebern, welche gern Deutsche in ihre Dienste nehmen. Versuchen Sie es nur und die Klage über Arbeitsmangel wird verstummen."

Mit diesen Worten reichte der Fremde verschiedene kleine Zettel an Diejenigen, welche erst zaghaft — dann aber beherzter danach griffen, als sie sahen, daß nur wenige zurückblieben.

Das Gasthaus zum schlummernden Löwen wurde jetzt einsamer. Die Gäste verließen ihre Plätze und gingen entweder ihren Berufsgeschäften nach oder suchten Arbeit. Nur der Marquis, August Graf und der Fremde blieben zurück.

Ein Zeichen des Marquis gab dem letztern zu erkennen, daß der junge Arzt ein Laie sei, weshalb er nur auf die Fragen des Marquis entweder antwortete, oder von gleichgültigen Dingen sprach.

Wir müssen jetzt den „schlummernden Löwen" auf einige Zeit verlassen und einen andern Punkt von New-York in Augenschein nehmen, welcher uns die Bekanntschaft einiger Personen verschaffen wird, die im Laufe der nächsten Begebenheiten eine wichtige Rolle spielen und bei der Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln's gespielt haben.

Am südlichsten Mündungspunkte der Riesenstraße — Broadway — befand sich ein elegant gebautes zweistöckiges Haus, in welchem die Fenster der ersten Etage mit großen Spiegelscheiben versehen waren. Eine hohe Mauer umschloß den hintern Raum des weitläufigen Grundstücks, welcher mit einem einstöckigen Seiten- und Quer-Flügel bebaut war. Das an der Straßenfront liegende Gebäude machte einen freundlichen Eindruck auf den Fremden, wogegen die Einwohner New-York's mit einem unheimlichen Gefühle vorübereilten und scheue Blicke auf das elegante Aeußere des freundlichen Gebäudes warfen.

Dieses Grundstück gehörte dem Irrenarzte Dr. Mudd — welcher in den hintern Räumen desselben eine Privat-Irrenanstalt für bemittelte Kranke vor einiger Zeit errichtet hatte. Die Anstalt schien sehr besucht zu sein, denn stündlich sah man die elegantesten Equipagen vor dem verschlossenen Thore des Hauses halten und modern gekleidete Herren und Damen aussteigen, welche durch ein einmaliges Läuten mit der Hausglocke ungehindert Eingang fanden.

Der Besitzer dieser Anstalt, Dr. Mudd, war ein Mann in den vierziger Jahren, groß und hager von Figur, mit röthlichem Haar und pechschwarzen Augen, welche unheimlich funkelten und von dichten röthlichen Augenbrauen beschattet wurden. Ein röthlicher Bart umgab sein spitzes Kinn und ließ die mageren — eingefallenen Wangen mit den scharfen Backenknochen grell hervortreten, wodurch das Gesicht des Doctors einen widerwärtigen Eindruck auf Denjenigen machte, welcher es zum ersten Male sah.

Die Familie des Doctors bestand aus seiner Frau, einer großen, stolzen Dame mit kalten, nichtssagenden Augen, strengen Gesichtszügen und zusammengekniffenen Lippen, welche unter den Schein der größten Gleichgültigkeit gegen Alles was nicht speziell ihre Person betraf, einen entsetzlichen Jähzorn, ein marmornes Herz und eine Strenge verbarg, welche mit der Natur der blutdürstigen Hyäne Aehnlichkeit hatte.

Mary, die Tochter eines Anverwandten, ein junges Mädchen von neunzehn Jahren, mit jener antiken Vollendung der Formen, die mehr unseren Verstand als unsere Sinne entzückt, beschloß den Familienkreis des kinderlosen Doctors, wogegen zum Hausstande eine Wärterin, Namens Suratt und ein Neger Namens Tom gehörten, welche gleichzeitig die Krankenpflege zu verrichten hatten.

In einem mit Blumen reich dekorirten Salon, dessen Wände mit Spiegelglas und Epheuranken, welche von vergoldeten Konsolen herabfielen, bedeckt waren, und in dessen Mitte ein künstlicher Springbrunnen seine Wasserstrahlen in ein von Seemuscheln gebildetes Bassin fallen ließ, saß der Dr. Mudd auf den Kissen eines schwellenden Divans, während die Frau des Hauses in gemessenen Schritten auf- und abging.

„Die Sache muß durchaus eine andere Wendung nehmen, liebes Kind," sagte der Doctor augenscheinlich einen Plan verfolgend, zu seiner Frau. „Den Aufwand, welchen wir zu machen genöthigt sind, meine unglücklichen Speculationen in Länderstrecken am Ohio und die nimmersatten Hände Deines Bruders Atzeroth haben mich in Geldverlegenheiten gestürzt, aus welchen mich nur die Ausführung eines kühnen Planes retten kann."

„Und was ist das für ein Plan?" fragte die Frau Doctorin gleichgültig."

„Noch kann ich Dir darüber nichts Bestimmtes mittheilen, liebe Doris," erwiderte Dr. Mudd, „denn ich bin mit mir noch selber nicht im Klaren. Gelange ich aber dahin und gelingt mein Plan, dann dürfte der Name Mudd in allen Freistaaten der Union mit größter Ehrerbietung genannt werden und mich zum reichsten Manne Amerikas machen. Vorläufig müssen wir unser Geschäft weiter betreiben und Mary zum Lockvogel derjenigen Gimpel benutzen, welche sich durch List oder Gewalt am grünen Tisch rupfen lassen."

„Die Quelle unseres Einkommens ist auch nicht mehr so ergiebig, als wie sie sich im Anfange zeigte," entgegnete die Frau des Doctors mürrisch. „Das zimperliche Ding, die Mary, macht ein Gesicht in den Abendgesellschaften, wie eine Heilige aus der Bibel und verscheucht

die verliebten Gecken durch ihr unfreundliches, ernstes Wesen aus unsern Salons. — Wir werden zu andern Mitteln unsere Zuflucht nehmen müssen, wenn wir Mary unserm Willen gefügiger machen wollen. Der Alte, ihr Vater, scheint ein zähes Leben zu haben, denn sein elender Körper trotzt allen Entbehrungen, die ich ihm in seiner Zelle auferlegt habe. Ich hätte schon längst dem Dinge ein Ende gemacht, aber das Leben des Alten scheint für Mary besondern Werth zu haben, weshalb ich sein Dasein nicht vernichtet habe. Ich werde aber versuchen das Herz Mary's durch Martern — welche der Alte erdulden soll — zu erweichen und unserm Willen fügsamer zu machen. Du weißt, welche Mittel wir besitzen," fügte sie grinsend hinzu, „um das stärkeste Herz wie ein Rohr zu beugen. Zwangsjacke und Zwangstuhl, Tropfbäder und glühende Eisen haben uns schon dies hübsche Haus zum Eigenthum gemacht. — Der alte Graukopf ist und muß toll bleiben, wenngleich ich Mary versprochen habe, daß wenn sie gehorsam meinen Willen erfüllt, der Alte nach Ablauf eines Jahres seine Freiheit wieder haben soll."

„Dieses Versprechen wird sich wohl nie erfüllen," sagte der Doctor lächelnd, „denn das hieße uns an den Galgen und um unser Eigenthum bringen. Nimm den Alten nur ordentlich in die Kur und mache Mary geneigt die Huldigungen des persischen Prinzen anzunehmen, damit wir nicht auch diesen Goldfasan verlieren. Gestern Abend verlor der Prinz zweitausend Dollars, er würde aber das Zehnfache mit gleichgültiger Miene verloren haben, wenn Mary auf unsern Vortheil mehr bedacht und gegen den häßlichen, aber unermeßlich reichen Perser liebenswürdiger gewesen wäre.

„Ich habe es wohl bemerkt," versetzte die Doctorin, mit welchem gleichgültigen Wesen sie die glühenden Worte des Prinzen anhörte, eben deswegen soll der Alte heute die Feuerkammer besuchen, das Schmerzensgeschrei ihres Vaters wird nicht ohne Wirkung auf sie bleiben."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Salons und die Pflegetochter des Dr. Mudd betrat das Gemach mit dem Frühstücke, welches sie auf einem ovalen Tische mit Marmorplatte schweigend servirte. Die matten Strahlen der Morgensonne bestrahlten ihr reizendes Antlitz, und das goldblonde, einfach frisirte Haar umgab die durchsichtig blassen Züge, während ein wehmüthiger-schmerzvoller Zug um ihren kleinen Mund lag. Die großen, blauen Augen hatten jenen eigenthümlichen Schmelz und Liebreiz der Unschuld, welche uns an Kindern so sehr entzückt; sie schienen für keinen Ausdruck des Schmer-

zes, höchstens für die Thränen der Wehmuth geschaffen. Wenn man aber in dieses von tiefem Seelenleiden ergriffene kindliche Antlitz blickte, so war es unmöglich, dem Zauber der Reinheit zu widerstehen, der aus demselben strahlte; man sagte sich, daß in diese Seele noch nicht das Böse eingekehrt sei — wohl aber, daß ein tiefer Schmerz an ihrem Herzen nage. Mary hatte die Mutter frühzeitig verloren und war in einem Pensionat erzogen worden, in welchem sie der Erkenntniß des Glückes und Unglückes nicht fremd bleiben konnte. Sie hatte in die Tiefen menschlicher Schwachheiten und Verworfenheiten hinabsehen müssen, welche ihren Zügen einen schroffen Ernst gaben und für die meisten Menschen etwas Abstoßendes hatten. Sie lachte niemals, und äußerte oft, daß sie gegen die Meinung der Menschen gleichgültig sei. Ihr Vater, ein alter, schwachsinniger Mann, war durch die Worte Doctor Mudd's verleitet worden, in seinem Hause eine Irren-Anstalt einzurichten, und diese dem Doctor miethsweise zu überlassen, während er die zweite Etage bezog. Mudd wußte sich in das Vertrauen des alten Mannes so einzuschmeicheln, daß Master Glimborg — so hieß der Vater Mary's — dem Doctor das stattliche Haus ohne Anzahlung auf den Kaufpreis eigenthümlich abtrat. Kurze Zeit darauf wurde der alte Mann tiefsinnig und wußte der Doctor es nicht nur dahin zu bringen, daß Mary's Vater in die Anstalt als Patient aufgenommen — sondern daß ihm auch die Vormundschaft über die Tochter übertragen wurde. Zum Erstaunen des armen Mädchens, wies der Doctor bei der Behörde plötzlich nach, daß er vor längerer Zeit das Haus von Glimborg gekauft und vollständig bezahlt habe, so daß Mary eigentlich von der Gnade des Doctors abhing und als seine Pflegetochter zu betrachten war.

Mary hatte ihren Pflichten am Frühstückstische genügt, und wollte eben den Salon verlassen, als die Frau Doctorin sie im harten Tone zu bleiben hieß.

„Du hast Dich gestern Abend wieder in einer solchen abstoßenden Weise gegen den Prinzen Alemna benommen," begann die Doctorin mit finsteren Blicken, „daß ich mich genöthigt sehe, Dich aus meinem Hause zu verweisen, wenn Du Dich durchaus nicht entschließen kannst, ein liebenswürdigeres Wesen gegen unsere Gäste anzunehmen und einen zuvorkommenden Ton anzuschlagen."

„Die Worte des Prinzen waren so beleidigender Natur für mein, für diese Huldigungen nicht empfängliches Herz," bemerkte Mary erröthend, „daß ich die Nähe desselben — so viel ich nur immer kann, meiden werde."

„Das wirst Du nicht thun," sagte die Frau des Doctors mit gerunzelter Stirn, „im Gegentheil, ich befehle Dir die Person des reichen Perser mit Liebenswürdigkeit, Koketterie und heiterer Laune an unser Haus zu fesseln und eingedenk zu sein, daß Du Dein Brod nach Kräften zu verdienen verpflichtet bist. Die Erhaltung Deines Vaters liegt auch in Deiner Pflicht, so daß Du allen Grund hast, für unser Interessen ein dankbares Herz zu zeigen. Der Zustand desselben hat sich übrigens so erheblich verschlimmert, daß er jetzt fast immer in den Banden der Tobsucht liegt, und die Anwendung der Feuerkammer nothwendig erscheint."

Bei diesen Worten zuckte der Körper des armen Mädchens heftig zusammen, Leichenblässe bedeckte das ohnehin bleiche Gesicht und unbemerkt stahl sich eine heiße Thräne aus dem Auge — welches schon in stiller Nacht auf hartem Lager so unendlich viel geweint und den Blick gen Himmel — gleichsam dort Hülfe suchend — gewandt hatte.

„Ueben Sie Erbarmen, Madame, mit meinem armen Vater!" rief Mary mit schmerzvoller Stimme, „was that Ihnen der Greis, daß Sie die grausamsten Martern erdenken, um den kraftlosen Mann unausgesetzt zu peinigen? — Sehen Sie den Hülflosen an und sagen Sie mir, ob in diesem zu einem Skelette zusammengeschrumpften Körper, noch so viel Lebensgeister wohnen, um die entsetzliche Marter — der Feuerkammer — bestehen zu können? Sie werden einen Mord auf Ihre Seele laden, Madame, und einstens vergebens den Schöpfer um Vergebung anrufen."

„Es liegt ja in Deinem Willen die Kur — welche Du Marter nennst — von Deinem Vater abzuwenden," entgegnete die Doctorin kalt, „erfülle meinen Wunsch und Dein Vater soll aus der Anstalt entlassen werden und unter uns wohnen. Der Prinz hat um eine geheime Zusammenkunft mit Dir gebeten, welche ich ihm in Deinem Namen zugesagt habe. Sei also keine Thörin, benutze die Macht Deiner Schönheit über den verliebten Prinzen, und reiche Geschenke werden nicht ausbleiben."

„Nimmermehr!" rief Mary im entschiedenen Tone." Mit meiner Schande kann ich das Leben meines armen Vaters nicht von Ihnen erkaufen, und zur Buhlerin herabsinken."

„Nun, wir werden ja sehen, ob Du Deine Tugend lange behaupten wirst," erwiderte das entartete Weib mit einem entsetzlichen Blicke, „wenn Dir das Leben Deines Vaters so wenig am Herzen liegt, daß Du für dasselbe eine eigensinnige Grille nicht zu opfern vermagst, dann

erwarte auch nicht von mir, daß ich Rücksichten obwalten lassen soll, die Du nicht mit Dankbarkeit vergelten willst."

„Thue ich nicht Alles, was Sie von mir verlangen, Frau Doktor Mudd?" sagte das arme Madchen verlegen. „Unterhalte ich Ihre Abendgesellschaft nicht durch Spiel und Gesang, obgleich mir oftmals das Herz vor Wehmuth brechen möchte? Verdiene ich nicht reichlich das Wenige, was Sie mir stets mit harten Worten reichen? — Es ist grausam von Ihnen, mich zu schimpflichen Handlungen verleiten zu wollen, wogegen mein Herz sich immer empören wird."

„So lasse doch die Närrin mit ihrem edlen Herzen laufen, liebe Doris, sagte der Doktor ärgerlich, „statt, daß sie dankbar anerkennt, wenn wir sie zu unseren Gesellschaften hinzuziehen, damit sie Anstand, gesellschaftlichen Ton, überhaupt Tournüre sich aneignet, spricht die alberne Thörin von Brod verdienen; und vergißt, daß Eltern vieles Geld opfern müssen, ehe ihre Kinder — wie sie — in's öffentliche Leben treten und in anständiger Gesellschaft sich bewegen können."

„O, hätte ich dieses öffentliche Leben und diese anständige Gesellschaft nie kennen gelernt," rief Mary schaudernd, „Vieles wäre vielleicht meiner Seele fremd geblieben, wovon ein gesitteter Mensch nur mit Abscheu und Verachtung spricht."

„Hinaus!" donnerte die Stimme des Doktors, während giftige Blicke aus seinen Augen schossen. „Diese elende Creatur wagt es, die Gäste meines Hauses zu beschimpfen und Werke der reinsten Nächstenliebe mit höhnenden Worten zu verletzen. — Zittere, elender Wurm vor meinem Grimm. Mit Schimpf und Schande beladen, will ich Dich aus meinem Hause in die hartherzige Welt hinausjagen, damit Dein bethörtes Herz den Werth des Geldes — den einzigen Magnet, um den sich unser Dasein dreht — kennen lernt. — Zu spät wirst Du, Undankbare, erkennen, daß, wenn der Hunger im Magen wüthet, es als ein vergebliches Streben zu bezeichnen ist, wenn ein Mädchen hartnäckig ihre Tugend bewahren will. Von Stufe zu Stufe sinkt sie in den Schmutz des Elendes und beweint diejenigen Tage, wo es in ihrer Macht lag, ein ansehnliches Kapital durch die Macht ihrer Schönheit von den eitlen Herzen der verblendeten Männerwelt spielend zu erringen."

Mary hatte mit stoischer Ruhe die verletzenden Worte ihres Pflegevaters mit angehört, vergebens sträubte sich ihr blutendes Herz gegen den Willen des Doktors, die Vernunft brach aus dem Dunkel ihrer in Nacht gehüllten Gedanken hervor, sie erkannte den einzig richtigen

Weg, das Gemüth des hartherzigen Doktors zu besänftigen, — sie gab scheinbar nach.

„Gut denn," sprach das arme Mädchen vor sich hinstarrend, „ich will die edleren Gefühle in meiner Brust begraben, will aus dem Kreise guter Menschen ausscheiden — will in Ihre Fußtapfen treten und eine Verworfene meines Geschlechtes werden. Welchen Preis bestimmen Sie für das Leben meines armen Vaters, welcher doch nur durch Ihre Ränke in die unheimlichen Fesseln des Wahnsinns getrieben worden ist?"

„Aber böses Kind!" rief die Doktorin im milderen Tone, „wer wird solche harten Worte gegen seine Pflegeeltern in verletzender Weise in's Gesicht schleudern? Frage Dich selbst, ob ich das von Dir verdient habe?"

„O!" entgegnete Mary finster, „dürfte ich nur einmal meinem bedrückten Herzen Luft machen, so würden Sie sehr bald erfahren, worin Ihr Verdienst besteht. Jetzt muß ich schweigen und mich Ihrem Willen fügen. Doch verhandeln wir von Macht zu Macht — Sie haben das Leben meines Vaters in Ihrer Hand — ich meine Schönheit für Ihre Zwecke bereit. — Wann wollen Sie mir nun das Leben meines Vaters überlassen und gestatten, daß ich Ihr Haus mit ihm ungehindert verlassen darf?"

„Sobald Du den Prinzen Alemna dahin gebracht hast, daß er Dir eine Schenkungsacte von zehntausend Dollars vor Gericht ausstellt, welche Du für die Kurkosten Deines Vaters an mich abtrittst," erwiderte Dr. Mudd lauernd.

„Wollen Sie mir dies Versprechen schriftlich geben?" fragte Mary in ihrer Einfalt.

„Warum nicht gar!" rief der Doktor lachend. „Wenn Du Zweifel in meinen Worten hegst, so magst Du das Geld erst dann an mich zahlen, wenn Dein Vater außerhalb der Mauern meines Hauses sich befindet."

„Ich bin damit zufrieden," entgegnete das arme Opfer teuflischer Bosheit, „erwarte aber, daß Sie den entnervten Körper meines Vaters nicht mit neuen Martern quälen und durch Entziehung der nothwendigsten Lebensmittel schwächen."

„Er soll einer milderen Kur unterworfen werden," sagte die Doctorin mit zufriedener Miene, „und täglich zwei Stunden frische Luft im Garten so lange einathmen dürfen, wie Du uns Gelegenheit giebst, Dein Bestreben für unsern Vortheil gebührend anzuerkennen."

„Sei es so, wie Sie sagen, Frau Doktorin," versetzte Mary,

kaum im Stande ihre empörten Gefühle zu verbergen. „Mag der Kampf heute Abend beginnen — ich bin gerüstet! Zahllos sollen die Opfer sein, welche ich durch Koketterie, List und Fallstricke aller Art an den Rand des Verderbens — den grünen Tisch, schleppen werde, damit Ihre Helfershelfer das Werk der Ausplünderung beenden können."

„So gefällst Du mir, mein Kind!" rief der Doktor vergnügt. „Wir wollen vereint die Börsen der eitlen Männer plündern, und den elenden Mammon, der nur allein jetzt die Größe des Menschen bezeichnet, mit nie ruhender Rast zusammenscharren, damit wir denjenigen Platz in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, der klugen Köpfen gebührt. Verwerthe die Macht Deiner Schönheit mit Vorsicht und Ueberlegung, lasse das Feuer Deiner kindlich frommen Augen in verzehrender Gluth leuchten und werfe die sengenden Strahlen in die kalten Herzen der Männer, daß sie vor Wonne und Entzücken zu Deinen Füßen vor Liebe wahnsinnig, um Erhörung flehen. Presse diese sinnlichen Herzen wie das Fleisch der Citronen Tropfen für Tropfen aus und werfe die Schaalen, wenn sie den goldenen Saft verloren und werthlos geworden sind, verächtlich von Dir. Wenige dürfen sich Deiner höchsten Gunstbezeugung nur rühmen, je stolzer Du die von sinnlicher Liebe erfüllten Herzen der bethörten Männer zurückstoßest und durch ein verführerisch Lächeln — einen vielsagenden Blick wieder erhebst, je reicher werden Dir die Geschenke der verschmachtenden Liebhaber zufließen. Haben wir vereint den Höhepunkt unseres Wirkens erreicht, dann treten wir mit stolzer Sicherheit vom Schauplatze unserer Thaten, verlassen New-York und eilen mit den Reichthümern unseres Strebens in die gesegneten Gefilde des Südens."

„O, herrlich, prächtig!" rief Mary in einem Tone, welcher nicht deutlich genug erkennen ließ, ob ihr Herz und ihre Sinne von den entzückenden Bildern dieser Teufel in Menschengestalt freudig ergriffen oder tief verletzt waren. Aus ihren sonst so klaren, kindlich frommen Augen blitzten unheimliche Strahlen des finsteren Wahnsinns — gleich der alles verzehrenden Gluth eines höllischen Dämons — hervor. Fahle Leichenblässe bedeckte die engelreinen Züge dieses von dem entarteten Ehepaar in seiner Unschuld gemarterten Mädchens. Ein heiseres Lachen drang von ihren blutleeren Lippen, währnd der kalte Schweiß auf ihrer hohen, blendenden Stirn perlte.

„Ja, mein Kind," sagte die Doktorin mit weiblichem Scharfblick, die Veränderung in dem Wesen des Mädchens erkennend, und zu Gunsten der Worte ihres Mannes auslegend. „Haben wir unter Deiner Beihülfe erreicht, was wir wollen, dann kaufen wir uns

im Süden Amerikas — an den Ufern des Mississippi eine herrliche Besitzung und bilden eine Familie. Dein Vater wird im milden Klima nnter sorgsamer Pflege bald genesen und gestärkt zu einem neuen Leben seine Tage in Deiner Liebe beschließen. Dein Herz wird auch von den Pfeilen des schalkhaften Gottes der Liebe nicht verschont bleiben und im Kreise blühender Kinder, eines liebenden Gatten, wirst Du die Früchte Deines Schaffens ernten, welche die Klugheit und die Verwerthung Deiner Reize in den Tagen der Jugend hervorgebracht haben."

„Sie haben Recht, Madame," erwiderte Mary höhnend lächelnd, „ich war eine Thörin, ich verkannte die guten Absichten, welche Sie gegen meine Person so liebevoll an den Tag legten. Verzeihen Sie mir die bösen Stunden, die ich Ihnen durch meinen Starrsinn bereitet habe," fügte sie beinahe im bittenden Tone hinzu, „ich werde versuchen, das Verlorene wieder einzubringen. Sagen Sie dem Prinzen Alemna, daß ich seinen Anträgen ein williges Ohr leihen werde, sobald er den Wünschen meiner Eitelkeit genügt hat. — O! meine Gunst zu erringen, soll dem Perser theuer zu stehen kommen!" rief sie mit einer Stimme, welche selbst ein Gefühl des Schauders in den öden Herzen ihrer Pflegeeltern hervorbrachte. „Mit kalter, berechnender Vernunft will ich die Opfer des Leichtsinns in meine buhlerischen Netze verlocken, mit teuflischer Lust will ich ihre Börsen plündern und dann die Bethörten mit höhnendem Lachen von mir stoßen, wenn sie in verzehrender Leidenschaft Erhörung fordern. O! es wird eine köstliche Zeit in dieses Haus einkehren!" fügte sie mit unheimlicher Stimme hinzu. „Die Teufel sollen keinen bessern Höllen-Sabbath in ihren von der Gottheit verdammten Räumen feiern, wie wir aus der Gemeinschaft des guten Wesens verstoßenen Kreaturen auf Erden halten wollen!" Mit diesen Worten verließ sie schwankend den Salon und ließ das würdige Ehepaar im finsteren Brüten und Verfolgen ihrer Pläne allein.

„Was sagst Du, liebe Doris, zu dieser plötzlichen Umwandlung des ganzen inneren und äußeren Wesens Mary's?" fragte Dr. Mudd, seine Gattin forschend anblickend. „Ich halte diesen Zustand nicht für natürlich genug, obgleich die Furcht vor der Feuerkammer sie unsern Wünschen geneigter gemacht haben mag."

„Ich bin ganz Deiner Meinung," erwiderte das entartete Weib sinnend, „Mary besitzt nicht Verstellungskunst genug, um uns täuschen zu können. Sie verbirgt im Hinterhalte ihres Herzens einen bösen Gedanken — wir müssen auf unserer Hut sein."

„Um zu erforschen, ob ihre, uns gegenüber wahrscheinlich doch nur ge-

heuchelten Gefühle, in der That auf Wahrheit beruhen, und um derselben mehr Festigkeit zu geben, dürfte es wohl zweckmäßig sein, wenn Du dem Alten einen Vorgeschmack der Feuerkammer zu kosten gäbest. Das Schmerzensgeschrei des Alten wird die Furcht in ihrem Herzen vermehren und ihre Vorsätze — ob böser oder guter Natur — mehr erkennbar hervortreten lassen. Ich werde sie vorsichtig beobachten und finde ich, daß sie unsern Blick durch Täuschung verblenden will, dann mag sie selbst die Freuden der Feuerkammer im höchsten Grade kosten. Zuvor soll der Prinz aber — wenn er anständig zahlt, — bei Mary seinen sehnlichsten Wunsch erreichen. Ein gutes Schlafpülverchen in den Thee gebracht, wird sie auf mehrere Stunden in den festen Banden des dem Tode ähnlichen Schlafes halten."

„Dein Rath ist nicht zu verwerfen, lieber Mudd," versetzte die Doktorin noch immer nachdenkend, „obgleich wir ein gewagtes Spiel mit dem Herzen dieser tugendhaften Närrin spielen, denn wenn wir glauben mit der Tortur des alten Glimborg die Närrin unserm Willen fügsamer gemacht zu haben, kann es leicht kommen, daß wir bei ihr das Gegentheil erreichen. Natürlich verbleiben uns dann noch Hülfsmittel genug, um auf ihr Gemüth drohend einzuwirken, nur glaube ich, daß ihre in der That seltsame Schönheit darunter leiden dürfte."

„Mag sie zu Grunde gehen mit dem Antlitz eines Engels!" rief der Doktor ärgerlich, „wenn wir damit unser Ziel nicht erreichen können. — Ertheile der Surrat den Auftrag den Ofen schwach zu heizen und lasse von ihr den Alten in der Dämmerstunde, während Mary mit ihrer Abendtoilette beschäftigt ist, auf zehn Minuten in das Gemach führen, ich werde die Wirkung beobachten."

„Gut," entgegnete die Ehehälfte des würdigen Doktors, „ich werde, wenn Mary mich zur Rede stellen sollte, die Schuld auf die Surrat werfen, welche meinen Gegenbefehl überhört haben muß."

In diesem Augenblicke wurde der Besuch des Prinzen Alemna angemeldet, welcher gleich darauf den Salon betrat, während die Doktorin mit höflicher Begrüßung denselben verließ.

Die Räume der im Hinterhause befindlichen Irrenanstalt, welche durch eine dicke Hofmauer vom Hauptgebäude durchaus getrennt waren, und wohin nur ein schmaler verdeckter Gang vom Arbeitszimmer des Doktors in die von starken Mauern gebildeten Gänge der, viele dunkle, niedrige Zellen enthaltenden Anstalt führte, war ein Ort des Grauens und Entsetzens. Niemals betrat ein menschlicher Fuß außer dem des Doktors, seiner Frau und der des Negers mit der Wärterin diese Gemächer des Jammers und Elendes. Abgeschieden von der Außenwelt

der Willkühr eines entmenschten Mannes, eines entarteten Weibes und der viehischen Lust des Halbmenschen, verbunden mit der raffinirtesten Grausamkeit der Surrat, preisgegeben, verlebten die unglücklichen Opfer des Wahnsinnes oder der menschlichen Bosheit ihre Tage unter Aechzen und Stöhnen, aber kein Ton, kein Laut drang durch die dicken Mauern zu dem Ohr der fühlenden, aber rastlos nach Gewinn jagenden Menschen auf dem Broadway, jener Pulsader New-Yorks. Und sollte auch ja einmal ein Laut des Jammers auf die mächtig breite, endlose Straße dringen, so verrauschte derselbe in dem entsetzlichen Lärm, welcher zu allen Zeiten das Ohr des Fußgängers erfüllt, denn hier ist täglich Messe. Kaufhalle an Kaufhalle, Bude an Bude, jedes Haus ein Markt, jedes Wort ein Geschäft, kennzeichnet dem Fremden den Handelsgeist der Amerikaner. Auf dem Damme der Fahrstraße hat die gestaute Fluth der Fuhrwerke aller Formen und Größen kaum Zeit und Raum sich auseinander zu wirren und langsam abzufließen. Mit jeder Seitenstraße, die einmündet, schwillt noch die Fluth, denn Alles drängt dem Broadway zu, wenig fließt ab von ihm. In diesem Zeus aller Straßen können zwei mächtige Kriegsdampfer ihre Wendungen zu gleicher Zeit machen — dies ist die Breite. Ebenso können an beiden Enden sich diese Fahrzeuge bombardiren, und ihre Kugeln würden sich nicht erreichen.

Die amerikanische Waare liebt das Dunkel des Ladens nicht, unter dem römischen Sommerhimmel New-Yorks lagert sie vor der Kaufhalle im Freien. Neben der Waare des Spitzenhändlers und der Früchte Südamerika's stellt der Sarghändler sein Produkt aus und hindert den Buchhändler nicht unter dem Schatten von Kartoffelbergen und unzähligen Eßwaaren die Früchte des Geistes und der Wissenschaft zu entfalten. Ein Blick gen Himmel bleibt oft der einzige Ruhepunkt aus diesem Chaos für den mitfortgerissenen Fremden, welcher die Lokalkunst des Flanirens nicht versteht, und doch ist auch hier kein Ruhepunkt für das Auge zu finden, denn im dritten Stockwerk glüht das Feuer der Schmiede und hämmert der Schlosser das Eisen, während die Funken aus den Fenstern sprühen. Der Fabrikherr liefert das Haus und Menschenhände verbrauchen es als ein vorübergehendes Werkzeug. Plötzlich ertönt der Ruf in diesem entsetzlichen Gedränge: „Platz da, rette sich wer kann!“ Die Straße verdunkelt sich — ein langer keuchender Pferdetrain schleppt ihn herauf, den Alles überragenden Transportwagen. Ein fertiges Haus von Backsteinen transportirt der starke von Eisentheilen erbaute Wagen, nur das Dach und der Schornstein fehlt, welche nachgeführt werden, während

die vornehmen Damen im Putzwaarenlager sich den Werth von Fürstenthümern vor die Füße rollen lassen und zuletzt doch nichts kaufen. . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die Schatten der untergehenden Sonne wurden immer länger. Der Tag neigte sich dem Ende zu und verscheuchte den Lärm von der Broadway. Das strahlende Firmament trat mit seiner Klarheit an die Stelle der Sonne und ein milder Luftzug vom Meere kühlte die von brennender Tageshitze erfüllten Gemächer im Hause des Dr. Mudd.

Mary saß in ihrem kleinen Zimmer, dessen Fenster nach dem Hofe ging, vor einem Spiegel mit ihrer Toilette beschäftigt. Ein dunkles Gewand, welches die Arme und Schultern bloß ließ, umschloß ihre schlanke Gestalt und erhöhte die Wirkung des blendenden Teints. Ihr langes, blondes Haar umrahmte in kleidsamer Frisur ihr Madonnengesicht, aus welchem ein finsterer, entschlossener Ernst sprach. Der Ausdruck ihres Auges hatte einen drohenden Charakter angenommen, während die halbentblößte volle Brust sich mächtig hob und senkte. Das schöne Haupt von der Hand gestützt, schien von der Wucht eines bedrückenden Gefühls zu Zeiten vorn über zu sinken, aber der eiserne Wille, welcher aus der starken Seele des jungen Mädchens in die schwache Körperhülle drang, hob es eben wieder so oft und zeugte von dem entsetzlichen Kampfe, welcher im Innern Mary's verheerend tobte.

Der alte Neger Tom, welcher durch das freundliche Wesen des jungen Mädchens eine besondere Vorliebe für ihre Person gefaßt zu haben schien, welche er unverhohlen seinem Brodherrn und dessen Gattin gegenüber zur Schau trug, öffnete plötzlich die Thür des Zimmers von Mary und betrat mit scheuem Wesen und verstörtem Gesicht das Gemach.

Das junge Mädchen verbarg in ihrem Taschentuche schnell die Spuren der Thränen, welche die blassen Wangen genäßt hatten, und bot freundlich lächelnd dem Neger die weiße Hand, während ihr Auge forschend auf den von Angst und Schmerz entstellten Zügen des alten Negers ruhte.

„Was willst Du mir, Tom?" fragte Mary liebreich, „Du bist ja seltsam erregt. Ist Dir etwas Unangenehmes begegnet?"

„Nicht Tom begegnet Böses, aber Massa — Vater Glimborg brennen Feuerkammer heftig!" rief der alte Neger mit rollenden Augen. „Schreien wie Bestie Afrika. Heulen wie Sturmwind auf See!"

„Mein Vater — mein armer, lieber Vater in der Feuerkammer?" schrie Mary vor Schmerz und Wehmuth zusammenbrechend.

„Ja, Misses Mary, armer Vater zu Tode brennen!" antwortete Tom mitleidig.

„O, diese elenden, entmenschten Creaturen!" rief das arme zitternde Mädchen, „das Maaß ist voll, mag der Würfel fallen, der Tod fordert seine Beute!" fügte sie im wilden Tone hinzu. — „Kannst Du mich in die Nähe dieses entsetzlichen Gemaches führen, Tom?"

„Kann ich Misses schon gut führen, wenn Misses Muth hat, über Dach zu klettern," entgegnete der alte Neger mit dem Kopfe nickend und die mit Schwielen bedeckten Hände reibend.

„Nun dann vorwärts, Tom!" sagte Mary entschlossen, „ich werde den Weg beschreiten, den Du mich führen wirst, und sollte ich über die Dächer der Häuser von New-York mit blutenden Händen und zerstoßenen Gliedern wie eine wilde Katze klettern müssen. — Komm, Tom!"

Beide verließen das Gemach, stiegen vorsichtig und leise eine nach dem Boden führende schmale Treppe hinauf, öffneten die unverschlossene Thür und betraten den Bodenraum.

Lassen wir die unglückliche Tochter von Kindesliebe begeistert den gefahrvollen Weg über das Dach des Vorderhauses nach dem des Hintergebäudes mit dem voraneilenden Neger verfolgen und betreten wir den finstern Gang der Irrenanstalt des Dr. Mudd, welcher in einer leeren und nur von einer trüben Lampe matt erleuchteten Zelle stand. In dieser befand sich ein kleines vergittertes Fenster, welches in einen finstern Raum führte, woraus ein glühender Strom in die Zelle drang und fast den Athem beengte. Dieses finstere Gemach war nur klein, niedrig und ganz aus Eisentheilen abgesondert von dem Hintergebäude erbaut, worin ein Mensch nicht völlig aufrecht stehen, aber seine Glieder nach jeder Richtung hin ungehindert gebrauchen konnte. Unter dieser entsetzlichen Marteranstalt befand sich ein Ofen, welcher im glühenden Zustande durch fortwährende Kohlenfeuerung von der Surrat erhalten wurde. Bis auf die Haut entkleidet wurde das schwachsinnige Opfer dieser Mörder in diesen finstern Raum des Schreckens geführt. Augenblicklich verspürte der unglückliche Greis keine Beschwerden, denn ein starker künstlich hervorgebrachter Luftzug erleichterte das Athmen. Gleichgültig kauerte er sich auf den Boden der Feuerkammer nieder und starrte mit geistlosen Augen in die ewige Nacht, die seinen Verstand umhüllte. Er erkennt nur selten den Unterschied zwischen Tag und Nacht, der Ewige hat durch die Bosheit der Teufel in Menschengestalt seinen Geist in die furchtbaren Banden der Finsterniß ge-

schlagen, sein siecher Körper verspürt nicht, daß die Luft dicker, schwerer, drückender wird. Das Blut steigt gewaltsam zum Kopfe, die Augen treten aus den Höhlen, der Unglückliche erkennt die Gefahr des Erstickens, er ringt nach Luft — unartikulirte Laute — gleichsam wie ein Hilferuf — entströmen seinen Lippen. Da dringt ein kühler, erfrischender Luftstrom durch das Gemach des Todes, er athmet wieder auf — es muß ein Traum, eine Täuschung gewesen sein, das Leben kehrt neu erstehend zurück. Doch wenige Minuten nur währt diese Täuschung, die Wirklichkeit in ihrer entsetzlichen Gestalt tritt vor das blöde Auge eines Wesens, welches die Gottheit, in ihrer nimmer ruhenden Güte verlassen zu haben scheint. Die Gluth steigt in mächtigen Schwingen herauf aus der Tiefe des Ofen — die Hitze ist erstickend, kaum vermag der Arme es auf dem Fußboden länger auszuhalten, er stellt sich auf Zehen und Fingerspitzen, er tobt, kreischt, heult und wimmert um Erbarmen, wo ist das Ohr das einen Schmerzensschrei in der Noth hört und keine Hülfe sendet? — Schon bedecken sich die versengten Glieder mit Blasen, und ein herzdurchbohrendes Geheul verkündet dem Schöpfer die gräßliche Marter die sein Ebenbild — der Mensch zur Vernichtung seines Bruders erfunden hat. — Zittere elender Erdenwurm! — Gott läßt sich nicht ungestraft spotten, die Stunde der Vergeltung, sie naht, und sucht die Sünden der Väter heim, bis in das tausendste Glied. Noch wenige Minuten und der Tod muß Allem ein Ende machen, was die Bosheit des menschlichen Geistes erfand. Doch nein, das Scheusal der Hölle hat den Meister der Finsterniß übertroffen, der glühende, eiserne Fußboden unter dem gemarterten alten Manne verschwindet wie durch Zaubermacht, und der kühlende, belebende Marmorboden ersetzt die Stelle, während Ströme eisigen Wassers von oben herab auf seinen siedenden Körper stürzen. Der Wechsel ist wonnevoll, so wohlthuend, daß ihn kaum ein Sterblicher zu ertragen vermag. In medizinischer Hinsicht soll diese Tortur bei schwachsinnigen Köpfen Wunderdinge verrichtet und den von Finsterniß beschatteten Geist des Menschen zum wirklichen Licht des Tages geführt haben; doch dasjenige unglückliche Opfer, welches durch den Willen unbarmherziger Menschen spurlos aus der Welt verschwinden soll, liegt in halber, wollüstiger Erstarrung eine kurze Zeit. Da dringt die Kälte des Wassers empfindlich durch die Poren, der Frost schleicht mit seiner Alles lähmenden Gewalt heran, und der anfängliche Genuß wird jetzt eine zweite Qual. Die mit teuflischen Gefühlen geborene Kreatur setzt jetzt ihrem Werke der Hölle die Krone auf, denn der scharfsinnige Arzt, welcher nur zu gut die Qual erkennt, wenn eine Art tödtlichen

Schmerzes auf die entgegengesetzte folgt, läßt das marmorne Bett auf sein Geheiß plötzlich verschwinden, und der Ueberflüssige in der menschlischen Gesellschaft, welcher gegen den natürlichen Tod unempfindlich scheint, windet sich wieder auf einer rothglühenden Flur. Ein wüthendes Geheul des unaussprechlichen Schmerzes erschüttert die Mauern. Der Körper zieht sich und schnellt mit gräßlicher Geschwindigkeit in alle erdenklichen Krümmungen und Windungen. Die bezahlte Bosheit hat nun das Aeußerste gethan, noch einige Bewegungen, — noch ein schwaches Stöhnen; und ein geschwärzter, fürchterlich entstellter Leichnam wird aus der feurigen Höhle gezogen, um gleich darauf in glühende Asche zu zerfallen. — Der Bandit hat sein Werk vollbracht, das Opfer menschlicher Rache, Habsucht und menschlichen Ehrgeizes steht Niemand mehr im Wege.

Das Jammergeschrei des alten Glimborg drang in die Zelle, worin der Doktor lauschend stand. Er horchte genau auf die Athemzüge des Bedauernswerthen, und bemerkte nicht, wie ein dunkler Schatten geräuschlos in das finstere Gemach huschte.

„Es ist genug, Frau Suratt!" rief er endlich durch das kleine Fenster. „Bringen Sie den Alten in seine Zelle zurück und geben Sie ihm Essig mit Wasser zu trinken."

„Soll geschehen, Herr Doktor!" ertönte die Stimme der Wärterin von unten herauf.

Die Lampe der Zelle war dem Erlöschen nahe. Eben wandte sich der Doktor um diese zu verlassen, da legten sich plötzlich zwei Hände wie Eisenklammern um seinen magern Hals und drückten die Luftröhre mit Riesenkraft zusammen. Schon war er dem Ersticken nahe, die mit Blut unterlaufenen Augen traten aus ihren Höhlen, ein weißer Gischt bedeckte seinen Mund, während dumpfe Laute aus der nach Luft strebenden Brust das Schweigen der unheimlichen Zelle von Zeit zu Zeit unterbrachen. Mächtig schlug er um sich und rang mit einem Wesen, welches gleichsam aus der Geisterwelt durch das Machtwort des Ewigen als rächender Engel so urplötzlich in das Gemach des Entsetzens versetzt worden war. Doch sein Ringen war vergebens, die übermenschliche Kraft des unheimlichen Wesens hielt ihr Opfer in ihren Eisenspangen fest umschlossen. Plötzlich erlosch das unsichere Licht der Lampe und hüllte die Zelle in Nacht. Ein furchtbares Röcheln drang durch die Finsterniß — das Röcheln wurde schwächer und schwächer, bis es endlich ganz verstummte, und das Zusammenstürzen eines Körpers bekundete, daß eines der auf Tod und Leben kämpfenden Wesen — vollendet habe.

Ein grausiges, heiseres Lachen, gleichsam dem eines Wahnsinnigen unterbrach plötzlich die in der Zelle herrschende Grabesstille. Der unheimliche Schatten verschwand und schwarze Nacht bedeckte den Ort des entsetzlichen Kampfes. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Ein in seiner Sommerpracht schimmernder Morgen glänzte über die Fluren der neuen Welt. Spät erwachend, wunderte sich August Graf, daß der Lärm des Hafenlebens, welches nicht zu weit entfernt unter seinen Fenstern um diese Stunde gewöhnlich in allen Gestalten tobte, nicht längst ihn erweckt. Er trat an eines der Fenster des Gasthauses, worin der Marquis mit ihm Quartier genommen hatte, und staunte nicht wenig, den ganzen Hafen — Schiff an Schiff, alle Flaggen aufgehißt, im Hudson mit Grabesruhe bedeckt zu sehen. Die Strömung des rastlosen Flusses war die einzige Bewegung in diesem Bilde der unheimlichen Ruhe. Es herrschte heute jenes Gespenst, welches man in puritanischen Ländern Sonntag oder auch Sabbathfeier nennt. Diese, das Herz bedrückende Ruhe, bringt in dem Gemüthe eines Europäers eine entsetzliche Leere hervor. Eine Angst umfaßt seine Seele, er weiß nicht woher sie kommt, — er fühlt sich gleichsam geborgen im Zimmer und verloren in der grabesähnlichen Ruhe dieser sonst so belebten Stadt. In der Woche umfaßt das Geschäft die Tages- und der Clubb die Abendstunden, aber am Sonntage hört man in sämmtlichen Staaten der Union keinen musikalischen Ton. Dieses gottesfürchtige Land hält Musik und Lustgelage für eine Sünde am Tage des Herrn, nur die Kirche ist der einzige Ort, wo sich Menschen versammeln, und das Läuten der Glocken der einzige harmonische Ton, welcher das musikalische Ohr des Europäers erfüllt. Kein Fuhrwerk durchrasselt die leeren Straßen und kein Spaziergänger erfreut sich der schönen Morgenstunde am Gestade des Hudson. Alles ist öde und todt, zwecklos brennt die Sonne am blauen Himmel und nicht eine einzige Rauchsäule zeugt von dem Dasein der Bewohner New-Yorks. Der heilige Sabbath verbietet jedes Vergnügen, jede Beschäftigung, es ist ein Tag des Herrn, welcher nur im Gebet vollbracht wird.

In solch einer bedrückenden Stimmung schweifte das Auge des jungen Arztes über Land und Meer, und durch die tiefblaue Klarheit des prächtigen Morgenhimmels. Seine Gedanken weilten bei der Krone seines Herzens, er gedachte der Anna Heyduck in zärtlichster Liebe. Da öffnete

sich plötzlich die Thüre seines Zimmers und der Marquis betrat mit dem Fremden aus dem „schlummernden Löwen" das Gemach.

„Kommen Sie, Freund!" rief der Marquis lachend, als er die trübe Stimmung in dem jugendlich ernsten Antlitz des Arztes sah. „Die beste Flucht vor dem Sonntage ist, daß wir uns gerade in seine Arme werfen. Kommen Sie, wir wollen als Sittenbeschauer der Menschen die Kirche besuchen, und die Sabbathruhe durch einen Spaziergang entweihen."

„Gott sei Dank," entgegnete der junge Mann aufathmend, „daß Sie mich aus den Fesseln dieser entsetzlichen Langeweile befreien. Ein solcher amerikanischer Sonntag bringt einen beinahe um den Verstand."

„Nun so schlimm ist es wohl nicht, mein junger Freund," sagte der Begleiter des Marquis, welcher ihm unter den Namen Stanton vorgestellt worden war. „Es kommt alles auf die Gewohnheit des Menschen an. Die Vernünftigeren in New-York werden übrigens nicht lange mehr einen Spaziergang für eine Entweihung der Sonntagsfeier halten. Kommen Sie, Herr Graf, wir wollen unsere Zeit damit tödten, daß wir eine der beliebtesten Damenkirchen besuchen."

Der junge Mann ergriff freudig seinen Hut und verließ mit seinem Besuch das Zimmer.

Man wählte den Weg am Gestade des Hafens entlang. Der erfrischende Hauch des Meeres, der blaue Himmel, der weite, unendliche Horizont, flammend und spiegelnd im Lichte der kräftigsten Sommersonne, belebte wieder das kranke Gemüth des jungen Mannes und mit größter Andacht betrat er in Begleitung des Marquis und seines Freundes das Gotteshaus. Der Prediger stand zwischen Blumen und Topfgewächsen auf der vergoldeten Kanzel. Es war ein scheinheilig, coquett lächelnder junger Mann mit frisirtem, nach Parfüm duftendem Haar. Er sprach von den weiblichen Tugenden, von dem Reize des Brautstandes, von der Würde der Ehe. Seiner Auslegung nach war ein draller Körper der schönste Tempel Gottes und ein mit Runzeln bedecktes weibliches Gesicht, der verehrungswürdigste Anblick für ein Männerauge. Das zahlreiche weibliche Auditorium dehnte sich auf seinen bequemen Polsterstühlen, während die Sonne des warmen Sommertages ihre vollen oder welken Busen beschien; sie hatten die Augen geschlossen, scheinbar der Strahlen der Sonne wegen, in der That aber um das Behagen zu verbergen, das sich darin malte. Durch die ganze Kirche ging ein wollüstiges Gähnen und ein verlangendes Seufzen.

Nicht sonderlich erbaut von dem Enthusiasmus des schönen Geschlechts für ihren sonntäglichen Kirchengang, verließen die uns be-

kannten Personen das Gotteshaus und nahmen ihren Weg nach der Battery.

Unterwegs machte Master Stanton den Marquis auf ein großes Gebäude aufmerksam, welches dem Aeußern nach die Börse der Kaufmannschaft von New-York zu sein schien.

„Dieses Haus ist das General-Landamt," sagte derselbe, „wo Congreßland von Beamten, Agenten und Makler aus allen Staaten der Union verkauft wird. Käufer und Rathgeber der Käufer umschwärmen dies Gebäude zu allen Stunden des Tages; nie wird sein Inneres von Menschen leer, nie fehlt es den Karten, Plänen und Prospecten, womit die Wände der Hallen von oben bis unten bedeckt sind, an Beschauern. Jede Säule, jede Wand ist mit Fahrplänen, Reiserouten und Situationskarten in allen Farben und von allen Gegenden der Union bedeckt. Tische und Stühle stehen zur Bequemlichkeit der Käufer umher und die auf den Tischen befindlichen Schreibzeuge bekunden den ständigen Verkehr eines größeren geschäftlichen Publikums. Man sieht hier die verschiedensten Trachten, Physiognomien und Nationalitäten, während ein Durcheinander aller Sprachen und Mundarten babelähnlich das Ohr betäuben."

„Ah," sagte der Marquis lächelnd, „das ist also das Gebäude, wo die habsüchtigen Agenten den armen Auswanderern Land verkaufen, welches nach den Plänen in der Nähe von civilisirten und cultivirten Städten liegen soll, welche aber nur auf dem Papier in Wirklichkeit existiren."

„Ja, Herr Marquis," versetzte Master Stanton, „hier treiben die Seelenverkäufer und Landverschenker ihr schändliches Handwerk. Die letzteren sind die Schlimmsten, denn Land hat in europäischen Augen immer Werth, und wird es so lange haben, bis sie amerikanische Augen bekommen. Die Landverschenker legen ihrem Opfer Karten und Pläne vor, worauf Städte, Wälder, Flüsse, fahrbare Straßen in einer Weise genau verzeichnet sind, daß das Herz im Leibe lacht. Ausführliche Beschreibungen sprechen von dem Reichthum der Länderstrecken, von den schiffbaren Wasserstraßen und den großen Städten. Mit freudigen Herzen nehmen die Betrogenen Arkansas-Land als Geschenk an, wählen ihren Farm in der Nähe einer Stadt mit schiffbarem Strome, mit geordneten Flurwegen und passirbaren Straßen. Mit der Besitzurkunde übernehmen sie die einzige Verpflichtung, den Besitz auch wirklich anzutreten. Guten Muthes reisen sie mit allem Nöthigen versehen ab, und finden in einer entsetzlichen Einöde nichts weiter wie Sumpf und Moorboden. Die Bethörten

bauen sich endlich mit aller Mühe an, verwenden das Mitgebrachte und ihre Kräfte zur Verbesserung des Bodens und erzielen zuletzt eine mittelmäßige Erndte. Aber fünfzig Meilen in der Runde ist Niemand der ihre Bodenerzeugnisse kauft und durch die Lüfte können sie zu Markte mit ihnen nicht fliegen, da die Erde in diesen Gegenden so wenig Straßen als schiffbare Flüsse hat. Alles ist noch im Urzustande vorhanden. Sie fliehen zuletzt von der Stätte, wo sie ihr Weniges verloren und wo sie dem größten Elende preisgegeben sind. Der Nachfolger geht ebenfalls zu Grunde und hat sein Capital durch Urbarmachung des Bodens verloren. So geht es weiter mit einer Reihe betrogener und ruinirter Auswanderer und mit ihrem Gelde haben die Landverschenker ihr werthloses Land in Werth gebracht, und verkaufen den Acre mit 3—4 Dollars."

„Entsetzlich!" rief August Graf," so macht man also in der neuen Welt Cultur. Ja, Master Stanton, ich glaube, das Böse gewinnt auch hier, auf dieser jungfräulichen Erde die Oberhand."

„Diese Meinung wird in Ihrem Herzen noch mehr Wurzel fassen, wenn Sie mich heute Abend an einen Ort begleiten wollen, welcher viele Aehnlichkeit mit den Spielhöllen von Homburg, Baden-Baden und Wiesbaden hat. Denn ungeachtet der äußerlichen strengen Sonntagfeier, wissen aufgeklärtere Geister dieser erleuchteten Weltstadt sich in geschlossenen Zirkeln vortrefflich zu amüsiren und sich gegenseitig das durch List, Raub und Betrug erworbene Geld abzunehmen."

„Ganz vortrefflich," erwiderte der Marquis, „wir können nicht genug Lokalkenntnisse sammeln. Kommen Sie, meine Herren, ein amerikanisches Frühstück beim „Deutschen Kaiser" dürfte nicht zu verachten sein. Verlassen wir jetzt unsere Bekannten und betreten im Geiste den Salon des Dr. Mudd, um zu erfahren, was seit drei Tagen dort vorgefallen."

Dieser lag in Decken gehüllt auf den weichen Kissen eines eleganten Sophas. Seine Augen waren geschlossen, die Gesichtsfarbe graublau, und die Doktorin beschäftigt, seinen Hals mit kühlenden Umschlägen zu versehen und von Zeit zu Zeit stärkende Tropfen mit Wasser vermischt in seinen festgeschlossenen Mund zu träufeln, den sie nur mit vieler Mühe zu öffnen vermochte. Verschiedene Utensilien im Zimmer verriethen, daß dem Körper des Doktors eine Blutentleerung verordnet gewesen war, welche eine merkliche Veränderung in dem gefährlichen Zustande des Kranken hervorgebracht hatte. — Die Wärterin fand ihren Brodherrn auf dem Boden der Zelle im leblosen Zustande liegen, ihr Geschrei rief die Doktorin zur Stelle, man schaffte den

Leblosen in sein Zimmer und rief eiligst einen befreundeten Arzt herbei.

Mit größtem Erstaunen hörte die Doktorin die Mittheilungen des Arztes, daß eine seltsame Strangulation, ein hartnäckiger Kampf zwischen Mudd und einem Fremden stattgefunden haben müsse, mit an. Vermuthungen aller Art durchkreuzten ihr Gehirn, doch fand sie nirgends einen Anhalt, welcher sie auf die richtige Spur führen konnte. Die Wärterin hatte wohl ein unheimliches Getöse, welches aus der Zelle an ihr Ohr drang, gehört, hatte aber darauf kein Gewicht gelegt, weil sie glaubte, daß die Ursache aus der Feuerkammer herrühre.

Der Kranke lag völlig erschöpft und sprachlos auf seinem Lager, ein dumpfes Röcheln unterbrach zeitweise das Schweigen, welches im Krankenzimmer herrschte.

Auch Mary war leidend und hütete das Zimmer. Sie lag in ihrem Bett mit offenen, starren Augen, kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn, und doch brannte sie fieberheiß, ihre Schläfen pochten und bewegten die Locken, welche in wilder Unordnung ihre bleichen Züge beschatteten. Thränen rannen unaufhaltsam aus ihren verschleierten Augen, ihr war, als müßte das Herz ihr brechen. Krampfhaft drückte sie einen einfachen Ring — ein Erbtheil von ihrer verstorbenen Mutter — an ihre Lippen, während der Mund ein Gebet sprach, woran das Herz nicht theilnehmen wollte, denn es zuckte von einem ungeheueren Wehe. Die Hände fielen kraftlos herab, die bebende Lippe verstummte, kein tröstendes, erhebendes Gebet kam aus dem in finsterer Verzweiflung brütenden Gemüth — sie konnte nicht beten. Was war denn so Entsetzliches geschehen, daß Mary sich dieser, der Gesundheit nachtheiligen Verzweiflung hingab? — Niemand wußte es. — Die Doktorin hatte ein förmliches Kreuzfeuer von Fragen an sie gerichtet, aber nur Worte der wildesten Verzweiflung entströmten ohne Zusammenhang ihren Lippen. Ein Funke des Zweifels schien in ihre Seele geworfen, welcher gleich einem mächtigen Feuer in ihrem Innern brannte, daß sie oftmals laut aufschrie, und mit der Hand gewaltsam nach Kopf und Herz faßte, als wollte sie das verzehrende Feuer dämpfen.

Drei Tage hatte sie ohne klares Bewußtsein in einem heftigen Fieber gelegen, da drang am Sonntagmorgen der feierliche Ton der Glocken, welcher die Gläubigen in die Kirche rief, an ihr Ohr und lenkte das Gemüth unwillkürlich zum Gebet. Mechanisch falteten sich die Hände, das gespannte Ohr lauschte im seligen Entzücken der bekannten Töne, die Lippen bewegten sich im frommen Gebet und die

beengte Brust hob sich freier. Sie wurde ruhiger, kam zum klaren Bewußtsein und verließ in stürmischer Hast das Lager.

Die erste Frage an Tom galt dem Doktor. Dieser warf forschende Blicke um sich und sagte mit leiser Stimme:

„Bestie, nicht gesturben, lebt Teufel noch!"

„Nicht möglich!" rief Mary hastig, „Du bist falsch unterrichtet, ich sah den Körper des Doktors leblos zu meinen Füßen stürzen, und empfand gleichzeitig die Kälte des Todes unter meinen Händen."

„Ja, Misses gegriffen, wie Tigerkatze, Doktor fest wie Ahorn — nicht todt — lebt auf Zimmer, seiniges."

„Also keine Mörderin!" sagte das arme Mädchen froh aufathmend, während das Blut in ihre blassen Wangen trat. „Doch was macht mein armer, alter Vater, guter Tom?" fügte sie sich verbessernd hinzu," hast Du Gelegenheit gefunden, seine Brandwunden zu kühlen?"

„Massa Vater Schlangenfett über Körper, seinigen gestrichen, — keinen Schmerz mehr hat," antwortete der alte Neger in seinem Kauderwelsch, indem ein Lächeln der Zufriedenheit über seine harten Züge glitt.

„Ich danke Dir, guter Tom," sagte Mary mit liebreicher Stimme, indem sie ihm die Hand reichte, welche er unterwürfig küßte. „Hast Du alle Spuren auf unserm gefährlichen Weg beseitigt?"

„Kein Indianer kann Spur finden!" rief Tom vergnügt die Hände reibend.

„Ruht kein Verdacht auf uns oder hat die Doktorin Muthmaßungen über den seltsamen Vorfall?" fragte Mary zögernd.

„Nicks Verdacht, nicks Muthmaßungen, Doktor glaubt, Kerl aus Nummer fünf gewesen."

„Ah, Du meinst, Dr. Mudd vermuthet, daß die Zelle Nummer fünf nicht sorgfältig geschlossen und daß der tobsüchtige Capitain der Urheber seiner beinahe tödtlichen Krankheit gewesen?

„Ja, glaubt Doktor, Capitain in Zwangsstuhl gekommen."

„O, mein Gott! Diese Elenden danken nicht dem Ewigen für die Rettung aus Todesnöthen!" rief Mary erbebend.

„Kennen nicht Vater im Himmel, Teufel besser in der Hölle," entgegnete Tom schaudernd.

„Kennst Du denn den Teufel weniger? schwarze Bestie!" sagte

plötzlich eine Stimme hinter ihm, indem eine Hand sich fest auf seine Schultern legte.

„Herr des Himmels!“ schrie Mary fast ohnmächtig zusammenbrechend, „der Doktor!“

„Ja, der Doktor,“ wiederholte Mudd höhnend, „Du also, glatte Schlange, hast Deine Krallen an meinen Hals gelegt und mich dem Tode nahe gebracht? — O, warte nur, in der Feuerkammer sollt Ihr Alle braten, wie die Verdammten in der Hölle. Die schwarze, giftige Natter hier, Du, elende Mörderin, Dein schwachköpfiger Vater! — Fort! elende Kreaturen! Meine Rache bleibt Euch gewiß!“

Wie ein geschlagener Hund schlich Tom von dannen, während Mary den Weg nach ihrem Zimmer einschlug und der Doktor durch eine geheime Thür verschwand, welche vom Korridor in sein Schlafzimmer führte. — Man lobt die Treue der Hunde, aber Niemand weiß, was ein Hund ist, wenn er nicht von den Menschen in seinen heiligsten, reinsten Gefühlen betrogen worden und empfunden hat, wie der Mensch oft dem eigenen Bruder nicht den Raum gestatten möchte, in welchem er athmet, — dann erst versteht er dieses treue, ehrliche Gesicht, diese aufrichtige Liebkosung, jenes schmeichelnde Winseln — welches niemals lügt! Ein Hund lebt lange, wenn er zehn Jahre alt wird, wahrlich, eine kurze Zeit für Wahrheit und Freundschaft. In seiner liebenden Treue gegen Mary war Tom einem Hunde zu ähnlich, um zu dem Geschlechte gezählt zu werden, welches mit dem vorsündfluthlichen nur die Aehnlichkeit hat, daß es noch viel schlechter geworden ist, als das erstere.

Keine Thränen standen in den Augen Mary's, als sie ihr Zimmer betrat, verschwunden war die Verzweiflung, die vor wenigen Stunden aus ihrem ganzen Wesen sprach und die Reue war gewichen, welche ihr Herz blutend zerfleischte. Sie glaubte eine Mörderin zu sein und sah jetzt wieder den grimmigen Peiniger ihres armen Vaters ungeschwächt, erfüllt von neuen Rache- und Martergedanken, gleichsam ungebessert aus der Nacht des Todes erstehen. Ihr ganzes Wesen erfuhr eine gewaltige Reaction, das Blut drang in mächtigen Schlägen zu den Schläfen ihres Hauptes, erhitzte die regbare Phantasie des armen, geknechteten Mädchens und vergiftete die reinen Gedanken. Finstere, unheimliche Pläne durchjagten rastlos das brennende Gehirn und förderten Pläne der Rache — des Mordes und der finsteren Vergeltung

in ihre keusche Seele. Der jungfräuliche Engel des guten Wesens verhüllte weinend sein Gesicht und der Geist der Finsterniß trat frohlockend an seine Stelle. Ihr ganzes Sein kehrte sich gleichsam um, das Tau riß vom Anker, und die Dämonen des Sturmes sammelten sich um das Schiff, welches den grausigen Ocean des Fürsten der Hölle in nächtlicher Stunde durcheilen sollte. Haß und Rache sprachen aus den verzerrten Zügen und die Lippen murmelten den Schwur der blutigen Vergeltung.

Da drangen plötzlich dumpfe Töne des Schmerzes — von den Schwingen des Windes von weit her an ihr Ohr getragen — in unbestimmten Lauten, bald schwach, bald stärker — durch das kleine Gemach und erfüllten das mit Rachegedanken beschäftigte Gehirn und das langsam noch widerstrebende Herz mit Entsetzen. Sie glaubte die Stimme ihres Vaters zu hören, welcher vielleicht unter der Geißel des nichtswürdigen Doktors und des entmenschten Weibes schmerzvoll sein Leben verblutete.

Was sollte die Arme thun, um den Unglücklichen aus den Händen seiner Peiniger zu befreien und seine Schmerzen zu lindern? — Sie besaß keine Mittel! — dumpfe Verzweiflung malte sich in erneuerter Gestalt in ihren bleichen Zügen. Das Herz drohte vor Wehmuth zu zerreißen, ein mächtiger Thränenstrom entstürzte ihren Augen und linderte die Qualen, unter welchen sie so unaussprechlich litt. Mit beiden Händen bedeckte sie das in Fieberhitze glühende und doch trockene Gesicht, und betete zu der so früh daheimgegangenen Mutter. — Für die Arme gab es keinen Mutterkuß, der ihre Mühen belohnte, oder die Spiele der Kindheit erheiterte — kein mahnendes Wort eines Vaters ebnete die steile Anhöhe, welche das Weib in ihrer Bestimmung zu erklimmen hat, sie schien gleichsam von geselligen Banden des Blutes abgeschnitten und unaufhaltsam auf die finstere Bahn des Lasters und des Verbrechens von dem unerbittlichen Schicksale getrieben zu werden. . . . .

. . . .

Die großen Salons des Dr. Mudd strahlten am Abend des von uns erwähnten Sonntags in einem blendenden Lichtmeer, welches den Glanz und die Pracht dieser fürstlich und mit Geschmack ausgestatteten Räume

erheblich hob. Eine ansehnliche Herrengesellschaft tummelte entweder auf dem glatten Parquetboden der Säle umher oder saß, im heitern Gespräch begriffen, auf kostbaren Ottomanen beim Glase des perlenden Champagners, während wieder Andere um einen ovalen, mit grünem Tuche bedeckten Tisch im Spielsalon saßen, wo ein junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, in keinesweges gewählter Toilette, Bank hielt. Das Gold rollte auf dem Spieltische hin und her, die Launen Fortuna's brachten es bald in die Hände des Bankhalters, bald in die der Spieler.

In diesem Augenblicke betrat der Marquis in Begleitung des jungen Arztes und des Master Stanton den Corridor, welcher an die Salons des Dr. Mudd grenzte. Der alte Neger, in glänzender Livrée, öffnete die Flügelthüren und von dem Doktor höflich begrüßt, überschritten die von Master Stanton dem Hausherrn vorgestellten Personen die Schwelle des nach dem Spielsalon führenden Vorgemaches.

Dieser Salon war ein Füllhorn von Pracht und Kunst. Der Fuß versank in den Blumen und Blättern eines kostbaren Brüsseler Teppichs. Das forschende Auge des Marquis taumelte an den Wänden von Goldrahmen zu Goldrahmen durch einen Himmel italienischer Schönheitswunder. In köstlichen Ottomanen, Fauteuils, Bergèren und Tabourets strahlten die Meisterwerke französischer Künstler umher, von der mit Spiegelglas bedeckten Decke hingen zwei elegante, vergoldete Kronleuchter herab, und über dem aus weißen Marmor erbauten Kamin warf ein prachtvoller Spiegel das Bild des heitern Lebens zurück, während auf dem Gesimse eine Gruppe in Alabaster den Mittelpunkt des behaglichen Salons schmückte. Gelbseidene Gardinen, welche in reichen Falten von kreuzförmigen Haltern getragen, auf den spiegelblanken Boden herabflossen, verbargen die Strahlen des in Tageshelle prangenden Saales. In den Fensternischen blühten die seltensten Blumen und tropischen Pflanzen, während in vergoldeten Käfigen die kostbarsten Vögel ihr schmetterndes Lied erschallen ließen, welches als ein großer Luxus in diesem Vogelgesang armen Lande betrachtet werden muß. Im Wandpfeiler zwischen den zwei mittlern Fenstern stand die entschleierte Statue einer Venus unter einem Laubwerk von Epheu. Der Farbengrundton des ganzen Salons klang unter dem Reichthum dieser Ausstattung eben nicht übermächtig durch, die

Tapeten schienen broncefarbige Seide mit Golddruck. Dieses war das rasche Totalbild des Salons, welchen der Marquis im ersten Augenblicke nur flüchtig mustern konnte, denn die Person der Frau vom Hause lud die Fremden mit einem bezaubernden Lächeln zur Theilnahme des Spiels ein, während die Wärterin Suratt mit Erfrischungen herantrat. Der Marquis nahm ein Glas Eis, verbeugte sich artig gegen die Doktorin und schritt auf die Gruppe der in wilder Raserei tobenden Spieler heran.

Die Karte des Bankhalters hatte eben zum neunten Male hintereinander zu seinen Gunsten geschlagen, das Glück hatte sich für ihn auffallend erklärt. Der persische Prinz setzte in diesem Augenblicke fünftausend Dollars auf die Dame, während die übrigen Spieler mit nicht unbedeutenden Summen den Talon bedeckten. Voll Erwartung sah Jeder auf die schlagende oder treffende Karte, während der kalte Schweiß von ihrer Stirn rann und ein tiefes Schweigen herrschte, welches nur zeitweise von dem Banquier durch Ausrufungen unterbrochen wurde. Mit glühenden Blicken starrten sie auf den vor dem glücklichen Bankhalter aufgethürmten Goldhaufen, welcher sich in jeder Minute vergrößerte.

Der Bankhalter schlug die Karten und „die Dame hat verloren!“ ertönte es nach wenigen Sekunden von seinen Lippen, während ein Ruf des Staunens durch die Gesellschaft ging.

„Seltsam!“ sagte der Marquis zu Master Stanton, welcher mit August Graf die Kunstschätze des Salons gemustert hatte und eben an den Spieltisch herantrat. „Dieser junge Mann hat ein auffallendes Glück. — Kennen Sie den Bankhalter?“

„O ja,“ erwiderte derselbe, „es ist der Schauspieler John Wilker Booth, welcher am Astley-Theater engagirt ist.“

„Ein intelligentes Gesicht hat dieser junge Mann, seine Züge zeugen von großen geistigen Fähigkeiten,“ versetzte der Marquis, das Gesicht des Bankhalters forschend betrachtend. „Seine Hände scheinen auch nicht zu den ungeschicktesten gezählt zu werden, denn er rupft die Arglosen mit seltener Fingerfertigkeit. Ich glaube bemerkt zu haben, daß er die Karten, gerade wie er sie braucht, zeitweise von unten, aus der Mitte und von seinem Schooße hervorholt.“

„Daß hier kein ehrliches Spiel getrieben wird, glaube ich Ihnen

wohl schon gesagt zu haben, Herr Marquis," entgegnete Master Stanton lächelnd.

„Meine Herren!" rief der Bankhalter plötzlich, indem er ein Glas Champagner hastig herunterstürzte. „Hier liegen wenigstens zwanzigtausend Dollars. Setzen Sie — verdoppeln Sie Ihren Point."

„Das Glück hat schon zu lange gewährt, es muß doch einmal umschlagen," sagte der Prinz, „ich setze dreitausend Dollar auf mein Ehrenwort!"

„Ein Blick des Doktors, welchen Booth unbemerkt auffing, belehrte ihn, das Ehrenwort des Persers anzunehmen und den Einsatz gelten zu lassen.

„Gut, Hoheit, es gilt, wohin setzen Sie die Summe?" fragte Booth, sein Auge fragend auf den Perser richtend, welcher mit gleichgültiger Miene enorme Beträge verloren hatte.

„Auf das Aß!" erwiderte der Prinz, mit dem Finger die Karte bezeichnend.

Die Hand des Bankhalters zitterte, ein leises, unhörbares Rauschen der Karten erfolgte und Booth schlug ein Aß und eine Sieben um. Der Perser hatte verloren.

„Ich fürchte mich wahrlich noch eine Karte zu besetzen," sagte ein reicher Länderspekulant, „denn dieses Glück ist förmlich unverschämt."

„Dieses Mal muß der Banquier verlieren!" rief der Capitain eines mächtigen englischen Dampfers, wobei er tausend Pfund auf den König setzte.

„Ich spiele quitte ou double auf das Aß," sagte der Perser.

„Entschuldigen Sie, meine Herren," entgegnete Booth, „wenn Sie nichts dagegen haben, so will ich die Karten abgeben, denn dieses Glück setzt mich selbst in Verlegenheit."

„Das heißt, Sie wollen Ihren Gewinn einstreichen und sich zurückziehen," sagte der Länderspekulant, „ich setze zweitausend Dollars auf die Sieben, ziehen Sie ab!"

„Gut!" rief der Schauspieler, „ich nehme alle Points an, setzen Sie so hoch Sie wollen, meine Herren, hier liegt die Deckung. Aber es ist die letzte Taille, ich bin ermüdet, ich mag nicht mehr spielen. Vielleicht übernimmt einer von den Herren die Bank?"

Das glühende Auge des Marquis ruhte forschend auf der Hand des Banquiers. Er beobachtete jede Bewegung und seine Gedanken

schienen die Karten zu zählen, welche für den Bankhalter pro und contra schlugen.

Der Spekulant sowie der Capitan verloren ihren Einsatz, nur der Perser hatte noch zu hoffen, da ertönte plötzlich die Stimme des Banquiers:

„Ass perdu!“

Der Prinz war dem Schauspieler sechstausend Dollar schuldig.

Eben wollte der Banquier die Karten zusammenwerfen, da drang der Ruf:

„Va banque!“ von den Lippen des Marquis und ein elegantes Portefeuille flog auf die Sieben.

„Sollte Ihnen dieser Einsatz nicht zu hoch sein?“ sagte Booth, indem ein leises Zittern seinen Körper bewegte und das Auge forschend auf den Marquis ruhte. „Vielleicht ziehen Sie es vor, weniger zu setzen, da mein Glück heute unwandelbar zu sein scheint?“

„Nein,“ versetzte der Marquis kalt, „es verbleibt bei meinem Ausspruche. — Das Portefeuille enthält hunderttausend Dollars, zählen Sie nach, Sie finden reichliche Deckung.“

Die imponirende Würde des Marquis, seine edle Gestalt und das männliche Aeußere desselben machten einen seltsamen Eindruck auf die Spieler. Mit gespannter Erwartung blickten sie auf die bleichen Züge des Schauspielers, welcher von dem glühenden Auge des Marquis gleichsam im Schach gehalten, es nicht wagte, den Inhalt des Portefeuilles zu untersuchen, oder die Karten für seinen Vortheil vorzubereiten. Leichenblässe bedeckte seine geistreichen Züge, während das schwarze lockige Haar wild um seine hohe Stirn fiel, worauf der kalte Schweiß perlte. Seine grauen, stechenden Augen funkelten im wilden Feuer und schienen gleichsam den Marquis zu Boden schmettern zu wollen, wobei sein höchst reizbares Temperament den Moment zu erwarten schien, um die Veranlassung eines Streites — sei es auch bei den Haaren — herbeizuführen. Doch kalt und fest wie Marmor stand der Gigant des neunzehnten Jahrhundert dem nachmaligen Mörder Abraham Lincolns gegenüber und nöthigte ihn durch die Zaubermacht seines ganzen Wesens, das Auge scheu zu senken.

Der Doktor, noch immer leidend genug, um sich vom Spieltisch fern halten zu müssen, war von der herrschenden Aufregung in den Spielsalon gelockt worden, sein dunkles Auge ruhte fragend auf dem

bleichen Gesicht seines Helfershelfers, aber dasselbe trug zu deutlich den Stempel des Unsicheren und Ungewissen, so daß der Doktor erschreckt zusammenfuhr. Er sah im Geiste den Raub des heutigen, seit langer Zeit einmal wieder ergiebigen Abends mit einem Schlage von der Hand eines Fremden vernichtet.

Doch was half es? Der Bankhalter mußte gehorchen, denn die ganze Existenz des Doktors stand auf dem Spiele, schon flogen drohende Blicke von Seiten der Gesellschaft bald auf das Antlitz Dr. Mudds, bald auf das des Schauspielers, welcher noch immer zauderte, die verhängnißvolle Karte abzuziehen.

Wie gelähmt schienen die sonst so gefügigen Finger, bleischwer hingen die Arme am Leibe herab und keine Muskel schien bewegbar.

„Ziehen Sie endlich ab, mein Herr!“ donnerte plötzlich die Stimme des Marquis und brachte endlich wieder Leben in die von einer seltsamen Erstarrung ergriffenen Gesellschaft.

„Ja, ziehen Sie ab, Master Booth!“ riefen verschiedene drohende Stimmen, welche durch den Reiz der herrschenden Situation auf die Seite des Marquis geführt waren. Denn es liegt in der Natur des Menschen, daß, wenn er im Spiele verloren hat, jede Gelegenheit zu ergreifen sucht, um dem Bankhalter seinen Gewinn streitig zu machen.

Der Schauspieler schlug endlich langsam eine nach der andern der Karten um, wodurch das ängstliche und peinigende Gefühl der Zuschauer noch mehr erhöht wurde.

„Aber etwas schneller, Master Booth!“ rief der persische Prinz, wobei sein fahles Affengesicht im unheimlichen Feuer erglühte. „Einen ordentlichen Galopp . . . die Sache wird langweilig und verloren haben Sie doch.“

„Noch nicht, Hoheit,“ entgegnete der Schauspieler mit einer Stimme, welche das Beben seines Herzens verrieth.

Da plötzlich schlug der Banquier zur linken Hand eine Dame und zu seiner Rechten eine S i e b e n.

„G e w o n n e n!“ ertönte es von allen Lippen, wobei sich die bewundernden Blicke der Spieler auf das kalte, gemessene Wesen des Marquis richteten, welcher mit gleichgültiger Miene den ansehnlichen Gewinn — mindestens vierzigtausend Dollars — einstrich.

Die Sensation war ungeheuer, der jugendliche Bankhalter lehnte verzweifelnd und halb ohnmächtig im Sessel hintenüber, während der

Doktor krampfhaft die Lehne eines Sessels erfaßt hatte, um nicht zu Boden zu sinken. Gleich dem Blicke der giftigen Brillenschlange senkten sich die Augen der Doktorin durchbohrend auf die edlen Züge des Marquis, krampfhaft schlossen und öffneten sich ihre vor innerer Wuth bebenden Lippen, dann ließ sie mit dem Ausdrucke der tiefsten Muthlosigkeit den Kopf auf die Brust sinken.

„Was hilft's?“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Das Loos ist einmal geworfen, die Einlage der Bank — zehntausend Dollars — sind mit dem Gewinne verloren. Welcher böse Geist führte diesen sonderbaren Mann, welcher hunderttausend Dollar mit der Gleichgültigkeit eines Nabobs auf eine Karte setzte in unsere Mitte?“

Von allen Seiten beglückwünschte man den Marquis, welcher diese Huldigungen mit der Miene eines souverainen Fürsten gleichgültig hinnahm, während der unglückliche Bankhalter noch immer rathlos in seinem Sessel saß und starr vor sich hinblickte.

Seine Gage war nur gering und das Spiel seine Hauptbeschäftigung. Es verbesserte zeitweilig seine mißliche Lage, brachte sie aber oft genug wieder in trostlose Zustände, weil seine anderweit gehaltlosen Spekulationen in Oel und Ländereien, dasjenige wieder verschlangen, was er durch Betrug am grünen Tisch gewann. Bei dem Mangel an Ausdauer und Beharrlichkeit, gingen für ihn die schönsten Geisteskräfte und viele der herrlichsten Naturgaben verloren.

Seit einigen Monaten waren gleich dem Doktor Mudd seine letzten Hülfsquellen in den bodenlosen Abgrund der Spekulation gestürzt und er hatte in Gemeinschaft des Doktors an die Stelle der gegenwärtigen Gefahr durch Wechsel und Schuldverschreibungen eine bevorstehende unvermeidliche Katastrophe gesetzt. „Das Wort „morgen“ war aus seinem Wörterbuche gestrichen, denn beide lebten beinahe unbekümmert von einem Tage zum andern, und erhielten sich gleichsam nur durch eine Art Centrifugalkraft über dem Abgrunde schwebend; der geringste Stoß mußte sie hinabstürzen. Der heutige Abend brachte ihnen einen Verlust von zehntausend Dollars, wodurch sie immer mehr an den Abgrund des Verderbens gedrängt wurden.

Booth sah keinen Ausweg mehr, er fühlte gleichsam des Schicksals eherne Füße auf seiner Brust. Das Verhängniß trieb ihn unaufhaltsam auf der Bahn des Lasters und Verbrechens weiter, und führte ihn zu der finstern That, wodurch der Fluch der ganzen ge-

sitteten Welt an seinem Namen haftet. Sein Vater war der ehemalige englische Schauspieler Junius Brutus Booth, mußte seiner Zeit, wegen eines Mordversuches gegen den Schauspieler Wallack aus London, nach Amerika flüchten. Von ihm erbte John Wilkes Booth ein reizbares, von überspannten Ideen geschwängertes Temperament und die Anlagen des Verbrechers.

Zu derselben von uns beschriebenen Stunde saß Mary, geschmückt wie der Engel der Finsterniß, in ihrem Zimmer und lauerte auf den Befehl der Doktorin, welche als kluge und in den Künsten der Liebe erfahrene Frau nur im entscheidenden Augenblicke das schöne Mädchen in's Gefecht gegen die Männerherzen führte — die Salons zu betreten. Ein unheimliches Feuer loderte in der Tiefe ihrer Augen, das knappe, schwarze Gewand hob den Teint ihrer blassen reizenden Züge.

Da öffnete sich plötzlich die Thüre ihres Gemaches und herein trat der Prinz Alemna in Begleitung der Doktorin. Ein jäher Schreck durchzuckte die bebenden Glieder des jungen reizenden Mädchens, doch der giftige, eiskalte Blick aus dem Auge des entsetzlichen Weibes, gab ihr die Gewalt wieder, ihre empörten, nach Rache dürstenden Gefühle zu verbergen und einen Schein des Entgegenkommens der Wünsche des Prinzen an den Tag zu legen.

Dieser schien von der engelgleichen Schönheit des Mädchens wie bezaubert, sprachlos starrten seine von Spiel, Wein und verlangender Liebe verglasten Augen auf die vollendeten Formen und halb entblößten Reize Mary's. Ihr ermunterndes, köstliches Lächeln, der kokette Blick ihrer Augen berückte die Sinne des seiner heißen Gefühle kaum mehr mächtigen Prinzen. Seine abschreckend häßlichen Züge, die fahle Farbe seiner welken Haut und das schwarze, wollige Haar, verbunden mit dem Feuer der schwarzen Augen, ließen ihn wie ein Dämon der Unterwelt erscheinen.

Mary bekämpfte mit eisernem Willen ihre Abneigung und lud die persische Hoheit zum Sitzen an ihrer Seite auf dem weichen Polster der Ottomane durch ein bezauberndes Lächeln ein. Der Prinz nahm freudig Platz, ergriff die zartgeformte Hand des schönen Mädchens, bedeckte sie mit glühenden Küssen und zog sie vor Wonne und Entzücken vergehend, an sein liebedürstendes Herz.

Die Doktorin warf bedeutsame Blicke auf das bleiche Antlitz der schönen Sünderin, welche diese unbemerkt erwiderte, und verließ dann

triumphirend das matterleuchtete Gemach, denn sie glaubte sich am Ziele ihrer Wünsche.

Mit größter Schlauheit hatte sie den Prinzen durch feurigen Wein und vielversprechende Worte zu einem fürstlichen Versprechen auf Ehrenwort — eine bedeutende Summe an sie, für die Unschuld des reinen Mädchens, am andern Tage zu zahlen — verlockt, und frohlockend theilte sie ihrem Manne das Resultat ihres unweiblichen Handels mit, wodurch der Verlust des heutigen Abends weniger fühlbar wurde.

„Gieb nur der Suratt den Auftrag, gehörig Wache zu halten, liebe Doris," sagte Dr. Mudd, „denn mir ahnt ein großes Unglück, eine seltsame Unruhe bemächtigt sich wider Willen meiner Seele. Ich traue dieser glatten Schlange mit dem Lächeln eines Kindes nicht mehr. Haben wir unser Ziel mit ihr erreicht, dann mag sie mit dem Alten in der Feuerkammer den Lohn ihrer räuberischen Absicht — mich tödten zu wollen — ernten. Ihr Schmerzensschrei, vermischt mit dem Geheule des Alten, soll meinem Herzen die Qual vergelten, welche ich durch ihre Hand erduldet habe."

„Ueberlasse mir nur die Rache, lieber Mudd," erwiderte die Doktorin satanisch lächelnd, „ich werde diesen schönen Körper erst zu einem Scheusal stempeln, daß mit Entsetzen die wahnsinnigen Bewohner unserer Zellen zurückweichen sollen."

„Was horchst Du auf unser Gespräch, schwarzer Teufel," donnerte die unterdrückte Stimme des Doktors dem alten Neger entgegen, welcher sich in der Nähe eines Büffets, wo der Doktor mit seiner Frau stand, anscheinend zu schaffen machte. „Mit Dir, elender Schuft, rechne ich noch ab!"

Ein Grinsen, gleich einem unheimlichen Wesen der Finsterniß, glitt unbemerkt über die verwitterten Züge des Negers, während der Blick seines leuchtenden Auges den Grad des Hasses und der Rache verrieth, welcher in seinem Innern tobte.

Mit gebeugtem Rücken verschwand er geräuschlos in den Nebensaal, gleichsam wie der auf Beute schleichende Panther, während seine zuckende Lippe eine fürchterliche Verwünschung, nach der Weise seines Heimathslandes, murmelte, welche das Ohr eines Europäers mit Entsetzen erfüllen würde.

Werfen wir noch einen Blick in das Gemach Mary's, um die unheimliche Scene zu beobachten, welche sich dort ereignet.

„Tadeln Sie nicht meine heiße Ungeduld, theuerste Miß!“ rief der Prinz im gebrochenen Englisch, indem er wiederholt die eisige Hand des armen Mädchens an seine Lippen drückte, „tadeln Sie mich nicht, daß ich mich Ihnen nähere, um von Ihren Lippen die Bestätigung meines Glückes — daß Sie mich lieben — zu hören. Die Frau Doktorin Mudd sagte mir, daß Sie unter gewissen Umständen geneigt wären, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen und kaum konnte ich meine Ungeduld bis zu dieser Stunde zügeln.“

„Auch ich bin von jenem entarteten Weibe benachrichtigt worden,“ versetzte Mary plötzlich mit einem ganz veränderten Wesen, ihm ihre Hand entziehend, „daß sie mit Ihnen, mein Prinz, überein gekommen ist, meine Unschuld für einen möglichst hohen Preis in unweiblicher Weise — gleich einer gemeinen Kupplerin, zu verschachern. — Sie sehen mich verwundert an, Hoheit,“ fügte sie höhnend hinzu, „denn Sie glaubten in mir ein willfähriges Wesen zu finden, welches auf die Stufe derjenigen Sünde angelangt ist, welche nur in der Brust eines verkommenen Weibes wohnen kann. Absichtlich bin ich in die Wünsche der Doktorin Mudd eingegangen und habe darin gewilligt, Sie, mein Prinz, auf meinem Zimmer zu empfangen, doch keineswegs in der Absicht, mich zu einer gemeinen Buhlerin herabzuwürdigen, sondern um Ihnen zu sagen, daß mich Ihre Huldigungen, die jeder ehrbaren Absicht entbehren, tief beleidigen, und daß ich meine jungfräuliche Würde bis zum letzten Athemzuge meines Lebens zu bewahren wissen werde.“

Das von Wein und den Leidenschaften des Spiels und der Liebe aschgrauschimmernde Gesicht des Prinzen verlängerte sich in komischer Weise bei dieser unerwarteten Eröffnung. Einige Sekunden vergingen im wortlosen Staunen, denn er war auf diesen plötzlichen Umschwung der Dinge durchaus nicht vorbereitet. Das frühere entgegenkommende Wesen des jungen Mädchens, sowie die vielversprechenden Worte des überlisteten Weibes hatten ihn an das Ziel seiner Wünsche glauben lassen.

„Es ist wahr, Miß Mary — ich räume es ein — es ist ein grober Fehler begangen worden,“ stotterte er endlich, „man hat Unrecht gethan, Ihnen von Absichten Mittheilungen zu machen, die mir ganz fremd sind, wenngleich ich behaupten darf, daß mir von gewisser Seite Zusicherungen gemacht worden sind, welche mein ungestüm pochendes Herz in einen Taumel von Entzücken versetzt haben. — Ich liebe Sie,

Mary!" fügte er leidenschaftlich hinzu und versuchte die Hand des jungen Mädchens zu ergreifen, was ihm aber mißlang. „Und bin gern bereit, jedes Opfer zu bringen, um Ihre Gegenliebe zu gewinnen. Verzeihen Sie, wenn meine Leidenschaft den langsamen Weg gewöhnlicher Bewerbung verschmäht und nehmen Sie an, daß mein einziger Gedanke der ist, Sie so bald als möglich die Meine nennen zu dürfen, doch nur in ehrbarer und mit Ihrer Denkart übereinstimmender Weise. Ich bin bereit, Ihnen meine Hand vor dem Altar zu reichen.

Lauernd blickte der erfahrene Wollüstling auf das Opfer seiner unlauteren Absichten, um die Wirkung zu erspähen, welche seine Worte auf das Gemüth Mary's hervorbrachten. Doch diese schien die nackte Wahrheit seiner eigentlichen Absichten wohl zu erkennen.

„Zu einer Verbindung, wie Sie, mein Prinz, mit mir einzugehen wünschen," sagte Mary gemessen, „ist gegenseitige Zuneigung und gleicher Rang das erste Erforderniß. Von dieser Zuneigung fühle ich aber nicht die geringste Anwandlung in meinem Innern gegen Sie, hingegen erfüllt mich die Vorstellung, in Ihnen, Hoheit, meinen künftigen Gemahl zu erblicken, mit Abscheu und Schaudern, folglich fühlen Sie selbst, mein Prinz, daß weder Sie noch ich jemals in diesem Falle eine Spur von Glückseligkeit oder auch nur Behaglichkeit empfinden würden, selbst wenn kein Standesunterschied zwischen uns vorläge."

„Sie wählen Ihre Worte in keiner liebreichen Weise, theure Mary," erwiderte der Prinz empfindlich, ohne sich jedoch aus seiner Fassung herausbringen zu lassen, „doch steht es Ihrer weiblichen Zurückhaltung wohl an, eine Abneigung vor einer Ehe, selbst mit einem Manne, der Ihnen Rang und Reichthum bietet, und dessen höchstes Bestreben darauf beruhen wird, Ihr Dasein mit allen Freuden auszuschmücken, welche Ihre kühnsten Wünsche sich aus dem Schooße der Zukunft hervorzaubern mögen, zu äußern."

„Ich spreche nicht von einer Abneigung vor den Fesseln der Ehe," versetzte Mary, deren bleiche Wangen eine augenblickliche Röthe überflog, „sondern von der Abneigung gegen Ihre Person, Hoheit, denn Sie sind gerade der Mann, vor dem ich am weitesten fliehen möchte auf dieser Erde, und würde ich selbst Kerker und Tod vorziehen, ehe ich Ihnen zum Altar folgte."

„Ihre Worte kommen nicht vom Herzen, reizende Mary," sagte der Prinz lachend, wobei er seinen Arm um die schlanke Taille des

leidenschaftslos dastehenden Mädchens legen wollte. „Ich lasse mich davon nicht einschüchtern.“

„Zurück, Verwegener!“ rief Mary empört. „Ich spreche in so klaren und bestimmten Worten von meinem offenbaren Widerwillen gegen Ihre Person, daß ein Mann von Ehre sich bei dieser Abfertigung bestimmt zurückziehen würde, doch Ihr abgestumpftes Herz vermag Worte eines ehrbaren, entrüsteten Herzens nicht gebührend zu würdigen. Halten Sie mich wirklich für so thöricht, an die Worte Ihres Antrages zu glauben? — Ihre früheren, mein weibliches Gefühl verletzenden Worte, welche die niedrige Absicht Ihrer Brust genugsam erkennen ließen, haben mir den natürlichen Abscheu gegen Sie eingeflößt, welchen ich Ihnen in dieser Stunde so offenkundig zur Schau stelle. — Blicken Sie in mein Antlitz,“ fügte sie drohend hinzu, „betrachten Sie die Erschlaffung meiner Züge, das Zittern meiner Glieder und die Spuren vieler Thränen, welche sich verderbend in mein Gesicht eingegraben und mein Herz zur wildesten Verzweiflung getrieben haben. Dies Alles sind Folgen der entsetzlichen Handlungen, welche dieses fluchwürdige Ehepaar und Sie, mein Prinz, mit Ihren niedrigen Verfolgungen über mich gebracht haben. — Ich glaube Ihnen genugsam erkennen gegeben zu haben, wie sehr mich Ihre Absichten beleidigen und wie sehr ich in meiner gekränkten weiblichen Würde an Ihre Ehrenhaftigkeit als Mann und Cavalier appellire. Vielleicht schlummert in Ihrer Brust noch ein Funken der reinsten Nächstenliebe, welcher, geweckt zur That, bereit ist, ein zertretenes Menschenherz aus den Fesseln einer finsteren Barbarei zu befreien.“

Mary hielt ein, sie blickte gespannt auf die häßlichen Züge des vom Schicksal so hochgestellten Mannes, um zu erspähen, ob die Natur in ihrem unerforschlich göttlichen Walten eine schöne Seele in die häßliche Hülle dieses Mannes gepflanzt hatte, doch Körper und Seele waren von dem Schöpfer der Welten gleich geformt.

„Diese interessante Bläffe, diese rührende Schwäche, dieses von Thränen umflorte Auge,“ entgegnete der Prinz leidenschaftlich, indem sein dunkles Auge in verzehrender Gluth unheimlich loderte, „kleiden Sie, theure Mary, ebenso reizend, als die vollste Blüthe der Gesundheit und des Frohsinns. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß Sie mir in jedem Zustande und in jeder Umgebung gleich liebenswürdig erscheinen, und daß ich sehr gern bereit bin, mit

jedem Opfer zu helfen, wenn Sie sich entschließen können, mir den Lohn meiner Hülfe, wenn auch in entfernten Umrissen zu zeigen."

„Es ist genug, Unverschämter!" rief Mary aufspringend und seinen Arm heftig von sich schleudernd, unfähig, ihren Zorn bei der grenzenlosen Beharrlichkeit des Ehrlosen länger zu verbergen, „zu lange habe ich Ihre schamlose Dreistigkeit erduldet. Hören Sie mein letztes Wort, welches alles Uebrige in sich faßt. Ich verabscheue Sie und dieses kupplerische Ehepaar, und werde eher den Tod als die Schande vorziehen. Gehen Sie jetzt, Hoheit, und erzählen Sie dem Weibe von dem hier Vorgefallenen — ich hoffe Sie nie wiederzusehen," fügte sie halblaut hinzu, indem das Auge einen schmerzlichen Ausdruck annahm.

„Ich hoffe nach wenigen Tagen das Gegentheil aus Ihrem rosigen Munde zu vernehmen, reizende Spröde," erwiderte der Prinz, seinen Aerger unter einem sarkastischen Lächeln verbergend, „da Mrs. Mudd versichert hat, daß sie Mittel genug besitzt, Ihr eigensinniges Herz meinen Wünschen geneigter zu machen und daß ich kein Mittel heute unversucht lassen soll, Ihren Starrsinn zu brechen. Ich lege Ihnen deshalb, theure Mary, ungeachtet Ihrer harten Worte, meine Huldigungen wiederholt zu Füßen, und werde dieses Gemach nicht eher verlassen, als bis Sie mir die Versicherung gegeben haben werden, daß ich auf Erhörung meiner Wünsche rechnen darf, wofür ich jede Summe zu zahlen bereit bin. Sie werden bestimmt die kleine Scheu überwinden, welche Sie abhält, mich als Ihren Geliebten öffentlich zu bezeichnen."

„Ich kann Ihnen, Hoheit, den Aufenthalt in meinem Zimmer leider nicht verwehren," sagte Mary mit tonloser Stimme, „ich kann aber Mittel und Wege ergreifen," fügte sie drohend hinzu, „mich vor Ihrer Bosheit und Zudringlichkeit zu schützen, denn . . ."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Gemaches und die Doktorin mit der Suratt, welche Wein und feine Backwaaren auf einem silbernen Präsentirbrette trug, betraten das Zimmer.

„Kommen Sie, Mrs. Mudd!" rief der Prinz erfreut, die würdige Bundesgenossin seiner schändlichen Absichten zu sehen, „kommen Sie und helfen Sie mir das Herz dieser eigensinnigen Spröden zu besiegen, welche meine heißen Gefühle statt mit hingebender Liebe mit harten, beleidigenden Worten belohnt."

Das entartete Weib glaubte kaum ihren Ohren trauen zu dürfen, denn sie glaubte den Prinz schon längst am Ziel seiner Wünsche angelangt.

„Was — was," stotterte sie vor Wuth bebend und vernichtende Blicke auf das arme Mädchen werfend. „Die Elende hat es gewagt uns Alle mit Zusicherungen der vollsten Erfüllung unserer Wünsche in böswilliger Absicht zu täuschen? — O, warte nur, erbärmliche Tugendheldin! die Feuerkammer soll die Eisrinde Deines verstockten Herzens schon zerschmelzen und das verrückte Gehirn des Alten zu einer Mumie austrocknen. — Fürchte meine Rache!"

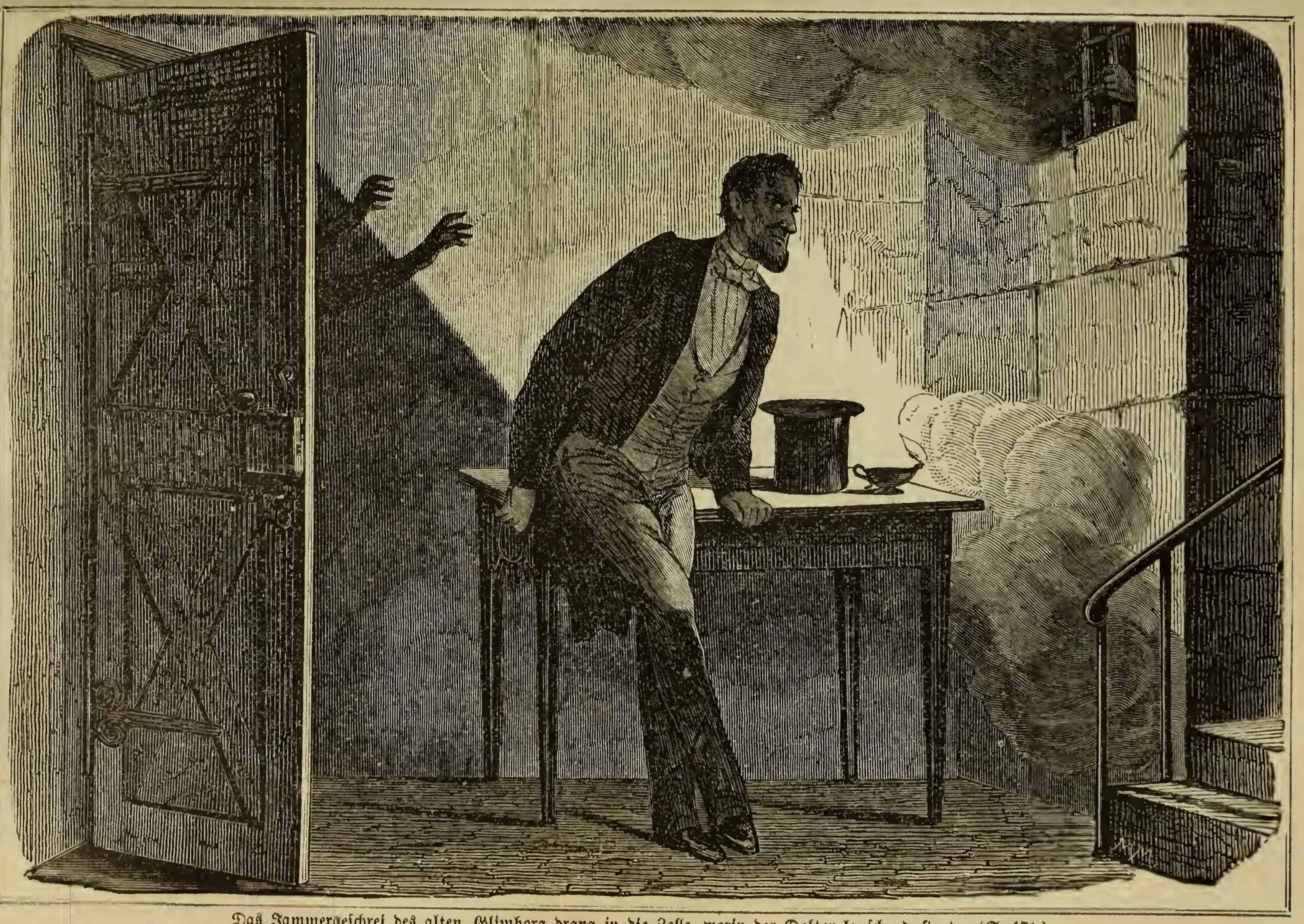
„Ich fürchte die Rache und Bosheit der Teufel in Menschengestalt nicht mehr," erwiderte Mary im eisigen Tone, „denn ich habe mit dem Leben abgeschlossen und das Schicksal meines armen Vaters dem ewigen Vergelter anheim gestellt. Sein Wille geschehe."

„Was fragt der Teufel nach dem Leben eines solchen elenden Geschöpfes, welches die Wohlthaten mildthätiger Herzen frech mit Füßen tritt!" rief die Doktorin mit erhobenem Arme, gleichsam als wollte sie dem Mädchen einen Schlag versetzen, doch Mary trat einen Schritt zurück und wurde purpurroth. Eine Königin hätte sie um die Geberde beneiden können, mit welcher sie auf den rohen Angriff des frechen Weibes antwortete. Es lag in dieser Bewegung ein so würdevoller Stolz einer vernichtenden Hoheit, daß die Doktorin mit offenem Munde stehen blieb und vor Erstaunen nicht ein Wort weiter hervorzubringen vermochte.

Selbst der Prinz war von dem entschlossenen Wesen des jungen Mädchens wie verwandelt, sein liebedurstendes Herz erstarrte unter der Gluth seiner heißen Gefühle, denn es erkannte vielleicht die Annäherung des Todes, welcher in dieser entsetzlichen Stunde geisterhaft durch das kleine Gemach huschte und mit seinem grinsenden Schädel die Opfer betrachtete, welche als seine Beute ihm in nicht zu ferner Zeit angehören sollten.

„Bleiben Sie hier, Frau Suratt," sagte endlich die Doktorin, „und bringen Sie diese Bettlerin zu ihrer Pflicht zurück. Morgen werden wir Abrechnung halten."

Mit diesen Worten verließ die vor Wuth und Rache tobende Megäre das Gemach, während die Wärterin einige Gläser mit feurigem Champagner füllte.



Das Jammergeschrei des alten Glimborg drang in die Zelle, worin der Doktor lauschend stand. (S. 171.)

In der steifgestärkten Haube, dem dunkelfarbigen Kleide — in dem zierlichen, ruhigen Wesen und einer gewissen frommen Schüchternheit, lag beim ersten Anblicke dieser Frau etwas, was dem oberflächlichen Beobachter einen guten Begriff von ihr beibrachte und ihm Vertrauen zu diesen beharrlichen, guten Eigenschaften einflößte, die wir bei einer zuverlässigen Krankenpflegerin suchen. Bei genauerer Prüfung würde ein erfahrener Menschenkenner jedoch viel gefunden haben, was seine ersten Wahrnehmungen durchaus gestört hätte. Die außerordentliche Niedrigkeit der Stirn, über welche ein dünnes, blondes Haar gescheitelt lag, die harte Strenge ihrer blassen, schmalen, fest zusammengekniffenen Lippen — selbst eine gewisse stumpfe Grausamkeit in den starren, kalten blauen Augen würden ein unbehagliches Gefühl, fast mit einem Anflug von Furcht erregt haben.

„Trinken Sie, Miß Mary," sagte die Wärterin, mit einem sardonischen Lächeln dem jungen Mädchen ein Glas Wein darreichend. „Der Champagner ist der Wein der Liebe, er verscheucht allen Kummer und erfreut des Menschen Herz."

„Ich danke Ihnen, Frau Suratt," entgegnete Mary, einen forschenden Blick auf das Glas werfend, „augenblicklich mag ich nicht trinken, ein Glas frisches Wasser wäre mir erwünschter."

„Das will ich Ihnen gern beschaffen," versetzte das Weib hastig, indem sie das Zimmer verließ.

Kaum war dies geschehen, als Mary das für sie bestimmte Glas mit Wein ergriff, daran anscheinend nippte und es dann dem Prinzen Alemna mit den Worten reichte:

„Hegen Sie keinen Groll gegen mich, Hoheit, und verzeihen Sie meinem ungestümen Wesen, welches Ihre Gefühle in so harter Weise verletzt hat."

Der Prinz ergriff freudig das Glas, leerte es bis zur Hälfte und sagte:

„Wie kann ich einem so reizenden Wesen zürnen. Meine heiße, innige Liebe wird Ihr kaltes Herz doch zuletzt erwärmen und wenigstens ein Gefühl der Zuneigung wachrufen. Gestatten Sie mir, theure Mary, Ihnen in aller ehrerbietigen Weise meine Huldigungen fernerhin darbringen zu dürfen und nehmen Sie diesen Ring von mir zum Zeichen an, daß auch Sie keinen Groll in Ihrer Brust gegen mich hegen."

„Gern will ich Ihnen vergeben, was Sie Bitteres mir bereitet haben," erwiderte Mary, schmerzlich vor sich hinstarrend, „doch verzeihen Sie, Hoheit, wenn ich Ihr Geschenk zurückweise."

In diesem Augenblicke trat die Wärterin mit einem großen Glase voll Wasser in das Gemach und unterbrach das Gespräch.

„Hier haben Sie klares, frisches Wasser, Miß Mary," sagte die Suratt, indem sie das Glas auf den Tisch stellte. „Trinken Sie, Wasser bleibt doch das edelste Getränk."

„Ich habe meinen Durst bereits durch ein Glas Wein gestillt," entgegnete Mary ausweichend. „Vielleicht haben Hoheit Bedürfniß nach Wasser?"

„Wenn Misses mir gestatten, trinke ich sehr gern ein Glas kühlendes Wasser," erwiderte der Prinz seltsam erregt. „Das Blut jagt stürmisch durch die Adern und drängt mit ungestümer Macht nach dem Kopfe."

Die Wärterin ergriff schnell das Glas, um es anscheinend dem Prinzen zu überreichen. Doch geschah es nun absichtlich oder durch Unachtsamkeit, genug, sie ließ das Glas zu Boden fallen, daß es zerbrach und die Dielen mit Wasser befeuchtete.

„Verzeihen Sie, Hoheit, meine Ungeschicklichkeit," sagte das Weib anscheinend erschreckt. „Ich werde ein anderes Glas mit Wasser herbeiholen."

„Bleiben Sie nur," entgegnete der Prinz mit matter Stimme, „und reichen Sie mir ein Glas Wein."

Die Wärterin wollte den Befehl des Prinzen befolgen, doch Mary kam ihr zuvor. Sie füllte zwei Gläser, reichte eines davon dem Prinzen und gab der Suratt das andere, indem sie die Letztere nöthigte aus dem Glase zu trinken, welches der Prinz zuvor nicht ganz geleert hatte.

Zaudernd ergriff diese das Glas, doch ein forschender Blick des Mädchens, in welchem sich ein Anflug von Mißtrauen spiegelte, zwang sie dasselbe zu leeren.

Der Prinz war inzwischen vergebens bemüht, gegen eine stumpfe Schlafsucht, die sich seiner seltsamer Weise bemächtigte, anzukämpfen. In wenigen Minuten lag er in den Banden eines unnatürlichen Schlafes.

Aber auch der Wärterin schien es nicht besser zu ergehen, auch ihre Sinne wurden von dem Genusse des unzweifelhaft verfälschten Weines in die ehernen Banden des Schlafes geschlagen. Taumelnd erreichte sie das Lager Mary's und leise, gleichmäßige Athemzüge bekundeten bald darauf, daß sie in den Armen Morpheus' lag.

Die Salons des Dr. Mudd waren dunkel und einsam. Die Gesellschaft war fort und die Lichter alle ausgelöscht, bis auf die des

nächtlichen Himmels, welche still und hell durch die geöffneten Fenster drangen.

Das würdige Ehepaar hatte sich zur Ruhe begeben, wohl wissend, das ihre Interessen durch die bewährte Wärterin Suratt nach Kräften gewahrt wurden. Sie konnten nicht annehmen noch fürchten, daß Mary mit ihrem kindlich frommen Sinn ihre Pläne durchschaut und durch ein geschicktes Manöver die Gefahr beseitigt hatte, welche ihrer Tugend drohte.

Die Strahlen des bleichen Mondes fielen matt und gespensterhaft in das kleine Gemach des armen Mädchens, gleichsam als ob sie durch das grellere Licht auf dem Tische verscheucht würden. Mary saß an diesem Tische; ihre Stirn auf die eine Hand gestützt, in der andern hielt sie eine Rose. — Ein Liebeszeichen des Prinzen Alemna. — Bebt nicht zurück, ihr Strahlen, in euch liegt etwas, das mit der Liebe verwandt ist. Aber seht, die Hand faßt die Blume krampfhaft, — sie birgt sie nicht im Busen — sie drückt sie nicht an die rosige Lippe — sie wirft sie mit Abscheu und Ekel heftig bei Seite.

„Die Stunde der Vergeltung ist da und ich wage sie nicht zu benutzen,“ murmelte Mary leise vor sich hin. „Wo ist der feste Muth meiner Seele, wo die Entschlossenheit meines Charakters geblieben? Weshalb zaudere ich das Werk der Rache zu vollbringen und den Erdball zu reinigen von einem Menschenpaar, welches das Eden Gottes zur Werkstatt des Verbrechens erniedrigt und meine reinen Gefühle mit teuflischen Plänen vergiftet hat?“

Plötzlich nahmen ihre reizenden Züge die finstere Entschlossenheit wieder an, welche wir vor weniger Zeit an ihr genugsam erkannt haben.

Sie erhob sich von ihrem Platze und ging im Zimmer auf und ab, jedes Mal, wenn sie an eine gewisse Nische kam, welche sich in der einen Ecke des Gemaches von einem grünen Vorhange verborgen befand, blieb sie stehen und kehrte dann unschlüssig wieder um. Was giebt es Heimliches in dieser Nische, wovor das kindliche Herz dieses Mädchens in der stillen Stunde der Nacht schaudert? — Nur Bücher standen wohlgeordnet auf schmalen Brettern dahinter. Was können Bücher bei Deinem von Rache erfüllten Gemüth in dieser unheimlichen Situation Dich lehren, bleiches Mädchen? — Doch der Schritt wird fester, sie wendet sich um, bleibt entschlossen vor der Nische stehen. Die zarte Hand, welche die Blume der Liebe mit Entsetzen von sich warf, zieht den Vorhang zurück, ergreift nach hastigem Suchen ein

Buch und setzt sich mit diesem wieder an den Tisch, worauf das Licht düster brannte.

Seht, ihr Strahlen, was für ein Buch es ist? — Mond und Sternenlicht, ihr liebt, was junge Mädchen in der Einsamkeit der Nacht beim Schimmer der traulichen Lampe lesen.

Es war kein Liebesroman, keine Worte, welche das Herz mit Wonne und Entzücken erfüllen und das Blut verlangend, heftiger durch die erregten Pulse treiben.

Was hast Du, junges Mädchen, bei Deiner kräftigen Gesundheit und der Frische Deiner Jahre mit der Wissenschaft des Arztes, mit Anzeichen und Symptomen und Krankheiten zu schaffen. Weshalb forschst Du so emsig nach den Wirkungen der verschiedenen Gifte, von welchen das unheimliche Buch spricht.

Endlich schien sie gefunden zu haben, was ihr brennendes Auge emsig suchte. Lange blieb der Blick auf der Ueberschrift des Kapitels haften. Lesen wir diese:

„Philosophische und chemische Untersuchung der Beschaffenheit und Bestandtheile der zwischen dem 15. und 16. Jahrhunderte in Gebrauch gewesenen Gifte."

lautete die Aufschrift. Dieses Buch gehörte dem Dr. Mudd.

Verschiedene Gifte waren speciell mit Nummern versehen, gleichsam um sie schneller aus dem Arsenal des Todes aufzufinden.

Krampfhaft drückte Mary die Hand auf das ungestüm pochende Herz, erhob sich und warf das Buch hastig in die finstere Ecke der Nische zurück. Wilde Entschlossenheit leuchtete aus ihren blitzenden Augen und jeder Zug in ihrem bleichen Antlitz verrieth starre Willenskraft.

Verbirg dich in die Wolken, o Mond! — Bebt zurück ihr leuchtenden Sterne! Strömt nicht euer heiliges, reines, Angst und Schmerzen stillendes, Licht auf das Gesicht dieses Mädchens herab, welches bleiche Mordgedanken durchzucken.

Vorsichtig lauschend, bog sich Mary über den Körper der schlafenden Wärterin, mit ruhiger Hand löste sie von ihrem Gürtel ein Schlüsselbund und verließ festen Schrittes das Gemach.

Mit stockendem Athem huschte sie den finstern Gang entlang und blieb vor der geheimen Thür, welche in das Arbeitszimmer des Doktors führte, lauschend stehen. Alles war still und öde, kein Laut unterbrach das Schweigen der Nacht. Leise probirte Mary im Schlosse die verschiedenen Schlüssel, welche an einem Stahlringe lose hingen; anfangs wollte keiner von ihnen passen, endlich gab aber der Riegel nach,

die Thür öffnete sich geräuschlos und das junge Mädchen betrat mit unhörbaren Schritten das finstere Gemach. Lauschend blieb sie einen Augenblick stehen und athmete laut, gleichsam als wollte sie ihrer beängstigten Brust Luft und Muth zuführen. Dann aber schritt sie auf ein in der Ecke stehendes Büreau zu, öffnete dasselbe mit einem kleinen seltsam geformten Schlüssel, welchen sie aus ihrem Busen zog und langte ein Kästchen von Metall hervor, welches sie mittelst eines Druckes auf eine verborgene Feder öffnete.

In diesem Kasten bewahrte der Tod seine verborgenen Schätze. Als sie nach den Ingredienzen suchte, die ihr finsterer Sinn aus dem Buche des Entsetzens im Voraus gewählt, fiel etwas Schwereres als die kleinen Packete, die sie hastig durcheinander warf, mit leisem, hohlem Geräusch auf den Boden des metallenen Kästchens. Sie fuhr bei dem Geräusch mächtig zusammen, lächelte aber dann verächtlich über ihre augenblickliche Furcht und nahm den Gegenstand hervor, welcher das unheimliche Geräusch veranlaßt. Es war ein einfacher Ring, gleich denen, deren man sich im Mittelalter zum Siegeln bediente, mit einem großen Opal in der Mitte. Welches Geheimniß konnte dieser Ring mit seinen entsetzlichen Gefährten im Zeughause des Todes gemein haben? — Mary schien dieses Geheimniß aus dem Buche der Gifte erkannt zu haben, denn sie nahm triumphirend den Ring und ließ durch den Druck ihrer Hand eine verborgene Feder springen, wodurch eine mit Widerhaken versehene Spitze hervortrat, welche in ein tödtlicheres Gift getaucht war, als die Indianer aus der Drüse der Cobra Capella destilliren — ein Gift, für welches kein Gegenmittel bekannt ist, welches keine Wissenschaft entdecken kann. Es verdirbt die ganze Masse des Blutes — es steigt in Wahnsinn und Feuer bis in's Gehirn hinauf — es reißt die Seele in Krämpfen und furchtbaren Zuckungen vom Körper. Aber wollte man auch den von diesem Gifte getödteten Menschen noch so genau von Fachmännern und Autoritäten der medizinischen Wissenschaft untersuchen lassen, vergeblich würden sie Wirkungen und Ursachen seines Todes der Wahrheit gemäß entdecken.

Als Mary diesen Ring genauer betrachtete und das Geheimniß seines Gebrauchs enthüllte, da verbreitete sich ein wohlgefälliger Ausdruck über ihr bleiches Gesicht. Sie fühlte sich durch den Besitz desselben gleichsam ihren Peinigern überlegen. Die Schlüssel der Suratt, sowie dieser unheimliche Ring in ihrer Hand waren allerdings Waffen genug, um an die Henker ihres gemarterten alten Vaters und ihrer

eigenen Person fürchterliche Rache zu nehmen und den Urheber ihrer Tage aus dem entsetzlichen Kerker zu befreien.

Fast mit kundiger Hand wählte sie aus den vielen kleinen numerirten Packeten eines heraus, steckte den Ring an den Zeigefinger ihrer rechten Hand und schloß das Kästchen wieder, welches bald darauf ruhig seinen Platz in dem Schreibbüreau des Doktors einnahm. Keine Spur verrieth, daß die zarte, weiche Hand des Weibes das fürchterliche Arsenal des Todes durchwühlt hatte.

Wenige Minuten später und das düstere Licht, welches sich vom Himmel, an welchem der von Wolken verdeckte Mond stand, herab durch das Fenster in das Schlafzimmer des verbrecherischen Ehepaares fiel, ruhete auf einer formlosen, vom Kopfe bis zum Fuße schwarz verhüllten Gestalt — einer Gestalt, die so dunkel und in ihrem Umrisse nach unerkennbar, die so der Farbe nach mit der Dunkelheit eins und dasselbe, und in ihren Bewegungen so schnell und geräuschlos war, daß wenn Du, lieber Leser, plötzlich aus dem Schlafe aufgefahren wärest und sie in Deinem Zimmer gesehen hättest, geglaubt haben würdest, Deine Phantasie habe Dich bethört.

Die Hand dieses unheimlichen Wesens berührte vorsichtig den Pfropfen der Wasserkaraffe, schüttete den Inhalt eines Papiers in das Wasser und verschwand gleichsam wie eine Wolke, wie ein Gedanke, wie ein böses Omen.

Plötzlich ließ sich in der tiefen mitternächtlichen Stille ein seltsames, entsetzliches Getöse vernehmen, es glich dem Heulen der wilden Bestien des Urwaldes — dem Rollen der tobenden See — dem Pfeifen der entfesselten Orkane — dem heiseren Lachen der vom Wahnsinn umfangenen Menschen. Unheimliche, halbbekleidete und zu Skeletten abgemagerte Gestalten huschten in hastigen Sätzen durch die Finsterniß, gleichsam getrieben von der Geißel eines Dämons der Unterwelt.

Der Doktor fuhr aus dem Schlafe entsetzt empor. Was war geschehen? Die finsteren und fest verschlossenen Zellen der Irren und Wahnsinnigen schienen ihre Bewohner entlassen zu haben. Das Geheul dieser Wesen — gleichsam einer andern Welt angehörend, ging in ein erschrecktes, zorniges, laut gellendes Geschrei über, während ein Wesen, unheimlicher wie die anderen, eine Peitsche mit kräftiger Hand schwang und sie mit donnernder Stimme, gleichsam wie Satanas die Furien der Hölle, antrieb.

Fast halbnackt sprang die Docktor aus dem Bett, während seine Ehehälfte sich furchtsam unter die warme Decke verkroch, ergriff einen auf seinem Nachttisch liegenden sechsläufigen Revolver, feuerte die Ladung mitten unter die tobenden Gestalten und spannte hastig den

Hahn zu einem neuen Schuß. Ein fürchterliches Geheul erfüllte das Ohr der Doktorin mit Entsetzen.

Durch das Blitzen des Pulvers wurde das Gemach auf wenige Sekunden erhellt, jedoch war es hinreichend, um den armen — von dem Neger Tom befreiten und zur Rache mit der Peitsche angetriebenen wahnsinnigen Kreaturen, ihren Peiniger — den Dr. Mudd erkennen zu lassen. Gleich den hungrigen Raubthieren des Waldes warfen sich die von ihren Fesseln befreiten unglücklichen Wesen — welche nur dem Worte nach auf den Namen Mensch Anspruch machen konnten, auf den Doktor, doch ein zweiter — dritter und fernerer Schuß — welcher jedesmal ein Menschenleben kostete, scheuchte die entfesselten Furien — welche von ihrer unverhofften Freiheit den richtigen Gebrauch nicht zu machen wußten — energisch zurück.

Aber der Augenblick war nicht mehr fern, wo die Läufe des Revolvers ihre Thätigkeit versagen mußten, weil dem Doktor nicht die Zeit gegönnt war, sie mit neuer Ladung zu versehen. Mit wüthendem Geschrei und heftigen Peitschenhieben hetzte der Rache schnaubende Neger die von den Banden des Wahnsinns umfangenen, unglücklichen Wesen auf den Dr. Mudd, da plötzlich krachte der letzte Schuß durch das von Pulverdampf erfüllte Gemach und in seinem Blute schwimmend lag Tom, der alte Neger, am Boden neben den seiner Rachsucht geopferten armen wahnsinnigen Wesen.

Entsetzlich war das Getöse, welches durch das ganze Gebäude ertönte und vergeblich die hartnäckige Vertheidigung des Doktors gegen die immer kühner herandringenden unheimlichen Gestalten. Gefaßt, gestoßen, gezerrt von einem zum andern, flog der Unglückliche, aus vielen Biß- und anderen Wunden blutend, wie ein Spielball durch das Gemach, bis er mit seinen Peinigern, einer Horde wilder Thiere gleich, leblos zu Boden sank.

Vor Angst und Schmerz fast vergehend und wie im Schweiß gebadet, wagte die Doktorin nicht in dem Augenblicke der Gefahr ihrem Gatten zu Hülfe zu eilen, da sie mit Recht fürchtete, daß auch ihr Leben in den Händen der bis zur höchsten Wuth gereizten Furien verloren sei. Feigheit und die Liebe zum Leben hielten sie still im Bett unter der schützenden Decke, nur dann und wann einen verstohlenen Blick auf die wirre, formlose Masse der am Boden wie hungrige Hyänen um ihre Beute kämpfenden Gestalten, welche sich untereinander mit Händen und Zähnen zu zerfleischen schienen, werfend.

Gerade in diesem Augenblicke schaute sie vorsichtig unter der Decke hervor, da glitt aus der Fensternische ein unheimlicher, dunkler Schat-

ten hervor und schwebte dicht an den Kämpfenden vorbei, gleichsam geisterhaft der Thür zu. Doch die unheimliche Gestalt schien nicht den geheimnißvollen Bewohnern einer andern Welt anzugehören, denn noch hatte sie nicht die Schwelle der nach dem Arbeitszimmer des Doktor Mudd führenden Thür erreicht, als ihr Fuß plötzlich stockte. Die Hand eines der Wahnsinnigen hatte den Saum ihres dunklen Gewandes ergriffen und drohte mit seltsamer Kraft sie zu Boden zu ziehen. Mit einem einzigen Blicke überschaute Mary — denn sie war es — die schreckliche Gefahr, welche sie erwartete. Ihr ganzer Muth — ihre ganze Besinnung, von der schrecklichen Scene erschüttert, kehrte zurück. Mit der Heftigkeit, doch mehr der Furcht als des Muthes, schlug sie auf den Körper des Unglücklichen und erhob ihren Fuß zu einem kräftigen Stoße. Doch die hemmende Hand ließ nicht los. Sie bemühte sich aus allen Kräften ihn von sich zu schütteln und als dies nicht gelingen wollte, die Gefahr aber von Minute zu Minute stieg, indem die Hand des Wahnsinnigen schon das zartgeformte Bein des geängstigten Mädchens ergriffen hatte, da nahmen ihre sonst so frommen Augen den Ausdruck unaussprechlicher Grausamkeit und Wildheit an. Vorsichtig beugte sie sich zu dem zu ihren Füßen windenden unheimlichen Menschen nieder, schwach drückte sie ihre rechte Hand auf das Handgelenk des Armes, welcher sie am Fortschreiten hinderte. Ein stechender Schmerz, als ob sich ihre Nägel in sein Fleisch gruben, nöthigte den Unglücklichen, seine Beute entfliehen zu lassen. Seine erschlafende Hand sank kraftlos nieder, während ein höhnisches, triumphirendes Lächeln über ihre Lippen hinwegzuckte; dann stieß sie den Körper des unglücklichen Wesens mit dem Fuße von der Schwelle hinweg, vor der er lag, öffnete die Thür und wollte eben das entsetzliche Gemach verlassen, da warf der Mond einen Strahl seines bleichen Lichtes durch die halbgeöffnete Thür und beleuchtete grell die Gesichtszüge des in heftigen Krämpfen sich windenden wahnsinnigen Menschen.

Ein Schrei der entsetzlichsten Verzweiflung unterbrach plötzlich das dumpfe Schweigen, welches nach den erschütternden Scenen nach und nach im Schlafzimmer eingetreten war.

Mary erkannte den alten — von ihrer Hand getödteten Vater.

Gleichsam wie von den Furien der Hölle gepeitscht, stürzte die Bedauernswerthe, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, von der Schwelle des mit Menschenblut gedüngten Bodens.

Die Nacht war ruhig und schön. Der Mond warf seine langen Strahlen gespensterhaft über die öden Straßen der Riesenstadt. Nie=

mand von den Bewohnern hatte von dem wüsten Lärm im Hause des Doktors, dessen Schlafzimmer nach hinten heraus belegen war, etwas vernommen. Da plötzlich öffnete sich geräuschlos das Thor des entsetzlichen Hauses, eine weibliche Gestalt huschte hervor und flog mit unheimlicher Eile an den Häusern entlang. Gleich darauf öffnete sich zum zweiten Male die Thüre des Hauses, eine andere Gestalt trat aus dem Dunkel hervor, blickte forschend um sich und eilte dann dem weiblichen Wesen mit ungestümen Schritten nach. Diese nahm ihren Weg nach der südlichen Mündung des Hudson, wo sie angelangt, eine steile Anhöhe mühsam erstieg, ihr Knie beugte, die Hände erhob und in hastigen Worten ihr anscheinend von Kummer und Verzweiflung gedrücktes Herz durch ein seltsames Gebet Luft zu machen versuchte:

„Vater im Himmel!" rief Mary, welche der Leser wohl erkannt haben wird, mit krampfhaft bebender Stimme. „Du hast mich verlassen, Du hast mich zur Mörderin des eigenen Vaters werden lassen, vergieb, daß ich den letzten Weg einschlage, den mir die Menschen — Deine Kinder — gelassen haben. Demüthig wende ich meinen Blick zu Dir, der Du die Sünden der Reumüthigen mit allerbarmender Güte vergiebst, sei auch mir gnädig, ich kann die Höllenpein meines Daseins nicht länger ertragen. Nimm meine arme Seele in Gnaden auf!"

Sie ließ die Arme herabsinken, erhob sich und holte aus zum entsetzlichen Sprunge in die Tiefe.

Unbemerkt hatte die andere Gestalt die Anhöhe erstiegen. Die Worte der Unglücklichen hatten sie belehrt, welche grauenhafte That hier begangen werden sollte. Mit den unheimlichen Schritten des Tigers schlich sich die dunkle Gestalt an das Mädchen, umschlang ihren Körper und rief:

„Unglückliche, was willst Du thun? Danke der Gnade des Himmels, welche mich aus Deinem Zimmer den Korridor entlang kommen ließ, um Dein verstörtes Aussehen und Deine Flucht zu bemerken, und welche mich ausersehen hat, Dich vor dem Selbstmorde zu bewahren."

„Laß mich, elender Wüstling!" rief Mary mit rollenden Augen, sich hin- und herwindend in dem Bemühen, sich seinen Armen zu entreißen. „Halte mich nicht ab, den Ort zu suchen, welcher mir allein Ruhe vor Dir und den Menschen verbürgen kann."

Als sie aber gewahrte, daß es nicht gelingen würde, ihre schwachen Anstrengungen gegen die kräftige Gestalt des Prinzen Alemna geltend zu machen, umklammerte sie ihn fest und zog ihn mit einem heftigen Ruck an den Rand des Felsens, indem sie mit wilder Stimme rief:

„Nun denn, Du trägst einen Theil der Schuld an meinem Schicksal, so theile auch mein schwarzes Verhängniß!"

Kaum war die letzte Silbe verhallt, da flogen die festumschlungenen Wesen von dem Rande des steilen Felsens hinab in das kühle Grab, und im nächsten Augenblicke schlugen die hochaufspritzenden Wellen über sie zusammen.

Gott in seiner ewigen Güte möge mit ihnen am Tage der Auferstehung und Vergeltung nicht zu streng in's Gericht gehen. . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Etwa eine halbe Stunde von New-York, dicht am Meere, liegt ein kleines, unfruchtbares Eiland, worauf nur wenige Hütten stehen. Die Bewohner desselben nähren sich hauptsächlich von Fischerei und Lootsengeschäft, da hier die Brandung gegen mächtige Felsenriffe und seltsam geformte Klippen in nie ruhender Rast entsetzlich tobt und oft die Wellen des Hudson bis über die steilen Ufer des steinigen Eilandes hinweg treibt. Dieser Punkt ist für die aus den Südstaaten kommenden Schiffe am gefährlichsten; denn hat einmal das unerbittliche Meer mit einem Schiffbrüchigen Erbarmen und wirft ihn in die Hände dieser Leute, dann kann er getrost sein Testament machen, was ihm das Meer gelassen, rauben die Menschen ihm unter allerlei Vorwand und mit Anwendung von List und Schlauheit ganz gewiß. Schon die Natur hat hier alle Schranken durchbrochen. In furchtbarer Majestät bricht sich die Welle an der Felsenwand, und der weiße Schaum spritzt Häuser hoch sein unreines Element. So weit das Auge reicht, erblickt es nichts als die kämpfenden Wellen des Meeres und das Brausen des fürchterlichen Wassers, welches gähnend aus der Tiefe mächtig emporgeschleudert wird, deutet den unterirdischen Kampf an. Meer und Land kämpfen hier um ihre Existenz, das Meer will täglich das winzige Eiland verschlingen und wer weiß, ob nicht in hundert Jahren das Meer gesiegt hat.

Hart am Ufer ruhen zwei kräftige Gestalten. Die ältere gehört einem Manne an, dessen Aeußeres keinen Zweifel für sein Gewerbe läßt. Die nervigen Arme haben gewiß schon so Manchem das Lebenslicht ausgeblasen und der fette braune Hals hätte nach Recht und Gesetz schon längst Bekanntschaft mit dem Stricke machen müssen, wenn die Regierung der Union ein wachsameres Auge für die innere Sicherheit ihrer Unterthanen gehabt hätte. Sein Gesicht war aufge-

dunsen, das rechte Auge von einer Narbe, welche im ehrlichen Kampfe gewiß nicht erworben war, verunziert, und trug den brutalen Stempel des für elenden Mammon mordenden Banditen. Sechs Fuß hoch verrieth sein Körper Riesenkraft. Dieser Mann war Loof Payne, der nachmalige Mörder des Unterstaats-Secretairs Seward. Der Jüngere hatte nicht das Abstoßende des Aelteren. Seine Züge hätten sogar sanft genannt werden können, wenn aus den kleinen grauen Augen nicht Tücke und Hinterlist gesprochen hätte.

„Was starrst Du denn bald den Himmel, bald das Meer an, Loof?" begann der Jüngere, welcher den Namen Wilms Harrold trug und später als Helfershelfer bei dem Morde des Präsidenten Abraham Lincoln in Haft genommen wurde.

„Ich rieche ein Geschäft!" erwiderte Loof brummend. „Petrus wird oben im Himmel böse über die schlechten Menschen, welche uns keinen Gewinn gönnen. Sieh' da hinten den weißen Punkt und da oben die graue Wolke, was meinst Du, Wilms, zu der guten Aussicht? Strengt Euch nicht so heftig an, ihr Leute da hinten auf dem Dampfer; in zehn Minuten müssen wir Euch doch zu Hülfe kommen. Es ist übrigens auch hohe Zeit, daß wir wieder einmal was Rechtes verdienen, denn ich bin arm, wie eine Kirchenmaus. Der verdammte englische Matrose hat mir gestern Abend den letzten Dollar im Spiel abgenommen. Ich hätte ihn gern zu Boden geschlagen, denn der Kerl hatte viel Geld im Beutel, aber das Wirthshaus auf der Battery war von seinen Landsleuten überfüllt. — Hole der Teufel dies armselige Geschäft!"

„Ja, Loof!" versetzte Wilms Harrold, „unser Geschäft geht zu Ende, wir müssen was Besseres zu ergreifen suchen. Vielleicht blüht unser Weizen im Süden. Der Norden wird von Tag zu Tag erbärmlicher und unsere Lebensweise erfordert Geld."

Beide schwiegen plötzlich, denn die Natur begann Furcht erregend zu sprechen. Der ganze Horizont war inzwischen erdgrau geworden und der Tag schien sich seinem Ende zu neigen. Die Vorboten des Sturmes stellten sich ein. Die Seemöven flogen ängstlich schreiend ihren Nestern zu und die Bewohner der Tiefen des Meeres zeigten sich auf der Oberfläche. — Die beiden Männer lagen regungslos am Boden. — Ein heftiger Donnerschlag erschütterte plötzlich die Felsen, zischend durchfuhr ein Blitz die schwüle Luft, dann trat eine unheimliche Ruhe ein.

Der weiße Punkt im Hintergrunde hatte eine bestimmtere Gestalt angenommen, es war ein Schiff, welches den Hafen von New-York

zu erreichen suchte. Die Matrosen arbeiteten emsig, um den mächtigen Dampfer vor den drohenden Klippen und der brausenden Brandung zu retten. Ein zweiter Donnerschlag rollte über das Meer, in majestätischer Furchtbarkeit sprangen die tobenden Wellen empor; die Natur schien ihre verhängnißvollen Kräfte zu sammeln, dann, wie mit einem Zauberschlag, begann sie plötzlich ihr Zerstörungswerk. Der Orkan brüllte fürchterlich über die gewaltigen Wassermassen dahin, welche das kleine Eiland zu verschlingen drohten. Mit ungeheurer Kraft schleuderte das Meer die kochenden Fluthen gegen das Ufer und eroberte sich manchen Fuß von dem steinigen Terrain. Der Blitz fuhr zuckend durch die Felsenspalten und erleuchtete dann und wann die grausige Scene.

Das riesige Schiff wurde von den gigantischen Wellen wie eine Feder bald bis auf die Spitze gehoben, bald in die äußerste Tiefe geschleudert und drohte gegen die scharf hervorstehenden Felsenriffe zu zerschellen.

„Wilms! Nun ist es Zeit!“ rief der Athlet vergnügt. „Laß uns die Nothglocke in Bewegung setzen, damit wir wenigstens anscheinend unsere Menschenpflicht erfüllen.“

Mit diesen Worten erhob sich Loof Payne in eiliger Hast, während in seinem unheimlichen Gesicht die Freude eines Teufels über den in Aussicht stehenden Gewinn unverkennbar war. Wenn man berücksichtigt, daß es noch vor wenigen Minuten ein Leichtes war, das Schiff von den drohenden Untiefen fern zu halten und gefahrlos in den schützenden Hafen mit kundiger Hand zu lootsen, wodurch viele Menschenleben mit geringer Mühe zu retten gewesen waren, so mußte man die absichtliche Unthätigkeit dieses Teufels in Menschengestalt als eine That des Fürsten der Hölle betrachten.

Nachlässig schlenderten sie der nahen Lootsenstation zu, welche mehr zum Verderben als zur Rettung der Unglücklichen führte, denn die ausgesteckten Zeichen führten den gewissen Untergang der Schiffe in der nächtlichen Stunde meist herbei.

Der Dampfer wehrte sich mit aller Macht gegen die empörten Elemente. Zehn Mal verschwand er von der Oberfläche und zehn Mal erschien er wieder. Aber die Maschine versagte endlich ihre Thätigkeit, große Wassermassen drangen in den Schiffsraum. Die Kraft der Menschen hatte aufgehört zu wirken; hier konnte nur eine höhere Macht helfen.

Der Sturm brachte den Hülferuf der Unglücklichen an das Ufer; es hätte dazu keines Nothsignals vom Schiffe aus bedurft. Um aber

das Grauen dieser entsetzlichen Scene noch mehr zu erhöhen, ertönte die Nothglocke vom Thurme des Stationshauses. Alt und Jung eilten an das Ufer, um das fürchterliche Schauspiel mit raubgierigen Blicken zu betrachten, denn die Rettung der unglücklichen Menschen war Nebensache; hier galt es der nahen Beute.

„Nun, Freunde! Ein stattlicher Dampfer!" rief Loof heiter. „Er trägt die Flagge der Südstaaten. Beim heiligen Erzengel Gabriel, dieses Mal macht Petrus seine Sache gut! — Aber schnell in die Boote, Leute, sonst zerschellt das Schiff dort an der spitzen Ecke des Kahlfelsens und wir kommen um unsere gute Beute."

Die Boote waren schnell zur Hand und sechs kräftige Männer bereit, dem Meere ein sicheres Opfer abzuringen.

Doch die Natur war stärker, als die Raubgier dieser Strandräuber. Mit Riesenkräften strengten die furchtlosen Männer ihre ganze Thätigkeit an; die See ließ sich nicht ein Fuß Terrain abgewinnen.

„Zum Teufel, noch sechs Mann in jedes Boot!" brüllte Loof mit donnernder Stimme. „Noch fünf Minuten, und das Schiff liegt mit seiner Ladung auf dem Meeresgrunde!"

Augenblicklich wurde dieser Befehl ausgeführt, denn Loof Payne schien bei wichtigen Angelegenheiten das Kommando über die Lootsen und Fischer zu führen, wozu ihn seine riesige Größe und gigantische Kraft auch berechtigte.

Doch umsonst war das Streben der kräftigen, an Wind und Wetter gewöhnten Männer. Die Boote wurden, trotz Anwendung aller Kraft, wie eine Feder zurückgeschleudert und oftmals von den Wellen begraben. Fluchend entschlossen sich endlich die Männer umzukehren, denn man mußte zuletzt froh sein, die Boote und das eigene Leben selbst gerettet zu haben, da das Unwetter fortwährend zunahm, gleichsam als drohe der jüngste Tag mit seinen Schrecken hereinzubrechen.

Da man die Ladung nicht gewinnen konnte, so wollte man wenigstens nicht die Trümmer des augenscheinlich in wenigen Minuten zerschellten Schiffes verlieren und mit gleicher Hartherzigkeit, wie vor dem Sturme, standen Loof und Wilms am Ufer, während die Anderen die Boote wieder in Sicherheit zu bringen suchten.

„Noch zwei Minuten!" rief Loof höhnisch lachend, „dann feiern die Ungethüme der See ihren Festtag. Sie haben übrigens lange genug Fasttag gehabt. — Es ist doch eine wahre Freude einem solchen Sturm in Sicherheit zuzuschauen. Wie das kocht und zischt, donnert und blitzt! Sieh' nur, Wilms, die Thoren, wie sie sich auf dem Schiffe

mühen, die Boote flott zu machen und den lieben Gott um Rettung anflehen, als ob der von ihnen was wissen will. Der denkt nicht daran seine Kinder zu retten, seine Familie wird ihm im Gegentheil viel zu groß."

„Ja, Loof, Du hast vollkommen Recht," erwiderte Wilms nickend. „Wenn sie sich an den Teufel wendeten, wäre es eher möglich, daß ihnen Rettung geboten würde, so aber bleiben alle Gebete nur fromme Wünsche, und mit diesen ist das tobende Meer nicht zu beschwichtigen. Der Satanas in höchsteigener Gestalt ist der einzige Mann, der das Schiff mit Mann und Maus vom Untergange retten kann."

„Also doch noch Hoffnung?" unterbrach ihn plötzlich eine fremde Stimme, „dann muß Alles zur Rettung der Unglücklichen versucht werden."

Verwundert sahen sich die Lootsen um. Niemand hatte das Nahen eines Fremden zu dieser Stunde bemerkt.

„So schafft doch die Boote herbei, Leute! Hört Ihr denn nicht die Klagen und Seufzer der Unglücklichen, die um Hülfe flehen? Versucht es nur noch ein einziges Mal, ob es Euch nicht gelingt, das Schiff zu erreichen."

Ein junger Mann, in eleganter und moderner Kleidung, welcher in einem weiten Mantel gehüllt war, der ihm vor dem entsetzlichen Unwetter schützte, sprach diese eindringlichen Worte.

Die Aufmerksamkeit der Bewohner dieses Eilandes wurde fast von dem grausenerregenden Schauspiele des untergehenden Schiffes gänzlich abgelenkt; die seltsame Erscheinung eines Menschen, der gleichsam unter Donner und Blitz wie aus der Erde gewachsen schien, war den abergläubischen Leuten ein undurchdringliches Räthsel.

„Fünfzig Dollars dem, der das erste Boot besteigt!" rief der Fremde mit herzgewinnender Stimme.

Fünfzig Dollars! Das wirkte wenigstens so viel, daß Loof Payne die Mütze rückte, aber ein Blick auf das tobende Meer lehrte ihn die Unmöglichkeit, das Schiff mit den Booten erreichen zu können.

„Die Boote helfen nichts mehr," sagte Loof verdrießlich, „wenn nicht Jemand bis zum Schiffe schwimmen und das Rettungsseil herüberbringen kann, dann ist der stolze Dampfer rettungslos verloren."

„Nun so schwimmt hin und schafft das Seil hierher, fünfzig Dollars sind Euer, wenn Ihr das Wagestück vollbringt."

„Wenn Ihr der Teufel in Menschengestalt seid, dann versucht es nur selber," erwiderte Loof höhnend, „menschliche Hülfe kommt hier zu spät. Nur dem bösen Geist kann die Rettung des Schiffes gelingen."

Und ehe noch dies Wort verhallt war, hatte der Fremde seine Kleidung abgeworfen und mit dem Rufe: „Gott! Lasse mein Werk gelingen!“ sprang er in die schäumende See. Die nächste Welle war sein Grab.

Die Lootsen standen erstarrt da und wußten nicht, was sie zu diesem tollkühnen Unternehmen sagen sollten.

„Wohl bekomme das schlammige Bett da unten!“ rief Wilms lachend. „Dem mag am Leben auch nicht viel gelegen gewesen sein.“

Einige Sekunden mochten inzwischen vergangen sein, da tauchte plötzlich der Körper eines Menschen im Meere auf. Mit kräftigen Schlägen theilt er die andringenden Wellen, doch die nächste Welle will auch ihr Opfer haben. Der Fremde war aufgetaucht, um von Neuem zu verschwinden, die schäumenden Wellen hatten ihn schon fünfzig Fuß fortgerissen, sein Tod schien unvermeidlich.

„Hole mich der Teufel!“ rief ein alter Fischer, „ich will ewiglich verdammt sein, wenn ihm das Einer von uns nachmacht! — Der Fremde muß mehr als ein Mensch sein, — aber seine übermenschlichen Anstrengungen sind vergebens — er muß zuletzt doch der Wuth der Elemente unterliegen. Kommt, Kinder, wir wollen uns immer rüsten, damit wir wenigstens von den Trümmern des Schiffes unsern Antheil bekommen.“

Schon ist man nahe daran, dieser Aufforderung Folge zu leisten, da theilt sich plötzlich das kochende Meer, eine ungeheure Welle wälzt sich dem Gestade zu und schleudert mit donnernder Gewalt alles mit sich auf das Land, was sie erfassen konnte.

Das Wasser tritt endlich zurück und am Ufer liegt anscheinend eine Leiche, in der rechten Hand das Rettungsseil — es ist der Fremde, es ist August Graf!

„Ein Wunder! Ein Wunder!“ tönt es aus allen Kehlen und noch ehe das Erstaunen Platz greifen kann, faßt Alles nach dem Seile, um mit letzter Anstrengung das Schiff vor dem drohenden Untergange zu retten.

Die Weiber hoben den erstarrten Körper des muthigen jungen Mannes auf und trugen ihn in die nächste Hütte, während Alles, was arbeiten kann, vom Greise bis zum Jüngling, das Seil am Ufer zu befestigen sucht. Kaum ist dies geschehen, da wird von Neuem ein Boot in's Wasser gelassen. Zwölf kräftige Männer besteigen es, und mit Hülfe des Seiles gelingt es, bis zum strandenden Schiffe zu gelangen.

Es war die höchste Zeit, denn kaum hatte das Boot die letzten noch lebenden vier Personen aufgenommen, als der Dampfer mit gi=

gantischer Kraft gegen den zackigen Felsen geschleudert wurde, mitten durch zerschellte und in die Tiefe sank.

Noch einmal ergriff man das Seil und mühsam brachte man die Geretteten an das Ufer. Der Sturm heulte noch wüthender als zuvor, es schien, als wollte er sein Mißfallen darüber ausdrücken, daß dem Meere diese wenigen Personen entgangen seien.

Man schaffte die Geretteten in eine nahe gelegene Fischerhütte und besorgte trockene Kleidung, da die bis auf die Haut durchnäßten Unglücklichen nichts weiter als das nackte Leben gerettet hatten. Es waren drei Matrosen von dem Dampfer und ein bildschönes junges Mädchen.

August Graf, welcher allein am Gestade des Hudson einen Spaziergang gemacht und sich, in Träumereien versunken, verirrt hatte, war durch die Feuerzeichen des Lootsenthurmes auf das kleine Eiland, welches mit dem festen Lande durch eine Brücke in Verbindung stand, gelockt worden.

Die Vorsehung hatte ihn gleichsam zum Retter der Unglücklichen aus Todesnöthen mit weiser Vorsicht bestimmt, und so die lasterhaften Worte der rohen Bewohner dieser räuberischen Stätte, welche nur darauf ausgingen, ihr Strandrecht geltend zu machen, zu nichte gemacht.

Der todesmuthige junge Mann lag in der armseligen Hütte auf einem elenden Strohlager. Eine Stunde war bereits seit der edlen That verflossen und noch hatte derselbe nicht das geringste Lebenszeichen kundgegeben. Vergeblich waren alle Bemühungen der Weiber, das Leben wollte nicht in den erstarrten Körper zurückkehren.

„Hier, nehmt meine Rumflasche und gebt ihn einen herzhaften Schluck!“ sagte der eintretende Loof, lüsternd auf die goldene Uhr des jungen Mannes blickend, welche auf einem Tische lag. „Reibt ihn die Glieder kräftig mit Rum ein, das wird den Tollkühnen schon wieder auf die Beine bringen. Es wäre wahrlich um ein so junges, muthiges Blut ewig schade, wenn es zum Lohne seines Edelmuthes sollte in's Gras beißen müssen,“ fügte er, bewundernd auf den Leblosen blickend, hinzu.

Hastig nahm man die dargebotene Lederflasche aus der Hand des nur höchst selten liebreich helfenden Lootsen und träufelte einige Tropfen in den nur mit Mühe geöffneten Mund des jungen Arztes, rieb den ganzen Körper mit heißem Rum ein, und legte erhitzte Steine an die Füße und den Magen. Diese Mittel wirkten wie mit Zaubermacht und nach einer guten Stunde konnte August Graf schon die weiteren

Begebenheiten der Rettung der vier Personen, welche Loof ihm mittheilte, mit anhören.

Genau ließ er sich die besonderen Eigenthümlichkeiten der Geretteten beschreiben. Ein seltsames, freudiges Gefühl beschlich in geheimnißvollen Ahnungen sein gedrücktes Gemüth. Neues Leben kehrte in den ermatteten Körper zurück. Das Blut wallte wieder heftig durch heißen Grog geweckt, in den Adern.

„Führt mich zu den Unglücklichen, guter Freund," sagte August Graf mit matter Stimme „ich möchte die von Todesfurcht so Schwergeprüften, welche wahrscheinlich ihr geringes Vermögen verloren haben, wohl sehen und sprechen. Vielleicht ist meine persönliche Hülfe noch nöthig. Hier nehmt einstweilen diese Kleinigkeit für Eure menschenfreundliche Unterstützung."

Bei diesen Worten reichte der junge Mann den Weibern eine Zehnpfundnote mit freundlichen Blicken dar und bemerkte nicht, wie die gierigen Blicke des unheimlichen Lootsen auf das wohlgefüllte Portefeuille ruhten, welches August Graf nachlässig in seiner Hand hielt.

„Nun denn, so kommt," erwiderte Loof mürrisch, „ein so feiner, reicher und freigebiger Herr, wie Ihr, Sir, ist bei dem schönen Geschlecht stets willkommen. Je öfter Ihr den Beutel öffnet, je weiter wird das weibliche Herz. Fragt nur die alten Megären hier, die möchten Euch vor Entzücken — wegen der Zehnpfundnote — selber herzhaft küssen."

Unter heiserem Lachen über seinen rohen Scherz verließ Loof mit mit dem jungen Manne das unreinliche Gemach. Der Weg war kurz. Sie betraten gerade in dem Augenblicke das spärlich erleuchtete Gemach der Hütte, worin sich die Geretteten befanden, als Wilms Harrold eben mit dem Messer in der Hand auf einen jungen Matrosen einbringen wollte, welcher sich unter den Schiffbrüchigen befand, und furchtlos dem Strandräuber gegenüber stand.

„Verfluchte Banditen!" donnerte die Stimme des jungen Matrosen, welche August Graf augenblicklich als ihm genau bekannt, erkannte. „Euren hinterlistigen Zeichen und der Saumseligkeit Eures Wesens verdanken wir lediglich, daß wir uns in dieser unglücklichen Lage befinden. Doch triumphirt nicht zu früh, Ihr macht sonst die Rechnung ohne den Wirth. Das Schiff war ein Regierungsdampfer und führte Kriegsmaterial am Bord. Ich sage Euch, Präsident Jefferson Davis läßt diese Geschichte nicht so ruhig stecken."

„Halte Dein ungewaschenes Maul im Zaume!" rief Wilms in diesem Augenblicke mit finstern Blicken, „sonst jage ich Dir mein gutes

Stahl zwischen die Rippen, daß Du sehr bald vergessen sollst, wo Du und der Dampfer gescheitert bist."

„O, ich glaube wohl, daß ich Euch als Ankläger gefährlich werden kann," erwiderte der Matrose höhnend, „und daß Euch daran gelegen ist, uns aus dem Wege zu schaffen. Schon oft hörte ich von dem räuberischen Eiland bei New-York, wo schon so manches wackere Schiff, verlockt durch die hinterlistigen Feuer- und Fahrwasserzeichen, zu Grunde gegangen ist; dieses Mal habt Ihr Euch in der eigenen Schlinge gefangen. Euer Kopf ist sicher reif für den Galgen."

„Stoße den vorlauten Burschen zu Boden, Wilms!" rief Loof mit funkelnden Augen, „damit die plauderhafte Zunge den Fischen im Meere erzählen kann, auf welche Weise der Dampfer zu Grunde gegangen ist. Solche Schwätzer gehören mit ihren Geschichten auf den Meeresgrund."

Schon wollte Wilms auf den unbewaffneten jungen Matrosen eindringen, als August Graf aus der Dunkelheit des Zimmers hastig hervorsprang, dem wüthenden Lootsen mit einem Griffe das scharfe Messer entriß und durch einen kräftigen Stoß heftig zu Boden schleuderte.

„Conrad — August!" erscholl zu gleicher Zeit der freudige Ruf von den Lippen der beiden jungen Männer. Doch die Situation war zu gefährlich, um an eine herzliche Umarmung zu denken, denn zehn bewaffnete Hände erhoben sich zu gleicher Zeit gegen die beiden Freunde, um ihnen den Garaus zu machen.

„Oho!" rief Loof Payne mit vor Wuth entstellten Zügen. „Das ist ja eine prächtige Geschichte! Kaum dem Tode entronnen, mischt sich dieses Milchgesicht in unsere Händel und schlägt Denjenigen zu Boden, der ein gutes Recht hat, nichtswürdige Verleumdungen gebührend zu bestrafen. Da Ihr es nun einmal so wollt, so könnt Ihr zusammen das Fest Eures Wiedersehens auf dem Meeresgrunde in Gemeinschaft der Ungethüme der See feiern! Drauf Ihr Leute! Gebt Ihnen das Messer von Loof-Eiland zu kosten, es lohnt sich der Mühe, unsere Freunde im Meere mit frischem Fraße zu versehen!"

Von allen Seiten drangen die Strandräuber auf die anscheinend Wehrlosen ein, doch bald belehrte sie das trübe Licht der Lampe, daß einige von ihnen den Sieg zuvor mit ihrem Leben bezahlen müßten, wenn sie Herren der gefährlichen Situation werden und über das Leben ihrer vermeinten Feinde triumphiren wollten. Ein achtläufiger Revolver in der Hand des jungen Arztes starrte ihnen entgegen und drohte den Kühnen niederzustrecken, welcher es etwa wagen wollte den

schweren Tisch zu berühren, welcher zwischen den Lootsen und ihren Opfern stand.

„Zurück, Ihr elenden Meuchelmörder!“ donnerte die Stimme August Graf's, „oder ich gebe Euch eine Ladung zum Besten, an welcher Ihr Zeit Eures Lebens genug haben sollt. Haben die Unglücklichen nicht genugsam Schrecken und Todesnöthen ausgestanden, und haben sie mehr als das nackte Leben gerettet? In dieser armseligen Lage legt man nicht jedes Wort der Bedauernswerthen auf die Goldwage, sondern hilft ihnen die erlebten verhängnißvollen Stunden zu vergessen. Mögt Ihr nun Schuld sein an dem Elende oder nicht, ungeschehen vermag es Niemand zu machen, deshalb vergeßt die harten Worte meines Freundes, wie er ebenso vergessen wird, was Ihr ihm Uebles angethan habt.“

„Gut denn,“ erwiderte Loof, seinen Gefährten einen vielsagenden Blick zuwerfend, „mag die Geschichte vergessen sein. Legt Euch zur Ruhe und stärkt die müden Glieder durch einen guten Schlaf. Es wird Euch Niemand hier stören. Eure Leidensgefährten schlafen schon wie die Ratten hier in der Nebenkammer und die Lady mit dem Engelsantlitz scheint in ihrem kleinen Gemache auch vor Ermüdigkeit eingeschlafen zu sein. — Morgen können wir weiter reden und uns zu verständigen suchen. Kommt, Leute, der Fremde hat Recht,“ wandte sich Loof an die übrigen Lootsen und Fischer, „weshalb wollen wir gegenseitig unnützes Blut vergießen. Das Unglück ist einmal geschehen, und mag Derjenige es büßen, der es herbeigeführt hat, wir haben unsere Schuldigkeit gethan und können ruhig Jedermann Rede stehen. — Kommt, Leute! Du, Peter Mook, kannst mit Deinem Weibe für diese Nacht in meinem Hause Quartier nehmen und den Fremden Deine Hütte überlassen. Für Speise und Trank werde ich Sorge tragen.“

Mit diesen Worten verließen die raubgierigen Strandbewohner das Gemach, wohl wissend, das Loof in seinem teuflischen Herzen einen finstern Plan verbarg, denn bisher hatte er noch niemals eine Beleidigung verziehen, weshalb die Zeugen ihrer räuberischen Absichten wohl nicht so leer ausgehen konnten, um eines Tages als gefährliche Ankläger gegen sie auftreten zu können. Alle fühlten die Nothwendigkeit in ihren Herzen, daß die Geretteten, welche zu viel gesehen und gehört hatten, mit ihrem Leben eine Kenntniß bezahlen müßten, die nur zu ihrem Verderben führen konnte.

Kaum sahen sich die beiden Freunde allein, als sie an die Thür eilten, um diese zu verriegeln, doch weder Schloß noch Riegel war

vorhanden, um sie verschließen und einen plötzlichen Ueberfall vereiteln zu können.

„Wir wollen die Thür mit Stricken befestigen," sagte Conrad, „denn wir müssen uns vor einen heimlichen Besuch dieser Strandräuber sichern."

„Du hast ganz Recht, lieber Conrad," entgegnete August Graf, seinen bewährten Freund mit liebevollen Blicken betrachtend. „Den gleißnerischen Worten dieses Elenden dürfen wir durchaus keinen Glauben schenken, denn unter der freundlichen Maske verbirgt er das blutgierige Herz eines Tigers. Wecke Deine Gefährten, Conrad, wir wollen den Eingang dieser Hütte verbarrikadiren, so gut es nur immer geht, obgleich uns keine Gefahr von dieser Seite drohen wird. Glaube mir, man hat uns ein Grab im Flammenmeer zugedacht und ehe der Morgen anbricht, leuchtet der rothe Hahn auf dem Dache dieser Hütte. Das Feuer ist weniger schwatzhaft als das Meer."

„Beim heiligen Michael! Du hast vollkommen Recht, alter Freund!" rief Conrad Heiduck erschreckt. „Die Schurken haben von uns Alles zu fürchten und vom Feuer Alles zu hoffen. — Ich klage nicht um mein Leben," fügte er erbleichend hinzu, „denn ich habe dem Tod oft genug ohne Furcht in's Auge geschaut, aber das junge, schwergeprüfte Leben meiner armen Schwester Anna liegt mir am Herzen und läßt bei dem Gedanken, daß sie hier ihren Tod in den Flammen finden soll, das Blut zu Eis in meinen Adern erstarren."

„Anna den Tod in den Flammen finden!" wiederholte August im Tone des Schreckens und der grenzenlosesten Verzweiflung. „Wie soll ich Deine Worte verstehen, lieber Conrad? — Ist denn Anna in diesem Hause?"

„Natürlich!" versetzte Conrad, den kalten Schweiß von seiner Stirn wischend. „Sie befand sich auf dem gescheiterten Dampfer unter meinem Schutze. Die Aermste hat viel gelitten — doch jetzt ist keine Zeit unsere gegenseitigen Abenteuer zu erzählen. Der Tod pocht an unsere Thür, wir müssen auf unsere Rettung bedacht sein."

„Herr des Himmels!" rief der junge Arzt, die Hände zusammenlegend und seinen schmerzvollen Blick nach der Decke des niedrigen Gemaches richtend. „So ließest Du mich in Deiner nie ruhenden Gnade die Geliebte meines Herzens aus Todesnöthen retten? Du wirst und kannst nicht wollen, daß sie hier in den Flammen ihren Tod von Mördershand finden soll. Kaum auf seltsame Weise in einem fremden Welttheile gefunden, kann ich sie nicht gleich wieder verlieren. So hart kann Deine Vaterhand die Sünden unseres Le-

bens nicht strafen. Doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe," fügte er demüthig hinzu, dann richtete sich seine edle Gestalt plötzlich empor, Muth blitzte aus seinen Augen und mit fester Stimme rief er: „Auf, Conrad! wecke die Schläfer, wir müssen Alles thun, um der Theuren — und unser Leben zu retten!"

Hastig eilte Conrad zu den Todesmüden und weckte sie aus dem todesähnlichen Schlafe mit rauher Hand.

„Auf, Kameraden!" rief er die Erschreckten mit donnernder Stimme zu. „Der Tod steht in seiner schrecklichen Gestalt an diesem Lager, Ihr geht dem ewigen Schlaf entgegen, wenn Ihr Eure Kräfte nicht sammelt und den Schlaf mit kräftigem Willen verscheucht! — Auf, auf, Gefährten!"

Erschöpft, ja bis zum Tode ermattet, hatten die Unglücklichen vor kaum einer Stunde das Lager gesucht. Die schärfste Prüfung für die Nerven, von welchen der thierische Muth allein abhängt, besteht darin, plötzlich in der Stille der Nacht durch eine rauhe Hand gewaltsam erweckt zu werden. Das erste Gefühl, was die Erschöpften, als sie aus ihrer Ruhe so aufgeschreckt wurden, empfanden, war weder Furcht noch Ueberraschung. — Der amerikanische Matrose ist an Todesgefahr gewöhnt. — Es war das Gefühl eines Indianers, welcher Zeit seines Lebens der Gefahr nicht fremd ist. Mit einem schwachen Schrei und einem tigerartigen Sprunge packten die Erwachten den Störer ihrer so sehr bedürftigen Ruhe an die Kehle. Conrad schleuderte sie mit einem kräftigen Rucke von sich, und ein beifälliges, halb ironisches Lächeln spielte im Dunkel des Gemaches über seine Lippen.

„Laßt ab, Verwegene," rief Conrad lachend, „Galgenblut verleugnet sich nicht!"

„Ah! — Du bist es, Bloom," sagte einer der Matrosen, „ich glaubte zu träumen. — Was giebt's denn, unruhiger Geist? — Ist der Alhambra aus den Tiefen des Meeres erstanden oder will der Teufel diesen verfluchten, felsigen Küstenpunkt verschlingen?"

„Keines von diesen," erwiderte Conrad ernsthaft, „Diese Strandräuber wollen uns an's Leben, wenn wir nicht schleunigst unsere Rettung versuchen, so finden wir ein elendes Grab in den Flammen, denn die Banditen werden uns bald mit dem rothen Hahne heimsuchen, um die Zeugen ihrer nichtswürdigen Schandthat von der Erde zu verwischen."

„Donnerwetter!" rief ein Anderer. „Ein ehrliches Grab in den Wellen lasse ich mir allenfalls gefallen, aber elend im Feuer zu braten, das ist kein passender Tod für einen braven Matrosen. — Was ist

denn aber zu thun, Bloom? — Du bist ein gelehrter Kerl und mußt daher besser Rath in dieser verdammten Sache zu ertheilen wissen, als wir. — Können wir uns mit unserm guten Messer nicht einen Weg nach New-York bahnen? Die Boote dieser Schurken liegen in der Nähe dieser Hütte."

„Kommt nur in das andere Gemach, dort finden wir noch einen Freund, welcher vielleicht besser zu rathen weiß, als ich," entgegnete Conrad drängend, „die Zeit flieht dahin und wenn wir nicht eilen, so sitzen wir in diesem Neste fest und sind unrettbar verloren."

Ungestüm stürzten die Matrosen in das matt erleuchtete Gemach, wo August Graf bereits die Thür mit alten Möbeln fest verrammelt hatte.

Mißtrauisch betrachteten sie den jungen Mann, aus dessen vornehmem Wesen die Ueberlegenheit seines Geistes über den ihrigen unverkennbar sprach. Doch die edlen Züge seines männlich schönen Gesichtes, welche Muth und Entschlossenheit verriethen, sowie das Freundschaftsverhältniß, welches zwischen Conrad und ihm obzuwalten schien, verscheuchte das Mißtrauen bald und vertrauende Zuversicht trat an seine Stelle.

„Meine Freunde," redete der junge Arzt die Gefährten Conrad's mit herzgewinnender Stimme an, „wir sind entschlossene Männer und fürchten den Tod in keiner Gestalt, aber wir haben das Leben eines jungen Mädchens — der Schwester Eures Kameraden — zu beschützen und möglichst zu retten. Nicht umsonst kann der Lenker unseres Schicksals mein Werk — Eure Rettung — haben gelingen lassen, indem ich durch Meerestoben und finsteres Wellengrab das Rettungsseil in die Hände dieser elenden Strandräuber brachte. Seine rettende Vaterhand wird uns gewiß auch auch aus dieser Todesnoth erlösen, wenn wir gemeinschaftlich unsern ganzen Mannesmuth einsetzen."

„Du — Ihr waret also unser Retter?" ertönte es von den Lippen Conrad's und seiner Unglücksgefährten zu gleicher Zeit in erstaunender und bewundernder Freudigkeit, indem sie seine Hand in herzlicher Weise ergriffen.

„Ja, meine Freunde," erwiderte August Graf leicht vor Verwirrung über die Herzlichkeit der rohen Männer erröthend. „Gott in seiner unendlichen Güte ließ dieses schwere und gefährliche Vorhaben wohlgelingen. Und nun hört auf mit Euren Lobeserhebungen," fügte er ernsthaft hinzu, als er bemerkte, daß man seine allerdings heroische That mit glühenden Worten ohne Aufhörens pries. „Ich that nichts mehr als eines ehrlichen Mannes Pflicht. Doch jetzt zu unserer Rettung, lassen wir das von Todesfurcht ermattete arme Mädchen noch eine Weile

ruhig schlafen, bis wir einen ausführbaren Plan gefaßt haben. Lange wird es nicht mehr währen, dann haben wir die Mordbrenner hier, deshalb müssen wir uns beeilen. — Einer von Euch, meine Freunde, mag durch den Kamin dort auf das Dach steigen, um uns das Herannahen der Gefahr rechtzeitig zu melden, während wir das Rettungswerk überlegen."

Mit der, dem Matrosen eigenthümlichen Gewandtheit — gleich einer Katze, kletterte einer der Matrosen eiligst durch den Kamin den steilen, jedoch nicht hohen Schornstein hinan und ließ das wohlgeübte Auge forschend durch die Dunkelheit dringen. Bald bemerkte er das vorsichtige Heranschleichen zweier dunklen Gestalten, welche Bündel von trockenen Reisigen, Stroh und Seegras trugen. Diese warfen sie in die Nähe des Hauses nieder und verschwanden geräuschlos im Dunkel der stillen Nacht, welche auf den entsetzlichen Sturm gefolgt war.

Seine Gefährten von dieser Wahrnehmung Kenntniß gebend und seinen Wachtposten wieder einnehmend, war das Werk einiger Minuten.

„So laßt uns eilen, meine Freunde," sagte August Graf mit freudigem belebenden Muthe, „Du Conrad, oder Bloom — wie Dich Deine Gefährten nennen — besteige mit diesen, Deinen Kameraden das Dach und versuche von der Hinterseite dieses Hauses den Erdboden und die Boote zu erreichen. Vielleicht gelingt es Euren vereinten Kräften ein solches flott zu machen. Der frische Morgenwind und Eure Erfahrungen werden uns bald in den schützenden Hafen von New York treiben, wo wir Hülfe und Sicherheit vor diesen elenden Meuchelmördern finden werden, deren Stunde der Vergeltung nicht mehr fern sein mag. Ich werde Anna inzwischen erwecken und sie gegen jeden Angriff muthig vertheidigen. Durch die Thür dieser Hütte können wir nicht entkommen, denn diese wird unzweifelhaft von den Banditen beobachtet und bewacht, nur durch den Kamin führt der Weg zur möglichen Rettung. — Nun vorwärts Kameraden! Gott sei mit Euch! Meine bewährte Feurwaffe soll Euch — wenn es Noth thut — den Rückzug decken."

Furchtlos verschwanden die von Wind und Wetter gestählten und abgehärteten Söhne des Meeres. Jede Müdigkeit war verschwunden, die herrschende Gefahr und der drohende Tod hatten ihr Nervensystem bis zur höchsten Potenz angespannt. Muth und Entschlossenheit leuchteten aus ihren funkelnden Augen. Das Messer zwischen den Zähnen kletterten sie den steilen Weg hinan und verschwanden vom Dache des Hauses in die nächtliche Dunkelheit, indem sie vorsichtig die niedrige Wand hinabrutschten und auf dem Erdboden wie die lauernde Schlange

dem Opfer ihrer Gefräßigkeit — der Gegend des Meeres geräuschlos zueilten.

Plötzlich hielt einer der vordersten Matrosen in seinem Laufe ein, seine Gestalt zog sich zusammen, wie der Körper des Panthers, wenn er zum Sprunge ausholt. Lautlos lagen die Uebrigen auf dem feuchten Erdboden.

Eine undeutliche Gestalt tauchte vor ihnen — nicht zu weit entfernt — auf. Diese schien die Boote zu bewachen, denn sie ging langsamen Schrittes am Ufer hin und her. — Ehe die Gestalt sich noch umwenden konnte, fühlte sie die Eisenfaust des Matrosen an ihrem Halse und seine Stimme flüsterte in das Ohr des heftig Zusammenfahrenden:

„Keinen Schritt von der Stelle — keinen Laut — oder Du bist . . .“

In diesem Augenblicke tauchte eine zweite Gestalt aus dem Dunkel hervor und begegnete dem düsteren Auge des Matrosen, welches unheimlich durch die Nacht blitzte. Schon erhob die Hand dieser Gestalt das Messer, um dem Matrosen den Todesstoß zu versetzen, da wurde plötzlich die Gegend durch einen hellen Feuerschein erleuchtet. Das Haus, worin sich Anna Heiduck und August Graf befanden, stand in Flammen, und beleuchtete die Blutscene, welche am Gestade des Meeres stattfand. Die beiden Gestalten, welche die Matrosen an ihrem Vorhaben hindern wollten, lagen leblos — von dem Messer durchbohrt — in ihrem Blute schwimmend, am Boden, währeud flüchtigen Fußes die Geretteten davon eilten, nicht wissend, welchen Weg sie zu ihrer Rettung wählen sollten, denn ein fürchterliches Geheul und das Heranstürzen einer Anzahl Bewohner des entsetzlichen Eilandes belehrte sie, daß ihre That — und sie selbst entdeckt seien.

Conrad, von Wuth und Verzweiflung über das fürchterliche Schicksal seiner vom Schicksal so schwer geprüften Schwester und ihres Geliebten getrieben, sprang über die Körper der Getödteten hinweg, erreichte eine weniger vom Feuer erleuchtete Stelle, sprang in die Fluthen des Hudson und schwamm, in Schatten gehüllt, einem nicht zu fern liegendem Felsenriffe zu, wo seine Füße Boden fanden und wo er, völlig erschöft von den Anstrengungen der Arbeit während des Sturmes auf dem Dampfer und den Aufregungen der stattgefundenen Scenen, leblos niedersank.

Mit welchen Gefühlen August Graf leisen Schrittes in das kleine Gemach schlich, wo Anna Heiduck auf dem Lager des Weibes des Be-

sitzers der Hütte ruhig schlief, vermag wohl keine Feder genügend zu schildern.

Nie hatte er tiefere Dankbarkeit gegen den Höchsten in seinem Innern gefühlt, als in diesem Augenblicke, wo er am Lager der Heißgeliebten stand, welche, ohne daß er eine Ahnung davon hatte, nach den Satzungen der Kirche das ehelich verbundene Weib eines Andern und dennoch die reine, tugendhafte Jungfrau war. Sein stürmisch pochendes Herz vergaß augenblicklich die Nähe der drohenden Gefahr, voll Entzücken hing sein feuchtes Auge an den Engelszügen des schlafenden Mädchens. Leise bog er sich über den Körper derselben nieder und hauchte einen glühenden Kuß auf die rosigen Lippen, doch sie erwachte nicht, denn Körper und Seele waren von den ausgestandenen Todesgefahren gleich angegriffen, die Natur forderte jetzt gebieterisch ihr Recht.

Nicht lange stand der junge Mann in seliges Entzücken versunken, da verspürte sein Geruchsnerv das unsichtbare Heranbringen eines brandigen Geruches und bald darauf zeigten sich kleine Rauchwolken im Zimmer, welche mit rasender Schnelligkeit zunahmen. Mit klarem Geiste überschaute der in seinen glücklichen Träumen so empfindlich gestörte junge Arzt die Gefahr des Augenblicks. Ein wildes Geschrei und Getöse drang von Außen an sein Ohr und erfüllte die Brust mit Entsetzen. Die rauhe Wirklichkeit trat an Stelle der herrlichen Träume.

Sanft rief er den Namen der Geliebten, indem er ihre zartgeformte Hand ergriff, welche er mit glühenden Küssen bedeckte. Schlaftrunken öffnete Anna die Augen, sie glaubte zu träumen, ihre Sinne waren von den ausgestandenen Leiden angegriffen und mit den Bildern des Entsetzens auf dem gescheiterten Schiffe noch erfüllt.

„Conrad," rief sie mit herzzerreißender Stimme. „Conrad, zur Hülfe — ich ertrinke!"

„Beruhige Dich, theure Anna," sagte August Graf, schmerzlich von den Worten der Geliebten berührt. „Du bist nicht mehr auf dem Schiffe. — Ermuntere Dich, und höre auf die Stimme Desjenigen, welcher mit Dir leben und sterben will."

Der bekannte Ton seiner Stimme vermochte es mehr als seine Worte, daß Anna pötzlich zum vollen Bewußtsein erwachte. Doch völlig vor Erstaunen erstarrt, blickte sie sprachlos auf den Heißgeliebten, während ein brennendes Roth mit der Leichenbläße ihrer Wangen wechselte und ein Thränenstrom ihren matten Augen entströmte.

„August!" hauchte die Schwergeprüfte in einem Tone, welcher das Herz des jungen Mannes in wildem Schmerze zerriß. „August, träume

oder wache ich — bin ich auf Erden oder im Himmel? — Sendet die Vorsehung mir Deinen Geist zur Errettung von meinen unaussprechlichen Leiden, oder bist Du mir erschienen, um mich an mein Elend zu erinnern, daß ich es gewagt habe dem Willen meines Vaters zu trotzen und zu entfliehen? Sieh' wie schwer ich durch meinen Ungehorsam gestraft worden bin. Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser, doch der Mutter Fluch reißet sie nieder. Mein Haus ist der Sarg, wo ich Ruhe finden werde, wenn der himmlische Vater mir meinen Fehltritt in seiner ewigen Güte verzeiht."

„Erwache, Theuerste," versetzte August Graf, dem die Worte Anna's zum größten Theile unverständlich waren, „ich lebe und bin durch das unerforschliche Walten der Vorsehung bestimmt gewesen Dich vom Tode des Ertrinkens zu erretten. Die Schickungen des Ewigen führten unsere Wege, ungeachtet die Menschen uns unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen vermeinten, hier im fernen Welttheile doch zusammen. Erkenne hieraus Geliebte, daß Gott unsere reine Liebe billigt und heilig spricht."

„August, innigst geliebter Freund!" rief Anna, zärtlich seine Liebkosungen erwidernd, „wie konnte ich jemals Deine Treue und liebe-Aufopferung vergessen, mit welcher Du mir beistandest, als mein Auge noch von dunkler Nacht umhüllt war. — Doch erzähle mir, Geliebter, welcher glückliche Stern Dich an mein Lager führte. — Aber wo ist Conrad?" fügte sie ängstlich umherblickend hinzu. „Oeffne doch das Fenster, damit frische Luft eindringt, ein erstickender Rauch beängstigt meine Brust."

Theure Anna," sagte der junge Mann, vor Schmerz fast vergehend, während heiße Thränen seinen Augen entströmten und über die männlichen Züge rannen, „fasse Deinen ganzen Muth zusammen, um zu vernehmen, daß Deine Leidenstage noch nicht zu Ende sind. Es hat dem Höchsten gefallen, unser Leben in die Hände von Banditen und Mordbrennern zu geben und wenig Aussicht ist vorhanden, lebend dieses Haus zu verlassen, denn die Mörder versuchen es in Brand zu stecken, um uns, ohne jede Spur zu hinterlassen, aus der Welt zu schaffen, weil sie fürchten, Conrad und seine Gefährten könnten gefährliche Ankläger wegen ihrer nichtswürdigen That werden. Wir sind allein in dieser Hütte, Conrad und seine Kameraden befinden sich in Freiheit und sind gewiß auf unsere Rettung bedacht. Erhebe Dich, Geliebte und folge mir in's Nebengemach, sieh', dort leckt schon die helle Flamme durch die Decke des Zimmers."

„Erschreckt sprang Anna von ihrem Lager und folgte August Graf in das eigentliche Wohnzimmer des Besitzers dieser ärmlichen Hütte.

Völlig gefaßt und ergeben in ihr entsetzliches Schicksal, sank das arme Mädchen, noch immer tief ermattete, auf einen harten Bretterstuhl und blickte in sprachlosem Entzücken auf den Geliebten, welcher auf jedes Geräusch mit scharfem Ohr hörte, während sein Blick unruhig im Zimmer umherschweifte, gleichsam als suchte seine mit Angst und Schmerz erfüllte Seele in jedem Dinge und in jedem Gegenstande des Gemaches einen Ausweg zur Rettung der Geliebten vom entsetzlichen Feuertode. Lange blieb sein Blick haften auf die alten Kleidungsstücke des Lootsen, welche an einem hölzernen Riegel hingen, gleich einem Blitzstrahle durchzuckte sein Gehirn der Gedanke einer möglichen Rettung durch sie. Da plötzlich schlugen die hellen Flammen von oben und an den Seiten in das Gemach und erleuchteten dasselbe mit grausiger Helle.

Anna hatte unwillkürlich die Hände gefaltet, während einzelne Thränen über ihre bleichen Wangen herabrollten. Sie betete nicht für sich allein — auch des Geliebten — des Bruders und des hartherzigen Vaters wurde in der Todesstunde seines armen Kindes von diesem mit zerknirschtem Herzen gedacht.

Von allen Seiten brachen jetzt die brennenden Balken, das rauchende Mauerwerk und die morsche Decke des Zimmers zusammen und begruben die Unglücklichen in eine Staub- und Rauchwolke.

Der junge Mann, welcher inzwischen einen alten Anzug des Lootsen angelegt und Anna mit einem Rocke der Frau desselben bekleidet und eine Kappe über ihr Haupt geworfen hatte, nahm die ohnmächtige Gestalt der Geliebten in seine starken Arme und stürzte mit ihr in die lodernden Flammen, umhüllt von mächtigen Rauchwolken, welche durch das feuchte und qualmende Dach erzeugt wurden. — „Hoffet auf den Herrn, er wird Alles wohl machen!"

VII.

Amerika's Kinder der Hölle.

Im Hafen von Sudan liegt segelfertig der stolze Dreimaster La Plata. Ein frischer Wind bläst in die Segel, die Ankerwinde

knarrt, ein Kanonenschuß, ein letzter erschallt, und in beflügelter Eile sticht das Schiff mit seiner Ladung Menschenfleich in See. Dreihundert und neunzig Neger — ächte Kinder der Erde Westafrika's — befanden sich am Bord des von Kapitain Santiago geführten Sclavenschiffes.

Bald sind die tropischeu Gestade mit ihren prachtvollen Gewächsen, ihren majestätischen Gebirgen, die das herrlichste Farbenspiel zeigen und deren Gipfel bis in die Wolken ragen erreicht, aber fast eben so schnell auch dem Auge entschwunden und in ungemessener Weite dehnt sich der grausige Ocean. Die unglücklichen Söhne des fernen Westens beschleicht im dunklen Schiffsraum ein unheimliches Grauen — ahnen sie, daß viele von ihnen den festen Boden einer fremden Erde nicht mehr betreten werden? Es wird ihnen so weh, so sterbensweh zu Muthe — fühlen sie den entsetzlichen Abgrund unter ihren Füßen sich öffnen? — Doch das Grauen schwindet nach nnd nach, sie gewöhnen sich an das beständige Schaukeln und Auf- und Niederwogen des Schiffes, aber das Wehe ihres Herzens bleibt unverändert. Fest aneiandergekettet liegen die unglücklichen Opfer christlicher Habsucht in starrer Verzweiflung auf dem harten Boden des Schiffes, sie denken an den heimathlichen Heerd — vielleicht an Weib und Kind, an Vater und Mutter. Mit rauher, habgieriger Hand von der Scholle ihrer Geburt gerissen, von den entmenschten Sclavenhändlern — gleich einer Horde wilder Thiere — des elenden Gewinnes wegen in ein fremdes Land getrieben, gemartert von der Hand des entsetzlichen Sclavenaufsehers und unaufhörlich gepeiniget von dem Wehe ihres Herzens, ist es wohl erklärlich, wenn das Gefühl der Rache gegen ihre weißen Peiniger den höchsten Punkt erreichte, und sie oftmals im tollen Wahnsinne die Hand gegen den eigenen Herrn meuchelmörderisch erhoben und blutige Vergeltung übten für die furchtbaren Martern, welche sie jahrelang bei schlechter – kaum sättigender Nahrung geduldig ertragen hatten. — Welcher civilisirte Mensch mag wohl den ersten Stein auf die erbarmungswürdigen — gleichsam von der Gottheit verlassenen Creaturen über ihre That werfen?

Die Sonne stieg soeben wie ein mächtiger Feuerball aus den Wogen und säumte die Wellenkämme der gigantischen Wasserwüste mit lichtem Gold, munteres Leben athmete auf dem Deck des, in seinen Unterräumen grausiges Elend verbergenden Schiffes. Heitere Lieder ertönten aus den rauhen Kehlen der Matrosen, während die armen Neger ein Todtenlied in der Weise ihrer Heimath mit klagender Stimme sangen. Bunte, wechselnde Bilder jagten an den Augen der lebenslusti-

gen Matrosen vorüber, welche mit Entzücken auf die blaue See schaueten, die, ein großer Wasserspiegel, den Himmel in seiner Farbenpracht gleichsam im Glanze wunderbarer Verklärung abspiegelte, während im kühlen Naß Delphine schimmernde Kreise zogen.

Im dumpfen Schiffsraum, begraben in Dunkelheit und modernder Atmosphäre, sahen die Söhne Westafrika's nicht den luftigen Weg, welchen der stolze Dreimaster sich durch die blauen Fluthen mit riesiger Eile bahnte und sie an die Schwelle ihres Leidens führte. Gleich glühenden Kohlen hafteten die Augen der Neger auf ein junges, weibliches Wesen, welches — gleich den Uebrigen an eine Kette geschmiedet, — sich in heftigen schmerzvollen Geburtswehen unaufhörlich hin- und herwand. Es war Ageilka, die einzige Tochter ihres, von den weißen Männern erschlagenen Oberhauptes, welche gleich ihnen, beim Ueberfalle des Negerdorfes geraubt worden war. Nach der Sitte ihrer Heimath war der Raum geweiht, wo ein Abkömmling ihres Fürsten athmete. Doch vergeblich waren die Anstrengungen der wenigen schwarzen Weiber, welche sich unter den Sclaven befanden, die junge Mutter in ihren Nöthen mit hilfreicher Hand beizustehen, die schwere Kette hinderte fast jede Bewegung, und ein rohes, frivoles Lachen der Matrosen beantwortete ihren Hilferuf.

Der weiße Mann kennt nicht den Schmerz der, von der Vorsehung gefärbten Menschen, sein nach elendem Gewinn strebendes Herz kennt nur den verführerischen Klang des Goldes — jenes Metalles, welches die heiligsten, reinsten Gefühle in der Brust so vieler Tausende — ob hoch ob niedrig geboren — zu ersticken und gänzlich zu tilgen vermag.

Doch die Sonne sinkt und stürzt ins Wogenbett, aber herauf zieht der Mond mit dem ewigen Sternenchor, magisches Licht spielt auf der Fluth, Feuerfunken sprühen aus der Tiefe und gleichsam wie von dem Gebete der armen verlassenen Neger zu dem heidnischen Gotte ihres Landes geisterhaft getragen, zieht das Schiff der weißen Männer des Christengottes unaufhaltsam seine Bahn.

Die Fittige der Nacht legten sich auf das Meer und schlossen die brennenden Augen der schmerzvoll in dumpfer Verzweiflung vor sich hinstarrenden Neger. Todtenstille herrschte auf dem Schiffe und in dem Sclavenraum, nur dann und wann unterbrochen von dem Aechzen und Stöhnen der unter gräßlichen Schmerzen leidenden, jungen Fürstentochter.

Da plötzlich erhob sich geräuschlos die Gestalt eines Negers von athletischem Körperbau. Vorsichtig hob er das Haupt empor und ließ

einige Secunden sein glühendes Auge in unaussprechlicher Liebe auf dem jungen Weibe ruhen, gleichsam als wollte er durch diesen Blick Muth sammeln zu jener heroischen That, welche in seinem brennenden Gehirn reifte. Dann wandte er sich kurz ab, biß mit den scharfen, weißen Zähnen seines Mundes in den gefesselten linken Arm und riß in wüthender Hast große Stücke Fleisch aus den Muskeln, bis der Röhrknochen vom Fleische entblößt lag. Mit einem kräftigen Rucke brach er diesen am Ellenbogengelenk mitten durch und ließ den Arm mit der Fessel zu Boden gleiten, während das Blut in heftigen Strömen aus dem Stumpfe hervorstürzte. Ohne einen Laut des Schmerzes zu verrathen, drückte er den blutenden Stumpf in den Sand, welcher den Boden des Schiffsraumes in dichten Lagen — des Unrathes wegen — bedeckte, so daß der Blutstrom einigermaßen gehemmt wurde. Dann schlich er, von Fieberfrost und unsäglichen Schmerzen heftig geschüttelt, unhörbar zu dem harten Lager der jungen Frau, und flüsterte glühende Worte der Liebe und des Trostes in das entzückte Ohr der in Geburtswehen mit dem Tode ringenden Mutter.

Wo der Christengott dem armen Neger keine Hülfe in der Todesstunde seines Weibes sandte, da schuf der heidnische Gott in dem Kopfe seines schwarzen Kindes einen helfenden Gedanken, welcher der armen Mutter Linderung in ihrer Pein verschaffte. Sie gebar unter dem Beistande ihres verstümmelten Mannes — des geachtesten Kriegers ihrer Stammes — einen Knaben.

Das Schiff hatte in der prächtigen, windreichen Nacht eine gute Strecke zurückgelegt, schon war der Wendekreis des Krebses durchschritten und die Matrosen rechneten schon am Morgen die Tage aus, welche ihnen die Küste Süd-Amerikas nahe bringen sollten.

Feuriger als sonst stieg heute die Sonne in die Höhe, der erfrischende Morgenwind verhauchte und in stiller Feier lag das Meer, — es fühlte das Nahen des Allgewaltigen, der die Sturmwinde zu seinen Engeln und die Feuerflammen zu seinen Boten hat.

Capitain Santiago stand auf dem Vorderdeck und betrachtete mit bedenklicher Miene den Horizont, sein erfahrenes Auge erkannte die Vorboten einer gewaltigen Katastrophe, die das Herz mit Beben und die Seele mit Entsetzen erfüllt, mit steigernder Besorgniß schaute er auf jedes graue Wölkchen, das sich im Osten entwickelte. Endlich ertönte der Befehl des Kapitains die Segel zu reffen, in rastloser Eile wurde dieser von den Matrosen mit kundiger Hand ausgeführt. Der Sturmwind zögerte loszubrechen — gleichsam als wolle er das Schiff, befrachtet mit dem Elende menschlicher Verworfenheit, in seinem Grimme ver-

schonen und Zeit gönnen, aus seinem Bereiche zu entfliehen. Doch die Sonne verschwand und im unheimlichen Roth leuchtete der Abendhimmel. Mit der emporsteigenden Nacht wurde das leichte Wölkchen am östlichen Himmel zur dunklen Mauer, die von Sekunde zu Sekunde mit unbeschreiblicher Schnelligkeit wuchs; ein leises, schrilles Pfeifen ließ sich aus der Ferne hören, von woher ein weißer Schaumstreifen über den nachtdunklen Ocean heranzog, das Schaukeln des Schiffes auf den unregelmäßig sich erhebenden Wellen wurde heftiger.

Es währte auch nicht lange, so rollte der Donner mit furchtbarer Macht über die Häupter der von der Seekrankheit mächtig ergriffenen, armen Neger, welche in dem von dicker Luft verpesteten Schiffsraume nach frischer Luft vergebens riefen. Die Blitze zuckten ohne Aufhören durch den Dunstkreis und beleuchteten das mit den Wellen ringende Sclavenschiff. Regengüsse stürzten endlich wie Waldbäche nieder und haushoch schlugen die Wellen über Deck. Fürchterlich wurde das Heulen und Toben des Sturmes, vermischt mit den Klagen der armen Neger, dem Wimmern des neugeborenen Kindes und dem entsetzlichen Stöhnen der Wöchnerin. Da plötzlich ertönte ein lautes Krachen, ein Ausruf der Verzweiflung erscholl: der Hauptmast war gebrochen und stürzte über Bord, ein Wrack war jetzt der Schutz für die wimmernden Sclaven auf dem empörten Elemente. Oftmals glaubten sich die Unglücklichen verloren, wenn der zitternde Bau in den Abgrund der Wellen hinabstürzte, aber der Ewige wollte in seiner unerforschlichen Weisheit, daß die farbigen Kinder des fernen Westens dieser Gefahr entgehen sollten, um noch andere Schrecknisse kennen zu lernen und zu bestehen.

Die Wuth des Sturmes legte sich endlich, einige Stöße erfolgten noch, wurden aber zuletzt immer seltener, die Wellen ebneten sich und als nach der fürchterlichen Schreckensnacht die Sonne im Osten hinaufstieg, lag das Meer so ruhig und glatt im Morgenstrahle, als sei es immer so gewesen.

Mit Erstaunen und Bewunderung blickten die von der Seekrankheit und der schlechten Schiffskost angegriffenen und zu Skeletten abgemagerten Neger, auf den durch aufopfernde Gattenliebe verstümmelten tapferen Gefährten, welcher durch kühlendes Wasser den Brand von dem Stumpfe seines Armes fern zu halten bemüht war und in seinem unbeschreiblichen Schmerze doch noch sein leidendes junges Weib nach Möglichkeit unterstützte. Das unter so seltsamen Umständen geborene Kind lag an der trockenen und fast versiegten Brust einer Negerin,

welcher die Kinder bei dem räuberischen Ueberfalle ihres Dorfes erschlagen worden waren.

Die rüstigen Matrosen hatten einen Nothmast aufgerichtet und Alles hoffte mit günstigem Winde nicht nur die Fahrt fortsetzen zu können, sondern auch Land zu erreichen.

Das beklommene Herz der armen Neger schöpfte neuen Athem und in gierigen Zügen sog die beengte Brust die erquickende Luft ein, welche durch die geöffneten Schiffsluken in den dunklen Raum neu belebend auf kurze Zeit drang. Aber die Atmosphäre veränderte sich plötzlich, das Schiff segelte „keinerlei Lauf", der Matrose am Steuer schaute träumerisch in's Meer, denn der Himmel war hell und klar; kein Wölkchen, kein Luftzug, stark genug eine Feder zu bewegen, war bemerkbar. Düster ruhten die Blicke des Capitains auf Himmel und Meer, sein erfahrenes Auge erkannte das Herannahen einer anderen — vielleicht noch entsetzlicheren Gefahr, als der Sturm war. Denn die Ruhe des Meeres nach dem wilden Orkane — anfangs so köstlich und belebend, wurde zuletzt ängstlich und peinigend.

Einige Tage vergingen, nichts hatte sich geändert. Dieselbe Stille der Luft, dasselbe unheimliche Schweigen des Meeres herrschte. Der Sturm hatte das Sclavenschiff in die Region der Windstillen verschlagen, und war der erstere ein gefährlicher Feind, so war sein Gegentheil wo möglich noch furchtbarer.

Noch ahnten die Matrosen nicht die Größe der Gefahr, sie kannten nicht den Ort, an welchem sich das Schiff befand. Aber das Wort: „Donnersee" würde ihre Wangen mit Leichenblässe bedeckt haben. Dieser Theil des großen Oceans ist von einer fast ununterbrochenen Windstille so beherrscht, daß es für ein Schiff fast unmöglich ist, wieder heraus zu gelangen.

Den senkrechten Strahlen, der Tag für Tag in unverschleiertem Glanze auf- und untergehenden Sonne ausgesetzt, lag das Fahrzeug mit ausgetrockneten Masten und schlaff herabhängenden Segeln unbeweglich auf derselben Stelle; wimmelndes Ungeziefer entwickelte sich in den Mundvorräthen und in dem faulenden Trinkwasser; die Fugen und Klammern, welche dem Wüthen des Orkans mächtig getrotzt, begannen durch die schleichende unwiderstehliche Kraft der Hitze sich zu lösen — und dumpfe Verzweiflung erfaßte auch den Beherztesten.

Die armen gefesselten Neger litten in dem von Ungeziefer wimmelnden Schiffsraum entsetzlich. Täglich starben einige von ihnen, welche von den Matrosen sogleich ohne weitere Ceremonien über Bord geworfen wurden. Der Werth der Ladung schwand von Stunde zu

Stunde und mit unheimlichen Blicken schlich der sonst so aufgeräumte Capitain auf dem Deck umher.

Acht lange, entsetzliche Tage gingen vorüber. Alles war müßig und lässig am Bord. Nur wenn in frühester Morgenstunde die Matrosen bis zum obersten Korb emporkletterten und hinaussahen in die unendliche Ferne, herrschte einiges Leben. Aber die Einförmigkeit wurde immer fühlbarer, immer entsetzlicher. Nichts als endlose blaue, ruhige Fläche nach oben und unten, grelles Sonnenlicht und unerträgliche Hitze. Die Stimmung der Matrosen wurde immer unbehaglicher und düsterer, die Bande der Eintracht lockerten sich, man ging stumm aneinander vorüber oder wechselte rauhe Worte.

„Gott bewahre uns vor Aufruhr und Empörung," sagte der Obersteuermann zu dem Capitain, „die Kerls wollen mit den Booten von dannen eilen und sich zu retten suchen."

Keine Silbe erwiderte der Befehlshaber des Sclavenschiffes hierauf, mit seinem eisigkalten Blick beobachtete er die Aufruhrstifter und hielt mit eiserner Ruhe — ohne Furcht oder Zagen zu verrathen, — noch einigermaßen Zucht und Ordnung, wobei seine wohlgeladene Schußwaffe nicht unbedeutend dazu beitrug. Die besser gesinnten Matrosen blickten vertrauend auf ihn, denn er allein war die Seele des Ganzen, aber er blieb kalt, schweigsam und verschlossen wie das Grab. Sein ehernes Gesicht ließ weder Hoffnuug noch die mindeste Furcht entdecken.

Endlich, nach ewig langen Wochen, erhob sich mit einem aufsteigenden Gewölk neue Hoffnung. Dunkler wurde der heitere Himmel, Blitze leuchteten, der Donner rollte in der Ferne, dann näher und näher und plötzlich — erscholl ein Ruf der Freude und des Dankes aus dem Munde der rohen Matrosen auf dem Deck des bisher rettungslos scheinenden Schiffes. Endloser Regen strömte wie aus Gießbächen herab, lange standen die Männer vor Wonne schauernd, in dem erquickenden Bade, dann griff Alles nach Gefäßen aller Art, das mit stets verstärkter Gewalt herabströmende Wasser aufzufangen, bis alle leeren Fässer gefüllt waren.

An die armen Neger dachte Niemand, kaum erhielten sie ausreichende, fast ungenießbare Nahrung, um ihr armseliges Leben zu fristen, während ein entsetzlicher Durst sie unaufhörlich peinigte und das zahllose Ungeziefer ihren grausigen Aufenthalt zur Hölle machte. Aber auch sie empfanden einigermaßen den wonnevollen Wechsel der Temperatur, denn durch die Fugen drang die belebende Luft hinein und reinigte die verpestete Atmosphäre des Sclavenraums.

Der Wind erhob sich endlich mächtiger und fing sich in dem dicht gerefften Marssegel. Das Schiff schwankte, der Obersteuermann bewegte das Steuer von Bord zu Bord und rief plötzlich mit freudiger Stimme:

„Steuerkraft im Schiffe!"

„Hurrah! Hurrah!" jauchzten die Matrosen aus voller Brust und mit Blitzesschnelle wurde ein Segel nach dem andern beigesetzt.

Der erfahrene Obersteuermann führte das dahin eilende Fahrzeug sorgsam und mit kundiger Hand und bald schien die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit — wenigstens unter dem Schiffsvolke verschwunden, denn die Stätte des Todes lag hinter ihnen und freudig hob sich die Brust eines Jeden bei dem Gedanken, glücklich dem gewissen Tode entkommen zu sein.

Da betrat plötzlich der Capitain das Verdeck. Die Schiffsglocke läutete zum Gebet und anscheinend feierlich sammelten sich die Matrosen um den Schiffsgeistlichen, der ein frommes Dankgebet in lässiger Weise sprach und Schiff und Mannschaft mit heuchelnder Miene Dem befahl, der die Winde fesselt und losläßt nach seinem Wohlgefallen. Dann erhob er die Hand zum Segen und die wettergebräunten Seeleute beugten mechanisch in hergebrachter Ehrfurcht und Demuth das Haupt.

Es war durchaus kein ergreifender und erhebender Augenblick, obgleich weit umher heilige Stille herrschte, denn wer die Bemannung des Sclavenschiffes genauer kannte, wußte sehr wohl, daß der Lippe, welche jetzt noch ein frommes Gebet murmelte, in der nächsten Minute der gräßlichste Fluch entströmen würde, und daß die scheinbar in tiefster Zerknirschung gefaltene Hand sofort bereit war, einen Mord zu verüben. Nur die Gewohnheit lehrte sie beten — und morden.

Dagegen herrschte im Sclavenraum ein anderer, erhebender Geist. Sanfte Klagelaute drangen im frommen Gebet von den Lippen der bis auf hunderundfünfzig zusammengeschmolzenen Neger zu dem heidnischen Gotte ihres fernen Heimathslandes, welcher seine unglücklichen Kinder verlassen zu haben schien.

Der finstere Engel des Todes hatte die Reihen der Neger entsetzlich gelichtet, auch ihr Schutzgeist — die junge Fürstentochter, hatte ihr Leben unter entsetzlichen Qualen geendet und war in bessere, glücklichere Gefilde einer unbekannten Welt ihrem Kinde und Gatten vorausgeeilt.

Dumpfe Verzweiflung leuchtete unheimlich aus den hohläugigen Gesichtern der Neger, da ertönte plötzlich ein leiser, seltsamer Klage-

laut von den Lippen des verstümmelten Kriegers, und drang mächtig ergreifend in das Ohr der aufhorchenden Söhne seines Stammes, welche einstimmig einen Gesang anstimmten, der eine furchtbare Bedeutung zu haben schien. — Es war das Todtenlied der Negerstämme von Whida.

Leise flüsternd, glitt der bisher von den Matrosen unbemerkt gebliebene — durch seine heroische That einigermaßen in Freiheit lebende Krieger von einem Haufen der gefesselten Neger zum andern und schien entsetzliche Worte in das gespannte Ohr seiner Gefährten zu sprechen, denn bei jeder Silbe erhöhte sich der feindliche, drohende und todesmuthige Ausdruck ihrer Züge und zuletzt ertönte der Schlachtenruf ihres einst so mächtigen Stammes von den blutleeren Lippen. Es schien ein unheimlicher finsterer Geist in die Seelen dieser schwarzen Kinder — gleichsam einer anderen Gottheit angehörend — gefahren zu sein.

Das Gold der Abendsonne flammte auf den Kämmen der schäumenden Wogen und bekundete das Scheiden des Tageslichtes. Die Nacht mit ihren dunklen Fittigen brach herein und beendete das bewegte Leben auf dem Deck des Sclavenschiffes. Schlaftrunken lehnten die wachthabenden Matrosen in einer Ecke des Vorderkastels und träumten von den Freuden des ersehnten Landes.

Da öffnete sich plötzlich geräuschlos die sonst verschlossen gehaltene Thür des Sclavenraumes, eine dunkle Gestalt schlich vorsichtig die Treppe nach den Kajütenraum lautlos hinauf und verschwand im Dunkel der Nacht.

Heilige Ruhe lag auf dem schlummernden Meere, die mächtige Hand des Ewigen hielt die Elemente gebannt in ihren unheimlichen Kreisen.

Plötzlich fiel ein heller Lichtschein auf die dunkle See und eine züngelnde Flamme loderte aus den Luken des Kajütenraums und aus den Vorrathsbehältern, erst zeitweise — dann mächtiger empor. Erschreckt fuhren die Wachen aus ihrem Halbschlummer auf und der Angstruf:

„Feuer! Feuer!"

ertönte warnend von ihren Lippen.

Der entsetzlichste Ruf, den man auf hoher See hören kann, vermischte sich mit dem dumpfen Getöse der aus ihren Hängematten erschreckt heraufeilenden schlaftrunkenen Seemänner.

Der Capitain war der erste, welcher seine Geistesgegenwart gewann. Durch ein Sprachrohr gab er den Befehl die brennenden Luken zu schließen. Dieser Befehl wurde augenblicklich vollzogen.

Dann eilte er mit einigen der bewährtesten Matrosen in den Kielraum, um das dort befindliche Pulver herauf schaffen und über Bord werfen zu lassen. Alsdann verschwand er in demjenigen Theil des Schiffes, in welchem das Feuer so seltsamer Weise gefahrdrohend ausgebrochen war.

Die zwei oder drei Minuten seiner Abwesenheit dünkten den rathlosen Matrosen eine Ewigkeit, denn Jedermann sah ein, daß sein Schicksal ganz von der Energie Capitain Santiago's abhing, und es herrschte daher auf dem Deck lautlose Stille, bis er, schon vom Feuer geschwärzt und versengt, mit einem anscheinend leblosen Körper auf den Armen wieder erschien. Er warf seine Last mit vernichtendem Grimme auf das Verdeck nieder, eilte dann auf den Obersteuermann zu und raunte ihn hastig die Worte in's Ohr:

„Schnell in meine Kajüte! Bringen Sie mir meine Pistolen herauf, der Kasten steht auf dem Tische. — Eilen Sie, unser Wohl und Wehe hängt von einem Augenblicke ab!"

Dann sprach er mit fester Stimme zu seiner bestürzten aber aufmerksamen Mannschaft.

„Ihr wißt, Leute, daß ich Euch niemals aus irgend welchem Grunde getäuscht habe. Merkt also wohl auf, was ich Euch sage. Dieser, auf sonderbare Weise seinen Fesseln entkommene schwarzer Schuft hat wahrscheinlich das Feuer angezündet, dessen Löschung fast unmöglich ist . . ."

Ein Schrei der Wuth und des Entsetzens erscholl unter der Mannschaft und Alle sprangen unwillkürlich nach den Booten. Des Capitains gebieterische Stimme hielt sie aber zurück.

„Kopflose Hast und Verwirrung würden uns unfehlbar in's Verderben stürzen, mit Muth und Beharrlichkeit aber können wir alle — und vielleicht auch das Schiff gerettet werden. Laßt es Euch gesagt sein," fügte er, dem Obersteuermann die Pistolen abnehmend und den Hahn einer derselben spannend hinzu, „daß ich Jedem, der mir nicht unweigerlich gehorcht, eine Kugel durch den Kopf jage, und Ihr wißt, ich fehle niemals mein Ziel. Auf denn, an's Werk! seid muthig und willig!"

Diese energische und vertrauensvolle Sprache machte einen wunderbaren Eindruck auf die Gemüther dieser rauhen und entmenschten Seemänner. Der panische Schrecken, der sie im ersten Augenblicke ergriffen, wich einer muthigen Entschlossenheit und in unglaublich kurzer Zeit waren die Boote im Wasser.

„Brav, meine Burschen! — so ist's recht!" rief Santiago ermunternd. „Ich wiederhole Euch, wir haben noch viel Zeit. Vier von

Euch — er nannte sie bei Namen — bleiben bei mir. Zehn Andere eilen in den brennenden Schiffsraum; und weitere zehn Andere schaffen die Wasserfässer zur Löschung des Feuers hinunter."

Augenblicklich verschwanden die Seeleute und jeder eilte auf den ihm angewiesenen Posten.

Diese ganze schauerliche Scene dauerte vom Augenblicke des Feuerrufes bis jetzt nicht volle acht Minuten.

In diesem Augenblicke erschienen die Boote an der Steuerbordseite des brennenden Dreimasters. Mit wilder Hast gossen die Matrosen Fluthen von Wasser in die Flammen, während im Innern die Wasserfässer entleert wurden. Nach Verlauf von einer Stunde war man endlich in soweit Herr des verheerenden Feuers geworden, daß Capitain Santiago erkennen konnte, das Schiff mit seiner Ladung sei gerettet; und als die ersten Strahlen des jungen Tages anbrachen, waren nur noch die Spuren des gefährlich werden könnenden Feuers sichtbar. Mit rastloser Thätigkeit gingen die Matrosen an die Ausbesserung der verletzten Stellen, während das Schiff im schnellen Fluge die Wogen durchschnitt und sich immer mehr dem Hafen von New-Orleans näherte.

„Wir wollen mit Benutzung aller Hülfsmittel den Hafen von New-Orleans zu erreichen und dort unsere Waare zu verkaufen suchen," sagte am nächsten Tage der Capitain zu dem Obersteuermann, „denn ich fürchte unser Dreimaster hält bis zum eigentlichen Ziel unserer Reise, dem Hafen von San Domingo, nicht mehr aus.„

„Leider ist es so wie Ihr sagt, Capitain," erwiderte der Angeredete, welcher dem Range nach Santiago am Nächsten stand. „Die Planken des Schiffes haben vom Sturm und der Hitze im Donnersee zu viel gelitten, und das Feuer des schurkischen Negers hat die innere Bekleidung zu stark mitgenommen, obgleich der Schaden dem Auge nicht mehr ganz sichtbar ist. Wir segeln eigentlich mit einem Wrack durch die Fluthen, und müssen befürchten, wenn das Wasser im Kielraume höher steigt, denn die Pumpen reichen nicht mehr aus, daß wir mit Mann und Maus zu Grunde gehen, da die Boote nicht mehr zu benutzen sind.

„Kennen die Leute den Zustand des Schiffes?" fragte der Capitain in ernstem Tone und mit gedämpfter Stimme.

„So ganz genau nicht," antwortete der Obersteuermann.

„Gut, sorgt dafür, daß sie nicht mehr erfahren, als nöthig ist. Wir segeln nach New-Orleans nur um Wasser und Lebensmittel einzunehmen, unser Ziel bleibt für sie San Domingo. Sagt ihnen dies, und zeigt in Eurem Benehmen die größte Ruhe und Zuversicht, denn unsere Mienen sind für die Leute der Spiegel, worin sie ihre eigene

Sicherheit erblicken. Ueber Nacht werft den Ballast über Bord, damit das Schiff an Leichtigkeit und Schnelligkeit gewinnt.

„Soll Alles geschehen, Capitain, wie Ihr befohlen habt," versetzte der Obersteuermann lächelnd. — „Doch sagt mir, was soll denn mit dem halbverbrannten Schuft geschehen? — Der Schurke lebt noch und erträgt die gräßlichsten Schmerzen ohne einen Klagelaut hören zu lassen.

„Steckt die schwarze Bestie in einen gehörig beschwerten Sack, und werft ihn mit dem Ballast über Bord, ich mag die Geschichte nicht in Gegenwart der Bemannung an den verstümmelten Körper des Wahnsinnigen bestrafen. Es liegt mir vielmehr daran, die That in Vergessenheit zu bringen, damit nicht noch mehr Unheil geschieht, denn ich verliere an dieser Ladung durch den Tod so vieler Neger ohnehin eine ansehnliche Summe. Ich glaube die Leute wären im Stande und metzelten die ganze Negerbrut in ihrem Grimme nieder, womit mir doch nicht gedient sein kann. Ihr könnt ja den Matrosen sagen, daß die schwarze Bestie in der Nacht crepirt sei, damit mag die Geschichte vergessen sein."

Der Obersteuermann entfernte sich mit einem zusagenden Kopfnicken um den Steuercours des Schiffes zu inspiciren, während der Capitain in seine halbverbrannte und nur dürftig ausgebesserte Kajüte hinabstieg. Die Nacht erlös'te den unter unsäglichen Schmerzen leidenden Krieger von Whida von seiner Pein. Das große Weltmeer wurde sein kühles Grab und vereinigte seine Seele mit der seines geliebten Weibes, während der neugeborene Abkömmling des uralten Fürstengeschlechtes von Whida zu den Leiden seines Stammes heranwuchs und ungeachtet der mangelhaften Nahrung und der schlechten Luft, den Umständen nach sich kräftigte.

Nach wenigen Tagen tauchten endlich die Gipfel der von der Morgensonne vergoldeten Felsenpartieen auf, welche die Hafenstadt Louisianas auf der Westseite umwallen, und leichter athmete Santiago, als aus den Wellen des Meeres eben eine kugelförmige Nebelwolke emporstieg, die, begleitet von einem Blitz und einem Donnerschlage, der Stadt den Gruß seines in den Hafen einlaufenden Schiffes verkündete.

Die Hafenbatterie erwiderte den Seemannsgruß nach üblichem Gebrauche und die Rhede lieferte nach wenigen Minuten ein lebhafteres Bild als zuvor, denn das Eintreffen eines Sclavenschiffes war ein Ereigniß, welches seit langen Monden nicht stattgefunden hatte. Die Hafenbeamten setzten sich mit Capitain Santiago in Verständ-

niß und der vom Feuer geschwärzte und hartbeschädigte Dreimaster ging unter der portugiesischen Flagge vor Anker.

Bald wußte Jedermann, daß Santiago den übermorgen stattfindenden Sclavenmarkt mit Einhundert und fünfzig Negern aus Whida besuchen würde. Eilboten der Agenten und Mäkler flogen den nahen und entferntern Pflanzungen auf schnellen Pferden zu, denn der von der Vorsehung schwarz gefärbte Heide steht bei dem weißen Christen höher im Preise als ein gutes Lastthier.

Kaum tauchte daher die Morgensonne am Tage des Marktes aus den Wellen auf, als der Capitain seine Ladung auf den öffentlichen Salavenmarkt — nahe dem Hafen — schaffen ließ. Gleich dem wilden Stier oder dem wüthenden Büffel, gingen die armen Neger, sechs und sechs in ein sogenanntes Joch gespannt, einen langen Balken von starkem Holz gefertigt, mit Löchern versehen, in welchem die Köpfe der Unglücklichen fest geklemmt staken und welcher auf ihren Schultern ruhte.

Ein dunkelbuntes Heer, gemischt aus kauflustigen Kreolen, lasttragenden Negern, müßigen Mulatten und stolzen Europäern oder reichen amerikanischen Pflanzern, wimmelte dem Markte zu, der für sie das Bild eines erheiternden Schauspiels lieferte.

Der eintönige Gesang, mit welchem die unglücklichen Lastträger in New-Orleans ihre Schritte zu begleiten pflegen, um singend zu wehklagen über ihr Elend oder mit glücklich erzwungenem Leichtsinn seinen Druck hinwegzulügen — dieser nervenangreifende Gesang, dem Jammergeheule der kamschatkadalischen Hunde ähnlich, welche die Schlitten ihrer Herren nur winselnd ziehen, verstummte jetzt, denn aus der Masse scheu ausbiegender Sclavenhorden treten die Fürsten der großen Pflanzungen, welche ungeachtet der bestehenden Gesetze doch über Leben und Tod ihrer Sclaven gebieten.

Prüfend ruhen die glanzlosen Augen auf den schönen, kräftigen Gestalten der Neger von Whida, der besten Waare, welche West-Afrika dem Süden Amerikas liefert.

Nachlässig stieg ein Mann, kaum über das Jünglingsalter hinaus, den Tritt eines eleganten, mit vier kräftigen Pferden bespannten Wagens hinab und trat an die Sclavengruppe heran. Die schlaffen Züge des mageren Antlitzes mit der krankhaft fahlen Hautfarbe und einem Ausdruck von fast weiblicher Weichheit im Auge, welche den Pflanzern von Louisiana sonst nicht eigen ist, verrieth den siechen Einwanderer. Ein erfahrener Menschenkenner würde indessen unter der melancholischen Weichheit seines Auges den schlummernden Vulkan entdeckt haben,

welcher durch ein verzehrendes Seelenleiden niedergehalten wurde, geweckt aber zur That, im aufbrausenden Ungestüm, sehr gefährlich werden konnte.

Von allen Seiten wurde dieser junge Mann mit einer gewissen Aufmerksamkeit begrüßt, auf welche er jedoch kein großes Gewicht zu legen schien, denn er erwiderte die Grüße in kaum merklicher Weise. Es war der reichste Plantagenbesitzer Louisianas und hieß Delores Marquella.

„Woher?" fragte der Nabob den Capitain Santiago in vornehmer, doch höflicher Weise.

„Westküste von Afrika," antwortete dieser.

„Sclaven von Whida gebracht?"

„Freilich, Herr, von Whida. Kerle so stark wie die Elephanten und sanft wie die Lämmer.

„Ich brauche zehn tüchtige Sclaven und vier Weiber, aber keines unter achtzehn und keines über fünfundzwanzig Jahre."

„Gut, Herr," erwiderte Santiago, indem er mit verschiedenen Käufern die Reihen der Unglücklichen durchging.

Der empörende Handel begann. Die Sclaven und Sclavinnen wurden geprüft und betastet. Die Käufer suchten nach Mängel, um den Verkäufer zu billigen Preisen zu bestimmen, während dieser mit geläufiger Zunge die Vorzüge dieser breiten, kräftigen Brust und jener athletischen Schenkel pries und mit einigen Peitschenhieben die Gliedmaßen der düster blickenden Neger in Bewegung setzte, um die Muskelkraft und Gelenkigkeit jedes Einzelnen anschaulicher zu machen. Aber zu des Capitains Erstaunen schien der reiche Plantagenbesitzer weniger auf kräftigen Körperbau, als auf die Gesichtszüge der Neger zu achten, denn er ging, von dem wilden Blick einiger der Kräftigsten angewidert, zu den schwächergebauten Sclaven über, deren sanftere Blicke ihm eine mildere Gemüthsart versprachen.

„Hätte ich nur noch die Fürstentochter," murmelte Santiago verdrießlich vor sich hin, „die sollte dieser seltsame Narr mir schon bezahlen, denn diese hatte wahre Taubenaugen."

Delores Marquella suchte sich in der That ein Dutzend der schwächsten Sclaven und vier Weiber aus, welche kaum werth waren, als Zugabe in den Kauf gegeben zu werden.

Schmunzelnd betrachtete Santiago das sonderbare Gebahren des Nabobs, während der Gedanke, daß dieser seine Thorheit ordentlich mit dem Beutel büßen müsse, ihm durch den Kopf fuhr, weshalb er denn auch einen ungewöhnlich hohen Preis forderte.

Der Pflanzer bot verhältnißmäßig; der Handel fing an zu schwanken. — Dieser war nicht gewohnt, sein Gebot bedeutend zu steigern; Jener wollte, den sonderbaren Käufer durchschauend, von seiner Forderung nur wenig nachlassen. Endlich schien sich der Capitain zu besinnen.

„Mein Herr,“ sagte er kurz, „ich lasse keinen Dollar von dem Kaufpreise ab, um Sie aber zu überzeugen, daß ich gern einen Handel mit Ihnen abschließen will, so soll es mir auf eine Zugabe nicht ankommen — ich habe auf dem Schiffe noch einen prächtigen Jungen, den Sie groß ziehen und zu einem tüchtigen Kerl heranbilden können. Legen Sie den Jungen an die Brust einer säugenden Sclavin und der Kerl wächst auf, Sie wissen nicht wie. — He! Blackort!“ rief er einem der Matrosen zu. „Schnell das Kind aus dem Sclavenraum hierher gebracht!“

Der Befehl wurde sofort ausgeführt. Nach wenigen Minuten brachte der rohe Seemann den kleinen fürstlichen Abkömmling, welcher verlassen in einem Winkel des abscheulichen Sclavenraumes lag und vielleicht dort verhungert oder von den Ratten aufgefressen worden wäre, in eine Decke gehüllt zu dem Capitain.

„Was soll ich mit dem Kinde?“ rief der Pflanzer ärgerlich, „Das ist ja kaum drei oder vier Wochen alt.“

„Es ist ja auch nur eine Zugabe in den Kauf!“ brummte Santiago, seinen Mißmuth über das langsame Geschäft verbergend, denn es betraten immer neue Käufer den Markt. „Wer weiß, was in diesem kleinen Kerl steckt. Er ist übrigens von hoher Geburt, seine Mutter war die Tochter des Fürsten von Whida. — Ich dächte, Sie wiesen ihn nicht zurück.“

„Nun und wenn er stirbt, was habe ich dann? fragte Delores Marquella lächelnd über den Eifer des Capitains, die Vorzüge der armen Waise in’s rechte Licht zu stellen.

„Und wenn die schurkische Hand seines Vaters mein Schiff mit Mann und Maus verbrannt hätte, was hätte ich dann von meiner Spekulation?“ antwortete Santiago mürrisch. „Man würde lebenslang zu keinem Entschlusse kommen, wenn man beständig nach Wenn und Aber fragen wollte. — Nun, wie steht’s, machen wir den Handel? — Ja oder Nein?“

In diesem Augenblicke schlug das verlassene Wesen seine dunklen Augen auf und blickte in das krankhafte Antlitz des reichen — aber kinderlosen jungen Mannes, welcher oftmals seine Sclaven um das Elternglück beneidete, welches ihnen in ihren wenigen Freistunden er=

blühte und ihr hartes Loos weniger fühlbar machte, während es leise vor Hunger und Schwäche wimmerte.

„Ja, wärst Du das Kind eines weißen Mannes!“ seufzte Marquella kaum hörbar, „wärst Du mein Blut — dann, o Ewiger!“

Die nicht unintereſſanten Züge des reichen Pflanzers verriethen tiefe Wehmuth und einen Kummer, welcher zerstörend an seinem Herzen nagte. Er schwieg und sah mitleidig auf das Kind des fernen Westens nieder, welches bitterlich zu weinen anfing, die kleinen, schwarzen Hände in den Mund steckte und instinktartig mit der Gier des wüthendsten Hungers daran zu saugen begann.

„Wohlan!“ sagte der junge Mann, mächtig ergriffen von dem entsetzlichen Elende des kleinen, verlassenen Wesens und unangenehm berührt von der Hartherzigkeit des Sclavenhändlers, welcher den nagenden Hunger des Kindes mit gleichgültiger Miene betrachten konnte. „So sei denn der Handel abgeschlossen; schaffen Sie mir aber die Mutter dieses Kindes zur Stelle, ich kaufe sie auch und bezahle den doppelten — ja dreifachen Preis dafür.“

Santiago wurde leichenblaß bei den Worten des Nabobs, sein habgieriges Herz drohte vor Grimm zu bersten, denn er mußte sich die Schuld beimessen, für den Unterhalt seiner Sclaven zu schlecht gesorgt und gleichsam dadurch den Tod Vieler derselben und sich erhebliche Verluste herbeigeführt zu haben.

„Die ruht in den Tiefen des Meeres,“ sagte er endlich, „doch befindet sich unter den Sclavinnen eine säugende Negerin, welche ich Ihnen billig überlassen will.“

„Mag es so sein,“ versetzte Delores Marquella, wehmüthig auf das weinende Kind blickend, „schafft nur dem armen Wesen schnell Nahrung, damit es von dem quälenden Hunger befreit wird, sonst stirbt es noch, ehe ich meine Besitzungen erreicht habe.“

„O, nicht doch!“ rief der rohe Sclavenhändler mit lächelnder Miene. „Diese schwarze Teufelsbrut hat ein zähes Leben und kann mehr ertragen, als die verwöhnten Kinder weißer Eltern. Zahlt hundert Dollar über den festgesetzten Kaufpreis und jene Negerin dort gehört mit in den Handel.“

Bei diesen Worten zeigte Santiago auf eine junge Sclavin, welche das Kind bisher kümmerlich genährt hatte. Das Kaufgeld wurde von dem jungen Manne im blanken Golde bezahlt, die erhandelten Sclaven aus dem Joche gelassen und von den Dienern des Pflanzers in Empfang genommen, während die junge Negerin dem

verschmachtenden Kinde die kümmerliche Nahrung ihrer fast versiegten Brust reichte.

Schon wollte Delores Marquella den Markt mit seinen neuen Sclaven und Sclavinnen verlassen, als die junge Negerin das gleichsam dankbar lächelnde Kind von ihrer magern Brust riß, es hoch in die Luft erhob und einen weitschallenden Ruf aus ihrem Munde ertönen ließ, welcher wie ein feierlicher Schwur klang und die Herzen der armen Neger, welche getrennt ihrem fürchterlichen Schicksale entgegen gingen, mit Zaubermacht erfüllte.

Ein wüthendes, herzzerreißendes Jammergeheul der Neger von Whida erfüllte die Luft und drang zu dem Ohre des Allmächtigen, welcher dem entsetzlichen Elende seiner schwarzen Kinder schon ein Ende durch die Civilisation seines weißen Ebenbildes in jenem Lande gesetzt hatte, wo die Brust vieler edeldenkender Männer für das harte Schicksal der Neger in theilnehmender Liebe athmete.

Auf Marquella's Befehl wurden ihm die unverständlichen Worte der Negerin und die Bedeutung dieser ergreifenden Scene von seinen ältern Sclaven erklärt. Es war der Abschied der Kinder des Westens von dem letzten Zweige des einst so mächtigen Fürstengeschlechts der Herrscher von Whida.

Das Kind lag wieder an der Brust seiner Ernährerin und zernagte mit ungenügsamer Gier die Quelle seines Lebens.

Der weichmüthige Pflanzer ließ die Negerin mit dem Kinde in seinem Wagen Platz nehmen, während der Wink seiner Hand dem Lieblingsneger bedeutete, ein Gleiches zu thun, welchen Befehl dieser zögernd ausführte.

Der Wagen, von dem stolzen Gespann angezogen, setzte sich in Bewegung, gefolgt von den neuen Sclaven unter Aufsicht seiner Diener.

„Waren die Eltern dieses Kindes Dir bekannt?“ fragte Delores Marquella nach einer Weile die junge Negerin, welche Worte der ältere Sclave sogleich übersetzte, da er der Sprache jenes Stammes aus Whida mächtig war.

„Ja, Herr!“ antwortete dieselbe durch den Mund des Dollmetschers. „In einem der vielen Kriege, welche die afrikanischen Negerreiche zerrütteten, war längst schon die Macht von Whida untergegangen und nur ein Schatten von Hoheit hatte sein Herrscherstamm gerettet, als er mit seinen Unterthanen in die leicht zu vertheidigende Gegend seiner Gebirge flüchtete. Hier blühte beschränkt, aber beglückt, lange Zeit hindurch der Stamm der Fürsten von Whida fort, zwei

Söhne und eine Tochter nebst deren tapferer Gatte standen zur Seite des Herrschers. Dieses stille Glück erweckte den Neid seines mächtigen Feindes, jenes gewaltigen Dahomerkönigs, dessen Hand das Whidareich zertrümmert hatte. In einer Nacht brachen die Horden von Dahome, unterstützt von den weißen Männern des Sclavenschiffes, welches uns hierher führte, durch die, durch Sorglosigkeit der Führer, schlecht bewachten Gebirgspässe und erschlugen Alles, was ihnen Widerstand entgegen setzte. Nur einige Hundert — darunter die Eltern dieses Kindes, wanderten in die Kerker von Abomeh, der Hauptstadt Dahomes, wo wir an den Tyrannen des La Plata verkauft wurden. Vater und Mutter dieses auf dem Schiffe geborenen Kindes fanden dort ihren Tod durch den Willen des Gottes unseres Heimathslandes."

In diesem Augenblicke fing die Waise kläglich an zu wimmern, gleichsam als fühle sie den schweren Verlust, der sie betroffen.

„Der junge Pflanzer fuhr mächtig zusammen und blickte wehmüthig auf das verlassene Wesen.

„Sei ruhig, mein Kind," sagte er liebevoll, „Du sollst keine Sclavenketten tragen, Du sollst ein Beschützer Deiner schwarzen Brüder werden."

Aber das Kind ließ sich nicht beruhigen durch dieses Versprechen, welches keine Wirkung haben konnte, da es nicht verstanden wurde und wär dies auch der Fall gewesen, so hätte jeder Sclave wohl den augenblicklichen Werth desselben erkannt, wohl aber auch gewußt, wie ohne Freischein ein Versprechen keinen dauernden Halt habe.

„Was fehlt dem Kinde," fragte der junge Mann besorgt.

„Nahrung," antwortete die Negerin, indem sie auf ihre abgezehrte Brust deutete.

Ein tiefes Wehe faßte den reichen Pflanzer. Ihm versagte die weise Hand des unerforschlichen Gottes der weißen Männer ein Kind — ein Band der Liebe zwischen Ehegatten — und diesem Kinde eines fernen Landes die Eltern, deren es in seinem jugendlichen Leben so dringend bedurfte.

„Hat die Vorsehung mir das Leben dieses Enkels eines Negerfürsten vielleicht in die Hand gegeben, um ihm und mir zu ersetzen was ihm gebricht?" flüsterte der reiche — und doch wiederum so arme Mann leise klagend vor sich hin, während sein Blick unverwandt auf das Kind gerichtet blieb, dessen Mund aufgehört hatte Jammertöne zu verhauchen, da ein leichtes feines Gebäck — von der Hand des Sclaven gereicht — seinen Hunger stillte.

„Du mein Kind?" seufzte Marquella — „Nein, nein, es ist nicht

möglich!“ fügte er schaudernd hinzu. „Der Ewige versagt mir in seinem Grimme ein Kind — ein Wesen, welches mir in jeder Minute sagt, wie lieb es mich hat. — Vielleicht zur Strafe dafür, daß ich ihm die Braut des Himmels entführte — und das heilige Gelübde der Keuschheit brach,“ fügte er sinnend hinzu.

Die schwarze Farbe des armen Kindes, dieses Abzeichen der Natur, welches der entwürdigten Menschenklasse von der Vorsehung zu ihrem unerforschlichen Walten für ewige Zeiten unabänderlich aufgedrückt war, schied die Waise von seinem Herzen. — Der Sohn des Marquis Posa und der schönen Gräfin Castiglione, gerettet durch die Macht seines geheimnißvollen Vaters aus den Kerkern der fürchterlichen Jesuiten, sollte kinderlos bleiben.

Geschwächt durch fehlende und stärkende Nahrung und von der Gleichmäßigkeit des dahineilenden Wagens ermüdet, war die Negerin eingeschlafen. Ein Wink des jungen Pflanzers bedeutete dem Sclaven, die Ermüdete ruhig schlafen zu lassen. Vorsichtig nahm der reiche Mann das weinende Kind aus dem Schooße der Ammendienste bei ihm verrichtenden Negerin, mit zärtlicher Hast drückte er den süßen Saft einer Frucht auf das Gebäck, welches der Sclave ihm darreichte und benetzte den verschmachteten Gaumen des kleinen, jetzt lächelnden Wesens mit dem erfrischenden Safte, während er das befeuchtete Brod in des Kindes Mund schob. —

Ein tief eindringendes, nie empfundenes Gefühl bemächtigte sich seiner wunden Brust — er ahnte es möge dem Väterlichen verwandt sein, und als die Waise so beruhigt in seinen Armen lag, und endlich sanft einschlief, da vergaß er die Negerfarbe, welche das Kind von seinem Herzen schied und leise flüsternd sagte er:

„Schlafe nur, schlafe Du verlassenes Wesen! — Ich will über Dein Leben wachen und Dir Vater sein.“

Ohne auf die hohnlächelnden Blicke seiner Nachbarn zu achten, behielt Delores Marquella das Kind so lange ruhig in seinen Armen, bis er die Grenze seiner weitausgedehnten Pflanzungen und das prächtige Wohnhaus erreicht hatte, dann erst übergab er es wieder der Obhut der inzwischen erwachten Negerin. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Zwei Jahre waren seit jener Nacht vergangen, wo der Marquis Posa durch das Fenster in das Gemach der Gräfin Castiglione stieg

und ein Gefühl, durch die unheimliche Macht seines Geistes und seines Willens, in der Brust der schönen Courtisane des Kaisers wach rief, welches ihr in ihrem abenteuerlichen Leben bisher fremd geblieben war; jetzt aber erwacht aus der Asche ihres von Prunk und Herrlichkeit verödeten Herzens gleichsam zum neuen Leben, zählte sie die Stunden — ja die Minuten, wo es ihr nach den Worten des Marquis vergönnt sein sollte, den bisher fast mit Härte verstoßenen Sohn geheimer Liebe an ihr Kindesliebe bedürfendes Herz drücken zu dürfen.

Schlaflos wälzte sie sich auf ihrem seidenen Lager und horchte auf jedes Geräusch — auf jedes Zeichen, welches das Nahen fremder Personen gewöhnlich bekundet. Sie hatte ihrer zahlreichen Dienerschaft Befehl gegeben, zu jeder Zeit, ob am Tage oder in den Stunden der Nacht, Jedermann Zutritt zu ihren Gemächern zu gestatten, welche sich etwa melden sollten.

Der vierte Tag nach dem Scheiden des Marquis neigte sich unter heftigem Regenschauer seinem Ende zu und die Nacht legte die dunklen Fittige über Schloß und Park der schönen Gräfin, welche im unruhigen Halbschlummer auf ihrem Ruhebette lag, und im Traume die schlanke Gestalt ihres Kindes mit liebenden Armen umfing, während die bebenden Lippen Worte der Vergebung von ihrem Sohne erflehten, oder heiße Versicherungen der heftigsten Mutterliebe entströmten, als sich geräuschlos die Thür ihres fürstlich ausgestatten Schlafgemaches öffnete und ihre vertraute Kammerzofe an das Lager trat.

Mit ehrerbietigen Worten weckte sie die schöne Gebieterin aus ihrem unruhigen Schlafe und meldete der auffahrenden Gräfin die Ankunft mehrerer Personen. Hastig befahl sie derselben, die Fremden in ihr Arbeitszimmer zu führen, während sie ihre Toilette ordnete.

Welche Gefühle in der Brust dieses, von der Natur so verschwenderisch mit allen Reizen eines schönen Weibes ausgestatteten Wesens herrschte, als sie das Gemach betrat, wo sie — wie ihr pochendes Herz in aufjauchzender Mutterliebe ahnte — ihren Sohn umarmen sollte, vermögen wir nicht zu schildern, wie denn überhaupt das heiligste — erhabenste Gefühl, welches die Gottheit schuf — die Mutterliebe — niemals mit todten Worten geschildert werden kann. Blickt in das entzückte Auge der Mutter, welche ihr in Todesgefahr geschwebt habendes Kind vor sich sieht — oder blickt auf die abgehärmte Wange einer thränenlosen Mutter am Sterbelager ihres Kindes und Diejenigen werden die heilige Mutterliebe erkennen, welche sie durch den Tod der Unersetzlichen — in ihrem Leben nicht oder doch nur kurze Zeit empfunden haben.

Ein Schrei, in welchem sich alle Gefühle — der Freude — des Schmerzes — der Wemuth und des Entzückens — kund gaben, ertönte durch das Gemach, als die Gräfin ihren wiedergefundenen Sohn in ihre Arme schloß. Sprachlos hielten sich Mutter und Kind umschlungen, während die übrigen Personen in eine Fensternische traten, um den Augenblick des Wiedersehens nicht durch ihre Gegenwart zu stören.

Die Gräfin zog ihren Sohn auf einen kostbaren Divan, indem sie die Anwesenheit der Fremden ganz zu vergessen schien. Dann rief sie in einem Freudenausbruche, in welchem noch ein letzter Zweifel zitterte:

„Oh! mein Kind, mein theures, vielgeliebtes Kind, Du bist es also wirklich?

„Ja, meine Mutter!“ erwiederte der junge Priester in einem Ergusse des Gemüths, welcher sich wie ein mildernder Thau auf dem springenden Herzen und dem brennenden Gehirn der schönen Gräfin verbreitete.

„Vergieb, mein süßes Kind, wenn ich das heilige Muttergefühl verleugnete und diejenigen Pflichten gegen Dich zu erfüllen verabsäumte, welche die Vorsehung mit weiser Hand in das Herz eines Weibes als die höchste Zierde gelegt hat.“

„Lassen wir die Vergangenheit ruhen, theure Mutter,“ sagte Franz Ronge mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und düsterer Erinnerung. „Es thut meinem Herzen wohl, Dich in Liebe und Zärtlichkeit gegen mich wiedergefunden zu haben. O, es ist wohl ein beseligendes Gefühl, von den harrenden Stufen des Schaffots in die schützenden Arme einer Mutter geführt zu werden und den geheiligten Namen ohne Scheu aussprechen zu dürfen. Eine Welt liegt bezwungen zu meinen Füßen, indem ich ausrufe: Die Mutter — meine Mutter beschützt ihr Kind!“

Bei diesen Worten drückte die Gräfin, zum Gefühle ihres Glückes gleichsam zurückgerufen, den jungen Mann stürmisch an ihr pochendes Herz und sagte:

„Ja ja, mein Kind, Du hast Recht, sehr süß klingt der Name: Mutter, aus dem Munde des Kindes, aber es giebt vielleicht einen, der noch süßer und zärtlicher tönt, indem ich Dich an mein Herz drücke und ausrufe: Mein Kind — mein Sohn!“

Dann trat ein Augenblick des Schweigens ein, und man hörte nur das sanfte Beben der über die Stirn des Sohnes hinschweifenden Lippen.



Nur durch den Kamin führt der Weg zur möglichen Rettung. (S. 216.)



„Aber," rief die Gräfin plötzlich sich besinnend, „es ist unmöglich, daß Alles so geheimißvoll in mir und um mich her bleibt. Erzähle mir doch die nähern Umstände Deiner räthselhaften Rettung aus dem finstern Kerker dieser entsetzlichen Priester.

„Kann ich es Dir sagen, theure Mutter?" erwiderte Franz Ronge, die Gräfin mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe anschauend, „ich weiß es selbst nicht. Du sprichst von Geheimnissen, Alles ist geheimnißvoll in mir, wie in Dir. Doch, verzeihe liebe Mutter, ich vergaß ganz im Rausche meines Glücks das Unglück meiner Nebenmenschen. Sieh' dort hin, theure Mutter, dort steht, verlassen, einsam, und für die Welt verloren, das Kind reicher, vornehmer, aber durch die glühenden Worte der Jesuiten bethörter Eltern. Sie ist eine Braut des Himmels durch ihr Gelübde und den Willen ihrer Eltern, aber sie ist auch mein Weib vor Gott und den Menschen, denn wir beide halten unsere früheren Gelübde für gelöst, da nicht die Ueberzeugung, sondern der Zwang uns dazu getrieben hat. Komm, Antonie, umarme meine Mutter, welche auch für Dich einen Platz in ihrem Herzen einräumen wird."

„O komm, armes Kind, komm an meine Brust!" rief die Gräfin in solch einem herzlichen Tone, indem sie der jungen Nonne die Hand zustreckte, daß diese lautschluchzend sich in ihre Arme warf und nicht im Stande war, auch nur eine Silbe zu erwidern.

Mit freudigen Blicken sah der junge Priester auf die Gruppe der festumschlungenen Lieben seines Herzens.

„Du süßes Kind," sagte die Gräfin nach einer kleinen Weile, „so jung und schön und doch schon so unaussprechlich unglücklich! — Nun beruhige Dich nur," fügte sie tröstend hinzu, als sie wahrnahm, daß ein Thränenstrom sich über die bleichen Wangen der Verlassenen ergoß, „ich will Dir die Mutter durch Liebe und Theilnahme zu ersetzen suchen. Fortan sollt Ihr Euch, meine Kinder — o, heiliges, süßes Wort für das Ohr einer glücklichen Mutter — in meine Liebe theilen. — Gott segne den Bund Eurer Herzen!"

„Ja, der Allvater des Lichts segne ihn!" sagte in diesem Augenblicke die tiefe Stimme eines Mannes, welcher aus dem Dunkel der Fensternische hervortrat. „Die Jünger der Finsterniß werden ihn schon zu zerreißen bemüht sein, wenn wir nicht eilen aus ihrem Bereiche zu entkommen."

„Mein Retter, theure Mutter!" rief Franz Ronge, dem Manne in herzlicher Weise die Hand reichend.

„O nicht Ihr Retter, mein junger Freund," entgegnete der Fremde,

verbindlich die Lobeserhebungen zurückweisend. „Das Machtwort unseres Oberhauptes wurde gesprochen und Ihre Rettung war gesichert. Ich hatte nur das Glück den Befehl auszuführen, andere Werkzeuge vollführten den Rettungsakt. Doch so lange wir den Boden der alten Welt betreten, ist das Werk als vollendet nicht zu betrachten, denn die Argusaugen der Jesuiten werden sehr bald das Rettungsasyl ihrer Opfer erspähen und wo ist die Macht, die stark genug wäre, den drohenden Streich von dem Haupte dieser, dem Tode verfallenen Kinder des Unglücks abzuwenden? — Nur in der neuen Welt liegt die Möglichkeit des Schutzes und der Sicherheit für Sie."

„Mein Sohn, mein Kind!" rief die Gräfin in einem Tone des Entsetzens. „Ich soll Dich wieder verlieren? — o, niemals! Wer will es wagen, der Gräfin Castiglione ihr Kind — nein, ihre Kinder zu entreißen?"

Mit diesen Worten drückte sie beide hastig an ihre Brust, während ihre dunklen Augen drohende Blitze schleuderten.

„Die Kirche, Madame," versetzte der Fremde gelassen und gegen diese ist selbst die Macht des Kaisers zu schwach. Denn sein Bestehen hängt nur allein von ihr ab. — Trösten Sie, Frau Gräfin, Ihr Mutterherz in dem Gedanken, daß Ihr Sohn mit der Wahl seines Herzens in der neuen Welt eine ruhige — schutzbietende Freistatt finden wird.

„Nimmermehr!" rief der junge Priester im jugendlichen Ungestüm. „Ich soll die kaum wiedergefundene Mutter verlassen und in ein Land ziehen, welches mir in Sitten und Gebräuchen fremd ist? Nein, ich werde hier bleiben und den Kampf gegen die Finsterniß zu bestehen versuchen — oder sterben! — Ich bin ein Geächteter in meinem Heimathlande — ein gehetztes Wild, für welches weder die Wälder, noch die Gewässer, noch die Lüfte ein Zufluchtsort sind. Wohin soll ich gehen? — Weder der weiße, noch der schwarze Mann werden mich vor dem mächtigen Arm der Kirche schützen können, welcher mich und mein Weib überall hin verfolgen wird — und vor dem Wurme, der nie stirbt; vor dem Feuer, das nie erlischt in meiner Brust bei dem Gedanken, der Urheber des fürchterlichen Unglücks zu sein, welches dieses arme Mädchen verfolgt bis zu dem Ende ihrer Tage. Nein, ich werde hier bleiben, um entweder zu siegen oder zu sterben. Ihr sagt, mein Vater sei mächtiger wie die Großen dieser Erde, nun gut, so wird er auch Mittel und Wege finden, den Papst zu einer Lösung unserer Gelübde zu bewegen, und den drohenden Arm der Kirche zu schwächen."

„Dies wäre ein neues Wunder, junger Freund," erwiderte der

Fremde ernst, „denn Ihr müßt wissen, daß der Bannstrahl des Statthalters Christi nicht nur auf dem Haupte Eures Vaters, sondern auf dem ganzen Orden der Freimaurer dieser Welt haftet, wovon auch gleichsam Napoleon III. und seine Dynastie betroffen worden ist. Wenn nun auch dieser Bannfluch in diesem aufgeklärten Jahrhundert keine gefährliche Wirkung für unsern Orden haben kann, so besitzt doch derselbe augenblicklich keine Macht die Kirche zu Ihren Gunsten zu stimmen und dürfte selbst das Fürwort der Frau Gräfin bei dem Kaiser ohne Resultat bleiben, da dieser für seine Person genug zu thun hat, den unheimlichen Grimm Rom's zu besänftigen."

„O, mein Gott — mein Erlöser!" rief die Gräfin händeringend, „nur zu wahr sind Ihre Worte!"

„Und dann," fuhr der Fremde mit erhobener Stimme fort, „wer den Muth hat, ein Verbrechen gegen die uralten Satzungen der Kirche zu begehen, sollte auch den Muth haben, den Folgen desselben zu trotzen, wenn er allein darunter zu leiden hat, hier aber tritt noch ein anderes schwaches Wesen an die Ehre des Mannes heran und fordert mit Recht Erfüllung seines Wortes. Sie nennen dieses junge Mädchen Ihr Weib — nun gut, so schützen Sie auch das Weib Ihrer Wahl vor den Folgen Ihres Fehltrittes und ziehen sie dasselbe nicht durch Eigensinn in den Abgrund, der Ihnen beiden mit seinen Schrecken droht. So lange noch die Möglichkeit der Rettung aus Todesgefahr vorhanden ist, darf ein Ehrenmann sie zum Wohle seines Weibes nicht unbenutzt lassen."

Düster vor sich hinblickend stand der junge Priester eine Weile sprachlos da, seine Brust arbeitete unter dem Drucke eines quälenden Gedankens. Endlich klärte sich sein anziehendes Gesicht auf, die Züge wurden ruhiger und die dunklen Augen nahmen einen milderen Ausdruck an.

„So mag denn der Wille Desjenigen entscheiden, den ich Vater nenne," sagte er tonlos — „obgleich er mir so fremd steht, wie das Land, in welches zu fliehen sein Vaterwort gebietet. Ich bin bereit zu gehorchen."

„Gut, so wollen wir den Pfad ungesäumt betreten, welcher uns Sicherheit bietet. Ich bürge für das Gelingen, die Vorbereitungen sind getroffen. Nehmen Sie Abschied, junger Mann und folgen Sie mir mit Derjenigen, welche Sie nicht allein den Weg durchs Leben gehen lassen wird."

„Und wer sind Sie, räthselhafter Mann?" fragte die Gräfin besorgt.

„Der Donner und der Blitz, der Sturm und der Wirbelwind sind meine Elemente," antwortete der Fremde ernst, „für mich ist Nacht Tag, und wenn Andere schlafen, zieht der Geist, der am Morgen unsichtbar ist, gleich dem Schuldigen, der das Licht und das Antlitz der Menschen fürchtet und gleich dem Unglücklichen, der sie haßt, aus, um die Gewalthaber zu warnen, neue Verbrechen zu begehen, oder ihre Anschläge zu vereiteln. — Doch eilen wir, — der Morgen graut!" fügte er hastig abbrechend hinzu.

„So lebt denn wohl meine Kinder," sagte die Gräfin in Thränen zerfließend. „Mein Segen geleite Euch und das Gebet einer Mutter beschütze Euch. — Ich bleibe mit meinem Schmerze allein, doch im Geiste werde ich Euch folgen, ich werde bei Euch sein — ich werde Alles wissen, was Ihr thuet, und wenn Ihr in der Stille der Nacht zu dem Ewigen betet, dann gedenkt der verzweifelnden Mutter, die am gebrochenen Herzen sterben wird . . . lebt wohl, lebt ewig wohl!"

Ohnmächtig sank das schöne, gefeierte Weib, umgeben von Glanz, Pracht und Herrlichkeit, — doch arm an Freuden des Herzens und des beseligenden Muttergefühls, zu Boden, — sie war allein mit ihrem nagenden Schmerze.

Mächtig rauschten die Zweige der Bäume in dem fürstlichen Park; gleichsam als verhöhnten sie die kaiserliche Courtisane in ihren erweckten, heiligen Muttergefühlen. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

In einem der fruchtbarsten Theile von New-Orleans lagen die wohlcultivirten Pflanzungen Delores Marquella's — welchen Namen der ehemalige Zögling des Priesterstandes angenommen hatte — die Gegend war ein Theil des zerstörten Paradieses, welches einst von einem beinahe ausgerotteten Menschenstamme bewohnt wurde. Mit Entzücken ruhte das Auge des Wanderers, dessen Fuß sich nur selten in diese Gegend verirrte, auf den malerischen Feldern der mit Baumwollstauden, Indigopflanzen und Tabacksblättern prangenden Plantage, während das Herrenhaus mit seinen weitläufigen Nebengebäuden und seinen prächtigen Parkanlagen einladend von einer Anhöhe, aus einem Wäldchen hervortrat.

Delores Marquella war der beneidete Gatte der schönen Antonie geworden. Beide hielten in ihrem Herzen den Schwur, welchen sie der Kirche durch Einwirkung drohender Umstände geleistet, für gelöst. An ihrer Seite hatte er versucht, den weniger cultivirten Theil seiner

ausgedehnten Besitzungen urbar zu machen, welche auf der westlichen Seite von einer mächtigen Waldung begrenzt wurde, und wirklich war es dem heißblütigen, strebsamen, jungen Manne gelungen, den Wald zu lichten, den Boden nutzbar zu machen und mit Zuckerrohr, Kakao und Kaffeebäumen zu bepflanzen, so daß der Werth der Pflanzung wohl um das Dreifache gestiegen war, und täglich seinen unermeßlichen Reichthum vergrößerte.

Die harmlosen Urbewohner dieses gesegneten Theiles von Louisiana kannten nicht den Werth des Ackerbaues, ihre einzige Sorge bestand darin, die Füße aus den Schlingen der Lianen zu befreien und mit keinem andern Wehe ringen zu dürfen, als mit dem leichten Schmerze, den der Stich des Kaktusstachels in ihrer Ferse, oder der Schnitt des Messergrases in ihrer Hand zurückließ. Diese Sorglosigkeit mußten sie mit dem Tode oder der Knechtschaft büßen, denn eine Hand voll europäischer Abenteurer, welche sie wie die Abgesandten einer unbekannten Gottheit empfingen, raubten ihnen den Boden ihrer Geburt und ihres stillen Glückes. Die unglücklichen Kinder einer fremden Erde, welche ihrem Vaterlande entrissen wurden, klagten laut dem Schöpfer dieses Paradieses ihr grenzenloses Elend. Lange blieb sein Ohr verschlossen und rettungslos tönte das Geheul der von entmenschten Sclavenvögten gepeinigten armen Neger zu den Stufen des Thrones, von welchem sie Erlösung hofften. Da endlich schlug die Stunde der Freiheit — das Maß war voll.

Beinahe verschmachtend und der schweren Arbeit unterliegend, zogen die schwarzen Kinder des fernen Welttheils gerade den eisernen Pflug über das Moorfeld hinweg, welches zunächst das Ueberbleibsel des Urwaldes begrenzte, als eine junge, schöne — aber bleiche Frau, deren gebeugte Haltung nicht die Herrin vieler Hunderte jener erbarmungswürdigen Sclaven verrieth, der Stelle zuritt, wo unter einem mächtigen Palmenbaume eine Negerin ihrem Säuglinge den Ueberfluß der Nahrung ihrer Brust reichte. Ein fünfjähriger Negerknabe, dessen Alter an der seiner Brust eingebrannten Jahreszahl erkennbar war, lag neben der Mutter auf dem Grase und scheuchte mit dem Rohrbüschel, den er wedelnd in den Händen schwang, die Muskitos hinweg, welche der Kleinen die süße Kost verkümmerten.

Die Gebieterin dieser unabsehbaren Länderstriche war von dem milchweißen Zelter hinabgestiegen und ließ das lammfromme Thier ruhig grasen, indem sie unbemerkt aus dem Dunkel der Bäume in dem Augenblicke hervortrat, wo der Sclavenaufseher auf die Negerin zusprang, die fürchterliche Peitsche schwang und der Bestürzten mit harten Wor=

ten entgegendonnerte, so daß diese erschrocken dem Kinde hastig die Brust entzog und, als es den süßen Quell nicht fahren lassen wollte und mit zappelnden Füßen die Hände nach der stärkenden Nahrung ausstreckte, mit schmerzlicher Stimme leise flüsterte:

„Still, still, mein armes Kind! Du mußt hungern oder Deine Mutter wird grausam gepeitscht!“

„Bleibe und gieb Deinem Kinde die Brust!“ rief Antonie Marquella, dann wandte sie sich zürnend zu dem Sclavenvogt und sagte in einem rauhen Tone, welcher selten über ihre Lippen kam: „Entfernt Euch, Scipio, und laßt der Mutter ruhig ihrer Pflicht genügen. — Ich befehle es Euch! — Ihr wißt, es ist des Herrn Wille und auch der meinige, menschlich mit Denjenigen zu verfahren, welche, obgleich sie eine andere Farbe als wir tragen, dennoch Menschen und keine unvernünftigen Thiere sind. Vor Allen sollt Ihr aber, nach des Herrn Befehl, die Mütter schonen.

Der Aufseher zog erschreckt, jedoch ehrerbietig seinen Strohhut, murmelte einige unverständliche Worte und entfernte sich vor Wuth mit den Zähnen knirschend, indem er noch einen entsetzlichen Blick auf die Sclavin warf, welche gleichsam wie von dem Blicke einer Schlange umstrickt, heftig zusammenschreckte. Antonie vernahm nicht die drohenden Worte des Fürchterlichen, denn der Anblick der dankbar zu ihr aufblickenden Negerin, welche ihr Kind wieder an die Brust gelegt hatte, fesselte ihre Sinne. Sie gedachte ihrer grenzenlosen Armuth im Vergleiche mit dem unaussprechlichen Reichthume dieser, wenigstens für diesen Augenblick, glücklichen Mutter, welche ihr Kind, freudig aufathmend, an das beglückte Mutterherz drückte, indem sie ihr Elend, das harte Joch und die drohende Peitsche des racheschnaubenden Aufsehers vergaß.

Immer voller wurde das Auge der armen Gebieterin, je tiefer sie die Leere ihres inhaltlosen Lebens empfand. Sie gedachte unter stillen heißen Thränen ihrer begrabenen Hoffnungen, ihrer minutenlangen und dennoch unvergeßlichen Seligkeit, als vor etwa beinahe zwei Jahren ihr neugebornes Kind an ihrer Brust ruhete und empfand den tödtlichen Schmerz noch einmal und tiefer in diesem Augenblicke, als je, der ihre Seele zerriß, als das junge, kaum geborene Wesen nach kurzer Begrüßung des Tageslichtes, ewigen Abschied von ihr — der trauernden Mutter und dem Lichte nahm; als es immer kälter und starrer geworden war an ihrer brennenden Brust, und sie noch immer mit ihren Küssen, mit ihren glühenden Thränen es erwecken wollte und es nicht zum Leben zurückzubringen vermochte. —

Seit es so sanft schlief unter jenem Hügel, welchen ihre Mutterliebe mit Blumen so reich geschmückt hatte, entbehrte sie des erquickenden Schlafes, welcher zur Erhaltung der Gesundheit so nothwendig ist. Zweimal jährlich lockte der lenzmilde Himmel die Blüthen aus ihren Knospen, aber kein Sonnenstrahl belebte ihre welken Hoffnungen wieder, um ihr freudenloses Dasein zu schmücken.

Der Säugling zu ihren Füßen hatte gesättigt seinen Lippen den Nahrungsquell entschlüpfen lassen, und lächelte die glückliche Mutter an, die ihn wiegend und mit ihm schäkernd endlich ihrer Pflicht eingedenk, ihn wieder der Obhut des kleinen Knaben übergab und in ihr hartes Joch zurückeilte.

Wehmüthig gestimmt, wandte sich die junge Gebieterin, um ihr Pferd zu besteigen, doch sie blieb wieder stehen; denn sie bemerkte einen ihr entgegeneilenden fremden Neger, welcher einen Brief in der hochaufgehobenen Hand schwang. Sie erkannte in ihm einen der vertrautesten Sclaven ihres Nachbars Toledo Bourquet, welcher etwa eine gute Tagereise entfernt von den Besitzungen ihres Gatten, eine ansehnliche aber verschuldete Farm besaß.

Antonie nahm dem von Staub und Schweiß bedeckten Boten den an ihren Gatten gerichteten Brief ab, erbrach das Siegel, las ihn und wandte plötzlich das von hervorstürzenden Thränen überfluthete Antlitz zur Seite, um die Sclaven nicht die Zeichen ihres Kummers über den Inhalt des Schreibens erblicken zu lassen.

„Also zum vierten Male kehrt das Glück ein unter dem Dache dieser von der Vorsehung bevorzugten Menschen, und mein Haus bleibt leer, gleichsam als ruhet der Fluch der ewigen Vergeltung auf seiner Schwelle," flüsterte das junge bleiche — aber engelschöne Weib unter Schluchzen und Thränen, das Herz voll von Neid über den reichen Kindersegen der fruchtbaren Nachbarin. „Wo ist der Erbe dieser unermeßlichen Pflanzungen?" fügte sie bitter hinzu, indem ihr feuchtes Auge über die blühenden Auen und Felder sinnend schweifte. „Weshalb mußten jene unglücklichen Opfer aus ihrer Heimath und von ihren Angehörigen hinweggerissen werden, um ihre Tage im Sclavenjoche elend zu vertrauern? — Nur darum, Ewiger, daß sie unsern Reichthum vergrößern und unsern Hochmuth erheben sollen? — Gieb mir dasjenige, Barmherziger, wonach mein Herz sich in verzehrender Gluth sehnt und was die Wonne und das Entzucken jeder Mutter, ob reich, ob arm geboren, ist — gieb meinem Gatten den ersehnten Erben, damit sein bekümmertes Herz aufjauchze zu Dir in Freud' und Lust! — O, mein Gott und Herr, warum mußte ich mein Kind begraben!"

Ein heftiger Schreck hemmte den Ausbruch ihres Schmerzes, ein seltames Gefühl auf dem Fußblatte — gleichsam als krieche ein giftiger Scorpion über den feingeformten Fuß der unglücklichen Gebieterin, entsetzte sie und im Augenbicke dieses Gedankens hob sie heftig schleudernd das Bein und — schreiend und blutend lag von ihrem Fußtritte getroffen, der kleine Wärter des Säuglings der armen, unter der grausamen Hand des Sclavenvogtes wimmernden Negerin am Boden, welcher wahrscheinlich von dem glänzenden Leder des zierlichen Schuhes der schönen, weißen Frau angelockt, diesen leise mit seinen Händen betastet hatte.

Das Jammergeschrei des schmerzhaft getroffenen Kindes erfüllte die Luft und drang in seinen bekannten Lauten zu dem Ohr der aufhorchenden Mutter und zu dem des in der Nähe arbeitenden Vaters, eines Negers von athletischem Körperbaue und rachsüchtiger Gemüthsart, welchen nur mühsam die Geißel seines Aufsehers in seinem harten Sclavenjoche anscheinend gebändigt hielt.

Mit gewaltiger Kraft sprengte er die Fessel, welche ihn am Pflug zur schweren Arbeit zwang, schleuderte diesen mit einem kräftigen Fußtritte von sich, sprang in hastigen Sätzen, unheimlich vor entsetzlicher Wuth laut brüllend, zu dem jammernden und blutenden Kinde, hob es vom Boden mit nerviger Faust und warf es der zitternden Gebieterin im furchtbarsten Ingrimm vor die Füße. Dann erhob er sein gleichsam vom höllischen Feuer erfülltes, blitzendes Auge, fletschte die weißen Zähne, drohte mit der erhobenen Hand und rief — gleichsam im Form einer Beschwörung — Worte in seiner Muttersprache, welche das Ohr der jungen Frau mit Entsetzen erfüllten, obgleich sie ihr unverständlich waren. Doch die Bedeutung erfaßte ihr scharfer Verstand; Wuth, Rache und unterdrückter Schmerz leuchteten aus seinen rollenden Augen und sprachen verständlich genug aus seinen finstern Zügen.

Von Erstaunen über den seltsamen Auftritt fast erstarrt, eilten von allen Seiten die Sclavenvögte endlich herbei, zerrissen mit harten Peitschenhieben die Haut des Unglücklichen und trieben ihn blutend zurück in das Joch, von welchem ihm nur der Tod zu erlösen vermochte.

Kein Schmerzensschrei drang von den blutenden Lippen des armen, geknechteten Vaters, vergeblich waren die fürchterlichen Geißelhiebe der unbarmherzigen Aufseher — Haruk — so hieß der Neger, ging darum keinen Schritt schneller zu dem Pflug zurück, nur dann wann flog ein Blick seines blutleeren Auges gen Himmel — gleichsam als wollte er die Gottheit der weißen Männer vorwurfsvoll fragen: wes=

halb erschuf Deine barmherzige Hand den schwarzen Menschen, wenn er nicht theilnehmen darf an den Segnungen Deines weißen Ebenbildes, welches das Elterngefühl eines Negers nicht zu würdigen vermag.

Erstarrt, einem Nervenkrampfe nahe, stand die junge, schöne Frau Delores Marquella's vor dem zu ihren Füßen jammernden Kinde, welches mehr durch die Hand seines jähzornigen Vaters, als durch den unabsichtlichen Fußtritt Antonien's verletzt war, denn dieser hatte nur die Oberlippe und Nase des kleinen spielenden Wesens getroffen, wogegen das ausgerenkte Hüftgelenk von der entsetzlichen That Haruk's zeugte.

Endlich erholte sich die junge Frau. Einige befehlende Worte an Scipio, den Sclavenaufseher, brachten Medula — die Mutter des Knaben herbei. Mit zitternder Hand stillte sie das unaufhörlich hervorquellende Blut des wimmernden Kindes und sprach zärtliche — tröstende Worte zu ihm, wie sie nur den Lippen einer geängstigten Mutter entströmen können.

Nicht vergeblich waren die Tröstungen der Gebieterin, welche sie in leutseliger Weise der armen Mutter zu Theil werden ließ, denn diese erkannte sogleich, daß ihr Kind unter der Hand ihres wüthenden Mannes mehr gelitten — und vielleicht Zeit seines Lebens ein Krüppel bleiben werde — als von dem Stoße der liebevollen, jungen Frau.

Ein alter Neger, erfahren in der Behandlung äußerlicher Verletzungen, welcher schnell herbeigeholt wurde, übernahm den Verband und die Heilung des Kindes, während Antonie demselben und der schmerzvoll vor sich hinstarrenden Mutter eine achttägige Befreiung von der schweren Arbeit ertheilte. Dann beschenkte sie Medula mit einigen Schmucksachen — worauf das Auge einer Negerin unendlichen Werth legt — bestieg ihren Zelter und ritt gequälten Herzens der Besitzung mit seinem wohnlichen Hause zu.

Die untergehende Sonne endete gerade das Tagewerk der Neger, als der Wagen Marquella's die geebnete Straße — welche zu dem Wohnhause führte, dahin rollte, während der Zug seiner neuen Sclaven in gemessener Entfernung eilenden Schrittes folgte.

„Scipio!" rief der junge Gebieter dem Sclavenaufseher zu, welcher die seinen Befehlen untergebenen Neger gleich einer Heerde Büffel vorüber trieb. „Etwas Neues passirt?"

Achselzuckend nahte sich der Angeredete dem Wagenfenster und wollte eben in ehrerbietiger Weise die Frage seines Gebieters beantworten, doch gleichsam wie von der Tarantel ergriffen oder von einer

Viper gestochen, taumelte er mit einem Aufschrei zurück, denn an seines Herrn Seite lag, begierig an einer süßen Frucht saugend, ein junges Negerkind, welches in seinen Augen ein werthloser Gegenstand war. Er betrachtete diese That als das größte Verbrechen welches nur ein Mann zu begehen im Stande war, weil nach seiner Ansicht dadurch die Disciplin unter den Sclaven unvermeidlich gelockert werden mußte.

Marquella schien nicht geneigt, dem erstaunten Aufseher Mittheilungen über sein für New-Orleans allerdings sonderbares Verfahren zu machen, er wiederholte deshalb lächelnd seine Frage.

„Ja, Herr!" antwortete Scipio endlich, noch immer auf die im Wagen sitzende Negerin und das Kind sehend. „Ausfall von zwei Arbeitern. Auf Befehl von Madame sind Medula und der alte Wayms acht Tage lang dienstfrei."

„Weshalb? Sind Sie krank?" fragte der junge Gebieter gleichgültig.

„Nein, Wayms soll Medula's Kind heilen, welches Madame tödtlich verletzt hat." antwortete der heimtückische Sclavenvogt.

Marquella wurde todtenbleich.

„Antonie, ein Negerkind tödtlich verletzt?" rief er erstaunt mehr vor sich hin, als fragend zu dem Aufseher.

„Ja, Herr, es ist so, wie ich sagte," fuhr Scipio hämisch fort. „Ohne meinen Beistand dürfte Madame schwerlich mehr am Leben sein, denn Haruk hatte bereits seine Eisenfaust erhoben, um sie zu zerschmettern, als ich hinzu sprang und ihn zu Boden riß."

„Vorwärts!" donnerte Marquella dem Kutscher zu. Dieser schwang die Peitsche und dahin sauste der leichte Wagen von den kräftigen Pferden gezogen.

Die Sorge des jungen Mannes um das leidende Weib seines in Angst pochenden Herzens, ließ ihn den schwarzen Enkel des Herrschergeschlechts von Whida vergessen und mit ungewohnter Hast trieb er den Kutscher zur größeren Eile an.

Finsteren Blickes musterte Scipio den inzwischen herangekommenen Zug der neuen Sclaven.

„Schwächlinge!" murmelte er verächtlich vor sich hin, „Schwächlinge sammt und sonders! — Kein Einziger darunter, wie dieser Haruk! — Diese Kreaturen taugen nicht viel für den schweren Boden. — Na, die Peitsche wird wohl nachhelfen und ihnen Kräfte geben," fügte er wohlgefällig lächelnd hinzu, indem ein Knallen seiner langen Peitsche den Sclaven das Zeichen zum Aufbruch gab.

Marquella hatte den Vorhof seiner Besitzung erreicht. Hastig

sprang er aus dem geöffneten Wagenschlag und eilte die Anhöhe hinauf in das Wohnhaus.

Mit herzlicher Freude schloß er die geliebte Gattin in seine Arme und forschte in unruhiger Weise nach dem ihm von Scipio mitgetheilten Vorfalle.

Schonend theilte ihm Antonie die näheren Umstände mit und sprach im bittenden Tone zu Gunsten des gereizten Vaters. Doch heftig erregt, befahl er einem der Diener, den Oberaufseher der Sclaven zu sich zu bescheiden.

Dieser trat nach einer Weile in das mit fürstlicher Pracht ausgestattete Gemach des unruhig hin- und hergehenden Gebieters.

„Habt Ihr Kenntniß von der That des Elenden, welcher es gewagt, die Hand gegen die Gebieterin seines Lebens in drohender Weise zu erheben?" herrschte Marquella dem bestürzt Dastehenden entgegen.

„Ja, Herr!" antwortete dieser ehrerbietig. „Ich war gleichsam Zeuge der wahnsinnigen That des Frechen, welcher durch keine Strafe — und sei sie noch so hart — zu beugen ist. Sein jähzorniges Gemüth lehnt sich bei jeder Gelegenheit in drohender Weise auf."

„Welche Strafe empfing der Nichtswürdige?" fragte der erzürnte Gebieter.

„Er sitzt im Schraubstock und scheinen unheimliche Pläne in seinem finstern Gemüth zu herrschen," versetzte der Gefragte.

„Gut, mag er die Nacht hindurch diese Qual für seine That erdulden. Morgen mit Tagesanbruch sendet ihn in die Stadt und liefert ihn an den Sclavenhändler ab, welcher mit seinem Schiffe im Hafen liegt. Er soll den Unbändigen von hier hinwegnehmen und anderswo verkaufen. Ich mag sein Gesicht nicht mehr sehen."

„Aber Herr," wandte der Oberaufseher höflich ein. „Haruk ist unser bester Arbeiter, ich möchte sagen, der Einzige, welcher zu arbeiten versteht,"

„Gleichviel!" unterbrach ihn Marquella," und wenn die Hälfte meiner Pflanzungen unbestellt bleiben sollte, ich mag diesen gefährlichen Bösewicht nicht mehr um mich haben. Er allein ist noch von den alten wilden Gesichtern übrig, welche ich hier vorfand, als ich die Besitzung übernahm. Längst hätte ich ihn schon, wie die Andern, hinweggeschafft, wenn nicht das Flehen seines Weibes mich erweicht hätte; aber jetzt muß er unwiderruflich fort — mein Entschluß steht fest."

„Sei nicht ungerecht, Delores," sagte die junge Frau im bittenden Tone, „Du selbst hast diesem Haruk, um seinen wilden — zügellosen Geist einigermaßen zu zähmen, Medula zum Weibe gegeben.

Er ist Gatte und Vater, und Du hast nicht das Recht, den Mann von seinem Weibe, den Vater von seinem Kinde zu trennen! — Das Kind heiligt die Bande, die Gott geknüpft hat und der Mensch nicht mit frevelnder Hand zerreißen darf. Die drohenden Geberden des Wüthenden wider mich, waren nur die Wirkung seiner unbegrenzten Vaterliebe — seines entsetzlichen Vaterschmerzes bei dem Jammergeschrei seines Kindes, welches er von mir im Uebermuthe verletzt glaubte. O, Delores!" fügte Antonie mit erhobener Stimme und gerötheten Wangen hinzu, während ihre großen, schönen Augen in muthiger Entschlossenheit funkelten. „Auch ich würde wüthen, — und glaube mir, viel heftiger, wenn ich Mutter wäre und mein Kind unter den Fußtritten eines Fremden bluten sähe! — Mache Haruk unschädlich, aber laß ihn seinen Kindern!"

Nur selten hatte der junge Mann seiner heißgeliebten Gattin eine Bitte versagt. Ein Blick in ihr bittendes Auge brach auch dieses Mal die Härte seines sonst so weichen Gemüths — obgleich er von Niemand anders einen Widerspruch gutwillig erduldet hätte. Er gab nach, denn sein Verstand sagte ihm gleichzeitig, wie leicht ein Versagen ihrer Bitte ihr zartes Nervensystem noch mehr und gefahrvoll zu erschüttern vermochte.

Freundlich seine Gattin anlächelnd, widerrief er seinen Befehl, den gefährlichen Neger zu beseitigen, doch verstand der wohlgeschulte Sclavenmeister den hingeworfenen Wink: Haruk unschädlich zu machen. Er trat mit dem Entschlusse ab, die tägliche Fessellast dieses Unbändigen bei der Arbeit wenigstens zu vervierfachen.

Nach einer kleinen Pause reichte Antonie mit abgewandtem Gesicht den Brief Toledo Bourquet's ihrem Gatten hin.

Er las, seufzte und legte das Schreiben schweigend bei Seite.

„Gott segnet unsern Nachbar reichlich mit Nachkommen," flüsterte sie leise. „Das ist sein viertes Kind und wir — wir weinen am Grab unseres Einzigen."

Bei diesen Worten gedachte Marquella des unglücklichen Wesens, welches die unerforschliche Weisheit des Ewigen in seine Hände unter so seltsamen Umständen gelegt hatte.

„O, theure Antonie!" rief er zärtlich, „auch unser Haus ist von der Vorsehung bedacht worden. Nicht mehr öde und still sollen diese strahlenden Gemächer sein, die heitere Stimme eines Kindes soll die Einöde verscheuchen und Heiterkeit an Stelle der unheimlichen Stille treten. — Ich bringe Dir ein Kind!"

Freudig erregt eilte er aus dem Gemache und ließ die verwundert

aufblickende junge Frau allein. Hastig forschte er bei den Dienern nach seinem Schützlinge und herrschte den entmenschten Scipio in harter Weise an, als er erfuhr, daß der Sclavenaufseher es gewagt habe, den vermeintlichen Kettenzögling in eine der Sclavenhütten mit der Negerin unterzubringen. Er wurde aber angenehm berührt, als sein Bote ihm die Nachricht überbrachte, der halbverschmachtete kleine Negerfürst, ruhe an der Brust der mitleidigen Medula und zehre mit einem Heißhunger, welcher der langen Entbehrung seines naturgemäßen Labsals entsprach.

Mit beklemmender Unruhe sah das bleiche, junge Weib ihrem Gatten nach, als er mit den Worten: „ich bringe Dir ein Kind," das Zimmer eiligst verließ. — Schwer fiel es ihr in den Sinn, daß Toledo Bourquet, der schon mehrfach sich erboten, seinen jährlich wachsenden Kindersegen mit ihr zu theilen, in seinem letzten Briefe diesen Vorschlag erneuert hatte, und heftig widerte der Gedanke sie an, daß Marquella, welchen sie ihren Widerwillen gegen den nachbarlichen Grundbesitzer und dessen Freunde und Anhänger nie recht deutlich gezeigt hatte, auf diesen Antrag eingehen könne; doch die Ueberzeugung daß er nichts ohne ihre Genehmigung thun werde, beruhigte sie einigermaßen, obgleich die Ungewißheit, welch' ein Kind er ihr bringen würde, sie in ihrer Spannung erhielt.

Endlich trat Marquella wieder ein; auf seinen Armen das gesättigte Kind haltend. Antonie warf einen neugierigen Blick auf dasselbe, fuhr aber erschreckt zurück, als sie den kleinen Negersäugling gewahrte.

„O, Delores!" rief sie in Thränen ausbrechend, während sie beide Hände auf das zuckende Herz drückte. „Das ist grausam von Dir! — Es ist ja Medula's Kind! — Doch ich verstehe Dich," fügte sie plötzlich heiterer hinzu, „Du willst mich an meine Pflicht mahnen, ihr an diesem Kinde zu vergüten, was ich schuldloser Weise an ihrem älteren Knaben verbrach, „Ich danke Dir für diese sinnige Aufmerksamkeit und werde gern meine Pflicht erfüllen, wenn Medula es wünscht."

„O nein, Antonie!" erwiderte der junge Mann, über den Eifer seines geliebten Weibes, den Schaden durch Güte zu verbessern, sanft lächelnd. „Es ist nicht Medula's Kind. — Dieser Säugling ist der letzte Sprosse eines uralten Fürstengeschlechts aus Westafrika. Seine Mutter — die Tochter des Herrschers von Whida, starb bei seiner Geburt wegen mangelnder Pflege auf dem Sclavenschiffe, während der tapfere Vater den mit Fesseln beschwerten Arm vom Rumpfe brach, um sein Weib in ihren Todesnöthen beistehen zu können. Diese

unglückliche Waise wäre vielleicht schon eine Beute der Ratten oder des entsetzlichen Hungertodes, wenn Gott in seiner Weisheit mich nicht zu seiner Rettung auserkoren hätte. Ich bekam diesen Fürstenenkel von dem unbarmherzigen Sclavenhändler als Zugabe auf den Kauf der neuen Sclaven. Sei Du ihm Mutter, Antonie, und vergelte so das entsetzliche Elend, welches die weißen Menschen über dieses Negerkind gebracht haben."

Das sanfte Herz der jungen, kinderlosen Frau, trat vor Wehmuth mächtig erschüttert, in ihr feuchtes Auge.

„O, wärst Du weiß! — wärst Du mein in Schmerzen geborenes Kind!" flüsterte sie leise weinend.

Da plötzlich fing auch die Waise kläglich zu weinen an, gleichsam als klage es mit ihr, daß es schwarz und nicht das ihrige sei.

Marquella, welcher Medula mit zur Stelle hatte bringen lassen, rief diese in das Gemach und befahl den Säugling an ihre Brust zu legen, was diese hocherfreut gern that, da deren Milchfülle für Zwillinge ausreichte, und sie sich auch für verpflichtet hielt, Ammendienste bei dem Enkel eines Negerfürsten zu verrichten.

Die Oede des Hauses Marquella's wurde durch den Einzug des kleinen Thronerben verscheucht. Der Reiz der Neuheit zog Antonie mächtig an, und sie war nicht fähig, den Entschluß festzuhalten, welchen ihr der Eindruck des ersten Anblicks dieses schwarzen Wesens aufgedrungen hatte. In dem Vorurtheile lebend, daß der Neger die Uebergangsstufe vom Thier zum Menschen bilde, war es ihrem Herzen fast unmöglich gewesen, sich mit der Vorstellung zu befreunden, einem Negerkinde Mutter zu sein, doch eben so fern — wie ihr Gatte — von dem Gedanken, dieser Waise, deren Geschick die Gottheit so sichtbar in ihre Hände niedergelegt hatte, das harte Joch seiner schwarzen Brüder aufzubürden, war sie Willens gewesen, den letzten Zweig der Fürsten von Whida ihrer höhern Dienerschaft zu überlassen und später vielleicht einen treuen und tüchtigen Sclavenvogt aus ihm zu bilden. — Aber schon als am zweiten Abend, vor dem kleinen Unersättlichen stehend, die Dunkelheit sie überraschte, als sie ihn nicht mehr sah nnd nur das leise Athmen seiner Brust hörte, da zog ein unaussprechliches Gefühl — das einer befriedigten Sehnsucht, mit lieblicher Täuschung in ihre öde Seele. Es war ihr gleichsam, als rufe eine unsichtbare Stimme vom Himmel: Dies ist Dein Kind! — Der Ewige hat sich Deiner erbarmt — Deinen heiligen Schwur gelöst — und dem schwarzen Kinde die Mutter genommen, damit Du an ihrer Stelle die Pflichten derselben erfüllen sollst."

In nie gefühlter, freudiger Rührung hob sich ihr bisher bekümmert gewesenes Herz. Ohne Scheu lehnte erst die bleiche Wange, dann der rosige Mund des schönen Weibes auf das Gesicht des schlummernden Kindes und mit einer nie geahnten — gleichsam göttlichen Seelenerhebung hütete sie den Schlaf des zum Leiden geborenen schwarzen Wesens.

„Tritt leise auf, es schläft so süß!" rief Antonie ihrem Gatten mit gedämpfter Stimme heiter zu, welcher in diesem Augenblicke das dunkle Gemach betrat, und dieser, beglückt durch die rührende, fröhliche Stimmung seines geliebten Weibes, segnete den Negerfürsten von Dahome und den unbarmherzigen Sclavenhändler, die, Hand in Hand, Blut und Thränen erpressend, an der Rettung seines häuslichen Glückes durch die unerforschliche Vorsehung zu arbeiten gezwungen worden waren.

Die Nacht brach herein, der Körper forderte energisch seine nothwendige Ruhe, aber Antonie, um den kleinen Schläfer nicht zu erwecken, versagte sich selbst den Schlaf; und als sie ihn endlich von seinem Lager nahm, um ihn auf ein Kissen neben ihrem Bett im Schlafzimmer zu legen, auch dann noch gab es so viel zu denken, zu lauschen, daß der werdende Tag ihre Augenlider noch ungeschlossen fand.

Aber mit dem ersten Lichtstrahl des jungen Tages verschwand das traumartige Glück der jungen Frau. Wehmüthig blickte sie zwar auf die arme schwarze Waise — doch ihr Herz sträubte sich, dieses Negerkind als das ihre anzuerkennen — es mußte ihr ewig ein fremdes bleiben. Dennoch vermochte sie nicht, sich von ihm zu trennen. Medula nebst ihrem Säugling wurde ein kleines Gemach in der Nähe der Wohnzimmer Antoniens eingeräumt, und der Fürstenenkel, trefflich gedeihend, machte bald seinem Milchbruder den Besitz des gemeinschaftlichen Nahrungsquells streitig.

Lange war das mildthätige Ehepaar über die Wahl des Namens, welchen ihr Pflegling führen sollte, unschlüssig. Endlich einigte man sich darüber und nannte ihn Whida, zum Andenken seines einst so mächtigen Vaterlandes. Medula wurde alsdann beauftragt, den jungen Heiden in den Bund der Christen durch die heilige Taufe in aller Stille aufnehmen zu lassen, was diese denn auch zu New-Orleans bewerkstelligte.

Jeder Tag vervollständigte Whida's Entwickelung, und mit ihm und durch ihn gedieh Antonien's Körper und Seele zu einer lang entbehrten Gesundheitsfülle, und endlich hörte auch der schwache Widerwillen gegen die Farbe des Kindes auf, es von ihrem Herzen zu tren-

nen. Und wie nun der kleine Neger mit einer seinem Alter uneigenen Innigkeit an ihr hing und mehr und mehr ihr und ihres Gatten Liebling wurde, da herrschte frohes Leben auf den Pflanzungen Delores Marquella's, denn der letzte Sprosse der Fürsten von Whida war der Gegenstand einer fast abgöttischen Verehrung unter den schwarzen Sclaven sämmtlicher Plantagen Louisiana's, die mit Stolz den Abkömmling eines Fürstengeschlechts Westafrika's in die Rechte eines Kindes des reichen Nabobs erhoben sahen.

Mit ungewöhnlicher Schnelligkeit war die Kunde von dem seltsamen Ereignisse von Mund zu Mund, von Pflanzung zu Pflanzung, von Kolonie zu Kolonie, selbst bis zu den entfernteren Grenzen der von den Indianerstämmen bewohnten Gegenden gedrungen und hatte die Herzen der schwarzen Menschen mit Entzücken — die der weißen Männer aber mit Abscheu, Widerwillen und Rachegelüsten erfüllt, denn diese hielten die Gefühle der reinsten Nächstenliebe, welche Marquella und seine junge Gattin so ohne Scheu gegen die schwarze Waise an den Tag legten, für wohlberechnende Klugheit und gleichsam als eine Geißel gegen sie.

Täglich mußten sie erkennen, welchen Schatz der Besitzer von „Klein Marryland" — so hieß die unermeßliche Besitzung Marquella's — durch den Enkel der Herrscher von Whida erworben hatte denn es gab bald keinen Sclaven in Louisiana's Pflanzungen mehr, welcher nicht sein hartes Joch heimlich — gleichsam zu einer Pilgerfahrt nach „Klein Marryland" — verlassen und mit stoischer Ruhe diejenigen Strafen für seine Flucht ertragen hätte, welche die hartherzigen Gebieter über sie in ihrem Grimme verhängten.

Der heidnische Gott der schwarzen Menschen wurde von seinen verlassenen Kindern in den verschiedensten Mundarten der vielen Negerstämme für das Wohlergehen des mildthätigen Pflanzerpaares auf „Klein Marryland" und des Fürstenenkels von Whida angerufen und jeder junge Tag brachte wunderkräftige Amulete, von der Hand der Neger dankbarst dem Besitzer von „Klein Marryland" dargebracht, auf die Schwelle seines Hauses.

Ungläubig anfangs, dann mit Erstaunen und endlich mit der lebhaftesten Unruhe hatte Toledo Bourquet eine Kunde nach der anderen von der — nach seiner Meinung wahnsinnigen Verblendung seines Nachbars empfangen, welcher, ohne gehirnkrank zu sein, unmöglich zur Wahl eines Negerkindes — und sei es selbst dem Fürstenblut entsprossen — zu seinem Erben, hatte schreiten können. Die Freude, Mutter eines solchen Halbmenschen geworden zu sein, sollte die leidende junge

Frau seines Nachbars gleichsam verjüngt, erheitert, gestärkt und an Leib und Seele wunderbar gekräftigt haben? — Das war nach seiner Auffassung eine Unmöglichkeit! Mit dieser Sache mußte es ein anderes geheimes Bewenden haben, dessen verborgenen Gang er zu ahnen glaubte: Dies angebliche schwarze Fürstenkind war unzweifelhaft Marquella's eigener Sohn, und die Mutter dieses — seine geheimen Pläne durchkreuzenden Wesens, — eine junge, verschmitzte Negerin, deren Reize seinen Nachbar in einer schwachen Stunde überrascht und überwältigt hatten. Er verlachte die Blindheit Antonien's, welche sich diese Frucht der Verirrung ihres Gatten hatte aufbürden lassen, beschloß aber sich vom Stand der Dinge im Hause Marquella's selbst zu überzeugen und nöthigenfalls den kleinen Störer seiner Pläne zu beseitigen suchen.

. . . .

. . . .

. . . .

Es war am Abende des zehnten Octobers 1861 als im Hause des reichen Handelsherrn Leontin Dobbes zu New-Orleans ein glänzender Ball Statt fand. Die Säle seines elegant gebauten Hôtels, mit ihren kostbaren Draperien, venetianischen Spiegelgäsern, reichen, breiten Gold-Façaden und einer Menge fürstlicher Luxusgegenstände aller Art, strahlten in blendender Helle unzähliger Wachskerzen und gewährten einen bezaubernden, feenhaften Anblick.

Der größere Theil der außerordentlich zahlreichen Gesellschaft war bereits versammelt und bestand aus den wohlhabenden Kaufleuten der Stadt und den reichen Pflanzern der Umgegend. Man sprach von den wichtigsten poltischen Ereignissen der alten Welt, oder von dem drohenden Ungewitter, welches über den Süden Amerika's hereinzubrechen drohte, denn schon tagten in Washington die Deputirten der Vereinigten Staaten und debattirten in besorgnißerregender Weise über Aufhebung des Sclaventhums.

Die Dame des Hauses saß auf einem kostbaren Divan, umgeben von einem Schwarm ihrer zahlreichen Anbeter, welche ihr den goldenen Preis einer ersten Schönheit zuerkannt hatten. Sie war zwar nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, doch auch wohl nicht älter als etwa neunundzwanzig bis dreißig Jahre. Ihr Gatte hatte sie vor etwa zwei Jahren, von einer Geschäftsreise aus Deutschland heimkehrend, mitgebracht und sie als seine Gemahlin unter fürstlichem Pomp in sein Haus eingeführt. Ihre Ehe blieb kinderlos, und schien die Liebe des Gatten zu dem schönen Weibe erkaltet zu sein, denn er beachtete die Huldigungen der jungen Männerwelt — welche

diese seiner reizenden Gemahlin offenkundig an den Tag legte, und welche von der schönen Frau gern entgegengenommen wurden, mit gleichgültigen Blicken. Man sprach ohne Hehl von den vielen Liebesaventüren dieser galanten Frau, welche aus einer zwar adeligen, aber gänzlich unbekannten Familie abstammen sollte.

Diese Umstände waren häufig Veranlassung, daß in dem glänzenden Gewühle, welches die Gefeierte umgab, und inmitten der Huldigungen, welche sie von Jung und Alt erntete, ihr geschärftes Ohr Worte auffing, welches Neid und Stolz gleich giftigen Pfeilen hinter ihrem Rücken auf sie abdrückten und sie im Innersten der Seele tief verwundeten, auch ihr die beständigen Triumphe verkümmerten, welche überall ihrer glänzenden Erscheinung folgten, doch war in ihrem reizenden Antlitz nicht die geringste Spur des Kummers oder Aergers wahrzunehmen. Mit Siegesgewißheit blickte sie auf die zu ihren Füßen in wahnsinniger Liebe schmachtende Männerwelt — mit Verachtung auf die Frauen, welche sie stets wie eine Fremde und nicht wie die Gattin des Festgebers betrachteten.

Ihr rabenschwarzes Haar, ihre dunklen unheimlich blitzenden Augen, die Lebhaftigkeit ihrer Geberden, der gelbliche Teint ihrer Haut, ließen allerdings vermuthen, daß die schöne Florinde Dobbes keine geborene Deutsche sei, vielmehr ein heißeres, südlicheres Land ihre Geburtsstätte nennen durfte. Sie war mit einem Worte eine sogenannte Gluthenschönheit.

„Können Sie mir nicht sagen, lieber Warmur, wer der Herr dort ist?“ fragte die schöne Hausfrau einen der ihr zunächst Stehenden.

„Wo, reizende Frau?“ entgegnete dieser zuvorkommend.

„Dort links, dicht an dem Trumeau,“ versetzte Florinde noch angelegentlicher als vorher, indem sie mit ihrem Fächer verstohlen den genannten Ort bezeichnete.

„Verzeihung meine Gnädigste, das ist der reiche Pflanzer Delores Marquella,“ antwortete der Gefragte.

„Nicht doch, den kenne ich ja. Ich meine jenen Herrn dort mit weißer Weste und prächtig schwarzem Haar. Er ist sehr schön. — Es scheint ein Fremder zu sein.“

„Ah, dieser dort, welcher mit der schönen Gattin Marquella's so eben spricht,“ sagte Warmur, indem er seine Lorgnette nach der bezeichneten Gegend richtete.

„Ganz recht,“ versetzte Florinde Dobbes, während sie ihr feuriges Auge auf dem Fremden eine Weile ruhen ließ.

„Ich werde sogleich die Ehre haben . . .“

Mit diesen Worten entfernte sich der Dienstfertige uud schritt auf den Punkt zu, wo Marquella mit mehreren Herren anscheinend in einem ernsten Gespräche begriffen stand.

Eine schmetternde Fanfare des reichbesetzten Orchesters aus dem Tanzsaale, gab in diesem Augenblicke das Zeichen zur Eröffnung des Balles.

Die reizende Frau schien nicht darauf zu achten. Unverwandt, und gleichsam träumerisch, blickte sie nach dem Orte hin, wo der Fremde stand, und mit der nicht minder schönen Gemahlin Marquella's angelegentlich sprach.

„Es ist doch eigenthümlich," wandte sich plötzlich Florinde an einen so eben herantretenden älteren Herrn, „daß mancher Mensch, den man im Leben vielleicht zum ersten Male zu Gesicht bekommt, so etwas Bekanntes für uns hat, als wäre man ihm schon öfter begegnet, oder als hätte man schon in irgend einer Beziehung zu ihm gestanden. . . ."

„Wollen Sie mir die Ehre eines Tanzes schenken, himmlische Frau?" fragte in diesem Augenblicke ein junger hübscher Mann, welcher schon lange mit verzehrenden Blicken in der Nähe der gefährlichen Schönheit gestanden hatte.

Der Herr, an welchen Florinde ihre Bemerkung gerichtet hatte, schien ihre Antwort, auf die soeben an sie ergangene Bitte, nicht durch seine Gegenbemerkung stören zu wollen und zögerte daher mit einer Erwiderung.

„Heute nicht, lieber Clifton, ich bin nicht aufgelegt zum Tanzen," sagte die schöne Sirene, indem sie ihre Worte mit einem Blicke begleitete, welcher dem jungen Manne durch's Herz ging, so daß er keiner Entgegnung mächtig, sprachlos und berauscht von dannen schlich.

Florinde wandte sich wieder zu dem älteren Herrn.

„Ist Ihnen schon Aehnliches begegnet?" fragte sie Diesen sinnend.

„Ich gestehe, schöne Frau," antwortete der Gefragte, „daß auch mir dergleichen schon öfter vorgekommen ist. Doch habe ich bei solchen Gelegenheiten immer die Bemerkung bestätigt gefunden, daß dies hauptsächlich bei solchen Physiognomien der Fall zu sein pflegt, welche Ausgezeichnetes — etwas Interessantes — oder Markirendes in ihrem Gesicht haben. Bei gewöhnlichen alltäglichen Gesichtern dagegen, dürfte, meines unmaßgeblichen Dafürhaltens, eine ähnliche Täuschung wohl seltener vorkommen."

Bevor noch Florinde Dobbes hierauf Etwas erwidern konnte, trat Warmur mit dem Fremden an sie heran.

„Wollen sie mir erlauben, göttliche Frau," sagte dieser sich höflich verbeugend, „Ihnen Lord Lindbury vorstellen zu dürfen?"

Das dämonisch schöne Weib lächelte bezaubernd, während eine feine Röthe über ihr reizendes Gesicht flog. Dann ließ sie einen feurigen Blick auf dem männlich schönen Antlitz des Vorgestellten ruhen, welcher, während er sich tief verbeugte, von einer Art Bewunderung tief ergriffen zu sein schien.

Der Lord war ein Mann von etwa sechsunddreißig bis achtunddreißig Jahren und von mehr keckem und gewandtem, als feinem, einnehmendem Aeußern. Seine Gestalt von mittlerer Größe, war kräftig und wohlgebaut. Die Züge seines schönen Gesichts waren scharf und sprachen viel Verstand aber auch listige Verschlagenheit aus ihnen, während der ziemlich stark gebräunte Teint seiner Haut ihm etwas Interessantes verlieh. Seine dunklen Augen blickten unter dichten Brauen unstät von Gegenstand zu Gegenstand. Im Uebrigen lag in seiner Erscheinung für den ruhigen, erfahrenen Beobachter viel von jenem unnennbaren Wesen, welches insbesondere den Gefühlsmenschen, selbst unter der täuschendsten Maske der Eleganz und Gewandtheit, eine gemeine Seele ahnen läßt und daher mehr empfunden, als durch Anschauung wahrgenommen werden kann.

Gleichwohl hätte der geübte Physiognom unter dem blendenden Nimbus der außerordentlichen Reize der schönen Florinde Dobbes einen gleichen Schluß, wie bei dem angeblichen Lord, gezogen. Ihre Seelen schienen in Geistesverwandschaft zu stehen, und war es vielleicht eine Laune des Schicksals, beide hier im Süden Amerikas — im Schooße menschlicher Verbrechen und menschlichen Elends zusammenzuführen, denn bisweilen konnte man bei der schönen Hausfrau einen Anflug von Gedrücktheit oder geheimen Trübsinnes durchschimmern sehen — leicht und flüchtig, gleich einem einzelnen lichten Wolkenpunkte, welcher am sonnenhellen Firmament schnell und unbemerkt erscheint und verschwindet. Hauptsächlich war dies der Fall, wenn sie öfters auf ein sekundenlanges, gedankenloses Hinstarren, ein plötzliches Aufschrecken — gleich einer schuldbeladenen Seele, kundgab.

Aber wie viele zufällige, nicht bedeutende Ursachen waren nicht denkbar, welche diesen auffallenden, nur dem geübtesten Menschenkenner sichtbaren Erscheinungen zum Grunde liegen konnten, ohne daraus gerade auf eine tiefere ernstere Veranlassung — auf einen geheimen, unerklärlichen Schattenpunkt ihres Herzens oder ihrer Seele schließen zu müssen? — So viel ist gewiß, daß jetzt, wo Florinde den alleinigen Anziehungspunkt in dem Hause ihres kalten, schweigsamen Gatten zum Aerger der Damenwelt New-Orleans bildete — wo Alles, von

ihrem Anblicke berauscht, ihr den Tribut der vollendeten Schönheit zu Füßen legte, Niemand jene Merkmale eines tief verhüllten innern Zwiespaltes an ihr wahrgenommen oder auch nur im Entferntesten geahnt hatte. — Sie war von dem reichen, angesehenen Handelsherrn Leontin Dobbes als seine Gattin der vornehmen Welt Louisianas vorgestellt worden, und das war genug, ihren Platz in der Gesellschaft zu behaupten, obgleich es den übrigen Frauen New-Orleans und der Umgegend auffällig erscheinen mußte, daß Dobbes seine schöne, junge Frau in mehr als absichtlicher Weise vermied und kalt und gemessen behandelte, auch es mit unverantwortlicher Blindheit gestattete, daß Florinde — gleich einer blühenden Blume — von den giftigen Insekten umschwärmt und mit Liebesbetheuerungen aller Art verfolgt wurde.

Bisher war es aber dem aufpassenden Auge der neidischen Frauen New-Orleans nicht gelungen, einen Beweis ihrer Fehltritte oder eine Verletzung ihrer ehelichen Treue zu erhaschen. Die schöne Sirene versetzte die Männerwelt durch ihren herausfordernden Blicke zwar in Feuer und Flammen, aber sie hatte auch vernichtende, strafende Blicke für den Leichtfertigen und Kühnen. Sie war mit einem Worte eine gefährliche Sirene für die in ihren Netzen hängenden Männerherzen.

Nachdem die Vorstellung des Lords stattgefunden, hatte sich Warmur wieder entfernt. Auch der ältere Herr hatte seinen Platz verlassen und der Fremde denselben neben der schönen Frau in Folge ihrer Einladung eingenommen.

„Sie sind noch nicht lange in New-Orleans?“ fragte Florinde den Fremden forschend betrachtend.

„Erst seit einem Monate,“ versetzte der Lord.

„Und werden hoffentlich längere Zeit bei uns verweilen?“

„Das hängt von Umständen ab, Mylady. Indeß gedenke ich doch im Süden Amerikas vorläufig zu bleiben.“

„Sie sind zu Ihrem Vergnügen im Süden, mein Lord?“ fragte die schöne Frau, wobei der Blick ihrer Feueraugen den Lord zu verzehren schien, welcher gleichgültig denselben aushielt.

„Ja und nein, wie man will,“ antwortete Lord Lindbury ausweichend. „Ich treibe mehr diplomatische Geschäfte, als daß ich die Naturschönheiten dieser Gegend bewundere,“ fügte er lächelnd hinzu.

„Ah,“ rief Florinde erstaunt,“ was hat Louisiana mit der Politik zu schaffen?

„Vielleicht bald sehr viel, meine Gnädige,“ versetzte der Lord. „Die Sclavenfrage wird die Vereinigten Staaten des Südens sehr

bald aus ihrer Ruhe heraustreiben und zur Vertheidigung ihrer alten Rechte die Gewalt der Waffen gegen den übermüthigen Norden entscheiden lassen."

„Halten Sie wirklich die Situation für schon so gefährlich?" fragte Florinde scheinbar ängstlich.

„Wenn der Süden in seiner unthätigen Ruhe wie bisher verharrt, ganz bestimmt. — Doch sagen Sie mir, schöne Frau," unterbrach sich plötzlich der Lord, „wie lange wohnt Dolores Marquella in dieser Gegend?"

„Ich glaube zwei bis drei Jahre," entgegnete Florinde zerstreut.

„Eine wunderbar schöne Frau ist diese Lady Marquella," rief Lindbury eifrig, wobei sein brennender Blick zu Antonien herüber schweifte, welche ihres leidenden Zustandes wegen ebenfalls nicht tanzte.

„Finden Sie?" fragte Florinde in einem Tone, welcher Eifersucht, Neid, verletzte Eitelkeit und Rachsucht verrieth.

„Ja, ich finde sie sehr schön und gleichsam als mir von früherher bekannt," sagte der Lord sinnend. „Können Sie mir vielleicht sagen, Mylady, von woher dieser Marquella stammt?" fügte er fragend hinzu.

„Nein, mein Lord," erwiderte Florinde, „Dolores Marquella kam vor einigen Jahren mit seiner — wie Sie sagen — wunderbar schönen Gattin hier an und nahm von der ungeheuren Pflanzung Besitz, welche Agenten der Regierung, wahrscheinlich in seinem Auftrage, angekauft hatten. Sein Reichthum scheint fabelhaft groß und sein Ansehen bei den Regierungsgewalten nicht gering zu sein, denn der Präsident Jefferson Davis war schon mehrere Male auf der Besitzung. Leider scheint der glückliche Besitzer dieser — wunderbar schönen Frau nicht zufrieden zu sein — es fehlt ihm der Erbe."

„Seltsam," sagte der Lord, „ich möchte behaupten, „dieses Engelsgesicht schon einmal in meinem Leben und zwar unter ganz seltsamen Umständen gesehen und gesprochen zu haben. Diese sanften, schwärmerischen Augen vergißt man nicht so leicht, — doch ist es möglich, daß ich mich irre," fügte er verbessernd hinzu, als er den neugierigen Blick Florinden's bemerkte.

„Ihr Herz scheint ja ganz von diesem Engelsgesicht erfüllt zu sein, mein Lord," rief das schöne Weib spöttisch, indem sie einen vernichtenden Blick auf ihre Nebenbuhlerin warf, welche keine Ahnung von dem seltsamen Gespräche hatte, in welchem sie eigentlich die Hauptrolle spielte.

„Ich muß gestehen, schöne Frau," erwiderte Lord Lindbury lächelnd,

„daß mich das sanfte Wesen dieser Dame ungemein ergreift, obgleich ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß, wie so es kommt, daß gerade die reinen, kindlich frommen Züge dieser Frau mein Herz mit so seltsamen Gefühlen der Zuneigung und Freundschaft erfüllten. Ich habe auf meinen Reisen, namentlich in Rom — schöne — ich möchte sagen schönere Frauen gesehen, doch gleichgültig bin ich an ihnen vorübergegangen, ohne mehr als das Gefühl der Bewunderung zu empfinden, welche den Blick beschäftigt, das Herz aber kalt und unberührt läßt."

„Von dieser Gleichgültigkeit weiß ich jetzt hinlänglich zu erzählen," sagte Florinde in einem Tone der verletzten Eitelkeit. „Sie haben die Güte, mein Lord, mir einen Blick in Ihr Herz zu gestatten, wobei Sie aber ganz und gar zu vergessen scheinen, daß ich selbst jung, und wie man mir tausend Mal des Tages zuschwört, schön, sehr schön sein soll . . ."

„Gewiß, himmlische Frau!" rief der Lord in erkünstelter Extase. „Schön, reizend, bezaubernd sind Sie!"

„Und doch haben Sie für mich keinen Blick, kein Wort der Galanterie?" entgegnete Florinde vorwurfsvoll, wobei sie einen jener Gluthblicke über sein Antlitz gleiten ließ, welcher die ganze Männerwelt in Feuer und Flammen versetzt hätte, nur der Lord blieb unberührt von ihm, gleichsam als erkenne er das Gift, welches in seinen Tiefen verschleiert lag. Die Gemeinheit der Seele eines Menschen wird immer unangenehm berührt, wenn sie ihres Gleichen auf einem Wege findet, wo sie nur edle Charakterzüge anzutreffen vermeint.

In diesem Augenblicke wurden sie durch eine Gruppe von Herren, welche aus dem Tanzsaale kamen, in ihrer Unterhaltung gestört. Der Lord erhob sich, verbeugte sich höflich und verließ den Salon, um die Spielzimmer zu beschreiten. Er mußte durch das Rauchzimmer, wo Delores Marquella mit seinem kinderreichen Nachbar, wie es schien, in ein wichtiges Gespräch verwickelt, saßen.

Der Lord warf einen forschenden Blick auf das krankhafte Gesicht des jungen Mannes und ging dann ruhig weiter.

„Ich begreife Dich gar nicht, Delores," sagte Toledo Bourquet in diesem Augenblicke, „Deine Felder sind schlecht bestellt und Du wählst Dir doch noch immer die schwachen Neger aus Whida aus. Mit diesen Schwächlingen kannst Du nicht einen so schweren Boden in Stand erhalten. Aber Du willst sanftmüthige Geschöpfe haben, welche geduldig die Sclavenketten tragen. Mir sind die bösartigen lieber, haben die sich erst die Zähne an der Kette stumpf gebissen, dann werden es die frommsten und fleißigsten Arbeiter. Du hast Dir

aber das schlechteste, erbärmlichste Volk in Deinen Jochen gesammelt, obgleich Du reich genug bist, um die kräftigsten Arbeiter bezahlen zu können."

„Es ist möglich, daß meine Sclaven im Durchschnitte schwach sein mögen," erwiderte Marquella lächelnd, „aber gutartig sind sie, und in ganz Louisiana giebt es wohl keine Pflanzung, in welcher man so wenig von Ausschweifungen und Bestrafungen hört, als in meinem Gebiet. Ist dieses auch, wie Du behauptest, schlechter angebaut, als andere große Besitzungen, — nun, so mag es so sein," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „für wen sollte ich mich quälen mit Aerger über bösartige Sclaven? Ich bin ja — kinderlos."

„Kinderlos?" wiederholte Bourquet spöttisch, „Du scheinst Deinen Adoptivsohn, den afrikanischen Prinz zu vergessen."

„Das ist Whida nicht," entgegnete Delores traurig. Dieses Kind ist ein wohlthätiges Geschenk von Gottes Hand, ein erheiterndes Spielwerk für das sehnsüchtige Herz meiner Frau, aber mein Sohn ist es nicht. Es gab zwar einen Augenblick, der mich mit der Hoffnung täuschte, diese Waise könne mir Viel — Alles werden; aber dieser Augenblick war nur ein kurzer. Ich werde für dieses Kind sorgen; er soll zu einem freien, selbstständigen Menschen gedeihen, und werden meine Erben die Hand voll Gold nicht vermissen, mit welcher ich den Fürstenenkel auszustatten gedenke.

Toledo Bourquet schien bei dieser Mittheilung gleichsam ein Stein vom Herzen zu fallen und gab ihm Muth mit seinem planmäßigen Anliegen weiter herauszurücken.

„Sage mir nur, Delores," begann er vorsichtig, „wenn Deine Frau eines Spielzeugs bedarf, — wenn Du nach einem Kinde Dich sehnest, warum bist Du an meiner Thür vorübergegangen?"

„Weil Antonie die Grille hat, kein anderes Kind, als eine Waise, in ihre Mutterpflege zu nehmen," erwiderte Marquella ausweichend. „Vergieb ihr diese Grille, es ist eine so natürliche; sie will, daß das Wesen, welchem sie ihr ganzes Herz zuneigt, auch nur ihr, ausschließlich ihr gehöre."

„Diesen Forderungen hätte auch ich recht gern genügt," sagte Toledo Bourquet verdrießlich. „Ich würde Euch das völlige Eigenthumsrecht an einem meiner Kinder mit Freuden, und jetzt um so lieber, abtreten, als meine Sorgen durch die Geburt eines vierten Kindes nicht wenig vermehrt werden."

„Ja, ja," versetzte der junge Mann trübselig. „Du bist in diesem Punkte ein Glückspilz — vier Kinder!"

„Wäre ich ein Glückspilz," erwiderte Bourquet finster," so würde Deine Frau ein mütterliches Herz für meine Kinder im Busen tragen und ihnen nicht dieses Mittelding zwischen Affen und Menschen vorziehen."

„Beruhige Dich nur, lieber Toledo," sagte Delores liebreich, „wenn Whida einigermaßen herangewachsen ist, dann werde ich auf Antonie einwirken, daß sie von Deinen Kindern einen Adoptivsohn und einstigen Erben unserer Nachlassenschaft wählt."

Diese Worte beruhigten Bourquet durchaus nicht, er beschloß seinen finstern Plan, so bald als thunlich, Leben zu geben. Mißmuthig erhob er sich und verließ Marquella, welcher in eines der Spielzimmer trat, während er in den Gesellschaftssalon zurückging.

Auch Lord Lindbury war dahin zurückgekehrt, es litt ihn nicht länger am Spieltische, sein Herz wurde mit geheimnißvollen Banden zu Antonien hingezogen. An einem Pfeiler gelehnt, blickte er träumerisch nach der Stelle hin, wo das reizende Wesen arglos saß. Ein Gefühl der glühendsten Liebe zog in sein ödes Herz.

„Ah, Lord Lindbury!" ließ sich in diesem Augenblicke eine angenehme, volltönende Stimme vernehmen, und jener junge, hübsche Mann, welchem Florinde einen Tanz versagt hatte, näherte sich dem Lord.

„Guten Abend, lieber Clifton, bin erfreut, Sie zu sehen," sagte Lindbury.

„Wo stecken Sie denn, Lindbury?" fragte der junge Mann, „seit einer Viertelstunde suche ich Sie nun schon in allen Sälen und finde Sie jetzt, wie es scheint, in der sentimentalsten Stimmung. Nicht wahr, ein verteufelt schönes Weib, diese Florinde Dobbes?"

Der Lord affectirte einige Verlegenheit und entgegnete:

„Es ist allerdings eine schöne Frau, aber wer sagt Ihnen, lieber Clifton, daß sie einen Eindruck auf . . ."

„Wer?" unterbrach ihn der junge Mann lachend. „Ja, da müßte ich vorhin, als Sie neben ihr saßen, und noch in diesem Augenblicke blind gewesen sein. Ihre Augen scheinen ja dieses Götterweib gleichsam verzehren zu wollen. Aber es hilft Ihnen Alles nichts; diese Sirene scheint ein Herz von Stein zu haben."

Der Lord lächelte gleichgültig, ohne etwas zu erwidern und verließ seinen Platz, indem er sich nachlässig gegen den jungen Mann verbeugte, welcher ihn so unwillkommen in seinen Betrachtungen gestört hatte.

Gelangweilt durchschritt er die prächtigen Säle, kehrte aber nach einer Weile auf seinen Platz an den Pfeiler zurück und sah unver-

wandten Blickes auf die Damengruppe hinüber, unter welcher Antonie durch ihre anziehende Schönheit merklich hervorragte.

„Beim Teufel!" murmelte er endlich leise vor sich hin, während ein höhnisches Lächeln um seine Mundwinkel spielte. „Sie ist schön, aber tugendhaft und dennoch will ich sie besitzen. Ich habe schönere Weiber gesehen, als dieses blasse Madonnengesicht, aber sie ließen mich kalt, wie kommt es nun, daß mich dieses sanfte, fromme Weib, mit den Zügen eines Kindes so mächtig anzieht und meine Sinne fesselt." Mißmuthig wandte er sich nach einigen Minuten ab und verließ das Fest.

Sehr wohl hatte Florinde die glühenden Blicke Lord Lindbury's, welche dieser so unausgesetzt auf Antonien gerichtet hatte, bemerkt. Von entsetzlicher Eifersucht geplagt, warf sie ihr glühendes Auge auf die Arglose und verdammte in ihrem pochenden Herzen den seltsamen Geschmack der unbeständigen Männerwelt. Sie stellte Vergleiche zwischen ihrer so viel gepriesenen Schönheit und den Reizen dieses blassen, träumerisch vor sich hinstarrenden Wesens an, und gestand sich selbst, daß sie schöner — viel schöner als Antonie sei. Ihr wilder, ungebändigter Sinn verlangte den Besitz dieses kalten, schweigsamen Fremden.

Das rollende Rad des Verhängnisses trieb sie unaufhaltsam, gefördert durch verletzte Eitelkeit, auf der Bahn des Lasters vorwärts. .

. . . .

. . . .

. . . .

Wenige Tage nach diesem Ereignisse saß Antonie in ihrem Arbeitszimmer, mit einer Stickerei beschäftigt, während Whida zu ihren Füßen auf einem weichen Teppich spielte.

Die Thür des Gemaches öffnete sich und der hereintretende Diener meldete die Ankunft Toledo Bourquet's.

Dieser betrat in Folge der Meldung des Dieners, daß er willkommen sei, das wohnliche Gemach der schönen Frau.

„Ich störe doch nicht, Lady Marquella?" sagte Toledo mit einer widerlichen Freundlichkeit, indem er die Hand Antonien's artig küßte.

„Niemals," entgegnete Antonie höflich, doch kalt, da ihr der Besuch ihres Nachbars stets zuwider war.

„Ich höre so eben, daß Delores nach Richmond zum Präsidenten durch einen Eilboten gerufen worden ist," fuhr Bourquet fort, indem sein unstätes Auge forschend auf den Gesichtszügen der schönen Hausfrau ruhten. „Was mag wohl die Ursache dieser seltsamen Einladung sein? — Darf man diese vielleicht wissen?"

„Mit Bedauern muß ich Ihnen bekennen, Sir, daß mir die Gründe selbst unbekannt sind," entgegnete Antonie, unangenehm berührt von der Neugierde und Vertraulichkeit dieses Mannes, den sie in ihrem sonst so nachsichtigen Herzen verabscheute, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können. Ahnte sie vielleicht, daß dieser Mann mit seinem unheimlichen Auge von der Vorsehung — oder dem bösen Wesen bestimmt sei, ihr ein tiefes Wehe zu bereiten, und daß er jetzt, gleichsam wie der Engel der Finsterniß an sie herantrat?

„Ein derber, tüchtiger Kerl," hob er an, auf Whida grinsend mit dem Finger zeigend. „Es ist nur zu beklagen, daß die Gemüthart dieser thierähnlichen Menschenklasse sie so unerkenntlich für empfangene Wohlthaten macht."

„Ich habe Beispiele vom Gegentheil," erwiderte Antonie kurz.

„Allerdings giebt es Ausnahmen," lenkte Toledo Bourquet vorsichtig ein. „Aber hat es Ihnen, schöne Frau, im Anfange, ehe Sie sich an diese abschreckende Farbe gewöhnten, nicht etwas Ueberwindung gekostet, einem Wesen, wie dieses, Mutter zu werden?"

„Ich besinne mich," entgegnete Antonie, langsam und mit Nachdruck sprechend, „daß vor etwa einem Jahre, gerade als Ihr jüngstes Kind am Zahndurchbruche litt, Ihnen ein Papagei heftig erkrankte, der Ihre Pflege fast mehr in Anspruch nahm, als es Ihr Kind vermochte. — Sollte es denn nicht leichter sein, einem Menschen Kindesrechte zu geben, als einem Thiere?"

Toledo wechselte die Farbe, verbarg aber seinen Ingrimm unter einem verlegenen Lächeln und fragte mit forschendem Blicke, indem er eine Entgegnung auf den Vorwurf Antonien's absichtlich vermied:

„Sollte es denn wirklich Ihre Absicht sein, dieses Negerkind als das Ihrige anzuerkennen?"

„Dazu bedarf es nicht mehr der Absicht, denn das ist bereits geschehen," antwortete die schöne Gebieterin von „Klein-Marryland" im pikirten Tone, denn sie fühlte, daß sie dadurch den Verhaßten tief beleidigte.

Jetzt war die Fassung Toledo's erschöpft, wüthend hob er den kleinen Fürstenenkel vom Boden empor, betrachtete ihn anscheinend mit prüfenden Blicken und sagte nach einer kleinen Weile mit höhnender Stimme:

„Seltsam, dieses Wesen soll von schwarzen Eltern abstammen und ist doch kein Negerkind. Ich verdenke Ihnen jetzt Ihre Vorliebe für dasselbe weniger, denn es trägt ja unverkennbar die Züge Ihres Gatten."

Sprachlos, halb einer Ohnmacht nahe, blickte das arme Weib auf den Verleumder. Dann sich gewaltsam ermannend, verließ sie in hastiger Weise ihren Sessel, riß das Kind aus den Händen Bourquet's, starrte es mit wilden Blicken an und — ihre gereizte Phantasie zeigte ihr in diesen Negerzügen wirklich eine Aehnlichkeit mit denen ihres Gatten.

Lauernd blickte das Auge des Schändlichen — welcher das eheliche Glück dieser schwergeprüften Menschen mit frecher Hand zu zerreißen bemüht war — unter den buschigen Brauen auf die von entsetzlicher Eifersucht entstellten Züge Antonien's.

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort, vorsichtig dem begonnenen Werke der Vernichtung häuslichen Glückes mehr Festigkeit zu geben.

„In der That, ein prächtiger Junge," sagte er lächelnd, „ich gewinne ihn wahrlich durch dieses seltsame Spiel der Natur lieb. — Aber, theure Lady, welches würde das Loos dieses Mulattenkindes sein — denn ein solches ist es unzweifelhaft — wenn Ihnen der himmlische Vater noch eigene Kinder schenken sollte? — Dann überlassen Sie mir diese Waise, welche die Züge Delores trägt, damit ich fortwährend an den liebsten Freund meiner Seele erinnert werde. O, er soll es bei mir nicht schlechter haben, als bei Ihnen, Lady Marquella!"

Da flammte das Gemisch von italienischem und französischem Blute in den Adern Antonien's. Hastig eilte sie durch die geöffnete Thür auf den Balcon und schrie mit weithin schallender Stimme den Befehl herab, sogleich die neuerkaufte Negerin, welche Whida auf dem Schiffe bisher gesäugt hatte, zu ihr zu bescheiden.

In diesem Augenblicke stieg Lord Lindbury von seinem Pferde und betrat die Vorhalle des Vorderhauses.

„Um aller Heiligen willen, Lady Marquella, was beabsichtigen Sie?" rief Toledo, welcher bestürzt ihr nachgeeilt war und den erschrockenen, fragenden Blick des Lords — welcher von Antonie nicht bemerkt, in das Gemach getreten war, auf sich geheftet sah.

Mit einer Art von wildem Wahnsinne blickte das in diesem Augenblicke himmlisch schöne Weib auf den leichenblaß dastehenden Verleumder, dann rief sie im heiserem Tone:

„Ich will wissen wie die Züge meines Gatten sich auf das Gesicht dieses Kindes verirrt haben! — Ich will erforschen, ob dieses Kind, wie Delores mir sagt auf dem Sclavenschiffe oder in einer Sclavenhütte dieser Pflanzung geboren ist! — Ich will wissen, ob mich meine Sinne — oder das Spiel der Natur — oder — — oder mein Gatte betrogen haben!"

„Theure Lady! — Ich bitte Sie!" rief der in die Klemme ge-

rathene Bourquet rathlos aus. „Ich schwöre Ihnen, Niemand kann fester überzeugt sein, als ich es selbst bin, daß dieses Kind auf dem Meere geboren und daß dessen Aehnlichkeit mit Ihrem Gatten nur eine Zufälligkeit ist, wie diese im Leben so oft vorkommt. Seien Sie vernünftig, und reden Sie von diesem Vorfalle nicht zu Delores. — Sie untergraben dadurch die Ruhe Ihres Familienlebens."

Gleich dem Fürsten der Finsterniß, wenn er eine ihm verfallende Seele wittert, stand der vermeintliche Lord im Dunkel des Zimmers und ließ einen frohlockenden Blick auf die seltsame Scene fallen. Der Teufel kam ihm gleichsam auf halbem Wege entgegen und förderte seinen unheimlichen Plan durch diesen entsetzlichen Vorfall.

Zögernd trat er aus dem Dunkel hervor, verbeugte sich höflich vor Antonie und entschuldigte in gewählten Worten sein unerwartetes Erscheinen, welches ihm Zeuge sein ließ von einem Ereignisse, welches wohl nur auf Mißverständnissen — auf sonderbaren Zufälligkeiten und dergleichen mehr, beruhen könne.

Beruhigende Worte entströmten in gleißnerischer Weise seinen Lippen, aber je mehr er sich scheinbar absichtslos bemühte, die Sache zu beschönigen, je mehr wurde der entsetzliche Verdacht der jungen Frau bestärkt, welche in ihrer Erregtheit die unlautern Gefühle des Lords in helle Flammen auflodern ließ.

Heftig stieß sie den Verleumder bei Seite, riß das weinende und sich ängstigende Kind vom Boden auf und hielt dasselbe dem Lord mit den Worten entgegen:

„Ist dieses Wesen ein Neger- oder ein Mulattenkind? — Trägt es die Züge meines Gatten oder nicht?"

„Verehrte Lady," antwortete der Lord in besänftigender Weise, „sieben Monate lang haben Sie diesem armen Kinde in's Antlitz geblickt, und haben niemals andere als die echtesten, unverkennbarsten Negerzüge in demselben gefunden, und heute springen Ihnen, wie durch ein Wunder hervorgelockt, plötzlich die Züge Ihres bestimmt unschuldigen Gatten entgegen? — Wie kommt das? — Wer nahm sich diese abscheuliche Mühe, Ihr Herz auf diesen Verdacht hinzulenken?"

Diese, mit ruhiger Würde gesprochenen Worte, dämpften einigermaßen das erhitzte Blut der auf's Höchste gereizten jungen Frau. Freundlich blickte sie auf das anziehende Gesicht des Lords und dankte ihm mit einem bezaubernden Lächeln für die Art und Weise der Vertheidigung ihres Gatten.

Die Worte des Lords waren Balsam für ihr Ohr, denn welches Weib hört gern die vermeinte Schuld ihres Gatten bekräftigen?

„Hier," sprach sie endlich in einer Weise, auf Toledo Bourquet deutend, als würde durch das verstörte Aeußere desselben, ihr übelgeleiteter Argwohn auf richtige Spur gelenkt, „hier, dieser Sir rief den abscheulichen Verdacht in meiner ahnungslosen Seele wach."

„Scheinbar erstaunt und vorwurfsvoll blickte der Lord einige Secunden auf den mit Dolores Marquella so innig befreundeten Nachbar, dann sagte er in einem kalten, eisigen Tone, welcher in dem Herzen Antonien's einen freudigen Wiederhall fand.

„Sie, Sir? — Das ist wohl nicht möglich!"

„Nein, allerdings, das ist nicht möglich," erwiderte dieser stotternd. „Lady Marquella hat meinen Worten eine andere Bedeutung gegeben. Mir schien es dort im Schatten der Nische, als sei das Profil und die Farbe des Kindes kein völlig negerartiges, und mögen die Heiligen wissen, wie es mir einfiel, daß seine Züge eine entfernte Aehnlichkeit mit denen meines Freundes haben. — Aber ich sehe jetzt deutlich, ich habe mich getäuscht."

Unter einem Wortschwalle von Betheuerungen entfernte sich Toledo Bourquet, während fürchterliche Rachegelüste in seinem Herzen tobten.

Einen unheimlichen Feind ihres Glückes war die junge Frau los, doch der gefährlichere blieb.

Antonie ließ die herbeigerufene Negerin zurückweisen und bat den Lord in bezaubernder Weise Platz zu nehmen. Gern folgte dieser der freundlichen Einladung.

Längere Zeit hatte das Convenienzgespräch zwischen diesen so durchaus in ihren Charakteren verschiedenen Menschen gewährt. Antonie fühlte sich wie mit Zaubermacht zu dem Verderber hingezogen, welcher mit eisiger Ruhe und planmäßigen Worten Schritt vor Schritt sein Opfer zu umstricken wußte. Der Wüstling verstand sein Handwerk vortrefflich. Die Unerfahrenheit dieser ehemals jungfräulichen Braut des Himmels kam ihm sehr zu Statten. Erst zögernd, — dann aufmerksamer und zuletzt ganz Aug' und Ohr lieh' die Bethörte diese den verführerischen Worten des im Punkte der Liebe erfahrenen Verbrechers.

„Ach," sagte der Lord in diesem Augenblicke in einem Tone, welcher das Herz des kinderlosen Weibes mit einem seltsamen Gefühle erfüllte. „Sie werden mir gewiß meinen ungewöhnlichen Unmuth, der Sie beleidigen mußte, verzeihen, aber ich konnte nicht anders, denn ich war nahe daran zu ersticken. Warum stoßen Sie meine heiße Liebe durch Ihr kaltes Wesen zurück? — Sie wissen nicht, theure Lady,

welchem maßlosen Elende ich durch Ihre Härte preisgegeben bin. O, haben sie Mitleid mit mir, und gewähren Sie mir, Sie, die Sie die letzte Hoffnung meines Lebens sind, die Freuden eines nie geahnten Glückes. Ich will nicht in Ihren Augen tugendhaft erscheinen — denn ich bin es nicht, ich will Sie keineswegs mit einer erheuchelten Vortrefflichkeit täuschen, ich, der ich so oft in meinem Leben gelogen, vermöchte Ihnen gegenüber keine Lüge auszusprechen; ja, mein Herz ist in den vielen Genüssen ausgebrannt und meine Seele verdorben, doch Ihre Liebe vermöchte in mir ein neues Feuer anzuzünden und mich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen. Ich würde durch Ihre Liebe beglückt, mein bisher verfehltes Leben auszugleichen suchen."

„Nimmer kann ich Ihrer Leidenschaft Gehör geben, denn ich bin das Weib eines Andern," entgegnete Antonie sanft, obgleich tief erschüttert von den Worten des Lords. „Was lieben Sie wohl an mir, mein Lord?" fügte sie erröthend hinzu.

„Sie fragen, was ich an Ihnen liebe? Die Tiefe Ihres Geistes, Ihre klangvolle Stimme, welche den Nerven wohl thut und ein aufbrausendes Gemüth beschwichtigt, die hinreißende Schönheit Ihres Erscheinens, eine Schönheit, welche allein geeignet ist, Männer meines Temperaments mit beseligender Gluth zu erfüllen."

„O, hören Sie auf, mein Lord!" rief Antonie bittend, „ich darf diese Sprache nicht länger anhören, ohne mich des Treubruchs gegen meinen Gatten anklagen zu müssen."

„Klagen Sie nur zuerst diesen Unwürdigen an," rief der Lord in einem Tone, welcher den schlummernden Verdacht in ihrem Herzen wieder mächtig wach rief, „er ist es wahrlich nicht werth, einen solchen Engel an Sanftmuth und Liebe zu besitzen, denn ich muß Ihnen gestehen, Mylady, daß ich allerdings den Argwohn dieses Bourquet's theile, obgleich ich vorher eine andere Sprache führte, um Ihren Gatten diesem Elenden gegenüber nicht bloß zu stellen."

Antonie zuckte heftig zusammen. Leichenblässe bedeckte ihr zartes Gesicht und Thränen der entsetzlichsten Verzweiflung entströmten unaufhaltsam ihren trüben Augen. Sie war einer Ohnmacht nahe. Tröstend schloß der Lord die nur schwach Widerstrebende in seine Arme, drückte einen glühenden Kuß auf ihre rosigen Lippen und flüsterte Worte der Liebe in ihr empfängliches Ohr. Die Dunkelheit des hereinbrechenden Abends verhüllte die Gruppe, welche festumschlungen in die Kissen des weichen Ruhebettes sank und . . .

Der schützende Engel der ehelichen Treue verhüllte weinend sein Antlitz. Der Engel der Finsterniß trat an seine Stelle und reichte

der gleichsam vom Wahnsinn befallenen jungen Frau den Becher des Lasters und der Wollust. —

Da klang ein weinerlicher Ton von den Lippen des sich in der Dunkelheit fürchtenden Negerkindes plötzlich an das berauschte Ohr Antonien's. Der Wahnsinn wich von ihrer Seele, rauhe Wirklichkeit trat an seine Stelle und gleichsam zu einem neuen Leben erwachend, stieß sie den Verführer von sich, sprang nach dem kläglich wimmernden Wesen, hob es von dem Boden empor und stürzte laut schluchzend aus dem unheimlichen Gemache.

Kaum war die unglückliche junge Frau den Armen des Verführers entronnen, da huschte eine unheimliche Gestalt vom Balcon durch die Dunkelheit des Zimmers. Ein schwacher Aufschrei — gleichsam von den Lippen eines sterbenden Menschen ertönend, — drang plötzlich durch die Stille der Abendstunde. Das grausige Ringen zweier Menschen wurde dann und wann von den bleichen Strahlen des Mondes erleuchtet. Endlich trat unheimliche Ruhe ein. Die finstere Gestalt verschwand wieder durch die Balconthür, während der Körper des Lords blutend und anscheinend leblos am Boden lag. Doch nach wenigen Minuten erhob sich dieser, blickte forschend um sich, und verschwand gleichfalls vom Balcon des Gemaches in die in Dunkelheit gehüllten Partien des ansehnlichen Parks. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Der folgende Tag brach mit einem heitern Himmel, mit der kühlen, wohlthuenden Frische des Morgens und mit den belebenden Strahlen der aufsteigenden Sonne an. Florinde Dobbes erhob sich frühzeitig von ihrem weichen Lager, klingelte heftig und befahl dem eintretenden Kammermädchen das Frühstück zu serviren. Die schöne Frau schien eine schlechte Nacht gehabt zu haben, denn ihre Wangen waren blaß, die Züge matt und angegriffen, während ein bläulicher Schatten um ihre Augen sich gelagert hatte. Uebelgelaunt schritt sie nachdenklich von einem Ende des Zimmers nach dem andern. Augenscheinlich war sie mit einem Plane beschäftigt, der ihre ganze Seele erfüllte und der sie zu keinem Entschlusse kommen ließ, denn sie blieb öfters stehen, murmelte unverständliche Worte vor sich hin und stampfte heftig mit dem zierlichen Fuße, während ihr voller Busen sich mächtig hob und senkte, und das düstere Auge drohende Blitze schleuderte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür des Schlafgemaches, und Leontin Dobbes, der kalte und verschlossene Gatte der reizenden

Frau betrat ernsten Wesens die Schwelle des Zimmers. Dieser frühzeitige Besuch des Hausherrn schien so ungewöhnlich, daß Florinde vor Erstaunen stehen blieb und den Gatten sprachlos anstarrte.

Doch dieser nahm keine Notiz von dem Erstaunen seiner reizenden Gattin, er verbeugte sich nachlässig und sagte im kalten, herzlosen Tone:

„Da mich der Wille des Präsidenten, Jefferson Davis, plötzlich nach Richmond ruft, so kann die Möglichkeit eintreten, daß ich längere Zeit abwesend bleibe. Ich wollte daher . . ."

„Nehmen Sie nicht zu kleinlichen Vorwänden Ihre Zuflucht!" rief Florinde mit einem verächtlichen Blicke — „sie geziemen einem Manne in Ihrem Alter nicht. — Sagen Sie lieber, daß die Reize der Tänzerin La Fleur der große Magnet sind, der Sie so häufig nach Richmond zieht."

„Die Sie genannt haben, befindet sich nicht dort, „sagte Dobbes mürrisch, „und wollen Sie für die Folge diesen Namen aus Ihrem schönen Munde lassen, wenn Sie nicht unfreundlich von mir begegnet sei wollen."

„Ist dies alle Genugthuung, die ich von Ihnen zu erwarten habe?" rief Florinde mit zornglühendem Antlitze. „Muß ich außer Unrecht auch noch Drohungen erdulden? — Aber hüten Sie sich!" fügte sie mit erhobener Stimme hinzu, „Sie wissen in meinen Adern fließt heißes Blut! — Die Tochter Orsini's vergiebt keine Beleidigungen. — Kommt mir jene verführerische Metze in den Weg — bei den gemordeten Gebeinen meines Vaters schwöre ich es, ich will ihre Schönheit zerstören und ihre weichen Glieder mit meinen Händen zermalmen, und sollte mich im nächsten Augenblicke Ihr Messer treffen und mein Herz durchbohren! — Genug habe ich durch dieses Weib gelitten, welches sich wie der Schatten des bösen Geistes zwischen Sie und mich drängt, Sie allein ist die Triebfeder, daß ich vor der Welt zwar Ihren Namen trage, ohne durch das Sacrament der Kirche zu Ihrem rechtmäßigen Weibe erhoben zu sein. — Sie haben mich durch Ihre falsche Zunge in dieses Land gelockt und zu einer gemeinen Buhlerin herabgewürdigt! — Glauben Sie, daß ich diese nichtswürdige That vergessen und vergeben kann? — Nein, mein Herz dürstet nach Rache gegen Sie und die Elende, welche mich in den Hintergrund Ihres verrätherischen Herzens gedrängt hat!"

„Florinde!" rief der Handelsherr mit donnernder Stimme, während sich drohende Wolken auf seiner Stirn sammelten. „Ich habe Ihnen allerdings die Ehe versprochen und hätte wahrlich mein Wort gehalten,

wenn nicht Ihr lasterhafter Lebenswandel mich zeitig genug vor diesem wichtigen Schritte gewarnt hätte. Ihre nicht zu beseitigende Eitelkeit, Ihre Sucht zu glänzen und verachtend mit den Männerherzen zu spielen, haben mich von Ihnen und Ihrem Herzen entfernt. — Ich dulde Sie nur in meinem Hause — weil ich muß! Ich mag nicht den Scandal einer Trennung auf mein Haupt laden, denn alle Welt hält mich für Ihren rechtmäßigen Gatten und huldigt Ihnen, als meiner ebenbürtigen Gattin. Antworten Sie mir, Florinde, habe ich Ihnen je eine That aus Ihrem vielbewegten Leben vorgeworfen, oder jenen geheimnißvollen Geschichten Glauben geschenkt, welche man sich von Ihnen und dem Herzog Karl von Braunschweig erzählt und die mir oft das Blut in die Wangen trieben wenn man sich zuflüsterte, daß Sie Ihr eigenes Kind erwürgt hätten, ohne zu vermuthen, daß ich horchte? Ist es also recht von Ihnen, mir Dinge vorzuwerfen, wofür Sie keinen Beweis haben, während ich Alles, was man von Ihnen erzählt, mit Stillschweigen übergehe?"

Das Gesicht Florinden's entfärbte sich, ihr Zorn ließ sie keine Worte der Entgegnung finden, und während auch ihre Lippen bleich wie ihre Wangen wurden, sprach sie nach einer Pause:

„Sie scheinen mir ein ansehnliches Sündenregister aufbürden zu wollen, ohne zu bedenken, daß ich ebenfalls im Stande bin, den Schleier von mancher finsteren That Ihres Lebens hinwegzuziehen. O, wäre ich in meinem schönen Heimathlande — in meinem goldnen Italien!"

„Schmeicheln Sie sich nicht mit dem Wahne, daß jene dunkle Geschichten dort unbekannt sind," erwiderte Dobbes im heftigen Tone. „Man weiß dort ebenso gut wie hier, daß Ihr Vertrauter, Oldar, der Mulatte jeden Augenblick bereit ist, neue Günstlinge für Ihr unersättliches Herz herbeizuschaffen. Sie können ja in ihr vielgepriesenes Vaterland jederzeit zurückkehren, ich halte Sie wahrlich nicht."

„Ha! willst Du da hinaus, elender Krämer?" rief Florinde im Tone einer zischenden Schlange. „Aber von dieser Stunde an sollst Du erfahren, was es heißt, die Rache eines beschimpften Weibes herauszufordern. — Ich weiß, Du liebst mich nicht mehr, eine Andere ist an meine Stelle getreten — aber mein Lager soll zu einem Natterneste werden, wenn ich Deinen Haß gegen mich nicht räche, wenn ich jene Blume nicht zertrete, die emporgewachsen ist, zwischen mir und Deiner Liebe!"

„Du würdest besser thun, auf Deinen Ruf zu achten," entgegnete der Handelsherr finster, „wenn Du sonst davon noch etwas übrig gelassen hast, was der Beachtung werth ist, und stelle nicht immer den ver-

dammten Spion, jenen Oldar, auf die Lauer — — lasse nur in Deinen unheimlichen Augen Mordgedanken blitzen — mich alterirst Du nicht mit dieser Komödie. — Aber bei dem wahrhaftigen Gott, wenn Du Deine Drohungen gegen irgend etwas, worauf ich Werth lege, auszuführen wagst, sollst Du es bitter bereuen und büßen müssen. — Höre Florinde!" fügte er mit erhobener Stimme hinzu, indem er ihren vollen Arm hastig ergriff und in harter Weise drückte. „Du magst glauben, ich habe bis jetzt geschlafen, aber bedenke, daß manches Auge für den reichen und angesehenen Kaufherrn Leontin Dobbes wacht. Rühre das Wesen an, gegen welches Du Deine giftige Zunge soeben erhobest und ich lasse Deinen Vertrauten und Helfershelfer Oldar, den Spion und Kuppler — den Du fürchten mußt — in Gegenwart meiner Sclaven in den Bock spannen, und jeder Diener — jeder Neger — ja die ganze Welt soll ihn bekennen hören, was er von Florinde Orsini — der ehemaligen Maitresse des Herzogs Karl von Braunschweig — nur weiß!"

Nach diesen in heftiger Wuth ausgesprochenen Worten verließ Dobbes das Gemach, ohne einen weitern Blick auf das vor Entsetzen erstarrte — dämonisch schöne Weib zu werfen.

Kaum schloß sich die Thür, so öffnete sich eine geheime Tapetenthür und ein junger, kräftig gebauter Mann betrat mit vor Wuth entstellten Zügen das Gemach. Er trug die unverkennbaren Merkmale eines Mulatten.

„Du kommst zur passendsten Zeit!" rief Florinde noch immer mit ihrem mächtig erregten Gemüth kämpfend. „Der Elende bedarf nur Deines verhaßten Anblicks, um seinen Argwohn gegen mich bestätigt zu sehen. — Wie das Unglück lauerst Du vor meiner Thür!"

„Ja!" versetzte dieser im frechen Tone. „Wo ich so oft gelauert habe und stets „mein guter, lieber Oldar" genannt wurde, wenn Ihr Auftrag nach Wunsch ausgeführt war."

„Schurke, dann hast Du wieder den Horcher gespielt!" rief das schöne Weib entsetzt. „Doch was liegt daran," fügte sie milder hinzu. „Dobbes sprach ja laut genug. Du hast gewiß Alles gehört?"

„Ja, ich hörte Alles," antwortete der Mulatte, ohne eine Miene zu verändern. „Ich stand an jener Tapetenthür und ich kenne kein Gesetz, das dem Menschen gebietet seine Ohren zu verschließen. Uebrigens hörte ich nichts Neues," fügte er heimtückisch grinsend hinzu.

„Genug," sagte Florinde gebieterisch, „Du siehst, wie der Elende mich liebt."

„Sicherlich nicht wie Demoiselle La Fleur vom Astley-Theater zu

Richmond," erwiderte Oldar und bemerkte frohlockend, welchen Eindruck dieser verhaßte Name bei Florinde hervorbrachte.

„Du hast das Gemüth eines Teufels," sprach das leidenschaftliche Weib. „Doch mein kühner Geist wird jetzt mit Dir Schritt halten. Die Stunde der Rache ist gekommen, ich will die verhaßte Nebenbuhlerin — und ihn, den Nichtswürdigen vernichten."

„Es wäre schade um so ein herrliches Meisterstück," sagte Oldar höhnisch, „denn sie hat ein Gesicht, das einen Heiligen aus dem Himmel locken könnte."

„Schweig!" rief Florinde heftig, indem sie drohend den Arm erhob, „und schaffe mir dieses Meisterstück, sie soll von keiner andern Hand als der meinigen sterben, und sollte ich meinen Haß noch an ihrer Asche im Grabe kühlen. — Höre, Oldar!" fuhr sie wie wahnsinnig auf- und abgehend fort, und warf das lange dunkle Haar, das den Flechten entschlüpft war, heftig zurück, „von ihm so gemartert und mit Füßen getreten zu werden, vermag ich nicht länger ungeahndet zu ertragen. — Ich vermag nicht Alles zu sagen, was mein empörtes Herz empfindet."

Sie trat heftig und mit wilder Geberde zu dem unheimlich zu ihr aufstarrenden Mulatten hin, als hätte sie ihr Bewußtsein verloren, ergriff seinen Arm und flüsterte mit heiserer Stimme:

„Schwöre mir, Oldar, das Du meine Rache an diesen elenden Creaturen unterstützen willst, und ich will Deine Hände mit Gold füllen, ja, Dir soll werden, wonach Du lange gelüstet. — Ich will mich selber hingeben, als Belohnung für Deine Treue."

In einem unheimlich wilden Feuer erglänzten die dunklen Augen des Mulatten, seine Gestalt hob sich empor aus seiner gebückten Stellung und seinen Lippen entflossen Worte des gräßlichsten Schwures, sein Leben und seine Seele ihrem Dienste zu weihen. Halb wahnsinnig stürzte er auf das schöne Weib, umschlang ihren zarten Leib und wollte einen glühenden Kuß auf ihre üppigen Lippen drücken, gleichsam um den Vertrag zu besiegeln. Doch Florinde stieß ihn sanft zurück und sagte mit einem bezaubernden Lächeln:

„Noch nicht, Oldar! Ich will mein Versprechen erfüllen, wenn meine Rache gekühlt ist, wenn das Blut dieses Weibes den Schimpf abgewaschen hat, welchen mir der Elende angethan hat."

So verhärtet auch das Herz dieses nach einem Menschenleben nicht viel fragenden Mulatten war, so konnte er doch nicht ohne einige Bewegung die wilde — unheimliche Schönheit dieses herrlichen Weibes betrachten.

Sie stand vor ihm wie der finstere Engel der Verführung, man konnte es in jedem ihrer Züge, in jeder leisen Bewegung ihrer Glieder lesen, wie die bösen Leidenschaften ihres verwundeten Herzens wuchsen und den Körper zu überwältigen drohten.

Zögernden Schrittes schlich Oldar auf den Wink ihrer Hand durch die Tapetenthür, während seine Lippen leise murmelten:

„Verdammt sei dieses höllische Weib, ich weiß, sie haßt mich mehr wie den Satan, mit dem sie selber einen Bund schließen würde, wenn sie nur könnte — aber sie fürchtet mich und darin liegt einiger Trost für mich."

Einige Stunden vergingen, ehe Florinde im Stande war, ihre mißliche Lage mit ruhigerem Blute zu überschauen. Sie war sich wohl bewußt, keinen helfenden Freund, wohl aber viele Feinde, welche sie sich durch ihr eherausfordernde Koketterie erworben, unter der Männer- und Damenwelt zubesitzen. Hierzu kam aber nun noch, daß man Florinde für die rechtmäßige Gattin des reichen Dobbes hielt und daß sich schwerlich eine andere Persönlichkeit finden würde, sie zu ihrem Weibe zu erheben, nachdem der alsdann unvermeidliche Scandal einer Trennung von Dobbes stattgefunden haben würde.

Florinde fühlte, daß ein längeres Zusammenleben mit Dobbes unmöglich sei, und daß sie entweder New-Orleans — nachdem sie ihre Rache gekühlt — heimlich verlassen, oder ihr Augenmerk auf einen der vielen anwesenden reichen Fremden werfen müsse, welcher bereit sei, sie zu ehelichen und nach Europa zurückzuführen.

Ihr Unstern führte in diesem Augenblick ihr die anziehende Persönlichkeit Lord Lindbury's vor die Seele, seine Nichtachtung ihrer allgemein gepriesenen Reize, die Verschlossenheit seines Wesens und das Geheimnißvolle, welches seiner Person umgab, stachelte ihre beleidigte Eitelkeit noch mehr, Alles daran zu setzen, um den Besitz dieses goldnen und seltenen Vogels zu ermöglichen.

Der Lord mußte sehr reich sein, denn er hielt sich prächtige Reitpferde, Equipage und belohnte mit fürstlicher Großmuth den kleinsten Dienst. Das von ihm gemiethete Hôtel war der Sammelplatz aller Personen von Distinction, mit größter Verschwendung führte er offene Tafel und hielt viele Diener in seinem Solde. Lindbury schien über ungeheure Summen zu gebieten, denn die Bank in Richmond honorirte unweigerlich die bedeutendsten Anweisungen von ihm. Außer den sich drängenden politischen Ereignissen, war der edle Lord in allen Gesellschaften der Gegenstand des Gesprächs und manche der schönen Damen von New-Orleans würde es sich gewiß zur größten Ehre ge-

rechnet haben, wenn der interessante Lord ihre Hand begehrt hätte; dieser schien aber vollständig gleichgültig gegen weibliche Reize, so daß man ihn den herzlosen, kalten Engländer nannte.

Lord Lindbury war mit den ausgesuchtesten Empfehlungen, der angesehensten Familien New-York's nach New-Orleans gekommen und in allen Zirkeln der guten Gesellschaft auf das Zuvorkommenste empfangen worden.

Florinde Dobbes hatte mit gespanntester Aufmerksamkeit jedoch scheinbar gleichgültig die Gespräche über den Lord mit angehört. Mit welchem Entzücken hörte sie von den Reichthümern des Lords erzählen und schon im Geiste sah sie sich als Lady Lindbury, im Mitgenusse dieser Herrlichkeiten, denn ihr raffinirter Verstand sagte ihr, daß der kalte, schweigsame Lord auf die Dauer doch der Macht ihrer in der That seltenen Reize nicht widerstehen könnte, wenn sie alle ihre buhlerischen Künste auf sein Herz in Anwendung bringen würde.

Sie beschloß einen kühnen Plan gegen diesen Vogel Phönix in Ausführung zu bringen, welchen sie bei andern Affairen schon mit gutem Erfolge benutzt hatte. Vor Freude und Entzücken berauscht, endlich einen Gegenstand gefunden zu haben, welcher sie aus den drückenden Fesseln ihrer keineswegs beneidenswerthen Lage befreien und ihre Zukunft genügend sichern könnte, vergaß sie augenblicklich den Auftritt mit Dobbes und beschäftigte sich mit Ausführung ihres gefährlichen Planes. Schlug dieser fehl, dann wußte sie mit einem Male, woran ihre Hoffnungen auf die Reichthümer des Lords waren.

Dieser schien bei seinem Abenteuer im Hause Marquella's nur eine oberflächliche Verwundung davongetragen zu haben — obgleich der geheimnißvolle Angreifer offenbar es auf sein Leben abgesehen hatte — der ihm tödtlich zugedachte Dolchstoß war an einem leichten Panzerhemd, welches Lord Lindbury aus uns vorläufig unbekannten Gründen trug, gefahrlos abgeglitten und hatte ein zweiter Stoß nur den rechten Arm oberflächlich verwundet.

In übelster Laune durchschritt gegen Abend Lindbury planlos die Straßen New-Orleans'. Er war offenbar unschlüssig, welcher der vielen Einladungen er den Vorzug geben sollte. Rathlos blieb er an dem Schaufenster eines Juweliers stehen und warf einen gleichgültigen Blick auf die dort angehäuften Reichthümer, da fühlte er plötzlich seinen verwundeten Arm berührt. Er wandte sich und erblickte ein junges Negermädchen, welches ihm ein verständliches Zeichen — ihr zu folgen, mit der Hand gab.

Verwundert, aber auch mißtrauisch geworden durch den Angriff

im Hause Marquella's ließ der Lord sein dunkles Auge forschend auf den Zügen des Mädchens ruhen, ohne aber seinen Platz zu verlassen. Er schien nichts Gefahrdrohendes aus dem Wesen der jungen Negerin wahrzunehmen, denn er fragte dieselbe mit lächelnder Miene:

„Was willst Du von mir, mein Kind?"

Das Mädchen bückte sich ein wenig, gleichsam wie verschämt vor dem glühenden Blick Lindbury's und sagte:

„Ich bitte Euch, edler Lord, mir zu folgen."

„Folgen?" wiederholte Lindbury erstaunt, „sehr gern, doch wohin?"

„Nur mir nach!" rief die jugendliche Negerin schelmisch lächelnd und wandte sich, um aus dem Gedränge der Menge zu entkommen, indem sie verstohlen mit der Hand winkte.

Der Lord, durch diesen Vorfall aus seiner trüben Stimmung aufgerüttelt, folgte derselben in gespannter Erwartung und hielt sein Auge forschend auf die geheimnißvolle Führerin, um diese im Gedränge und in den Windungen der Straßen nicht aus den Augen zu verlieren.

Rasch wandte sich das junge Mädchen in eine dunkle, schmale Seitengasse, durch die sie bald einen freien Platz erreichte. Der Lord folgte in gemessener Entfernung. Die Negerin blieb dann und wann stehen, sah sich vorsichtig um und winkte ihm mit der Hand, nicht zu zögern. Endlich erreichten sie ein alleinstehendes Haus, welches nicht erleuchtet war. Das junge Mädchen öffnete eine Seitenpforte und wartete, im Schatten der Dunkelheit verborgen, bis der Lord herangekommen war. Dann sagte sie flüsternd:

„Hier muß ich Euch aufmerksamer führen, mein Lord, denn Ihr würdet Euch nicht zurecht finden."

In der That war der dunkle, tiefe Gang dieses — wie es schien, menschenleeren Hauses, nur durch eine Lampe am Ende desselben schwach erleuchtet, welche ihre Strahlen nicht bis in den Vordergrund zu senden vermochte, kaum, daß man die breite Treppe, welche zu dem oberen Stockwerke führte, erkennen konnte.

Der Lord stutzte; sollte er weiter in die Dunkelheit folgen? — Er war nicht furchtsam, doch trug er Bedenken, sich der Führerin ferner anzuvertrauen, da sein Mißtrauen, geweckt durch das unerklärliche Ereigniß bei dem Abenteuer mit Antonien, durchaus begründet war, und Vorsicht erheischte.

„Halt, Mädchen!" rief der Lord leise, „nicht weiter, bevor Du mir nicht sagst, wohin Du mich führen willst!"

„Ein edler Lord, ein Engländer und furchtsam?“ versetzte die Negerin in fast spöttischem Tone.

Diese Worte brachten eine seltsame Veränderung in dem sonst so abgemessenen Wesen Lindbury's hervor.

„Furcht?“ rief er in hastiger Weise, wobei ein gräßlicher Ausdruck in seinen Zügen lag. Seine Gestalt richtete sich empor, gleichsam als empfinde er plötzlich das Verlangen, eine unsichtbare Gefahr zu bestehen.

„Ich glaube fast, Du selbst bildest Dir ein, mich durch Dein geheimnißvolles Auftreten zu schrecken? — Weiter denn, in's Teufels Namen — aber Du bist mir Bürge für Alles was mir Gefährliches begegnet.“

Mit diesen Worten zog er einen reich mit Silber ausgelegten Revolver hervor und zeigte den blitzenden Lauf dem Mädchen. Diese lächelte fast verächtlich, erwiderte aber kein Wort und bot dem Lord ihre weiche Hand, welche dieser fest ergriff, damit sie ihm nicht entwischen könne.

„Jetzt vorwärts!“ rief Lindbury, heiter gestimmt durch das geheimnißvolle Dunkel, welches über dieses seltsame Abenteuer — wie es schien, absichtlich gebreitet lag.

Die gewandte Führerin leitete den Lord schweigend die Stufen der Treppe hinan, öffnete oben angekommen, mit einem Schlüssel die Thür eines Gemaches, und führte ihn dann durch eine lange Reihe von Gemächern, in denen die tiefste Dämmerung herrschte.

Lindbury's Herz klopfte, ein eigenes Gefühl beschlich ihn, als gehe er einer Gefahr ganz besonderer Art entgegen, und doch trieb ihn die auf's Höchste gespannte Erwartung, der Lösung des Geheimnisses entschlossen entgegen zu schreiten.

Sie hatten jetzt ein völlig dunkles Gemach erreicht. Die junge Negerin warf die Thür hinter sich in's Schloß, entschlüpfte mit einer unvermutheten Wendung aus der Hand des Lords und rief ihm aus dem Dunkel, in dem beide noch standen, mit leiser Stimme nur die Worte zu:

„Hier wartet einen Augenblick, mein Lord.“

Lindbury wollte das Mädchen haschen, allein es war schon entsprungen, und eine zweite Thür, die sich schloß, ließ errathen, daß sie in ein angrenzendes Gemach geeilt war.

In dem dunklen Zimmer ganz allein, wurde der Lord doch unschlüssig, was er thun sollte; er versuchte die Thüre zu öffnen, durch

die er eingetreten war, allein sie schien verschlossen, denn sie widerstand dem Versuch.

„Sollte Dich hier irgend eine Gefahr bedrohen?" fragte er sich selbst. „Aber was in aller Welt kann man von mir wollen?" — „Warum dieses geheimnißvolle Auftreten?"

Von diesen Gedanken beunruhigt, trat er an eines der Fenster, welches durch dichte, seidene Vorhänge geschlossen, sich durch eine Licht-spalte bemerkbar machte. Er hob den Vorhang zurück, das Gemach lag nach einem Park und war mit einem Balcon versehen.

Prüfend maß er die Höhe und entwarf bereits den Plan eines Rückzuges für den Fall, daß ihm Gefahr drohen sollte. Nur in den Park hinabzukommen, war die Schwierigkeit, denn der Sprung vom Bal-con war hoch. Da half ihm der Zufall; er hörte plötzlich das Knarren einer Thür auf der Angel. Dem Geräusch nachgehend, entdeckte er eine Tapetenthür, die nachlässig geschlossen, vom Luftzuge bewegt wor-den war, er öffnete sie und stand in einem Corridor, dessen Fenster ebenfalls nach dem Parke hinaus lagen, zu dem eine Treppe hinunter-führte.

Zufrieden, sich einen Rückzug gesichert zu haben, war er jetzt fest entschlossen, das geheimnißvolle Abenteuer zu bestehen.

So eben hatte er das dunkle Gemach wieder erreicht, als die Thür, durch welche die Führerin verschwunden war, sich öffnete, und ein matter Lichtschimmer in's Gemach fiel. Mit der Hand winkend, stand das junge Mädchen auf der Schwelle. Der Lord folgte dem Winke und betrat das angrenzende Gemach, während die Negerin scheu zurück-wich und verschwand.

Eine weibliche Gestalt, in weiße Schleier und Gewänder gehüllt, trat mit leichter, anmuthiger Bewegung ihm entgegen.

Mit einiger Verwirrung verbeugte er sich.

Die Fremde fragte den Lord, jedoch ohne den Schleier zu lüften, mit lieblicher, ihm äußerst bekannt klingender Stimme:

„Errathen Sie nicht, mein Lord, wer vor Ihnen steht?"

„Beim Himmel, nein!" sagte Lindbury lächelnd. Doch, ich glaube Ihre bezaubernde Stimme schon gehört zu haben."

„Sie besitzen kein besonderes treues Gedächtniß", entgegnete die Unbekannte schalkhaft, indem sie den Schleier zurückschlug.

„Lady Dobbes! — Sie selbst?" rief der Lord außer sich vor Er-staunen, da er sie jetzt erkannte.

„Wie ist es möglich, daß Sie in dieses Haus kommen?"

Sie schlug ihr dunkles, feuriges Auge, das im feuchten Glanze

schimmerte, gleichsam bittend zu ihm auf und entgegnete mit bewegter Stimme:

„Freilich ist es nicht mein Haus, wo wir uns augenblicklich befinden, doch es giebt Zeiten und Verhältnisse, welche auch uns Frauen in die seltsamsten und außerordentlichsten Lagen bringen. O, ich fühle es tief,“ fuhr sie mit gesenkten Augen fort, „wie feindlich der Schein ist, der auf mich fällt, da Sie mich hier in einem fremden Hause und in einer so ungewöhnlichen Stunde sehen. — — Doch wüßten Sie…!“

„Ich schwöre Ihnen!“ rief Lindbury feurig und mächtig ergriffen von der blendenden Schönheit dieses ihm bittend gegenüber stehenden, von aller Welt gefeierten Weibes, „daß mein Herz keinen unwürdigen Verdacht aufzunehmen vermag.“

„Ich danke Ihnen, mein Lord, für diese wohlwollenden Worte,“ sagte Florinde in einem solchen weichen Tone, daß Lindbury in der That nicht wußte, ob er wache, oder träume.

Mit einer Handbewegung und einem bezaubernden — doch schmerzlichen Lächeln deutete sie dem Lord an, auf einem kostbaren Divan Platz zu nehmen. Dieser verbeugte sich und ließ sich neben der schönen Frau, welche heute verführerischer als je gekleidet war, nieder.

„Nehmen Sie zunächst meinen herzlichsten Dank dafür, daß Sie meiner allerdings seltsamen Einladung Folge geleistet haben,“ begann Florinde. „Es war mir aus gewissen Ursachen nicht vergönnt, Sie, mein Lord, im Hause meines angeblichen Gatten empfangen zu können…“

„Ihres angeblichen Gatten?“ fragte Lindbury erstaunt, indem er Florinde unterbrach.

„Ja, mein Lord,“ erwiderte das verführerische Weib mit leiser Stimme, „meines angeblichen Gatten. Leontin Dobbes hat mich unter dem feierlichsten Eheversprechen in dieses entsetzliche Land gelockt, wo ich mich so unheimlich fühle, wie ein Vogel in dem seiner Freiheit beraubenden Käfig. Unsere Charaktere passen nicht zusammen und liegen auch noch andere, wichtigere Gründe vor, welche mich abhalten, in ein engeres Verhältniß zu Dobbes zu treten. Ich habe dieses Haus gewählt, welches einer mir befreundeten Familie gehört, die sich auf Reisen befindet, um Ihnen, mein Lord, den ich vor allen Männern dieser Stadt am meisten achte, meine in der That entsetzliche Lage an's Herz zu legen. Ich möchte Dobbes — diesen herzlosen, mir mehr als abscheulichen Mann verlassen und nach Europa zurückkehren, ohne ihm ein Eclat zu bereiten. Dieses Vorhaben kann ich aber nur mit Beihülfe eines entschlossenen Mannes vollführen, da ein alleinstehendes Weib durch diese unwirthlichen Gegenden nicht ohne Gefahr

zu reisen vermag. Wollen Sie mir, mein Lord, Ihre Hilfe angedeihen lassen?" fügte Florinde fragend hinzu, indem sie den verwundert vor sich hinstarrenden Lord mit einem seelenvollen Blick ansah.

Lindbury wußte im ersten Augenblick nicht, was er auf diese seltsamen Mittheilungen und auf die Frage dieses blendenden Weibes erwidern sollte. „Sie liebt Dich," dachte er in seinem Herzen und dieser Gedanke fing an, ihn mit einem glühenden Feuer zu durchdringen. Er fühlte, daß es in seiner Macht lag, dieses bezaubernde Weib zu besitzen, er durfte nur die Hand danach ausstrecken.

Mit einer hastigen Bewegung ergriff er die zarte Hand Florinden's, blickte eine Weile sprachlos in das schwimmende Auge dieser fürchterlichen Sirene und drückte endlich einen glühenden Kuß darauf, indem seine bebende Lippe leise flüsterte:

„Befehlen Sie über mich, Florinde, ich gehöre Ihnen mit Leib und Seele an!"

Ein Blitz ihres in dämonischer Gluth leuchtenden Auges flog freudig, doch unbemerkt, über ihre Züge und ließ ihr pochendes Herz frohlockend laut aufschlagen. — Sie war ihres Sieges gewiß!

Vorsichtig entfaltete sie nach und nach die Macht ihrer buhlerischen Künste, gleichsam wie die Schlange durch ihren giftigen Blick den ängstlich flatternden Vogel umstrickt, so fesselte sie den noch vielleicht in seinen Entschlüssen wankenden Lord durch die ungewöhnliche Fülle ihrer blendenden Reize. Schritt vor Schritt führte sie diese in's Gefecht, bis er sinnlos berauscht zu ihren Füßen sank.

Mit wachsender Liebe erhob er sich stürmisch, zog das schöne, dämonische Weib, welches widerstandslos alle seine Liebkosungen duldete, an sein Herz und preßte seine brennenden Lippen auf ihren wollüstigen Mund. Zwar machte Florinde einen schwachen Versuch, sich der stürmischen Umarmung des Lords zu entziehen, doch sie hatte das böse Verhängniß heraufbeschworen, die Gluth des starken Mannes durch teuflische Künste angefacht und mußte jetzt den Becher der Wollust leeren.

Mit der ganzen Gluth rasender Leidenschaft drückte Lindbury die Sirene an sich, und verbarg das verführerische Weib ihre schamglühende Wange an seiner Brust.

„Nein, nein!" rief er mit blitzenden Augen, „richte Dich auf, Florinde, blicke mir in's Angesicht, Du liebreizendes Wesen, laß die weibliche Scheu nicht das schönere Gefühl Deines Herzens besiegen. — Du liebst mich? — Darf ich hoffen, darf ich es aussprechen? —

O, erst jetzt, in diesem Augenblicke erkenne ich die Macht der wahren Liebe."

Er preßte seine heißen Küsse auf die Lippen der erschöpft Unterliegenden, ihr schwacher Widerstand erstarb in seiner Gluth.

„Willst Du mein sein? — Ewig mein? — Mein Weib, meine Gebieterin sein?" rief Lindbury, seiner Sinne kaum mehr mächtig. „Alle meine Schätze lege ich Dir zu Füßen, Du sollst glänzen wie eine Fürstin — der kleinste Deiner Wünsche soll mir Befehl sein!"

„O, unaussprechliche Wonne!" rief Florinde mit Augen, die der Hölle entnommen zu sein schienen, denn es brannte ein Feuer der wildesten Leidenschaft und der Triumph ihres Sieges darin. Das Herz des starken Mannes lag gebrochen und wie ein willenloses Werkzeug in ihrer Hand.

Ihre Kleider waren in Unordnung gerathen und ließen den liebeglühenden Lord einen Busen sehen, dessen Weiße mit dem frischgefallenen Schnee und dessen Fülle mit der Gestalt einer Venus wetteifern konnte. Glühende Küsse des Lords bedeckten den höchsten Reiz eines Weibes. — Florinden's Blut gerieth in Wallung, sie umschlang Lindbury mit ihren vollen, blendend weißen Armen. Ihr Busen flog, ihre Lippen glühten an den seinen, ihr Athem erstarb in seinen Küssen!

Lindbury zitterte in schauerlicher Wonne. — Die finstere Gestalt seines bösen Dämons trat ungesehen hinter ihn, sie erhob drohend die Hand und hielt sie schwebend über seinem Haupt. Noch einen Schritt und die kalte grauende Berührung trifft seinen Scheitel, und der Hauch der Vergiftung dringt tödtlich in seine Brust. Die brausende Kraft des Mannes stürmte in allen seinen Pulsen und umhüllte seine Sinne gleichsam in Wahnsinn, mit kräftigem Arm umschlang er das verlangende Weib und erstickte ihr scheinbares Flehen in seinen Küssen.

„Mein sollst Du sein in dieser Minute! — ganz mein und für ewig!" So rief der Bethörte und hielt die machtlos Widerstrebende in unauflöslicher Umarmung.

Die Hände, die sie mit schwacher Kraft abwehrend gegen seine Brust drückte, sanken endlich erschlaffend herab, — überwältigt war jetzt das willenlose Opfer seiner siegenden Liebesgewalt. — Der reine Lichtstrahl webte den Gürtel der Keuschheit mit unsichtbaren Fäden dichter, doch die buhlerische Nacht ist hülfreich geschäftigt, die heilige Hülle des Weibes zu heben.

Lindbury zog das bebende Weib, welches ursprünglich nur mit seinen Gefühlen im Interesse des Eigennutzes spielen wollte, an seine Seite nieder, ihr Haupt ruhete in seiner Linken, er umschlang sie kühn

mit der Rechten. Heftig preßte er das glühende Angesicht gegen die wallende, laut klopfende Brust des schönen, willenlosen Weibes. — — Seufzer, Thränen, Küsse mischten sich zum berauschenden Trank der Liebe — im selig betäubenden Wahne leerten sie den vergifteten Kelch der Wollust bis auf den letzten Tropfen.

Mit fliegendem Athem erwachte Florinde und wollte sich den Armen des geliebten Mannes entziehen. Doch er ließ sie nicht entfliehen.

„Mein bist Du auf ewig!" rief er und erhob die Rechte betheuernd gen Himmel. „So habe ich geschworen und halte mein Gelübde. — Du, mein Weib, nimm hier den Ring unserer Vereinigung. Dieser goldene Reif sei der Zeuge unseres Bundes. Er ist heilig abgeschlossen, er ist unverletzlich."

Lindbury zog einen werthvollen Ring von seinem Finger und steckte ihn an den Florinden's. — Sie hing vor Wonne und Entzücken in Thränen zerfließend sprachlos an seiner Brust.

„Du süßer, holder Mann!" rief sie endlich mit bebender Lippe. „Ist es denn wahr, daß Du mich liebst?" fügte sie schelmisch und kosend hinzu, da sie ihn sprachlos vor sich stehen sah.

„Ob ich Dich liebe?" sprach er düster vor sich hin, „außer Dir hat jetzt die Erde nichts mehr Anziehendes für mich! — Du bist das einzige Gestirn, das mir leuchtet auf . . ."

Lindbury war doch nicht glücklich. Ein Wirbelwind hatte ihn hoch auf den Gipfel des Lebens getragen, aber unter seinen Füßen fand er keinen Boden.

Der schauerliche Schlag einer Thurmuhr, der die elfte Stunde verkündete, weckte beide Liebende aus ihrer Betäubung.

„Du mußt fort, süßer Mann!" rief Florinde ängstlich aufspringend," wenn man Dich hier bemerkte — ich wäre verloren."

„Verloren?" fragte er finster drohend. „Wer dürfte nach dem Bunde, den wir geschlossen . . ."

„Um des Himmelswillen, ich höre Geräusch," unterbrach sie ihn, „die Thüren öffnen sich, der Schall dringt durch die öden Gänge an mein Ohr. — Es ist gewiß der Hauswart, der hier noch Licht erblickt. Eile, eile, daß Du scheidest, damit mir kein Unheil erwächst."

In diesem Augenblicke drückte Lindbury noch den Abschiedskuß auf den reizenden Mund Florinden's und wandte sich dann der Thür zu, um sich zu entfernen. Da plötzlich öffnete sich diese geräuschlos, ein Mann mit wild rollenden Augen, in der Hand ein blankes Messer,

erscheint auf der Schwelle. Ein schrecklicher Schrei und Florinde sinkt in Ohnmacht. Erstarrt steht der Lord vor dem Manne.

„Erkennst Du mich, schändlicher Betrüger, nichtswürdiger, elender Mörder! — Erkennst Du mich, Wilkes Booth! — Deine Stunde hat geschlagen und die dieses buhlerischen Weibes, dieser Kindesmörderin — dieser ehemaligen Maitresse des Herzogs Karl von Braunschweig.

Es war Oldar, der Mulatte, welcher vor Wilkes Booth und der schönen Sirene gleich dem rächenden Engel der Finsterniß stand.

Dunkle Gestalten schlüpften in das Gemach, ein kurzer Kampf und lautlos, wie sie gekommen, verschwanden sie mit den Opfern Oldar's. In der nächsten Minute herrschte eine Grabesstille in dem dunklen Zimmer des unheimlichen Auftrittes.

Die schöne Florinde Dobbes und der edle, unermeßlich reiche Lord Lindbury waren und blieben zum Erstaunen der eleganten Welt von New-Orleans verschwunden. Nirgends zeigte sich eine Spur oder eine Veranlassung ihres plötzlichen Verschwindens. Man sprach erst leise, dann lauter und endlich ohne Scheu: der Lord habe die schöne, junge Florinde Dobbes entführt. Auf den wahren Grund kam Niemand, da der Handelsherr auf keine Frage Rede stand. . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Sieben Monate waren nach den von uns zuletzt geschilderten und ergreifenden Scenen verflossen, da fing Antonie Marquella plötzlich an zu kränkeln.

Es gab für Delores Stunden, deren freundlicher Geist ihn mit den süßesten Hoffnungen zu schmeicheln versuchte, aber der fürchterlichen Leere eingedenk, welche die seit dem Verluste seines Kindes so oft vergeblich mit Freuden begrüßte Hoffnung in seiner Seele zurückgelassen hatte, mochte er sich nicht wieder zum Spielwerk feindlicher Mächte hingeben. Der Kurzblick des zu Rathe gezogenen Arztes trug noch mehr dazu bei, die düster in sich gekehrte — versiechende Frau irre zu leiten, und immer unheimlicher schwebte der finstere Geist über Marquella's Haus. Seit jener nächtlichen Stunde, wo Lindbury — wie wir ihn zur Verständigung noch nennen müssen — Antonie unter so seltsamen Umständen verließ, war mit der jungen, bleichen Frau eine wesentliche Veränderung vorgegangen. Stundenlang saß sie düster vor sich hinstarrend in ihrem Zimmer, während die Fülle der Gesundheit



„Ihre gereizte Phantasie zeigte ihr in diesen Negerzügen wirklich eine Aehnlichkeit mit denen ihres Gatten.“ (S. 270.)



immer mehr aus ihren reizenden Zügen schwand. Sie fuhr oft erschreckt zusammen, wenn Schritte von annähernden Personen an ihr Ohr drangen, oder wenn ihr Gatte leise in das Gemach trat. Es schien ein fürchterliches Seelenleiden an ihrem Herzen, gleich einem schleichenden Gifte, zu nagen und Körper und Seele zu gleicher Zeit zu verderben.

Was war denn so Entsetzliches mit der jungen Gebieterin geschehen, das im Stande gewesen war, die Ruhe ihrer reinen Seele zu untergraben und den Frohsinn von ihrer Stirn zu verscheuchen?

Niemand wußte es.

Den Grund der räthselhaften Krankheit Antonien's hatte der Scharfblick ihrer weiblichen Dienerin längst gefunden, als der Arzt noch immer von einer Muthmaßung zur anderen überging. Medula sprach zu Whida fortwährend von dem kleinen weißen Brüderchen, welches der Segen Gottes seiner Wohlthäterin geben werde, doch geschah dies nur in stiller Stunde, denn die junge Gebieterin verschloß der freudig erregten Negerin jedes Mal in heftiger Weise den Mund, wenn sie dies Thema berührte.

Es gab für Antonie keinen Augenblick, der sie ermuthigte, ihre Seele der Sonnenhelle entgegen zu wenden, welche die Zukunft ihres Lebens zauberhaft vergoldete. Denn was sie noch vor wenigen Monaten mit Freude und Entzücken erfüllt hätte, das führte grausige Bilder vor ihre erhitzte Phantasie. Der finstere Engel des Todes küßte zum ersten Male ihre weiße Stirn.

„Der wilde Haruk hat die Gebieterin verflucht!“ murmelten die Sclavenhorden mit bleichen Lippen, denn sie fühlten, daß ein Schutzgeist ihres armseligen Lebens im Begriff stand, von der Welt zu scheiden.

Diese Worte drangen erst spärlich, dann lauter an ihr Ohr und erfüllten ihre Seele mit Entsetzen. Sie vergegenwärtigte sich mit tödtlichen Schrecken den Augenblick, in welchem der wüthende Neger sein Kind zu ihren Füßen niederwerfend, den furchtbaren Bannfluch in seiner unheimlichen Muttersprache gemurmelt hatte, dessen Bedeutung ihr jetzt klar wurde.

„Das bedeutet meinen Tod!“ ächzte sie in wilder Raserei.

Medula umklammerte laut jammernd das Knie der geliebten Gebieterin.

Antonie hob das weinende Negerkind empor, drückte es heftig an ihre brennende Brust und rief mit hohler Stimme:

„Mir geschicht ganz Recht! — Gott gab mir ein Kind, warum

begnügte ich mich nicht mit seiner Gabe? — Warum forderte ich mehr, als seine Weisheit mir zu gewähreu nöthig fand! — Doch Mutterglück ohne Mutterschmerzen ist ein hohler Schall!" fügte sie in wildem Tone hinzu. „Ich bin nicht Mutter — will nicht ein Wesen gebären, welches mich verflucht!"

Mit dem Eigensinn einer nervenschwachen Person, leugnete Antonie sich selbst, ihrem Gatten und jedem Anderen die Möglichkeit, Mutter zu werden, und erwiderte jeden Einwand gegen die Ueberzeugung, welche sie sich in räthselhafter Weise aufgedrungen hatte, mit einer so starren und nachdrücklichen Beharrlichckeit, daß Niemand mehr ihr zu widersprechen wagte. Der unerfahrene Arzt, welcher durch seine Fügsamkeit in die Launen seiner schwierigen Patientin ihr Vertrauen erworben, bestärkte sie in ihrem Wahne und führte, indem er oft die Namen ihrer räthselhaften Krankheit wie deren Behandlung wechselte, Antonie einem fast zweifellosen Tode entgegen.

Mit gramvoller Stirn sah Marquella auf das Weib seines Herzens, welches täglich matter und täglich bleicher, von ihrer unergründlichen Krankheit verzehrt, dem Grabe zueilte.

Da trat ihm eines Morgens Medula in den Weg und sagte in feierlicher Weise:

„Herr rette Dein Kind, die Gebieterin ist Mutter!"

Marquella schüttelte wehmüthig den Kopf und erwiderte:

„Du irrst Dich, Medula, die Herrin ist nicht in guter Hoffnung. Sie ist krank — krank bis zum Tode."

„Und dennoch ist sie Mutter, aber sie verbirgt Dir ihren Zustand!" rief die Negerin im Tone vollster Ueberzeugung. „Die Gebieterin will in der schweren Stunde sterben. Ein furchtbares Geheimniß scheint auf ihrer Seele zu haften."

Unwillig über die Worte Medula's, wandte Delores ihr den Rücken; aber ihre Mahnung hatte einen unvertilgbaren Funken des Mißtrauens in seine Seele geworfen.

Er begann bei passender Gelegenheit behutsam einige Aeußerungen Medula's der Dahinsiechenden an das Herz zu legen, doch ein vernichtender Blitzstrahl flog aus Antoniens Augen.

„Das Weib ist wahnsinnig!" schrie sie mit gellender Stimme. „Laß sie die Peitsche kosten für ihren Wahnwitz — ich bin nicht Mutter! — Es ist unmöglich!" fügte sie milder hinzu, indem ihre abgezehrten Hände das bleiche Antlitz bedeckten.

Mit hoffnungslos gebrochenem Herzen führte Marquella an einem schönen Abende Antonie ins Freie. — Eben kamen die Sclaven heim von

der Feldarbeit, da riß eine Negerin, die todesbleiche Gebieterin mit Entsetzen anstarrend, sich los aus der Mitte des Haufens, sank nieder vor Antonie auf ihre Kniee und flehte unter Thränen und Schluchzen:

„Gütige Herrin, wirf die Gläser fort mit den giftigen Säften und die Papiere mit dem braunen und weißen Sande! Sie sind Gift für Dich und für das Kind, welches Du unter Deinem Herzen trägst!"

Die Todesblässe der Negerin stand im grellen Gegensatze zu dem flammensprühenden Blick der Gebieterin. Doch diese ließ sich durch diesen gefahrbringenden Blick nicht hinwegscheuchen.

„Du bist eine liebreiche Herrin!" rief sie in Thränen schwimmend. „Stirbst Du, so müssen wir alle sterben an Deinem Grabe, wenn wir nicht sterben wollen unter der Peitsche der grausamen Aufseher. Sei barmherzig gegen Dich und uns, treibe den weißen Mann mit seinen Giften hinweg, die Du verschlucken mußt. — Whida — Whida!" schrie das Weib indem sie das Kind aus den Armen Medula's riß. „Flehe mit Deinem unschuldigen Lächeln die gute Gebieterin an, daß sie lebe und Haruk mit seinem Bannfluche versöhne, denn stirbt sie, so wird die Peitsche und Kette Dein Erbe, die Sclavenhütte Deine Wohnung und das Brandmal Dein Kennzeichen der Knechtschaft!"

Antonien's Wuth kannte keine Grenzen.

„Peitscht die Elende zu Tode!" rief sie mit einem letzten Aufschrei und sank dann ohnmächtig in die Arme ihres rathlosen Gatten.

Als sie erwachte, sah sich Antonie auf ihrem Lager; die gefürchtete und furchtbare Stunde, die den reichsten Pflanzer Louisiana's zum reichsten Manne der neuen Welt gemacht haben würde, wenn sie acht Monate früher geschlagen hätte, war da! — Ein mattes Kindesgeschrei und ein tiefgeholter Seufzer Antonien's bekundeten Delores Marquella, daß sein Haus mit einer Erbin gesegnet sei.

„Beide leben! — Mutter und Kind!" jauchzte er auf, und legte das neugeborne Töchterchen in Antonien's Arme. Doch mit Entsetzen gleichsam erfüllt, stieß die Mutter das so lang ersehnte, und von der Gottheit erflehte Kind zurück, warf einen schmerzlichen Blick auf ihren Gatten und ein leises „vergieb der Ehe . . . ." tönte von ihren sterbenden Lippen.

Die Seele entfloh dem müden Körper und ging ein in dasjenige Reich, wo keine irdischen Leiden wohnen.

VIII.

Des Schicksals dunkle Wege.

Es trifft sich nicht selten im Leben, daß Pläne der Bosheit, der List und der Rache grade in dem Augenblicke scheitern, wenn alle Umstände sich zur höchsten Wahrscheinlichkeit des Gelingens vereinigen. Man könnte darin eine Ironie des Schicksals erblicken, daß sich oft duldsam gegen die Handlungen des Lasters zeigt, um desto sicherer dessen Zwecke zu vernichten.

Dies mußte auch Loof Payne mit seinen Gefährten erfahren. Denn kaum hatte August Graf sich mit der ohnmächtigen Geliebten in das lodernde Flammenmeer geworfen, als das brennende Gebäude mit seinen Lehmmauern von allen Seiten krachend zusammenstürzte und die Gegend in Nacht, Staub und Asche hüllte, während der Rauch, ein Gemisch glühender und schwarzer Wolken, sich dem Meere zuwälzte, den Himmel und seine Gestirne verbergend. Auch dem muthigen jungen Arzte, mit dem leblosen Körper Anna's in den Armen, war es vergönnt, durch die undurchdringlichen Rauchwolken geschützt, das felsige Gestade des Hudson glücklich zu erreichen und von der erfrischenden Meeresluft gestärkt, seinen Weg planlos weiter zu verfolgen.

Das belebende Licht des jungen Tages verscheuchte schon die finstern Schatten dieser unglückseligen Nacht und ließ dem forschenden Auge des mit seiner süßen Last Dahineilenden die Gegenstände um ihn her schwach erkennen. Er beeilte sich das Labyrinth der rauhen Felsenpartien zu erreichen, um sich und die Geliebte vor den Mordgelüsten der Strandräuber möglichst zu retten, ehe das Tageslicht zum Verräther seiner bisher so glücklich vollführten Flucht werden konnte.

In ungestümer Hast drang er keuchend und ächzend vorwärts, nicht scheuend der Schmerzen seiner Brandwunden, welche er im Gesicht und an den Händen davon getragen hatte.

Da plötzlich fühlte sein ermattender Fuß den festen Boden unter sich schwinden, ein von den Fluthen des Hudson gelockertes Felsenstück brach von den letzten zusammenhaltenden Punkten und stürzte donnernd in die Tiefe, den jungen Mann mit der leblosen Anna rettungslos nachziehend.

Ein gellender Schrei der Verzweiflung drang von seinen Lippen

durch die Stille, während das Echo es an das aufhorchende Ohr der Mordbrenner trug, welche nicht zu unterscheiden vermochten, ob dasselbe von den sterbenden Lippen, der unter den Messern der Verfolger verblutenden Matrosen, oder aus dem Munde der nach ihrer Meinung unter den glühenden Trümmern begrabenen Personen kam.

Schwarze Nacht umgab August Graf, als die Fesseln seiner Ohnmacht, durch den entsetzlichen Sturz herbeigeführt, sich lösten und seine Augen sich wieder öffneten. Wie aus einem wüsten, unheimlichen Traume erwachend, starrte er in das undurchdringliche Dunkel, tastete, sich halb aufrichtend, mechanisch am Boden und an den feuchten Felsenwänden umher, und mehrere Minuten vergingen, ehe er es vermochte, seine Gedanken zu ordnen.

Aber ein kalter Schauder durchrieselte ihn bis in's innerste Mark, Entsetzen sträubte sein Haar empor, als nun die Erinnerung klarer wurde in seiner Seele, und der Zauberspiegel seiner Phantasie ihn noch einmal all' die jüngsterlebten Schrecknisse vorüberführte in ihrer drohendsten Gestalt; als die gräßliche Vermuthung laut und immer lauter in ihm wurde, daß von allen Gefahren, denen er glücklich entgangen, die schrecklichste ihn jetzt erfaßte und mit ehernen Armen umschlungen halte. Doch eben die Erkenntniß seiner furchtbar drohenden Lage trieb auch seine gelähmten Sinne zu neuer Thätigkeit auf, und der erste Ton, welcher in sein Ohr drang, als nach und nach seine schwere Betäubung zu weichen begann, war ein schmerzvolles Wimmern in seiner Nähe.

Die feuchte Luft in der grausigen Tiefe, hatte die Fesseln der Ohnmacht von dem Geiste Anna's gelöst und sie zum wirklichen Leben mit seinen markerschütternden Erinnerungen zurückgeführt, welche nur bis zu jener Minute reichten, in der die glühenden Mauern des brennenden Hauses zusammenbrachen. Den Zeitraum, welcher zwischen jenem Moment und der Gegenwart lag, vermochte sie weder zu ermessen, noch auszufüllen mit der leisesten Andeutung der sie betroffenen Ereignisse.

Um so schrecklicher war ihr Erwachen!

Fieberfrost durchbebte ihre Glieder, eine lähmende Ermattung vergönnte ihr nicht sich aufzurichten, ja versagte ihr sogar den Gebrauch ihrer Hände, die, nicht vermögend um sich zu fühlen, wie erstarrt in ihrem Schooße lagen. Aber ihre Phantasie war rege, und erfüllt von den Schrecknissen der Vergangenheit, führte sie der Hülflosen die grauenvollsten Schattenbilder vorüber, von denen das Eine, das Entsetzlichste, mit allen seinen Qualen sich tief in ihre Seele senkte. — Das Bild

des Grabes. Die Todtenstille rings umher, die unheimliche Dunkelheit, die sie umgab, der Modergeruch der von der Nässe faulender Stoffe, das ungewohnte feuchte Lager, auf dem sie regungslos hingestreckt lag, schien die gräßliche Idee zu bestätigen, die sich mit der Hartnäckigkeit des Wahnsinnes ihrer bemächtigt hatte, daß sie unter den Trümmern des Hauses begraben — lebendig begraben sei — dem fürchterlichsten Tode Preis gegeben.

Ein gellender Schrei des Entsetzens drang über ihre bebenden Lippen, ein verzweiflungsvolles Gebet rang sich von ihrem angstgepreßten Herzen, von sinnverwirrten Reden unterbrochen, ein banges Rufen der Namen der ihr so theuren Personen erstickte ihre Stimme und ging in jenes schmerzvolle Wimmern über, welches August Graf vernahm, als er seiner Sinne wieder mächtig geworden war, und herzzerreißend tief in sein Inneres drang.

Diese nervenerschütternden Jammerlaute verkündeten ihm erst deutlich den ungeheuren Abgrund des Elends, dem er mitverfallen war, und mahnten ihn schrecklich an die Erfüllung der heiligen Pflicht, welche nicht nur die Rettung seines eigenen, sondern auch noch eines andern, theuern Lebens von ihm forderte; aber sie befestigten auch seine ruhige Besonnenheit auf's Neue wieder und beschworen seinen Muth herauf aus der schwer athmenden Brust.

Der schützende Engel der Schwergeprüften hatte seine rettende Fittige bei dem entsetzlichen Sturze über sie ausgebreitet und sie, zwar zerstoßen und gelähmt, doch mit ganzen Gliedern in wunderbarer Weise in die finstere Tiefe geführt.

Er tappte vorsichtig durch die Dunkelheit bis zu dem Körper der stöhnenden Geliebten, und niedersinkend auf seine Knie, hauchte er ihren Namen in den zärtlichsten Tönen der Liebe und des tiefsten Mitgefühls in ihr angsterfülltes Ohr, doch mehrmals wiederholte er seine Worte, ohne daß er durch die düstern Schleier des Irrsinns, welche ihr müdes Haupt umhüllten, zu ihrer Seele drang.

Zwischen leisem Weinen schlüpften zuweilen die abgebrochenen, angsterpreßten Worte über ihre Lippen:

„Rette mich, barmherziger Gott! — Hu, wie kalt ist die Erde! — Ersticke mich Allgütiger, ehe der wüthende Hunger mich zwingt, — mein eigenes Fleisch zu nagen. — Und doch ist das Leben so schön! — O, nimm die grauenvolle Grabesnacht von mir — und gönne einen einzigen Lichtstrahl meinem Auge — Licht — Licht!"

Und immer mehr verwirrten sich ihre Sinne; sie hörte des Geliebten tröstende Worte nicht, denn das ganze Nervensystem war mäch=

tig erschüttert worden. Ihr Angstgestöhn hallte schauerlich durch den Felsengrund, bis es endlich schwächer und schwächer wurde. Anna, an Leib und Seele übermüdet, war fest eingeschlafen.

Auch August Graf unterlag nach und nach den Fesseln des herandringenden Schlafes, welchen er nicht abzuwehren vermochte.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als der junge Mann aus seiner schlafähnlichen Betäubung erwachte. Seine Glieder waren von dem entsetzlichen Falle und der feuchten Luft in dem grausigen Abgrund fast gelähmt. Einige Minuten waren erforderlich, ihm die schauerliche Gegenwart wieder lebendig vor die Seele zu führen. Er sprang hastig von dem feuchten Boden auf, rieb die erstarrten Glieder und warf einen schmerzlichen Blick auf das bleiche Antlitz der nicht weit von ihm liegenden Anna; dann machte er sich mit der Lage und den Eigenthümlichkeiten des entsetzlichen Grabes vertrauter.

Die Dunkelheit war gewichen, und die sanften Strahlen der Sonne erleuchteten den schauerlichen Aufenthalt, welcher aus einem Felsenkessel bestand, der rings umher von hohen Felsenwänden gebildet wurde und höchstens zehn Fuß im Durchmesser hatte. An ein Erklimmen der glatten Wände war nicht zu denken und wenn nicht die Vorsehung ein Wunder zu ihrer Rettung geschehen ließ, so war der entsetzliche Hungertod ihr grausiges Loos.

Sanft rief er den Namen der Geliebten, da er sich von der Einwirkung des Tageslichtes auf ihre Sinne einen bessern Erfolg versprach, als seine Worte in der Dunkelheit hervorzubringen vermochten. Die Tageshelle und der Schlaf hielt der junge Arzt für die sichersten Mittel, Anna ihrer schreckenvollen Täuschung zu entreißen, welche, immer tiefer Wurzel fassend, ihre, durch das grausige Elend erschöpften Geisteskräfte leicht mit dem Gifte des Wahnsinns für immer zerstören konnte. Die Wirkung äußerte sich seiner Hoffnung auch völlig entsprechend. Anna öffnete zwar schlaftrunken die Augen, doch die düsteren Nebel ihrer Seele schwanden nach und nach. Sie starrte eine Weile bebend und erstaunt um sich, und was sie sah, erschien ihr seltsam und schauerlich; doch widersprach es deutlich dem schrecklichen Wahne, daß sie unter den Trümmern des brennenden Hauses lebendig begraben liege. Aber nicht allein ihre geistigen Kräfte belebte und ordnete der freundliche Sonnenstrahl auf's Neue, sondern er löste auch ihre physische Kraft aus den Fesseln der Erstarrung.

„Wo bin ich?“ waren die ersten Worte, die sie mit freiem Bewußtsein sprach und mit dem Tone des höchsten Entzückens flog der

Name des Geliebten über ihre Lippen, denn sie hatte ihn plötzlich erblickt.

Ehe er aber noch im Stande war, ihr Aufschluß zu geben, richtete sie in ängstlicher Hast schon wieder neue Fragen an ihn:

„Was ist vorgegangen mit mir? Wie bin ich in diesen Abgrund gekommen, welcher ein offenes Grab zu sein scheint?"

Erst nach und nach gelang es ihm, ihr einen klaren Begriff ihrer gemeinschaftlich unglücklichen Lage zu geben, indem er die letztvergangenen Ereignisse schonend mittheilte.

„Ja!" rief Anna händeringend, „das wüthende Feuermeer wogte brausend heran, erstarrte mir das Herzblut und raubte mir die Sinne. — Wo mag wohl Conrad weilen?"

„Gewiß in Sicherheit, theure Anna," sagte August Graf zärtlich, „die Entschlossenheit seines Geistes und der kühne Charakter seiner Gefährten werden seine Rettung wohl vollbracht haben."

„Was soll aber aus uns werden, lieber August?" fragte Anna seufzend. „Dieser entsetzliche Felsenkessel scheint keinen Ausweg zu haben, nur nackte Wände starren uns drohend entgegen."

Der ängstlich forschende Blick des jungen Mannes war inzwischen auf einem etwa drei Fuß großen Loch haften geblieben, welches sich in einer Ecke des Abgrundes befand. — Sein gesunkener Muth erwachte auf's Neue und der Schimmer einer schwachen Hoffnung forderte ihn auf, Nachforschungen zur Rettung aus ihrem traurigen Asyl, anzustellen.

Vorsichtig kroch er in dieses dunkle Loch und untersuchte jeden Winkel, kehrte aber nach wenigen Minuten zurück, ohne einen rettenden Ausweg gefunden zu haben. — Sein Herzblut stockte, denn auch die letzte Hoffnung war entflohen; seine schreckliche Ahnung, die beim Erwachen schon drohend vor seine Seele getreten, hatte sich zur Gewißheit herausgestellt. Er sah sich mit Anna lebendig begraben, und dem fürchterlichsten Tode Preis gegeben. Die Leere des Magens machte sich bei ihm schon merklich fühlbar.

„Kein Ausweg?" fragte Anna angstbeklommen mit starren Blicken, als August Graf muthlos zu ihr zurückkehrte und „kein Ausweg" hallte es dumpf und tonlos von seinen bleichen Lippen im Abgrunde wieder.

Laut aufkreischend sank sie zurück auf das feuchte Lager.

„Also doch lebendig begraben!" stöhnte sie in herzzerreißendem Jammertone.

Ihre bebenden Lippen blieben halbgeöffnet, ihre irren Blicke schweiften in dem unheimlichen Felsenkessel Rettung suchend umher, Todes-

angst malte sich in ihren Zügen, der Ausdruck des furchtbarsten Leidens lag unverhüllt auf ihrem bleichen Antlitz, und ließ ihre Schönheit so unaussprechlich rührend erscheinen, daß sie in dem blutenden Herzen des Geliebten das tiefste Mitgefühl erwecken mußte. Sprachlos stand der junge Mann vor ihr. Die Worte Anna's

„Doch verloren! — Doch begraben! Das Grab ist nur geräumiger als eine Todtengruft!" erweckten ihn aus seiner Betäubung.

Endlich fand August Graf die Sprache wieder.

„Theure Anna!" rief er im zärtlichen Tone, „so lange noch ein Lebensfunken durch meine Adern strömt, entsage ich der Hoffnung nicht. Der Gott, der meine Schritte leitete zu Deiner Rettung aus Wasser- und Feuersnöthen, wird mir auch Kraft verleihen, Dich diesem düstern Grabe zu entreißen. Sieh'!" fügte er mit Begeisterung hinzu, „dort aus jenem kleinen Loche, dringt der schwache Strahl des Wassers hindurch. — Wir können uns nicht zu weit vom Ufer entfernt befinden, die Wellen treiben das flüssige Element gleichsam zu unserer Rettung herbei. Gelingt es mir, das Loch einigermaßen zu vergrößern und die Bahn des Wassers zu verfolgen, so ist der Weg aus diesem Grabe gefunden — mit Gott an's Werk!"

Mit der Kraft muthiger Entschlossenheit stürzte der junge Mann nach dem Loche und begann eifrig die feuchte Erde, welche das Loch verschloß, hinweg zu schaffen.

Schon seine Worte des Trostes hatten den wilden Ausbruch der Verzweiflung beschworen, dem sich Anna überlassen hatte, und als sie jetzt sah, wie er ungesäumt und muthig zur mühsamen That schritt, da kehrte ein neuer Hoffnungsschimmer in ihre Brust und erhellte freundlich ihre Leidensnacht. Der junge Arzt erkannte bald, daß er eine eben so undankbare als beschwerliche Arbeit begonnen hatte, und doch stieg sein Muth immer höher, jemehr Hindernisse sich ihm entgegenstellten. Beinahe zwei Stunden hatte er theils mit den Händen, theils mit dem starken Taschenmesser in dem steinigen Boden gearbeitet, und fast mannshohe Erdhaufen waren hinter ihm aufgethürmt, und doch sah er sich noch eben so weit vom Ziele entfernt, als beim Beginne seines Werkes; obgleich es ihm gelungen war, das Loch insoweit zu erweitern, daß er mit dem Oberkörper hineindringen und weiter den vermeinten Rettungsweg verfolgen konnte.

Anna hatte sich zu ihm gesellt, und ungeachtet seiner dringenden Bitten, sich Ruhe zu gönnen, bestand sie darauf, ihm Beistand zu leisten, bis er sich endlich genöthigt sah, ihrem Verlangen nachzugeben,

und zu gestatten, daß sie die aus der Tiefe des Loches herausgebrachten Erdmassen, weiter brachte. Ihre zarten, weißen Hände, welche nur an die feinste weibliche Arbeit gewöhnt waren, widerstrebten dem schmutzhaften, mühsamen Geschäfte nicht; ja sie achtetete nicht einmal den Schmerz der kleinen Wunden, welche ihre zarte Haut empfing; denn alle ihre Gedanken waren nur auf Befreiung aus der entsetzlichen Gruft gerichtet.

So arbeiteten Beide eifrig fort, und nur zuweilen unterbrach August Graf das ängstliche Schweigen durch ein freundliches Trostwort oder durch einen freudigen Ausruf, wenn das mühsame Werk seiner Hände durch eiuen guten Erfolg beim Auffinden des Wasserweges gekrönt wurde. Die Laute drangen zwar nur dumpf und schwach an ihr Ohr, denn der muthige junge Mann war schon nicht mehr sichtbar, sein ganzer Körper stak in dem Loche, welches er immer mehr und mehr zu erweitern und zu verfolgen bemüht war; doch ein rührendes Lächeln spendete dem Rastlosen heißen Dank, so oft seine Stimme erschallte.

So sehr sich aber August Graf auch abmühte, die sich ihm entgegenstellenden Hindernisse unverdrossen zu beseitigen, und Muth und Entschlossenheit zu bewahren, so fühlte er doch das Gift stiller Verzweiflung schon in seinem Innern gähren; denn seine Kräfte ermatteten immer mehr, der entsetzliche Durst, von dem feinen Staub, welchen der aufgewühlte Boden verbreitete, vermehrt, wurde unerträglich, der Hunger nagte mit scharfem Zahn, und die Brandwunden schmerzten immer empfindlicher. Er mußte sich einige Minuten Ruhe gönnen und schwindelnd vor Schmerz und Erschöpfung sank er gegen das kalte Gestein. Seine brennenden Lippen drückte er auf die feuchten Wände, und vermochte er dadurch auch seinen Durst nicht zu stillen, so empfand er doch eine wohlthuende Kühlung, die ihn erquickte.

Bald ging er wieder entschlossenen Muths an's Werk und nach etwa einer halben Stunde drang plötzlich ein Freudenruf von seinen Lippen an das aufhorchende Ohr der gleichfalls ermatteten Anna.

In gespannter Erwartung eilte sie an die Oeffnung der kleinen Höhle und vernahm die freudige Kunde, daß ein erfrischender Luftzug an sein Gesicht durch eine unsichtbare Oeffnung dringe, und daß das Rauschen des Wassers merklich zu verspüren sei. Seiner Berechnung nach, wäre er auf richtiger Fährte und nicht mehr weit entfernt vom rettenden Ziele. Emsig arbeitete er weiter und achtete nicht darauf, daß das Blut von seinen Händen lief, und der kalte Schweiß auf seiner Stirn perlte.

Seine unaussprechlichen Mühen wurden endlich belohnt, ein

schwacher Lichtstrahl drang in die kleine dunkle Höhle, „Licht! — Tag! — Rettung!“ rief er plötzlich, indem er ein ansehnliches Felsenstück, welches von den dann und wann herandringenden Fluthen gelockert worden war, beseitigte, und dann gegen die Wand erschöpft und vor Wonne bebend, zurücksank.

Ohne Zagen kroch Anna auf Händen und Füßen durch das Loch in die dunkle Höhle zu dem freudig erregten Geliebten, welcher mit zitternder Hand nach einer kleinen Oeffnung deutete, kaum so groß, um eine Hand hineinlegen zu können, aber ein heller, Freiheit verkündender Sonnenstrahl blickte freundlich hindurch und übergoß Anna's bleiches Antlitz, welche sprachlos vor Freude und Entzücken weinend zurücksank, mit seinem goldenen Glanze.

Mit emporgestreckten, gefalteten Händen rief sie endlich:

„Ich schaue Deinen blauen Himmel wieder, Herr des Lebens! Gepriesen sei Dein Name!“

August Graf war keines Wortes mächtig, denn im tiefsten Herzensgrunde vereinigten sich alle seine heiligsten Empfindungen zu einem einzigen, unaussprechlichen Dankgefühle.

Mehrere Minuten lang dauerte die stille Feier, die sie dem freundlichen Rettungsstrahle widmeten, doch als der junge Mann seine Fassung wieder gewonnen hatte, fühlte er sich durch die neue Lebenshoffnung auch mit neuer Kraft durchglüht. — Vorsichtig zog er den Schuß aus seinem Revolver, schüttete das Pulver auf eine trockene Stelle des Gesteins, riß ein Stückchen von dem Futter aus der Jacke des Fischers, entzündete dieses durch den Inhalt seines Taschenfeuerzeuges und legte dasselbe behutsam daneben. Dann zog er sich mit Anna weit entfernt zurück.

Eine geraume Zeit verging in gespannter Erwartung, endlich erfaßte der glimmende Lappen das Pulver, ein grausiger, weit dahin tönender, dumpfer Knall erfolgte, und vor ihnen lag das Meer mit seinen tobenden Wellen. Ein riesiges Felsenstück hatte sich losgerissen und rollte den winzigen Abhang herab. Der Weg zur Freiheit war durch Gottes Beistand geschaffen.

Mit welchen Gefühlen die so schwer Geprüften das unheimliche Grab verließen und an das felsige Gestade des Hudson traten, vermögen wir nicht genügend zu schildern. Sprachlos vor Wonne und Entzücken hielten sich die Liebenden umschlungen und dankten mit frohem Herzen dem Ewigen für ihre wunderbare Rettung aus fürchterlichen Todesnöthen. Sie vergaßen in ihrem beseligenden Rausche, daß die mörderische Hand der Bewohner von Loof=Eiland ebenso gefahrdrohend für ihr Leben

war, als es der finstere Felsenkessel noch vor wenigen Minuten gewesen.

August Graf wurde durch das Wüthen des Hungers in seinen leeren Eingeweiden zuerst an die rauhe Wirklichkeit ihres noch nicht hinlänglich gesicherten Lebens erinnert. Sein zagender Blick flog mit Gedankenschnelle weit im Kreise umher, aber nirgends zeigte sich auch nur der geringste Anhalt, welcher ihnen Rettung vor dem lauernden Mordstahle der Strandräuber bot. Er wagte nicht, einen Hülferuf aus seinem Munde erschallen zu lassen, um Conrad und seinen Gefährten dadurch ein Zeichen ihres Lebens zu geben, denn sein Herz sagte ihm, daß der Bruder Anna's, ohne Alles an der Schwester Rettung gesetzt zu haben, gewiß nicht das räuberische Eiland verlassen habe, wenn er überhaupt noch am Leben war.

Der junge Mann, welcher das Gefährliche ihrer Lage mehr und mehr zu würdigen wußte, beschloß auf gutes Glück seinen Weg mit der Geliebten am Gestade des Hudson mit aller Vorsicht fortzusetzen, um möglichst denjenigen Punkt zu erreichen, wo die Boote der Fischer lagen. Er rechnete darauf, daß sein und Anna's Kostüm ausreichen würde, die Strandräuber in so weit zu täuschen, daß man sie für Bewohner dieses entsetzlichen Eilandes hielte.

Einige, schonend angebrachte Worte waren hinreichend, Anna über ihre gefährliche Lage zu belehren und von seinem Vorhaben Kenntniß zu geben. Mit aller Vorsicht, welche die Situation erheischte, zog August Graf die zögernde Geliebte sanft vorwärts, indem er leise flüsternd ihr furchtsames Herz, durch Trostgründe aller Art zu ermuthigen versuchte.

Sie mochten so etwa eine Viertelstunde den steinigen Weg, geschützt von den steilen Felsenwänden, verfolgt haben, als sie plötzlich an eine kleine Bucht gelangten, welche ihnen den Weg am Gestade versperrte und sie zwang, den Felsen an einer passenden Stelle zu erklimmen, um über diesen hinweg ihr Ziel weiter verfolgen zu können. Obgleich die Erschöpften den Rest ihrer Kräfte opferten, um den steilen Abhang zu ersteigen, so gelang dies doch erst nach vielen vergeblichen Versuchen, wobei die zarte Haut von Anna's Händen empfindlich verletzt wurde, doch kein Schmerzenslaut kam über ihre bleichen Lippen. Mit Unterstützung des rastlos voranschreitenden Geliebten, gelang das kühne Wagestück. Die Unglücklichen befanden sich nach Verlauf einer guten halben Stunde, endlich auf dem Gipfel des in vielen Windungen himmelanstrebenden Felsens.

Von hier aus hatten sie eine vollständige Uebersicht von dem

Eilande und eine überraschende Fernsicht über das zu ihren Füßen rastlos dahineilende Meer.

Der scharfe Blick des jungen Mannes ließ ihn erkennen, in welcher Gegend die Boote der Bewohner des Eilandes lagen und welchen Weg er zu verfolgen hatte, um mit der Geliebten dahin zu gelangen.

Ein tiefer Seufzer entwand sich seiner beengten Brust und sein sinnendes Auge blieb lange auf dem gefahrvollen Wege haften, welchen er mit Anna noch beschreiten sollte. Wenn die rettende Hand der Vorsehung sie nicht in ihren Schutz nahm, so mußte ihr Leben den Mördern unvermeidlich verfallen, da sie gleichsam durch ihre Mitte hindurch den Rettungsweg suchen mußten, da dieser an den Hütten der Bewohner hart vorbeiführte. Nur die Dunkelheit konnte sie dem Auge der Strandräuber verbergen und ihr Werk gelingen lassen, und doch war die Zeit noch fern und der wüthende Hunger so nahe.

So eben war August Graf entschlossen, durch eine Felsenspalte einen Weg zu suchen, welcher ihn den vielen Vogelnestern, die sich im Felsen befanden, näher bringen sollte, um mit den Eiern ihren nagenden Hunger zu befriedigen, als plötzlich menschliche Stimmen an sein entsetztes Ohr drangen und sein Blut zu Eis gerinnen ließen.

Unschlüssig, was er in diesem gefahrvollen Augenblicke zu ihrer Rettung thun sollte, zog er halb unbewußt endlich die erstarrt dastehende Anna in die Felsenspalte, welche ihnen einigen Schutz versprach.

„Es ist doch seltsam," sagte eine rauhe Stimme nicht weit entfernt von ihrem Versteck, in welcher August Graf die des wilden Loof Payne erkannte, „daß wir die Ursache des furchtbaren Getöses nicht entdecken können, welches gleichsam wie eine Pulverexplosion die Felsen erschütterte und die weiblichen Bewohner in Angst und Schrecken versetzte."

„Die heimkehrenden Fischer wollen von ihren Booten einen aufsteigenden Dampf und das ängliche Flüchten zweier Gestalten am Ufer des Meeres gesehen haben, ohne aber genau die Stelle bezeichnen zu können, woher der Rauch kam. Sie meinen, es müsse in dieser Gegend gewesen sein," versetzte sein Begleiter, in welchem Wilms Harrold von dem jungen Manne erkannt wurde.

„Sonderbar," murmelte Loof vor sich hin, „wer sollte dies wohl gewesen sein?" fügte er laut fragend hinzu. „Von den Lootsen und den Fischern war es Niemand, wie ich mich genau überzeugt habe, und von der geretteten Mannschaft des Alhambra ist nur Einer entkommen. Die Uebrigen fielen unter dem Messer der Unseren,

und das junge Mädchen mit dem Engelsgesicht, sowie ihr Beschützer liegen unter den Trümmern von Peter Mook's Hüt'e begraben.

„Wenn nur Deine Vermuthung im letzten Punkte sich als richtig herausstellt," erwiderte Wilms besorgt. „Es wäre doch rathsam, wenn wir den rauchenden Schuttbaufen genauer untersuchten. Einige Spuren von den beiden verbrannten Körpern müßten sich doch wohl vorfinden."

„Darüber sei ganz ohne Sorge, Wilms," sagte Loof lachend, „die Glieder werden am jüngsten Tage nicht einmal mehr zusammen gefunden werden, viel weniger heute."

„Nun, mag die Sache sein, wie sie will," entgegnete Wilms ärgerlich, „mir will es nicht in den Kopf, daß der kecke Bursche mit dem hübschen Mädchen verbrannt sein soll. Niemand von den Unsrigen hat auch nur einen Schmerzenslaut von den im brennenden Hause befindlich Gewesenen gehört, wo es doch ganz natürlich gewesen sein wäre, wenn das Feuer ihnen in der Todesangst Töne der Verzweiflung erpreßt hätte. Mir will es scheinen, als wären die beiden Personen auf seltsame Weise der Todesgefahr entronnen. — Vergiß nicht, Loof," fügte er plötzlich sich besinnend hinzu, „daß der kühne Wagehals einen geladenen Revolver bei sich hatte, sollte er damit vielleicht..."

„Teufel!" rief Loof Payne sichtlich erschreckt, „Du machst mich besorgt durch Deine allerdings nicht ganz unbegründeten Worte. — Jemehr ich jetzt darüber nachdenke, jemehr Zweifel erheben sich in meiner Brust. Ja, ja," fügte er nach einen kleinen Weile bestimmter hinzu, „jetzt wird mir der Umstand klar, auf welche Weise Peter Mooks Ledertasche mit den Lebensmitteln aus dem Boote verschwand; die Sache ist gefährlich für uns und muß auf eine oder die andere Art festgestellt werden. Sollten sich wirklich die Beiden aus dem brennenden Hause gerettet haben, so halten sie sich auf dem Eilande verborgen — ebenso der uns entkommene Matrose. — Wir müssen ein weiteres Entrinnen unmöglich zu machen suchen, damit unser Hals auf dem Rumpfe gesichert bleibt. — Komm, Wilms, wir wollen die Hunde von der Kette lassen, die werden schon ihre Spur entdecken, wenn sie sich überhaupt auf dem Eilande aufhalten."

Mit diesen Worten entfernten sich die beiden Männer in hastiger Eile, während die ängstlich aufathmenden Verfolgten aus ihrem Schlupfwinkel traten.

„Herr des Lebens!" rief Anna unter hervorquellenden Thränen, „Sind denn meine Leidensstunden noch nicht vorüber?"

„Nicht vorüber!" erscholl es von der rauhen Felsengruppe dumpf zurück und machte ihr Herz erbeben.

„Beruhige Dich, theuere Anna," sagte August Graf bekümmert, denn obgleich er die Geliebte zu trösten versuchte, sagte ihm sein zagendes Herz doch, daß Alles verloren sei, wenn nicht die Hülfe von mächtiger Hand käme.

Vorsichtig trat er an den Rand des Felsens und warf forschende Blicke in die Gegend der Häuser von Loof-Eiland. Deutlich konnte sein Auge an den Geberden eines zu einer Gruppe von Männern Sprechenden erkennen, daß er diese zu einer Verfolgung seiner und Anna's Person mit energischen Worten aufforderte, worin diese — wie es schien — bereitwilligst einstimmten, denn einige von den Männern entfernten sich und führten nach wenigen Minuten drei kräftige, lautbellende Hunde herbei.

Ein Trupp von einigen zwanzig Männern setzte sich mit den voraneilenden Hunden in Bewegung, und wie es schien gerade derjenigen Felsenpartie zu, in welcher die Unglücklichen sich verborgen hielten.

„Es giebt kein anderes Rettungsmittel, theuere Anna!" rief der hastig zurücktretende junge Mann, „als in unser finsteres Grab vorläufig zurückzukehren. Vielleicht gelingt es uns das Loch der Höhle wieder zu verstopfen und dem Auge der Mörder zu verbergen. Wenn uns nur der scharfe Geruchssinn der Hunde nicht verräth," fügte er erblassend hinzu.

„Der Himmel verhüte es," sagte Anna erbebend. „Laß uns eilen, damit wir aus dem Bereiche ihrer Mörderhand kommen."

Hastigen Schrittes eilten sie den kaum betretenen Weg zurück und gelangten nach wenigen Minuten zu der Stelle, wo der steile Abhang begann. War das Hinaufklimmen nun aber mühsam genug gewesen, so war das Hinabkommen noch viel mühsamer — ja beinahe unmöglich, denn es fehlten der Hand und selbst dem Fuße fast jeder Stützpunkt. Verzweifelnd blickte der junge Mann in die, mindestens fünfzehn Fuß von der Stelle wo sie standen, befindliche Tiefe, und schauderte bei dem Gedanken, daß die Verfolger jeden Augenblick mehr an Terrain, welches zwischen ihnen lag, gewannen. Schon dachte er daran aus seinen Kleidern ein Seil zu fertigen, um die Geliebte damit den Abhang hinabzulassen, als das weithinschallende Hundegebell plötzlich in geringer Entfernung an sein Ohr drang. Kaum seiner Sinne mehr mächtig, umschlang er in gleichsam wahnsinniger Hast den Körper der Geliebten und holte schon aus zu einem Sprunge in die todesdrohende Tiefe, da legte sich plötzlich die gewichtige Faust eines Mannes auf seine Schulter. Erschreckt ließ August Graf den Körper Anna's los und wandte sich drohenden Blickes um, — sein Blut er-

starrte im Herzen, er schaute in das hohnlächelnde Antlitz Wilms Harrold's.

In wenigen Minuten waren die Unglücklichen von den Verfolgern umringt, und der junge sich verzweifelt wehrende Mann zu Boden gerissen.

„Bindet diesen Aberwitzigen, welcher sich ungerufen in fremde Händel mischt und werft ihn in den Strudel am Kahlfelsen!“ donnerte die Stimme Loof Payne's. „Ich will doch sehen, ob ihn der Teufel zum dritten Male aus sichtlicher Todesgefahr errettet. — Donnerwetter!“ fügte er erstaunt auf August Graf blickend hinzu, welchen man inzwischen Hände und Füße band uud die Taschen entleerte. „Ein tapferes, tollkühnes Blut! Ich möchte wohl wissen, wie er es angefangen hat, aus dem brennenden Hause und durch das Flammenmeer, während wir doch Wacht hielten, zu entkommen. Nun, dieses Mal wird sein Grab wohl etwas tiefer sein, als die früheren Male, beschwert nur seine Taschen ordentlich mit Steinen.“

„Ist schon geschehen,“ erwiderte einer der Männer lachend, „der kommt nie wieder auf die Oberfläche des Hudson.

Mit dem starren Blicke des Entsetzens und der Verzweiflung schaute Anna dem Sprechenden in das wüste, aufgedunsene Gesicht, ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen und mit einem leisen Aufschrei stürzte sie ohnmächtig zu Boden. Unbekümmert um das Leiden der Unglücklichen, ergriff n vier Mann den vor Erkräftung leblos daliegenden Körper des jungen Arztes und trugen ihn den Felsen hinauf bis zu dem Punkte, wo an einer Seite am Fuße desselben der entsetzliche Strudel wild tobte. Hier angelangt, ruhten die Männer einige Minuten, dann schwenkten sie den Körper mit riesiger Kraft hin und her, welcher bald hoch und bald niedrig flog und mit einem entsetzlichen Schwunge sauste der Unglückliche durch die Luft und verschwand in die Tiefe des hochaufspritzenden Elements.

„Fahre wohl!“ rief einer der Männer mit teuflischem Lachen, während er an den Rand der Felsenkuppel trat und seinen Blick in die Tiefe gleiten ließ, „Dich rettet kein Gott aus diesem Höllenbade.“

Dann trat er, vergnügt durch die Zähne pfeifend, zurück und sagte zu seinen Gefährten, indem sie den Rückweg antraten:

„Es ist doch eigenthümlich in der Welt, daß oft der Mensch für eine gute That einen schlechten Lohn erntet, der junge Mann giebt uns ein Beispiel davon. Sein Rettungswerk mit dem Seile wird noch lange in meiner Brust leben — leider stand er uns im Wege und mußte jene heroische That mit seinem Leben büßen.“

Kaum waren die Männer, so weiter plaudernd, um die Spitze eines Felsens gebogen, als der Kopf eines Menschen aus einer Felsenspalte — dicht an dem Strudel — vorsichtig auftauchte. Mit prüfender Miene schaute er auf das kochende und zischende Element, dann stieg er vollständig aus der Spalte an das Tageslicht, holte tief Athem und mit einem herzhaften Sprunge verschwand er in dem brausenden, todesdrohenden Kessel. — Der weiße Gischt und die sprühenden Wellen begruben den Tollkühnen im nächsten Augenblicke. — Einige Secunden vergingen, dann tauchte eine menschliche Gestalt, gehoben von der gewaltigen Kraft der in den Tiefen kochenden und an die Oberfläche unaufhörlich treibenden Grundwellen, auf, in ihren Händen hielt sie den leblosen Körper August Graf's.

Mit übermenschlicher Kraft begabt, schienen die starken Muskeln des keuchenden Fremden zu sein. Bald mit einer Hand die heranstürmenden Wellen theilend, bald den Körper des Leblosen vor sich hindrängend, war er beinahe bis in die Mitte des schrecklichen Wirbels gelangt und dem furchtbarsten Abgrund nahe, welcher die Oberfläche der Schöpfung verunstaltet und die menschliche Brust mit Grausen und Entsetzen durch ein fürchterliches Brüllen und Toben erfüllt. Jenes Brüllen, so seltsam und herzerschütternd, entstand durch die in den unergründlichen Tiefen wüthenden und wirbelnden Gewässer, — welche gleichsam einen immerwährenden Kampf um die Oberherrschaft führten. Dieser Wirbel heißt die Höllenschenke. Da führte die gigantische Kraft des tobenden Wirbels eine kreisende Welle ihm entgegen, welche ihre Opfer wie einen Spielball mächtig ergriff, mit Blitzesschnelle unzählige Male im Kreise herumdrehte und dann mit ihnen unter einem donnernden Getöse in die grausige Tiefe fuhr.

Inzwischen waren die Männer wieder zu ihren Gefährten, welche im Gespräche begriffen, um die leblose Anna standen, zurückgekehrt.

„Nun," rief Loof heiter, „hatte die Höllenschenke noch Platz für den feinen Gast?"

„Natürlich," entgegnete der uns bekannte Lootse, „Du kannst immerhin dies zimperliche Ding da denselben luftigen Weg wandern lassen. Die Höllenschenke scheint gerade heute bei Laune zu sein, denn sie brüllt und zischt, daß einem die Haare zu Berge stehen, wenn man in die Nähe ihres Bereichs gelangt."

„O nicht doch," erwiderte Loof, sich lachend die Hände reibend, „dieses schöne Kind muß uns die Kosten für Peter Mook's Hütte liefern, denn von dem gescheiterten Dampfer haben wir bis jetzt ohnehin

wenig Beute gemacht. — Mutter Mudd zahlt gewiß für ein so reizendes Wesen tausend Dollars."

„Teufel!" rief Wilms Harrold vergnügt, „Du hast wirklich vortreffliche Ideen, Loof! — Ich habe unsere neue Kundin ganz und gar vergessen, da uns Petrus seit langer Zeit kein Frauenvolk in die Hände gespielt hat."

„Macht die Jolle mit dem doppelten Boden flott," sagte Loof Payne zu einigen Fischern. „Ich und Wilms werde die Fracht verhandeln und zahlt uns die alte Kupplerin keinen annehmbaren Preis für sie, so wandert der Körper in die Hände Burky's, des Leichenhändlers! — Ihr Andern könnt die Jagd nach dem fehlenden Matrosen mit den Hunden fortsetzen, denn dieser hält sich bestimmt in einer der Felsenschluchten oder Spalten versteckt."

Die Gruppe der Männer trennte sich, und während einige mit den Hunden den rauhen Felsenpfad verfolgten, schritten Andere zu den Booten, um die Schmugglerjolle, wie sie das Boot gewöhnlich nannten, zur Aufnahme der schönen Anna bereit zu halten.

Nach Verlauf einer Stunde, in welcher das arme junge Weib nur einige Male die Augen geöffnet, aber vor Entkräftung gleich wieder geschlossen hatte, befand sich die Schmugglerjolle — geführt von Loof und Wilms — auf den springenden Wellen des Hudsons, um die Unglückliche in die Hände des entarteten Weibes zu bringen, welches in einem der abgelegensten Stadtheile New-Yorks ein öffentliches Bordell hielt, da die Gläubiger ihres zwar lebenden, aber an Krücken gehenden Mannes, das elegante Haus auf dem Broadway mit seiner fürstlichen Einrichtung öffentlich hatten verkaufen lassen.

Woher dieses entsetzliche Weib die ansehnlichen Mittel zu diesem schändlichen Geschäfte erlangt hatte, werden wir später erfahren; nur so viel ist uns jetzt schon bekannt, daß der Schauspieler Wilkes Booth eines Abends einen vornehmen Fremden in das Spielhaus des Dr. Mudd führte, welcher damals von den fürchterlichsten Wunden entstellt, beinahe hoffnungslos, krank danieder lag, und der dieses Haus des grausiges Elendes und des abscheulichen Lasters nicht wieder verlassen haben sollte.

Der Doktor Mudd trug zwar jetzt noch die Spuren der Hinfälligkeit, doch der Tod stand, als ob er dieses Opfer verachtete, unerbittlich in weiter Ferne. Sein gebrechliches Leben gehörte dem Nachrichter.

IX.

Der schwarze und der weiße Mensch in seiner Rache.

Die Zeit ist vergangen und der Frühling ruht auf der Welt, die in die Erde vergrabenen Saaten sind emporgeblüht; aber die Brust des Menschen kennt nicht die erhabene Eintheilung der Jahreszeiten. Im Winter oder Sommer, im Herbst oder im Frühling legen seine Gedanken den Keim seiner Handlungen und einen Tag nach dem andern sammelt sein Geschick die Ernte ein.

Die lebende Generation begrüßt gewöhnlich freudigen Herzens, die, welche ihr folgt — und sie verdrängt — welche die jetzt Genießenden hinab in das schwarze Grab stößt und ihr die angenehmen Güter der Welt entreißen wird. Die Freudenglocke bei der Geburt eines Kindes ist ein Vorbote des Grabgeläutes, sie erweckt die Würmer unter der Scholle. Der Neugeborene drängt mit jedem Jahre, in welchem er wächst und heranblüht, seine Erzeuger dem Grabe zu. — Und doch, wer kann wohl behaupten, daß er das Erbe seiner Väter antreten wird — vielleicht sitzt schon der Tod an seiner Wiege.

Auf die unangenehmste Weise überrascht, hatte Toledo Bourquet die Nachricht vernommen, zu welcher Entwicklung die räthselhafte Krankheit Antonien's gediehen war. Seinen keinesweges aufgegebenen Plänen wurde durch die seltsame Schwangerschaft der jungen Frau das unerwarteste und unbesiegbarste Hinderniß entgegengesetzt. Er fand sehr bald Mittel, sich stets Kenntniß von dem Zustande der werdenden Mutter zu verschaffen, und kaum hatte er die Nachricht von dem Tode der Gebieterin von Klein-Marryland und der Geburt einer Erbin erlangt, als er auch keinen Augenblick säumte, seinem vereinsamten Freund und Nachbar sein Beileid in Person zu bezeugen.

Antonie ruhte schon in der Gruft neben dem Sarge ihres seit Jahren hindurch beweinten Kindes, als der habsüchtige Bourquet — der Stifter ihres Unglücks — bei Marquella mit der heuchelnden Miene eines Leidtragenden anlangte.

Er fand Diesen dem mehrmonatlichen Sturme seines häuslichen Glückes erlegen. Schon erkrankt, hatte Delores die Ueberreste seines innigst geliebten Weibes, deren räthselhaftes Gebahren und geheimnißvollen Worte auf dem Todtenbette einen dunklen Schleier über seinen finster brütenden Geist geworfen hatten, zu ihrer Ruhestätte begleitet,

und an dem Tage, an welchem das kleine mutterlose Wesen die christliche Taufweihe und den Namen Alice empfing, warf ihn ein glühender, sinneraubender Fiebersturm auf das Lager.

Bourquet glaubte nach dem ersten Blick, welchen er auf den, von wilden, hirnzerreißenden Traumgesichtern gemarterten Marquella warf, dessen Leben dem Tode verfallen, und selbst der Arzt erklärte mit Bestimmtheit, daß wenn es ihm auch gelingen sollte, das Fieber zu beseitigen, der Keim zu einer unheilbaren und schnellendenden Krankheit zurückbleiben würde.

Mit der Miene eines vollendeten Heuchlers, entschloß sich Bourquet seufzend, mit Hintenansetzung seiner eigenen Angelegenheiten, die Leitung der Geschäfte seines kranken Freundes zu übernehmen, wogegen er in seinem teuflischen Herzen frohlockte, den sichern Weg gefunden zu haben, um über die Besitzthümer Delores Marquella's zu seinem Vortheile verfügen zu können.

Sinnend betrachtete er einige Secunden die Züge der kleinen Alice, welche durchaus keine Aehnlichkeit mit denen des reichen Pflanzers hatte. Dann murmelte er leise vor sich hin:

„Dieses Wesen mit den unverkennbaren Zügen des Fremden, welcher mich durch sein Erscheinen an jenem verdammten Abende in eine gefährliche Lage brachte, ist unzweifelhaft nicht das Kind Marquellas. — Jetzt glaube ich mir seine vermeintlichen Irrreden deuten zu können," fügte er satanisch lächelnd hinzu. „Ich werde diese Umstände seiner Zeit wohl zu benutzen, und meinen Plänen anpassend zu verwerthen wissen. — Was thut dieser Negerbube hier im Zimmer?" sagte er barsch fragend zu der bestürzten Medula, welche mit Whida auf dem Arme so eben das Krankenzimmer betrat.

„Es ist der Pflegesohn meines Gebieters," versetzte die Negerin zitternd vor dem wilden Blick des hartherzigen Intriguanten.

„Der Pflegesohn des Herrn von Klein Marryland!" wiederholte Toledo Bourquet höhnend. „Ein Negerbube kann niemals diesen Platz in seinem Hause einnehmen. — Ich werde ihm seine gebührende Stelle anweisen."

Mit rauhen Worten befahl er das Erscheinen der Sclavenaufseher. Diese grausamen Menschenpeiniger erschienen nach kurzer Zeit vor dem finstern Stellvertreter ihres Gebieters, um zitternd seine Befehle zu vernehmen.

Er führte sie zu dem Lager Marquella's, der in rasender Fieberhitze nur von der Sclavin sprach, welche durch ihre ungebührlichen Worte seine Gattin getödtet hatte, und von den entsetzlichen Strafen,

welche er in seiner Bewußtlosigkeit über das arme Negerweib und den wilden Haruk verhängte.

„Ihr hört selbst,“ begann Toledo Bourquet zu den Sclavenvögten, „daß Euer kranker Gebieter ein fürchterliches Verbrechen bestraft wissen will, welches Euch bekannt sein muß.“

Die Aufseher nickten zustimmend und ohne eine Gegenrede zu wagen mit dem Kopfe.

„Seht dieses Kind an,“ mit diesen Worten zog er den Vorhang von der Wiege der kleinen Alice hinweg und deutete mit dem Finger auf dasselbe, „und sagt mir, ob es die ähnlichen Züge Eures Herrn trägt. — Hört selbst, welche Reden Euer Gebieter über dieses Wesen führt,“ fügte er lauernd hinzu, als so eben Marquella einige Worte sprach, welche beinahe wie eine feierliche Anklage der ehelichen Treue seines verstorbenen Weibes klangen. — „Laßt die Haussclaven unter den Daumschrauben peinlich befragen, und ihr Bekenntniß niederschreiben, namentlich dieses Weib hier,“ er zeigte auf Medula, „diese werden uns schon Aufklärung über das seltsame Ereigniß zu geben wissen. — Und dieser hier,“ er zeigte auf Whida, „wird sogleich mit dem Sclaveneisen gestempelt und in die Zahl der Sclavenkinder aufgenommen.“

Die Aufseher fuhren erschreckt zusammen und sahen sich mit scheu fragenden Blicken an. Der Zustand ihres Gebieters war gefahrdrohend, jedoch keineswegs hoffnungslos. Welches Schicksal stand ihnen bevor, wenn sie den Befehl des Stellvertreters ausführten, und der Gebieter von seiner sinnlähmenden Krankheit genesend, den Namen seiner Gattin, die Geburt seines Kindes und die Brust seines Pflegesohnes gebrandmarkt finden sollte?

Der kundige Pflanzer, welcher wohl mit dieser Art von Leuten umzugehen wußte, schien den Grund der Unschlüssigkeit der zögernden Aufseher zu erkennen, denn er zog hastig seine Uhr hervor und rief mit rauher, befehlender Stimme:

„Es ist jetzt zwei Uhr; Punkt vier wird mir Meldung gemacht, daß meine Befehle genau befolgt worden sind, oder Ihr seid Eurer Dienste entlassen, und meine Sclavenvögte werden Eure Plätze einnehmen!“

„Donnerwetter!“ brüllte der grimmige Aufseher Scipio ärgerlich seinen Collegen an. „Weshalb zaudert Ihr? — Wenn es einmal denn so sein soll, so geschehe es, wie Master Bourquet befiehlt!“

Mit diesen Worten griff er in rauher Weise nach Whida, um ihn von dem Arme Meluda's zu ziehen. Das Kind klammerte sich laut auf=

schreiend um den Hals seiner Wärterin, während Medula den Wüthenden von sich stieß, aber ein Schlag seiner Faust bändigte die Widersetzlichkeit der jammernden Waise, und ein zweiter schleuderte die sich heftig wehrende Medula zu Boden.

Der letzte Sprosse des uralten Fürstengeschlechts von Whida wurde hinweggeschleppt, die unbarmherzigen Aufseher begannen ihr Werk, und Toledo Bourquet ritt durch die in üppiger Pracht blühenden Felder, mit einem heitern Gesicht, als wäre sein finsteres Werk vollbracht, und er am Ziele seiner teuflischen Pläne.

Ein fürchterliches Geheul erfüllte die Luft, als die Aufseher den Haussclaven die Marter verkündeten, welche ihre Zungen zu einem Bekenntnisse zu lösen bestimmt waren, dessen der Stellvertreter ihres Gebieters zu seinen geheimen Zwecken bedurfte. Nur Haruk schwieg, und knirschte in ohnmächtiger Wuth mit seinen weißen Zähnen, als er aus dem Joche — gleich einem unbändigen Zugthiere gespannt wurde, um die grausame Strafe für seinen Bannfluch zu erdulden.

„Brüder," brüllte er in der Sprache seines Stammes zu den verzweifelnden Genossen, als er den Platz betrat, wo die Martern gewöhnlich vollzogen wurden, „seid nicht wahnsinnig und laßt Euch durch die Folter Worte erzwingen, welche dieser weiße Teufel nicht minder hart bestrafen wird, als wenn ihr sie ungefoltert sagen würdet. Lügt keck ein jedes Wort nach, welches diese weiße Höllenbrut Euch in den Mund legt. — Ich will vor Wonne jauchzen, wenn ich das Kind der Verdammten, welche mein Kind zum Krüppel gemacht hat, zum Bastard stempeln kann!"

Um vier Uhr berichteten die Aufseher Toledo Bourquet, daß die Haussclaven sowohl, wie Medula und ihr Mann, der wilde Haruk, ohne Anwendung der Folter einstimmig das Bekenntniß abgelegt hätten, wahrgenommen zu haben, daß ihre verstorbene Gebieterin mit einem Fremden heimlichen und ehrraubenden Umgang gepflogen habe, und daß der Fürstenenkel Whida zu einem Sclavenkinde gestempelt worden sei.

Bourquet belobte die Aufseher mit freundlicher Miene, gab ihnen weitere geschärfte Verhaltungsbefehle gegen die Sclaven und befahl, den Gerichtsverwalter aus New-Orleans auf die Pflanzung Marquella's zu bescheiden, um die Aussagen der Sclaven amtlich aufzunehmen die ehrlose Abstammung Alice's festzustellen und sich zum Verwalter des Vermögens seines geisteskranken Freundes und Nachbars ernennen zu lassen. Doch zum Glücke des reichen Nabobs weigerten sich die Behörden, ohne Einwilligung des kranken Besitzers von „Klein Marry=

land“ einen Act vorzunehmen, welcher seinen Namen und sein Haus öffentlich und für immer brandmarken mußte. Sie setzten den verrätherischen Freund zwar als Verwalter der Besitzthümer Marquella's ein, behielten aber die Oberaufsicht sich vor.

So vergingen mehrere Jahre, ohne daß sich eine erhebliche Besserung in dem Zustande des Kranken bemerkbar machte. Toledo Bourquet wirthschaftete auf der Besitzung Marquella's nach eigenem Gutdünken und in der grausamen Weise der übrigen Pflanzer von Louisiana's.

Medula hatte die kleine Alice mehr mit ihren Thränen, als mit ihrer Muttermilch genährt und war unausgesetzt die einzige Pflegerin des kranken Vaters und seines verwaisten Kindes; aber wenn der späte Abend die lebensmüden Sclaven heim rief, dann schlich der verstoßene Sohn dieses unglücklichen Hauses scheu und heimlich durch die dunklen Gänge des weitläufigen Parks zu dem im wilden Wahnsinn auf seinem Schmerzenslager liegenden — gütigen Vater und zu der mutterlosen Waise, um sein thränenschweres Antlitz bald auf das Siechlager des Kranken, bald an die bleiche Wange des weißen Kindes zu legen, welches gleich ihm so unaussprechlich elend war — und unter Träumen von einem Glücke auf kurze Zeit zu schlummern, welches einem Phantome gleich, ihm so plötzlich zerstoben war.

Aber auch diese kindlichen Träume waren bestimmt, ihr heiteres Antlitz zu wechseln. — Whida's Arbeit, zu welcher der weiße Tyrann ihn in seinem Grimme verurtheilt hatte, war nicht schwer, denn, ehrerbietig dem Enkel eines Fürsten ihres Stammes seine Last erleichternd, wiesen die Negerweiber ihre Kinder an, ihn beim Sammeln der Früchte und beim Pflücken der Tabaksblätter zu unterstützen, und selbst die Aufseher sahen ihm schonend nach; denn noch athmete sein Beschützer, der, wenn er je sinneskräftig in das Leben zurückkehren sollte, den erniedrigten Liebling, trotz seines schmachvollen Brandmals, wieder erhöhen und strenge Rechenschaft zu fordern fürchten ließ.

Doch wie fern auch die blutige Geißel von seinem Rücken blieb, er sah sie dennoch über menschliche Wesen schwingen und niederfallen, die Seinesgleichen waren; er sah die Entwürdigung seines stammverwandten Volkes, und mit unauslöschlichen Zügen prägte sich das blutige Bild der himmelschreiendsten Unbarmherzigkeit der weißen Männer und des unaussprechlich tiefen Elendes seiner schwarzen Nebenmenschen in seine jugendliche Seele, und mit glühendem Ungestüm nahm sein Gedächtniß den Sinn der unheimlichen Gesänge auf, in welchem die Neger das stille Glück ihrer Väter aufbewahrten, um dies

Bild der Vorzeit ihres absterbenden Volkes von Geschlecht zu Geschlecht zu vererben.

Whida hörte sie singen, wie glücklich die Söhne der sengenden Sonne in ihren Thälern und Bergen gewesen, bis die Hölle die weißen Teufel ausgespieen, die, gierig nach dem Marke der schwarzen Brüder, Fürsten gegen Fürsten, Eltern gegen Kinder und Geschwister gegen Blutsverwandte in schrecklicher Feindschaft entflammt hatten, bis die Hinterlist ihr heimtückisches Haupt erhob, und die Habsucht ihre Krallen ausstreckte, bis der Fürst sein Volk gegen ein Stück elenden Scharlachtuches verhandelte, und bis die Mutter, um ihre Brust mit werthlosen, bunten Glasperlen schmücken zu können, welche die weißen Höllensöhne zum Kaufpreis ihres Kindes setzten, dasselbe von ihrem Busen riß und es den teuflischen Käufern entgegen schleuderte, die es über das weite Meer hinwegschleppten, um es im Süden Amerikas unter der harten Geißel entmenschter Sclavenvögte einen gräßlichen Martertod sterben zu lassen. Whida hörte von den Kriegsthaten und dem Glücke seiner Ahnen, von dem Falle seines Vaterhauses unter dem Schwerte des Tyrannen von Dahome, der, lüstern nach Scharlach und Rum, nach Feuergewehr und Pulver, das friedliche Nachbarvolk überfallen und in Ketten geschlagen und verkauft hatte an die fürchterlichen Menschenhändler, damit es den Pflug über die Aecker der Pflanzer hinwegziehe und verschmachte an der Gluth, die in ungeheuern Kesseln den Saft des Zuckerrohrs zu Körnern für die habgierigen weißen Menschen kochte, welche mit dem Zucker ihre Getränke versüßen, ohne des blutigen Preises ihres Labsals zu gedenken.

So grub sich in die Seele des unglücklichen Fürstenkindes mit blutigen Zügen ein grausenhaftes Bild nach dem andern ein. Er sah seinen Vater bluten, seine Mutter zusammengepreßt mit Hunderten ihres unglücklichen Volkes in dem lichtlosen, dumpfen Schiffsraum, unter Ratten und Ungeziefer aller Art sterben und unter frivolem Gelächter der weißen Männer über Bord fliegen. Er verglich sein Brandmal mit dem kriegerischen Schmucke der Männer seines Stammes und zuckte schmerzvoll zusammen in dem Gedanken, daß er niemals den Kriegspfad, wohl aber den Fußboden einer Sclavenhütte betreten könne.

Aber nicht alle weißen Menschen waren Kinder der Hölle, sein weißer Vater, seine weiße todte Mutter und der weiße kleine Engel, den sie ihm vom Himmel gesandt hatte, das waren nach seinen kindlichen Begriffen — keine Teufel. Und mit der ganzen Innigkeit seines jugendlichen Herzens nahm Whida die Weißen gegen die Negerkinder

in Schutz, welche, neben ihm knieend, ihn in seinen Arbeiten unterstützten und von ihren Eltern ihren Unterdrückern fluchen lernten.

Er erzählte ihnen eines Tages von der Freundlichkeit der milden Gebieterin, die Gott zu sich genommen in seinen Himmel, und von der Güte des kranken, weißen Vaters, da zog plötzlich der wilde Haruk an seinem Joche vorüber und hörte die sanften Worte des Kindes.

„Schweig, thörichter Wurm!" schrie er dem erblassenden Kinde mit kaltem Hohne entgegen, „der weiße Teufel liebt Dich, wie er sein Vieh liebt, welches er mästet, um es zu erschlagen und zu verzehren. Du warst sein Spielwerk, bis die junge weiße Höllenbrut, die Du mit albernen Worten einen Engel nennst, Dich verdrängte von seinem Schooße. — Seitdem er Dich brandmarken ließ mit dem Sclavenzeichen, bist Du Nichts mehr, als diese unglücklichen Kinder hier und jene, die mit verrenkten Gliedern und mit gelähmten Knochen ihre Tage am Joche und ihre Nächte in Träumen von den hinter ihnen liegenden Martern und von der über ihr Haupt geschwungenen Peitsche verlieren. Auch Du wirst sie kennen lernen die grausamen Martern, welche die weißen Teufel über die schwarzen Söhne Afrika's verhängt haben, und ehe Dein Arm kräftig genug geworden ist, den schweren eisernen Pflug durch den festen Erdboden zu ziehen, hat Dein vermeintlicher weißer Engel die Geißel zu schwingen gelernt und wird sie schwingen über Dein Haupt und das Deiner Brüder, bis Dein Herz sich verblutet und verbittert, wie das unserige."

Whida's Verstand war nicht reif genug, um den Sinn von Haruk's Worte in seinem ganzen Umfange zu erfassen. Doch mit Entsetzen traten die gräßlichen Bilder vor seine Seele, welche die Marterwerkzeuge, von der Hand der entmenschten Aufseher täglich, ja stündlich gegen die armen Sclaven geführt, lieferten. Sein Herz füllte sich nach und nach mit abscheuähnlicher Angst vor allen weißen Menschen. Er fing an zu kränkeln und zu siechen, und mit Schrecken sah Medula ihn oft mit Angstlauten aus dem Schlaf auffahren, der ihn am Lager des kranken Gebieters zu übermannen pflegte, denn wie auch die Waise von Furcht ergriffen vor dem weißen Vater zitterte, seine instinkartige Liebe überwältigte dennoch seine Furcht und trieb ihn, einem verstoßenen Hunde gleich, der trotz seiner Scheu nicht lassen kann von dem gleich geliebten und gefürchteten Herrn allnächtlich zu dem kleinen, weißen Engel hin, von dessen Händen er vielleicht einst sterben zu müssen fürchtete.

Da trat einst in früher Morgenstunde Toledo Bourquet finstern Antlitzes in das Krankengemach und erblickte Whida, welcher in der

Nacht von Krämpfen befallen, nicht hatte entfernt werden können, wie er sich auf dem weichen Teppich des Fußbodens in Fiebergluth und vor heftigen Schmerzen krümmte und hin und her wand.

Sein Zorn wallte gegen Medula — welche seine Befehle nicht befolgt, heftig auf, weil sie es gewagt hatte, dem verstoßenen Fürstenenkel am Krankenbette seines Pflegevaters eine Zufluchtsstätte in seinem kindlichen Schmerze zu gewähren, aber indem er sich mit vor Wuth geballter Faust der Negerin näherte, fiel sein Blick auf das todtenbleiche Antlitz Marquella's, welcher die Augen unverkennbar im vollsten Bewußtsein geöffnet und sie drohend auf den verrätherischen Freund gerichtet hatte.

Sprachlos vor Verwunderung und Schrecken, starrte Bourquet in das Auge des Gebieters von „Klein Marryland," welches seit Monden schon der untrüglichste Vorbote des Todes geschlossen gehalten hatte. Endlich öffnete Marquella die bleichen Lippen und murmelte verständlich genug den Namen seines Stellvertreters.

„Um aller Heiligen willen, Du lebst?" rief der in seinen finstern Plänen plötzlich sich getäuscht sehende Bourquet mit bebender Stimme.

„Ja, Massa lebt!" schrie Medula in einem Tone, in welchem sich Wonne und Entzücken deutlich aussprachen.

Mit hastiger Eile riß sie die kleine Alice von ihrer Brust und indem sie das kleine Wesen in die Arme des Vaters legte, welchen der Unmensch der mutterlosen Waise zu rauben trachtete, fügte sie mit freudiger, thränenreicher Stimme hinzu:

„Ja, Vater lebt, der weiße Gott wieder gnädig ist seinen schwarzen Kindern. Whida — Whida! steh auf! Vater wieder lebt und Dich schützen wird."

Aber der kleine Negerbube vermochte sich nicht zu erheben, und Marquella zu matt, um Medula's Geschrei und das Weinen seines Kindes ertragen zu können, winkte mit der Hand, sich mit dem Kinde zu entfernen. Bourquet sorgte mit Eifer für Vollstreckung dieses Befehls. Medula mußte mit Alice das Zimmer verlassen, während ein Diener den kranken Whida hinwegtrug.

„Marquella's Genesung ward nach einem sanften, erquickenden Schlaf, der auf sein heutiges Erwachen aus seiner mondenlangen Betäubung folgte, gesichert. Mit einem vollständig zurückgekehrten Bewußtsein verlangte er, als er gegen Abend zum zweiten Male die Augen öffnete, nach seinem Kinde. Bourquet verweigerte ihm dessen Anblick unter dem Vorwande, die Kleine schlafe bereits. Aber am fol=

genden Morgen erneuerte sich die Sehnsucht des Kranken nach seiner Tochter.

„Du bist schwer krank gewesen, Delores," begann der Hinterlistige, jetzt seinen ursprünglichen Plan schnell, den so plötzlich für ihn ungünstig eingetretenen Umständen gemäß, verändernd. „Glücklich würde ich Dich preisen, wenn die Vorsehung nie mehr Deine Augen geöffnet und Deinen mit Nacht umfangenen Geist geläutert hätte, um Dir den Anblick der Erfolge Deiner vollzogenen Befehle zu ersparen."

„Meiner Befehle?" fragte Marquella mit matter Stimme, „was habe ich denn so Entsetzliches befohlen, daß Du es kaum wagst, mir mitzutheilen?"

„Du wirst Dich dessen schon noch erinnern," versetzte Bourquet lauernd, „Du befahlst, die Haussclaven auf die Folter zu spannen, um zu erfahren, wer der Vater Deines Kindes und der Verführer Deines Weibes gewesen ist."

„Mensch!" schrie Delores im höchsten Grade erregt, „mache mich nicht wahnsinnig, — wann hätte ich diesen entsetzlichen Befehl ertheilt? — Es ist nicht möglich!"

„Und doch gabst Du ihn in Gegenwart Deiner sämmtlichen Sclavenvögte," betheuerte Toledo Bourquet. „Doch beruhige Dich, Delores, bis zur Anwendung der Marterwerkzeuge ist es nicht gekommen. Die Elenden bekannten ihre Wissenschaft aus freien Stücken, woraus sich die strafbare Verirrung Deines Weibes unzweifelhaft ergab."

„Nichtswürdiger Verleumder — Ungeheuer in Menschengestalt!" brüllte der Unglückliche mit vor Wuth entstellten Zügen. „Was hast Du gethan! — Wäre ich gesund, so solltest Du diese fluchwürdige Frevelthat mit Deinem Leben büßen. — Doch aufgeschoben ist nicht aufgehoben!" fügte, er halb ohnmächtig in die Kissen zurückfallend, mit bebender Stimme hinzu.

„Ich vergebe Dir diese Schmähungen," sagte der Verräther im weinerlichen Tone, „und schreibe Deine Aufregungen dem krankhaften Zustande Deines Körpers zu. Du wirst mich schon milder beurtheilen, wenn Du erfährst, wie schonend ich diese delikate Angelegenheit betrieb. Doch die Pflichtvergessenheit Deiner verstorbenen Frau ist außer allem Zweifel, denn Deine vermeintliche Tochter trägt unverkennbar die Züge eines Fremden, welchen ich selbst einst bei Antonien traf."

„Herr des Himmels!" fuhr Marquella wieder wild von seinem Schmerzenslager auf, „Alice nicht mein Kind?!"

„Es hängt natürlich von Dir ab, ob Du sie dafür anerkennen

willst," versetzte der Unhold mit einem lauernden Seitenblick auf den so unaussprechlich unglücklichen Besitzer von Klein-Marryland.

Der Schändliche hatte erwartet, daß seine so unpassend angebrachte Nachricht dem armen Vater den Todesstoß versetzen würde. — Doch er hatte sich bitter getäuscht, Gott in seiner ewigen Barmherzigkeit gab dem so Schwergeprüften statt des Todes die Genesung. Die mächtige Erschütterung seines Nervensystems trug in diesem Falle ungemein dazu bei. Bourquet fuhr endlich fort, seine Ansicht weiter zu entwickeln:

„Doch zweifle ich, daß Du Dich zu diesem Schritte entschließen wirst, nachdem Du die Verhandlungen gelesen hast, welche in dieser Sache aufgenommen worden sind. Zum Vater eines Bastards wirst Du Dich doch nicht herabwürdigen, da kenne ich Deinen Sinn für Ehre und Rechtschaffenheit genugsam!"

Mit diesen Worten entfernte sich der würdige Freund des an irdischen Glücksgütern so reichen — an irdischen Freuden aber so armen Besitzers von Klein-Marryland, indem er den Unglücklichen in schrecklichen Zweifeln darüber zurückließ, ob ein fürchterlicher Traum ihm das Herz zerrüttete und diese höllischen Bilder in trügerischer Wahrheit vor die Seele führte, oder ob er mit wachendem Sinne das menschliche Ungeheuer anstarre, welches die Krallen — gleich einem Raubthiere der Wälder – nach seinem letzten geretteten Lebensglücke ausstreckte.

In diesem peinlichen Augenblicke flog plötzlich stürmisch die Thür auf und herein stürzte Medula mit blutunterlaufenen Augen. Sie hatte sehnlichst den Moment erlauert, der den Auswurf der Menschheit von dem Lager des Vaters ihres Säuglings entfernte. Mit Freudenthränen legte sie die mutterlose Waise in die Arme des zweifelnden Vaters.

„Mein Kind — mein Kind!" jammerte Delores mit neuerwachendem Vatergefühl. — „Dich hat der Unmensch mir stehlen wollen. — Du sollst ein Bastard — ein Kind der Sünde — nicht mein Kind sein? — Nimmermehr!"

Delores Marquella blickte starr in das Antlitz des unschuldig lächelnden Kindes, welches die Züge seines so unaussprechlich geliebten Weibes trug. — Er vermochte weder Augen noch Lippen loszureißen von dem Bürgen seines Vaterrechtes an dieses engelgleiche Wesen.

Da löste das Entzücken dieses Augenblicks die Zunge Medula's, welche durch das gestrige Gebot des Gebieters — das Zimmer mit

dem Kinde zu verlassen — in furchtbaren Banden der Angst gehalten worden war.

„Ja, Herr, Dein Kind!“ rief sie endlich, die Hände über ihre Brust kreuzend. — Die Sclaven haben die Unwahrheit gesagt, — sie haben aus Furcht vor den Martern gelogen. — Die Herrin ist rein wie Gottes Sonne! Schütze Dein Kind, Herr, vor diesem Barbaren! — Schütze Whida, welcher mit dem glühenden Eisen zum Sclaven gestempelt worden ist und todtkrank auf seinem elenden Lager liegt!“

„Whida gebrannt?“ schrie Delores mit Entsetzen auf. „Medula, Du lügst — ich lasse Dich zu Tode peitschen, wenn Du Scherz treibst mit meiner Verzweiflung!“

„Medula lügt niemals!“ entgegnete die Negerin mit Stolz. „Der Tyrann befahl, die Aufseher mußten gehorchen. O, Herr! Alle Sclaven bluten unter der fürchterlichen Peitsche Scipio's!“

Da öffnete sich plötzlich leise die Thür, und Toledo Bourquet trat trotzigen Antlitzes in das Gemach, doch unangenehm überrascht von dem seinen Augen sich darbietenden Anblicke, wollte er sich wieder zurückziehen, aber er vermochte, von dem entsetzlichen Blicke Marquella's gleichsam gebannt, kein Glied zu rühren.

„Fort, aus meinem Hause, Du elender Räuber meiner Hoffnungen — Du Mörder meines guten Namens!“ schrie Delores mit gellender Stimme. „Hefte Deinen vergifteten Blick nicht auf dieses arme Kind. — Ich durchschaue jetzt Deine verruchten Pläne. — Kinderlos hast Du mich machen wollen, um mir einen Sprossen Deines verdammten Hauses als Erben aufzuzwingen. Aber geschworen sei es in dieser Stunde — daß weder Du, noch eines Deiner Kinder die Schwelle meines Hauses jemals wieder in freundschaftlicher Beziehung betreten soll. Zerrissen sei das Freundschaftsband, welches bisher zwischen uns obwaltete. Eher will ich mir aus der Sclavenhorde einen Erben wählen, ehe ich zugebe daß Deine verrätherische Hand in mein Eigenthum eingreife. — Verdorren mag die Hand, welche Whida für die Zeit seines Lebens brandmarkte! Gehe, befreie mich von Deinem verhaßten Anblicke!“

Erschöpft sank Delores auf das Lager zurück, indem er Alice mit Innigkeit und unter Thrännen an seine brennende Brust drückte.

Medula hatte inzwischen den in erbärmliche Lumpen gehüllten Whida herbei geholt. Der Knabe hatte zitternd die Arme um ihren Nacken geschlungen und wimmerte mit leiser Stimme:

„Laß mich nicht peitschen — nicht martern, Medula!“

In dem Augenblicke, als Delores sein Auge zu dem Fürstenenkel erhob, ließ die schluchzende Negerin die Lumpenhülle von seiner Brust

fallen, und das Sclavenbrandmal starrte mit seiner noch von Blutrinde bedeckten Wunde dem kranken Gebieter entgegen.

„Whida! Mein armes, gemartertes Kind!" rief Delores unter Thränen mit liebreicher Stimme. „Komm zu mir, Deinem Vater."

Sanft ließ Medula die arme Waise von ihren Armen auf das Lager des freundlichen Gebieters hinabgleiten, indem sie ihm zärtlich zuflüsterte:

„Fürchte Dich nicht, Whida, Vater ist sehr gut — Vater, läßt Dich nicht peitschen!"

„Wer hat Dich gepeitscht? — wer hat es gewagt, Hand an Dich zu legen, Du armes unglückliches Wesen?" rief Marquella entrüstet; doch Whida überhörte die Frage, er hielt Alice fest umschlungen. Und ehe Medula den anklagenden Blick fester auf Bourquet zu werfen wagte, ergriff dieser das Wort und sagte im barschen Tone:

„Ich sehe schon, daß ich in Gegenwart dieser Sclavenbrut zur Verantwortung über meine Anordnungen, welche nur zu Deinem eigenen Vortheile geschehen sind, gezogen werden soll. — Vor solchen Zeugen gebe ich keine Rechenschaft. Lebe wohl, Delores! Magst Du Ersatz finden für ein treues Freundesherz welches Du in verblendeter Hast von Dir stößest, bei dieser Natterbrut. — Vielleicht kommt die Zeit, daß Du Deines aufgegebenen Freundes noch einmal bedürfen wirst. — Nach diesen Vorfällen in Deinem Hause, Delores, kann man sich überhaupt nicht mehr wundern, wenn man von den vielen Meutereien unter diesem schwarzen Vieh hört. Zehn solche Schwächlinge, wie Du, Marquella, und ganz Louisiana stände in Aufruhrflammen. Hüte Dich, daß sie nicht über Dein Haupt zusammenschlagen. Die Zeit ist sehr ernst."

„Nicht mein, sondern das hartherzige Verfahren Deines Gleichen trägt die Schuld zu den Aufständen der Neger in den anderen Pflanzungen. Deine Kraft ist zu viel und meine Schwäche zu wenig vorhanden. Lernen diese schwarzen Menschen ihre Stärke einst erkennen, so magst Du und Deines Gleichen vor ihrem Grimme zittern — ich brauche sie nicht zu fürchten, denn ich war ihnen bisher mehr Vater als Gebieter ihres Lebens."

In diesem verhängnißvollen Augenblicke, in welchem das Herz Delores Marquella's mehr zur Versöhnung als zur Härte gegen den Freund und Nachbar gestimmt wurde, fing Alice plötzlich bitter zu weinen an, gleichsam, als klage sie mit ihrer kindlichen Stimme den furchtbaren Feind ihres Hauses an. Das versöhnende Wort Delores, welches auf seiner Lippe schwebte, wurde zum verdammenden Worte und mit einem

Blicke des unaussprechlichen Hasses und der entsetzlichsten Drohung verließ der unheimliche Intriguant das Gemach und nach wenigen Minuten das Herrenhaus.

Marquella's Empörung erreichte den höchsten Grad, als nun Medula, von der Gegenwart des finstern Tyrannen befreit, mit grausiger Wahrheit die nähern Umstände der Martern erzählte, welche die Sclaven unter den Händen des blutgierigen Scipio hatten erdulden müssen.

Mit wild rollenden Augen gab er den Befehl an den herbeigerufenen Oberaufseher, Scipio mit der Peitsche vor den Augen der Neger zu züchtigen und drei Tage lang in die Leiter zu spannen — eine Marter, welche zu der grausamsten Strafe gerechnet wurde. — Die Sclaven erhielten berauschende Getränke reichlich gespendet und drei Tage hindurch Feiertag, während der unermeßlich reiche Gebieter von „Klein Maryland" von der schrecklichen Aufregung lebensgefährlich ermattet, fast wieder in seinen früheren sinnlähmenden Zustand zurückgefallen war, und es lange Zeit bedurfte, ehe sich ein Zeichen der Genesung wieder einstellte. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Acht Monate waren nach diesen Ereignissen vergangen, da brach plötzlich der Keim einer bisher nur durch äußerste Strenge niedergehaltenen Empörung unter den Sclaven in den entfernteren Besitzungen von „Klein Maryland" an das Tageslicht, und wuchs mit unheimlicher Schnelle zum wildesten Aufruhr, welcher, mit allen seinen Schrecken im Gefolge, verderbenbringend über ganz Louisiana hereinbrach.

Auch unter den zahlreichen Sclavenhorden des nachsichtigen Marquella welche theils durch Milde, theils durch die Furcht vor der Peitsche und dem nachzuschleppenden Klotze, gezügelt wurden, brachen täglich zügellose Unordnungen aus, seitdem die Aufseher durch Scipios Strafe gewarnt, die Leidenschaften jener rohen, durch ihr grausiges Elend fast ihren Peinigern gleich Entmenschten, nicht mehr mit eiserner Hand in Schranken zu halten wagten. Eine Ausschweifung folgte der andern; die Zaghaftigkeit der Aufseher, genährt durch die fast täglich eintreffenden Nachrichten von den furchtbaren Verheerungen der Neger in den übrigen Pflanzungen, welche grobe Widersetzlichkeiten zu ahnden unterließen, ermunterte die rohen Horden, und wilde Zügellosigkeit riß ein, und als Marquella endlich zur Ueberzeugung gekommen, daß die von so vielen Pflanzern schon seit langer Zeit gefürchtete Stunde da sei, und daß jetzt nur barbarische Härte an Stelle der milderen Behand-

lung der Sclaven treten müsse, da gab er mit blutendem Herzen den von seinen Aufsehern längst ersehnten Befehl, doch der Oberaufseher erklärte mit bebender Stimme dem selbst verzagenden Gebieter seine Unfähigkeit, den wilden Empörungsgeist der Negersclaven zu dämpfen, nur Scipio — der Gefürchtete sei der Einzige, der die Haufen zügeln und durch auserwählte Martern zu ihrer Pflicht zurückführen könne.

Er stellte die Wahl ihn zu entlassen, oder Scipio zu seinem Beistande mit unumschränkter Macht zu bekleiden, da ein finsterer Empörungsgeist ganz Louisiana zu verderben drohe.

Marquella, kaum einigermaßen von seinem schweren Leiden genesen, unterwarf sich zögernd diesem Ansuchen und begnügte sich zuletzt, um nur ruhig schlafen zu können, mit dem Schatten von Herrschaft, welchen der höhnisch grinsende Tyrann ihm übrig ließ.

Mit eiserner Hand griff der Unmensch unverzagt in die gelockerten Zügel und schwang mit kräftiger Faust die furchtbare Geißel über die Unfügsamen, deren Glieder von Blut trieften. Der wilde, unbändige Haruk, welcher mit unverhehltem Ingrimme in den hundertpfündigen Klotz biß, den er nachzuschleppen gezwungen war an der eisernen Spannkette, die seine Füße in dem Zwang einer nur zehnzölligen Schrittweite gefesselt hielt, hatte von der Laune des Wütherich entsetzlich zu leiden. Dieser ergötzte sich an der ohnmächtigen Wuth des wilden Negers, welcher in den Abendstunden seine Leidensgefährten damit tröstete, daß er den fürchterlichen Blutsauger einst zu Tode quälen würde, und daß er nur auf eine passende Gelegenheit lauere, sein unheimliches Werk zu vollbringen.

Das finstere Verhängniß, welches oft aus unscheinbaren Ursachen welterschütternde Zeugen seiner furchtbaren Majestät entwickelt, machte einst den grausamen Tyrannen mit den Absichten Haruk's zufällig bekannt, indem er ein Gespräch belauschte, worin er die Hauptrolle spielte. Voll Wuth rief er die ihm untergebenen Aufseher zu seinem Beistande zusammen, um durch die fürchterlichste Marter den trotzigen Neger zu strafen und sich an seinem Jammergeheule zu ergötzen, doch mit heroischem Gleichmuthe ertrug der Unglückliche die entsetzlichen Strafen, welche der Unhold in seinem Grimme über ihn verhängte. Alsdann sann Scipio auf neue Mittel, seinen furchtbaren Feind möglichst unschädlich zu machen, eine an die Handgelenke Haruk's festgeschmiedete Eisenstange hinderte die freie Bewegung seiner Arme und eine hellklingende Glocke, welche, an einem eisernen Halsbande befestigt,

hoch sein Haupt überragte, kündigte seine Annäherung schon von weitem warnend an.

So glaubte Scipio seinen Feind wehrlos gemacht zu haben, und wirklich war Haruk endlich so schmiegsam geworden, daß es ihm gelang, die Vorsicht seines Peinigers einzuschläfern, selbst seine Leidensgenossen, welche ihre Hoffnung auf ihn gesetzt hatten, wurden irre an ihm, und fügten sich der Laune des gewaltigen Aufsehers.

Doch dann und wann öffnete Haruk seinen vertrautesten Freunden in nächtlicher Stunde den Blick in sein Inneres.

„Gebt Euch nur zufrieden," flüsterte er mit vor Wuth entstellten Zügen. „Der Tag der Rache reift heran und alles Blut, welches der weiße Teufel von uns und unsern schwarzen Brüdern im wilden Uebermuthe vergossen, soll er tausendfach durch seinen martervollen Tod büßen."

Doch diese Zeit näherte sich nicht. Mochte es Haruk an kräftigem Beistande oder an Gelegenheit zur Vollführung eines gewaltigen Schlages fehlen, genug er ließ noch Monden verstreichen, ehe er den Arm erhob, um ihn mit gigantischer Kraft und zum Segen seiner verlassenen Brüder auf das Haupt der weißen Peiniger niederfallen zu lassen. Der ungeheure Druck des Elends, welcher tödtlich schwer auf den gepeinigten Sclaven Marquella's lastete, zerriß, bald in schreienden Jammer, bald in verbissenen Ingrimm ausbrechend, Whida's jugendliches Herz. Vergebens umklammerte er die Knie seines väterlichen Wohlthäters, um oftmals Gnade für die unglücklichen schwarzen Brüder zu erflehen, welche unter Scipio's Leitung ein unaussprechlich elendes Leben durchschmachteten, denn der hartherzige Tyrann spielte in wilder Lust mit dem Leben der armen Kinder einer fremden Erde.

Marquella, welcher in dumpfer Verschlossenheit seine Tage vollbrachte, blieb allen Bitten — Scipio seiner Macht zu entkleiden, auch dann noch unzugänglich, als zwei seiner besten Sclaven ihr marterreiches Dasein durch Selbstmord geendet hatten. Da trat das Bild des Schlächters, der sein Vieh nur liebkost, bis es reif zur Schlachtbank ist, vor seine geängstigte Seele, und wie der im Elende gereifte Knabe auch alle Gefühle der Erkenntlichkeit in seiner Brust aufregte gegen den weißen Mann, dessen Gnade ihn gerettet hatte von dem grausigen Loose, die Ketten zu theilen, in welchen sein Volk schmachtete, immer und immer wieder ward er sich mit Schaudern bewußt, nicht minder das Eigenthum des Gebieters von Klein-Maryland zu sein, als das Lieblingspferd es war, welches Delores Marquella auferzogen hatte, um es jetzt unter Scipio's scharfen Sporen

bluten zu lassen, und das Entsetzen des unglücklichen Fürstenenkels wuchs, wenn er bedachte, daß es nur eines Winkes dieses allmächtigen weißen Mannes bedürfe, um ihn, jenem Pferde gleich, unter Scipio's Füße zu werfen. Doch er dachte an Alice und in sein Herz zog jenes beruhigende Gefühl ein, welches das kindliche Wesen so ungemein selig zu beglücken vermag.

Mit ungemischt kindlichen Gefühlen der innigsten Zuneigung schloß er sich an die mutterlose Waise, deren Geist und Körper unter den treuen Augen des schwarzen Fürstenenkels sich ungewöhnlich schnell entfaltete. — Diese fortschreitende Entwicklung der beiden Kinder machte es nöthig, daß Marquella seinen Hausstand den Umständen entsprechend vergrößerte. Durch die Vermittelung seines Freundes Leontin Dobbes in New-Orleans wurde ihm ein Hauslehrer und eine Erzieherin zugewiesen, welche er beide engagirte.

Der Lehrer war ein noch junger Mann von ernstem, verschlosse-nem Wesen, mit unstät blickenden, grauen Augen und fahler Gesichts-farbe, so daß er einen peinlichen Eindruck auf den ruhigen Beobachter hervorbrachte. Sein Name war Harris Atzeroth. Die Erzieherin war ebenfalls noch jung, schön, mit blonden Haaren und großen blauen Augen, aus welchen ein tiefer Seelenkummer unverkennbar sprach. Ihre weichen, blassen Züge verriethen Sanftmuth und Herzensgüte. Sie nannte sich Mary Harringen. Die Kinder hingen bald mit innigster Zuneigung an der bleichen Erzieherin, wogegen sie mit offen-barem Widerwillen den Lehrstunden des finstern Lehrers beiwohnten, welcher dies aber durchaus nicht zu bemerken schien und sich auch keine sonderliche Mühe gab, die Liebe und Anhänglichkeit der Kinder zu erwerben, deren Geist einen erfreulichen Aufschwung nahm.

So waren einige Monate wiederum verflossen. Mit unaussprech-licher Liebe blickte der glückselige Vater auf die engelgleichen Züge seiner Tochter und verbannte zuletzt aus seiner Seele alle die düsteren Gedanken, welche von Zeit zu Zeit sich ihm mit unwiderstehlicher Ge-walt aufdrängten. Alles beugte sich in Demuth vor der jugendlichen Herrin, nur Whida war es allein vergönnt, mit dem gefeierten Glücks-kinde wie ein Bruder umzugehen — und er war es mit voller Seele — bis ein trauriges Ereigniß ihn den Umfang seines Abstandes von seiner vermeintlichen Schwester und von allen Weißen recht nach-drücklich kennen lehrte.

Der letzte Zweig des Herrschergeschlechts — des einst so mäch-tigen Negerreiches in Westafrika — hatte sich eines Abends gleich

einem Zugthiere vor den kleinen Wagen Alice's gespannt, und war im Drucke der schwülsten, durch keinen Wind gekühlten Abendluft, bis zur äußersten Erschöpfung mit seiner Last Berg hinauf, Berg hinab geeilt, bis er keuchend und schweißtriefend stehen blieb. Doch immer noch forderte das wilde, fröhlich lachende Kind neue Anstrengungen von ihm, und ruhte nicht eher, als bis Whida seinen Lauf fortsetzte und nach einer kleinen Weile völlig ermattet zusammenbrach. — Auch hiermit noch nicht zufrieden gestellt, rief sie im ärgerlichen Tone:

„Weiter, Whida, weiter!"

„Nun, so fahre doch Deine Gebieterin!" sagte Atzeroth, welcher mit der Erzieherin in einem Gespräche begriffen folgte.

„Er ist erschöpft, der arme Knabe", sagte Mary mit mitleidiger Stimme, „er kann die schwere Last nicht mehr von der Stelle schaffen.

„Ein Negerbube und erschöpft?" versetzte der Lehrer kalt," wer fragt denn nach der Ermüdung eines solchen elenden Wesens."

„In der Regel darf man allerdings diese wilden Geschöpfe nicht an solche Rücksichten gewöhnen", versetzte die Erzieherin mit ungemein sanft klingender Stimme. „Doch dieser Knabe, mit seinem aufgeweckten Geiste verdient wohl, daß man eine Ausnahme mit ihm mache. Er belohnt Ihnen Ihre Mühe doch mit dankbarer und kindlicher Zuneigung."

„Das kann ich nun gerade nicht von ihm sagen, erwiderte Atzeroth, indem er einen finsteren Blick auf Whida warf. „Er besitzt allerdings ein Auffassungsvermögen, wie es mancher Hunderace eigen ist, und wenn ich zuweilen in die dunklen Augen dieses Halbmenschen blicke, so ist es mir, als sei er nichts weiter, als ein Hund von besonderem Instinkt."

Schmerzvoll von den Worten seines hartherzigen Lehrers berührt, wandte Whida sein thränenfeuchtes Auge auf Mary Harringen und ließ seinen klagenden Blick über ihre reizenden Züge gleiten.

So deutlich, als in diesem Augenblicke, hatte die Waise noch nie den Grad der Tiefe der ihm von der Natur angewiesenen Stellung empfunden.

„Der Hund ist das treueste und anhänglichste Thier und oftmals besser als die weißen Menschen, welche ihre schwarzen Brüder zu vernichten streben," murmelte Whida leise vor sich hin.

Doch länger war Alice's Ungeduld nicht zu zügeln.

„Stehe auf, Whida und laufe!" schrie sie ihm mit eigensinnigem Trotze zu, „stehe auf!"

Da blickte der arme Negerknabe mit wehmüthiger Freundlichkeit

auf das in seiner Ungeduld so liebliche Kind und sagte, indem er die Deichselstange wieder ergriff:

„Ja, Alice, ich will laufen, so lange meine letzten Kräfte ausreichen. — Ich bin ja nur geboren, um für Dich zu wachen — und zu sterben. Dein Hund — Dein Spielzeug bin ich und will es sein, so lange ich athme. Nun vorwärts."

Nach diesen Worten setzte er sich wieder in Bewegung und lief in wilder Hast weiter — immer weiter, während Alice vor Freuden laut aufjauchzte, bis Whida's Athem immer kürzer und schwerer wurde. Sein wolliges Haar tropfte von Schweiß, während die röchelnde Brust sich hastig hob und senkte, bis endlich ein Strom kochendes Blut aus Mund und Nase stürzte und er leblos zu Boden sank.

Ein gellender Nothschrei Alice's rief die bestürzte Erzieherin herbei. Voll Hast war das weiße Kind des reichen Pflanzers aus dem eleganten Kinderwagen geklettert und hatte sich klagend und weinend über den armen Negerknaben geworfen.

„Er ist todt! — Mein Whida ist todt!" schrie sie im kindlichen Schmerze.

Diese Worte des Trostes für das wunde Herz des armen Knaben vermochten es vielleicht, daß er sich in wenigen Minuten wieder erholte. Mit unaussprechlich dankbaren Blicken sah er in das von Thränen feucht gewordene Antlitz des kleinen Mädchens, welche fast triefend von seinem Blute, neben ihm kniete und dasselbe mit ihrem Tuche zu stillen versuchte.

„Alice!" rief der Lehrer im rauhen Tone, „schickt sich das für die Gebieterin von „Klein Maryland?" Bitte, stehen Sie auf!

„O, lassen Sie doch das Kind in ihrer unschuldigen Weise das Unrecht vergüten, welches sie durch ihren Eigensinn angerichtet", sagte die Erzieherin im Tone des Vorwurfs." Der arme Whida blutet ja um ihretwillen.

„Nun, was ist's denn mehr?" entgegnete Atzeroth verächtlich." Er ist gefallen und steht wieder auf, wenn er sich erholt hat." Vergessen Sie nicht, Miß Mary Harringen", fügte er ernst hinzu, „daß Alice die einzige Tochter des reichsten Pflanzers von Louisianas ist, und daß dieser Negerbube nur als ein verzogenes Thier betrachtet werden kann, welches die Vorsehung bestimmt hat, der unterwürfige Diener dieses kleinen Mädchens zu sein. Nehmen Sie das Kind an Ihre Seite, Miß Harringen und lassen Sie das Sclaven-Blut von ihren Händen und Kleidern beseitigen, damit Niemand von dieser schwarzen Negerbrut erfahre,

daß die Tochter des Gebieters von „Klein Maryland" sich mit dem Blute eines Sclaven besudelt habe."

Alice hörte aufmerksam auf die Worte dieses elenden Menschen, in dessen Brust jeder Funken von Mitgefühl erstorben schien. Stolz erhob sie sich von dem Körper des blutenden Halbbruders und ging an die Hand ihrer seufzenden Erzieherin dem Wohngebäude zu, ohne noch einen theilnehmenden Blick auf den unglücklichen Fürstenenkel zu werfen, der aus seinem kurzen Himmelstraume gerissen, das Blut mit heißen Thränen von seinen zuckenden Wangen wusch.

„Schäme Dich, Whida!" rief Atzeroth im rauhen Tone, „schäme Dich, eines unbedeutenden Falles wegen zu weinen; betrachte die andern Negerkinder Deines Alters, die unter strenger Zucht arbeiten und manche Strafe vor den Augen ihrer Eltern erleiden müssen — ohne weinen zu dürfen. Und was bist Du denn mehr, als ihres Gleichen? Was hast Du vor ihnen voraus, als die Gnade des reichen Marquella? Erhebe Dich und reinige Dein Gesicht von dem Blute, welches Deinem Gebieter gehört."

Nach diesen grausamen Worten entfernte sich der hartherzige Lehrer, welcher in die jugendliche Brust seiner Zöglinge so verschiedene Gefühle zu pflanzen bemüht war.

Mit gleichsam zermalmter Seele schlich Whida von dannen. Die weiße Schwester, welche seine zu Gott berufene Wohlthäterin ihm geschenkt hatte, war nicht die Tochter *seines Vaters*, sondern die Tochter seines *Herrn* und bestimmt, einst seine Gebieterin zu werden. Und er — der Enkel eines Herrschergeschlechts, — er war Nichts, als einer jener unzähligen von der Vorsehung für den harten Sclavendienst erschaffenen *schwarzen* Unglücklichen, von seinen Leidensgenossen nur unterschieden, wie das Schooßhündchen Alice's von den Kettenhunden, die auf dem Herrenhof, — ihrer Freiheit beraubt — Wache hielten.

Eine unaussprechlich tiefe Traurigkeit schlich sich in das weiche Gemüth des unglücklichen Kindes, welche immer schmerzlicher wurde, je häufiger das grausige Elend an ihn herantrat. Alles, was er sah und mit seinem klugen Geiste erfaßte, ließ ihn erkennen, daß das bevorzugte Geschlecht der weißen Menschen näher dem Throne des Weltschöpfers stehe, als das seinige. Louisiana, einst bewohnt von den kupferfarbenen Menschen, war von dem weißen Menschengeschlechte in Besitz genommen und die Urbewohner von den Füßen der Habgierigen in grausamer Lust zertreten. Um diesen vertilgten Sclavenstamm zu ersetzen, mußte Afrika entvölkert werden.

Einige Zeit war wiederum vergangen und das Verhältniß Whida's zu Alicen ein ganz anderes geworden. Täglich wiederholte Atzeroth, in ernster Hindeutung auf den Unterschied zwischen der Gebieterstochter und des Sclavensohnes, daß Alice nicht der Neigung seiner Seele bedürfe, um ihn ihrem Willen zu unterwerfen, und täglich schlich sich ein Funken von Hochmuth mehr in ihre Brust, so daß sie zuletzt deutlich empfand, daß sie die Herrin ihres Jugendgespielen sei.

Delores Marquella betete seine Tochter mit abgöttischer Liebe an, und erkannte in Whida's Verhältniß zu Alicen, welches immer deutlicher das Gepräge der Unterwürfigkeit annahm, eine völlig naturgemäße Stellung, welche seiner Neigung für den Knaben keineswegs widersprach. Sein Leben floß in ungestörter Friedlichkeit hin; seine Reichthümer mit ängstlicher Sorgfalt für sein geliebtes Kind zusammengehalten, wuchsen von Jahr zu Jahr; seine Sclaven lagen gebändigt unter der gewaltigen Faust Scipio's und schwiegen wie die Natur vor dem Ausbruch eines Erdbebens, und kein Zeichen kündete den nahen Sturm an, der sein stilles Glück in seinen Grundfesten zu erschüttern und aus der Tiefe des wolkenlosesten Himmels loszubrechen bestimmt war.

Schon seit etwa zwei Jahren hatte der Süden Amerika's unter heftigen Schwingungen, welche vom Himmel des Nordens drohend heranzogen, gebebt, aber kein Luftstoß, stark genug, um am südlichen Himmel entladende Gewitterwolken zusammenzutreiben, war bisher von der übermüthigen Aristokratie des Südens empfunden worden. 80,000 begüterte Pflanzer trotzten den Beschlüssen des Congresses zu Washington, denn sie, mit dem wilden Präsidenten Jefferson Davis an der Spitze, galten in den conföderirten Staaten alles allein. Seit langer Zeit hatten die Pflanzer stürmisch die Ausdehnung der Sclaverei auf die Territorien gefordert; denn seiner Sclaven beraubt, kann der große reiche Pflanzer nicht mehr wirthschaften. Es war also für sie geradezu die wichtigste Lebensfrage, ihre Menschenalter hindurch besessenen Privilegien in Ansehung der Sclavenfrage auf dem allgemeinen Congresse zu Washington zu wahren und möglichst noch auszudehnen, um mit ihren Sclaven die Stapelartikel für Europa ruhig auf dem jungfräulichen Boden Südamerikas fortbauen zu können. Unter der Regierung mehrerer Präsidenten hatten die Pflanzer der conföderirten Staaten thatsächlich das Uebergewicht über den Norden besessen, aber ihr unbegrenzter Hochmuth verleitete sie zum Abfall und trieb sie zu einem Kriege gegen das Bruderland, in welchem sie zu Grunde gingen.

Vier Millionen Negern sind die christlichen und menschlichen Rechte gewährleistet, welche sie so lange Jahre hindurch forderten und auch

zu fordern berechtigt waren. Die meisten großen Pflanzer sind durch das Confiscationsdecret des Congresses als Hochverräther empfindlich getroffen. Ihre gewaltigen Besitzungen sind eingezogen und parcellirt worden, damit an Stelle der großen Grundbesitzer eine Menge freier und unabhängiger Ackerbauer treten. Die wirthschaftlichen Bedingungen des Lebens im Süden werden übrigens durch die Emancipation der Sclaven vollständig umgekehrt, denn bisher basirte Alles auf dem landwirthschaftlichen Großbetriebe, jetzt aber tritt an dessen Stelle die Kleinwirthschaft. In allen Ländern, wo die Sclaven befreit worden sind, haben sie die Culturen, in denen sie früher zwangsweise thätig sein mußten, mit Abneigung betrachtet. Sie sind in der Regel Gärtner geworden oder haben nur so viel Feld bestellt, als sie zu ihrem Unterhalte nothwendig brauchen. Für die alten großen Pflanzungen von Baumwolle, Zucker, Indigo und Reis wird es an Arbeitern fehlen. Ob in Folge davon die Baumwollennoth für Europa fortdauern wird, kann man mit Gewißheit nicht entscheiden, da die Unionsregierung in diesem Augenblicke ein Experiment anstellt, welches in seinen Erfolgen erst abgewartet werden muß. — Sie veräußert nämlich 43,000 Morgen auf den Inseln zwischen Charllsten und Savannah, welche die berühmte Sea-Islandsbaumwolle liefern, in Parcellen von 20 bis 80 Morgen zu dem niedrigen Preise von $1\frac{1}{4}$ Dollar für den Morgen an ehemalige Sclaven und ausgediente Soldaten.

In zwei Staaten, Südcarolina und Mississippi, wird der freie Neger die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, in vier anderen, Georgia, Alabama, Florida und Lousiana, den Weißen nahezu die Wage halten, und in allen früheren Sclavenstaaten eine Macht sein, auf welche die Unionsregierung in den Tagen der Gefahr rechnen kann. Vor dem Kriege lebten in den abgefallenen Staaten $5\frac{4}{10}$ Millionen Weiße und $3\frac{5}{10}$ Millionen Sclaven. Die Weißen sind durch den mörderischen Kampf stärker gelichtet worden, als die Schwarzen; ein um so stärkeres Gegengewicht werden die letzteren bilden. Mit Ausnahme von Brasilien und den spanischen Inseln giebt es nun in der neuen Welt keine Sclaven mehr. Im Congreß der Vereinigten Staaten ist ein Zusatzartikel zur Verfassung angenommen worden, welcher die Abschaffung der Sclaverei für alle Zeiten ausspricht. — Wollte der Süden seine Sclaven behalten, so durfte er nicht den fürchterlichen Bürgerkrieg hervorrufen. So lange er in der Union blieb, schützte die allgemeine Verfassung seine Besitzrechte an dem schwarzen Menschen. Er konnte einige von seinen Rechten durch die Beschlüsse des Congresses verlieren, aber in seinem eigenen Gebiete war dem Süden nicht

beizukommen, da die Sclaverei eine innere Angelegenheit war, in welche die Unionsregierung und der Congreß sich nicht einmischen durfte. Diesem Schutz durch die Verfassung entsagte der Süden, als er die Verfassung willkürlich verletzte und endlich zerriß.

Vor dem Abfalle des Südens gab es im Norden Viele, welche die Sclaverei hartnäckig vertheidigten, Viele, welche sie durchaus nicht antasten lassen wollten, damit kein Zwiespalt zwischen den Bruderländern entstände. Je länger aber der entsetzliche Bürgerkrieg dauerte, und je furchtbarer er mit seinen Schrecken auftrat, um so allgemeiner wurde der Haß gegen die übermüthigen, geldstolzen Pflanzer des Südens, welche so viele Leiden und Opfer über das gesegnete, freie Vaterland gebracht hatten.

Präsident Abraham Lincoln beobachtete diesen Umschwung der Stimmung, und so oft sie stärker und bitterer wurde, ebenso oft war er auch mit einem neuen Schritte gegen die Emancipation hin da. Er ließ sich nicht drängen und nicht aufhalten. Man hat ihn verhöhnt und verspottet, seinen gewöhnlichen und ungelenksamen Körper für den richtigen Ausdruck seines Geistes erklärt. Aber dieser Präsident-Holzhacker hat sich als Staatsmann von echtem Schrot und Kern bewährt, er ist den Bedürfnissen der Lage, den Fortschritten der öffentlichen Meinung stets zur Seite geblieben und hat durch seine weise Leitung der öffentlichen Angelegenheiten seiner Partei und sich selbst den Nachruhm der civilisirten Welt gesichert.

Doch kehren wir jetzt wieder zu dem sich immer mehr und mehr entwickelnden Gange unseres Zeitbildes zurück und greifen der schrecklichen Epoche nicht vor, welche im Laufe dieses Romans dem Leser Schritt vor Schritt vor die Seele geführt wird. Der erste Donner der Kanonen, welcher die Schranken der Sclaverei zertrümmerte, rollte zum Entsetzen der mächtigen Pflanzer über den Süden Amerika's. Die Sclavenstaaten horchten, aus ihrer Sorglosigkeit aufgeschreckt, ängstlich auf, die Neger jubelnd, die Weißen vor Wuth mit den Zähnen knirschend. Dieser Donner der Kanonen versprach den geknechteten Negern die goldene Freiheit und die leuchtende Morgensonne ein Leben ohne Martern und harte Strafen.

Das unheimliche Jauchzen der frohlockenden Neger verrieth den Pflanzern ihre Hoffnungen und ihre Gesinnungen und die hierdurch gewarnten Gebieter und Aufseher verdoppelten ihre Aufmerksamkeit und ihre grausame Strenge.

Zu den achtsamsten und strengsten Sclavenvögten in Louisiana

gehörte Scipio — und der wildeste und rachedürstigste aller Sclaven war Haruk.

Whida, jetzt ein siebenjähriger Knabe, genau bekannt mit den verschiedenen Mundarten der westafrikanischen Negerstämme, ahnte in seiner jugendlichen Seele den bevorstehenden Ausbruch des furchtbaren Ungewitters, und flehte seinen Gebieter um Milde gegen die farbigen Brüder in herzzerreißenden Worten an, die Scipio's Eisenfaust täglich in seinem blutgierigen Grimme zu Boden schmetterte, aber nicht zermalmen konnte. Der mit aufgewecktem Geiste begabte und durch den strengen Unterricht seines Lehrers gebildete Fürstenenkel bewies Marquella, daß es in ganz Louisiana keine gemarterteren Sclaven gäbe als die seinigen, und daß seine Felder mehr Arme erforderten, als Scipio denselben gewähre. Die Bestellung der Pflanzungen mit den wenigen Sclaven sei nur durch die fürchterlichste Grausamkeit bisher möglich gewesen.

Delores Marquella, krank am Herzen, war mächtig bewegt von dem grausigen Bilde, welches der muthige Knabe ihm entwarf. Er beschloß die Arbeiten seiner Sclaven zu verringern und empfahl Scipio eine menschlichere und vorsichtigere Behandlung der Neger, selbst auf Kosten seines eigenen Vortheils. Doch mit Mühe verbiß der Unmensch sein Lachen, und schritt noch in derselben Stunde, des Befehles seines Gebieters spottend, zu einem von ihm auf heute anberaumten grausamen Werke, zu der Stempelung mit dem heißen Brenneisen mehrerer herangewachsenen Negerkinder.

Der wilde Haruk, zusammengekoppelt mit einem schwachen Negersclaven, dessen mangelnde Kraft er durch die seinige zu ersetzen bestimmt war, zog so eben einen mit Zuckerrohr schwer belasteten Wagen den Speichern zu, als ein klagendes Kindergeschrei an sein Ohr schlug. Er blieb stehen, horchte aufmerksam auf und erkannte an den Jammerlauten die Stimme seines jüngsten Kindes, und jenes wiehernde, unheimliche Gelächter, welches den Schmerzensschrei des Kindes zu Zeiten übertönte, kam unzweifelhaft aus dem Munde seines Todfeindes, des entmenschten Aufsehers Scipio.

Mit wahnsinniger Hast warf der unbändige Neger das Joch von seinen Schultern, packte mit riesiger Kraft den schweren Klotz, welchen er nachschleppte, und sprang mit seinen gefesselten Füßen in gewaltigen Sätzen dem Schauplatze der Marter seines Kindes zu. Das herzzerreißende Jammergeschrei seines Lieblings übertönte den Klang der warnenden Glocke über seinem Haupte, und Scipio gewahrte den fürchterlichen Feind nicht eher, als in dem Augenblicke, als dieser

racheschnaubend neben ihm stand und ihn mit seinen glühenden Augen, gleich dem Blicke einer giftigen Schlange, in den Banden des grausamen Schreckens gefesselt hielt.

Nur eine Secunde dauerte dieser für Scipio fürchterliche Moment, dann ließ der rasende, in seinem Vaterschmerze seiner Sinne nicht mehr mächtige, wilde Neger, den hochemporgehobenen Klotz mit solcher übermenschlichen Kraft auf den Schädel des weißen Teufels fallen, daß dessen Gehirn die Wände bespritzte und er todt zu Boden sank.

Ein teuflisches Gelächter entströmte in unheimlicher Weise den Lippen des so lange von dem Unmenschen gemarterten Negers.

„Das ist die Rache Haruk's, des Wilden!" brüllte der Neger mit rollenden Augen, indem er mit vor Wuth entstellten Zügen den Körper seines Peinigers ergriff und mit gigantischer Kraft in die lodernden Flammen des riesigen Ofens warf, welche im nächsten Augenblicke über das Opfer des Fürchterlichen zusammenschlugen.

Dann beugte er sich in seinem entsetzlichen Schmerze über das am Boden lautjammernde Kind und betrachtete vor Wuth brüllend, die grinsende Brandwunde auf der Brust seines ächzenden Lieblings.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke bog Whida, die kleine, freundlich lächelnde Gebieterin in einem Wagen ziehend um die Ecke der offenen Hütte.

Bei diesem Anblicke erwachte die fürchterliche Wuth des wilden Negers auf's Neue.

„Nein!" schrie er mit donnerähnlicher Stimme. „Noch ist meine Rache nicht gekühlt! — Noch lebt der Bastard der Elenden, welche mein Kind zum Krüppel gemacht!"

Hastig riß er das glühende Brandeisen aus dem dampfenden Ofen und sprang auf den Wagen mit wilden Sätzen zu. Schreiend warf sich Whida ihm in den Weg und flehte den Wüthenden um Erbarmen an, doch mit gewaltiger Kraft schleuderte Haruk den Knaben weit hinweg, ergriff das schöne, volle Haar der um Hülfe rufenden Alice, wickelte es hastig um seine Hand, hob alsdann fürchterlich in seiner Wuth lachend, das wimmernde weiße Kind seines Gebieters empor und brüllte mit heiserer Stimme:

„Du weiße Teufelsbrut! — Dich will ich zeichnen, wie Deines Vaters Vogt mein Kind gezeichnet hat! — Rühre Dich nicht, oder ich schlage Dir das Gehirn ein!"

Mit diesen Worten senkte er das glühende Eisen Alice's weißen Nacken entgegen, da plötzlich raffte sich Whida vom Boden auf, stürzte dem Unhold entgegen und griff mit der linken Hand nach der Eisen=

stange, welche des Negers Arme trennte, und mit der rechten in das rauchende Brandeisen.

„Laß ab, thörichter Bube," brüllte Haruk mit vor Wuth bebender Stimme." Ich will vergelten der weißen Brut, was sie an uns so vielfach verbrochen!"

Aber Whida ließ nicht los, fester umklammerte er ohne einen Schmerzenslaut zu verrathen das zischende Eisen, welches seine Hand bis auf die Knochen verbrannte, bis ein fürchterlicher Fußtritt des Wüthenden ihn besinnungslos zu Boden schmetterte. Stöhnend sank der muthige Knabe nieder und erhob die geopferte Rechte, gleichsam den Mörder beim Ewigen anklagend.

„Die Hand hättest Du retten können, entarteter Wurm Deines Fürstenstammes!" brüllte Haruk, einen fürchterlichen Blick auf Whida werfend.

Dann drückte er den Kopf seines Opfers zwischen die Beine und senkte das glühende Eisen zwischen die Schultern der stöhnenden Alice. Hierauf schleuderte er das wimmernde Kind mit kräftigem Arme in die Ecke der Hütte, daß das Blut weit umher spritzte, stemmte beide Arme gegen den riesigen Ofen von Felsengestein und drückte mit Löwenstärke so kräftig dagegen, daß das Blut aus seiner zerrissenen Haut in Strömen rann. Das rostige Eisengelenk widerstand dem gewaltigen Drucke nicht, — es zerbrach. Jetzt seiner Arme mächtig, zerschmetterte er die verrosteten Schellen an seinen Füßen und eines der Kettenglieder, welches ihn mit dem Klotze verband und trennte das Eisenband von seinem Halse. Dann stürzte er aus der Hütte, eilte nach dem Mississippi, sprang in die Fluthen, durchschwamm ihn, und verlor sich in dem Urwalde des jenseitigen Ufers. . . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Diese Folgereihe ungeheurer Frevel, Scipio's Ermordung, Whida's Verstümmlung und Alice's Brandmarkung, hatte nur eines Zeitaufwandes weniger Minuten bedurft. Whida's Hülferuf war so wenig als Alice's Jammergeschrei an ein menschliches Ohr gedrungen; denn der einzige Zeuge dieser grausigen Scene, jener mit Haruk zusammengekoppelte Neger, hatte, gleich nachdem er Scipio's haarsträubendes Ende gesehen, mit Entsetzen und vor Furcht zitternd die Flucht ergriffen und war zu den übrigen Aufsehern geeilt, um diesen Haruks höllische That zu verkünden.

Von allen Seiten eilte man zu dem Orte dieser auf allen Gesichtern Bestürzung hervorrufenden That.

Das die Lüfte durchdringende Jammergeschrei der Erzieherin, welche die Kinder ohne Aufsicht hatte entfernen lassen, drang in das Arbeitszimmer Delores Marquella's und lockte ihn in's Freie. Kaum vernahm er die in unzusammenhängenden Worten hergestammelte Kunde von dem entsetzlichen Ereignisse, da stürzte er auch schon von tödtlicher Angst ergriffen, seiner Sinne kaum mehr mächtig, nach der Hütte, wo Alice neben dem leblosen Körper Whida's, wimmernd vor Schmerzen lag. Die rechte, bis auf die Knochen durchbrannte Hand des unglücklichen Knabens, war besäet mit gefräßigen Muskitos, sein linkes Auge, von dem Fußtritte des Negers getroffen, war verschwollen und blutrünstig, und das rechte stand gebrochen, wie das einer Leiche, halb offen.

„Haruk hat mich mit dem glühenden Eisen gebrannt und Whida erschlagen," stöhnte Alice im wimmernden Tone.

Halb wahnsinnig vor Schmerz starrte der unglückliche Vater auf das schmachvolle Brandmal unterhalb des Nackens seines geliebten Kindes, welches unvertilgbar, für Lebzeiten ein Schandfleck für das arme Mädchen blieb, und eine wichtige — grausige Rolle spielte.

Hunderte von hülfreichen Händen waren beschäftigt, feine Oele zu beschaffen und Brandsalben aus wunderthätigen Kräutern zu bereiten, während die junge Gebieterin mit möglichster Bequemlichkeit in die prachtvolle Wohnung ihres reichen Vaters geschafft wurde. Aber Niemand gedachte des leblosen, armen Whida und des Negerkindes Haruk's; verlassen lagen die Sclavenkinder auf dem harten Boden, bis endlich Alice's Fragen nach ihrem muthigen Vertheidiger die Aufmerksamkeit Marquella's auf den fehlenden Knaben lenkten.

Whida wurde gesucht und gefunden, aber auch die Fesseln Haruk's fanden die Diener und berichteten dem bleichen Gebieter von der wahrscheinlichen Flucht des wilden Negers. Die Aufseher und weißen Diener des reichen Besitzers von „Klein Maryland" geriethen in Furcht und Schrecken, und die Besorgniß, Haruk's finstere That möge das Zeichen zum Losbruche aller Sclaven auf den vielen Plantagen Louisiana's werden, rechtfertigte die Maßregeln, welche der Oberaufseher zu seiner und seines betäubten Gebieters Sicherheit traf.

Der reitende Bote, welcher, um einen Arzt zu holen, nach New-Orleans zu eilen bestimmt war, empfing ein Schreiben an die dortige Militairbehörde, durch welches Marquella den schauerlichen Vorfall meldete und ein Truppendetachement erbat. Diese Vorsicht erwies sich

jedoch sehr bald als unerforderlich. Die Sclaven, wie geneigt sie auch sein mochten, ihre Fesseln zu zerbrechen, geriethen auf den meisten Pflanzungen durch die Kunde von Haruk's entsetzlicher That in eine Art von Erstarrung, welche ihre Kräfte und ihren Willen lähmte. Vor Allem aber wandte der Abscheu vor dem Verbrechen, welches der Mörder an dem Enkel eines Fürsten aus ihrem Blute verübt hatte, ihre Herzen momentan von dem Drange nach Freiheit und Rache, an ihren weißen Peinigern zu nehmen, ab.

Ein fürchterliches Geheul der Neger drang durch die Lüfte um den ermordet geglaubten letzten Sprossen der Herrscher von Whida und vermischte sich mit den Wehklagen Medula's, welche ihren verbrecherischen Mann verdammend, ihren Liebling in den Armen hielt, der, zwar noch betäubt von dem Stoße Haruk's, doch die Besinnung wieder erlangt hatte.

Mit rührenden Worten erzählte Alice dem lauschenden Vater, wie Whida für sie in aufopfernder Liebe gerungen und gelitten habe. Doch der finsterblickende Atzeroth war in seinem Ingrimme gegen die armen Sclaven bemüht, die edle That des Fürstenenkels als einen Akt der Pflicht darzustellen, da sein Leben der jungen Gebieterin gehöre.

„Whida ist kein Sclave!" rief Delores Marquella mit Innigkeit die fiebernde Wange des schmerzlich lächelnden Knaben streichelnd." Whida ist mein Sohn," fügte der Gebieter von „Klein Maryland" mit Nachdruck hinzu, „und Dein Bruder, meine Alice. — Du könntest nicht das Kind Deiner seligen Mutter sein, wenn Du fähig wärst je zu vergessen, daß Whida seine Hand für Dich geopfert hat."

Jammernd betrachtete Medula die verkrüppelte Hand des armen, ohne Wehklagen leidenden Knabens, dessen Leben nach den Begriffen der Neger ihr geheiligt erschien. Der spät Abends auf der Pflanzung eintreffende Arzt, erklärte zwar Whida's Hand mit ihren zerstörten Muskeln, ihren zerrissenen Sehnen, ihren gerösteten Flechsen für unrettbar verloren, erkannte aber am folgenden Tage die Heilbarkeit des verletzten Auges.

Um Mitternacht erschien das geforderte Truppendetachement, welches am nächsten Morgen die vermeinte Spur des flüchtigen Mörders verfolgte. Aber vergeblich war das Forschen, Haruk blieb spurlos verschwunden, und die unmittelbar auf diesen Vorgang folgenden kriegerischen Ereignisse nöthigten die Behörden, ihre Forschungen nach dem gefahrdrohenden Verbrecher einzustellen.

Das Haus der Sünde.

In einem der abgelegensten Stadttheile von New-York, wo man nur die verkümmerte Gestalt und das hohle Auge des Handwerkers — des armen Sclaven des Capitalisten — erblickte, befand sich ein zweistöckiges, unfreundliches Haus, dessen Fensterladen niemals geöffnet wurden, um dem freundlichen Tageslicht Eingang zu verschaffen. Unzählige Gasflammen verscheuchten die ewige Nacht, und beleuchteten in grausiger Helle den Ort der Sünde, worin die Doctorin Mudd ihr lichtscheues Gewerbe betrieb. Die höchste Potenz des Lasters hatte hier sein Panier in verlockender Weise entfaltet. Wilde, halbnackte Mädchengestalten, allen Zonen der Erde angehörend, feierten in dem Tempel der Wollust täglich Orgien und Bacchanalien in einer Weise, welche recht deutlich zeigten, wie das Weib, aller Schmach und Schande trotzend, in dieser Gestalt am meisten geeignet ist, zu dem tiefsten Abschaum der Menschheit und zu den finstern Kindern der Hölle gerechnet zu werden. Ist der Blüthenhauch von dem Weibe — der erhabendsten Schöpfung des Allgewaltigen — gewichen, und tritt das Laster mit seinen entsetzlichen Folgen an dasselbe in verführerischer Gestalt heran, dann ist die Prüfungsstunde für die Unglückliche gekommen. Hat sie noch so viel Thatkraft, sich von dem ersten Falle mit soliden Vorsätzen zu erheben, dann gelingt es so mancher Verführten, noch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden und die Bestimmungen des Weibes zu erfüllen Fällt aber eine solche Bedauernswerthe in die Fallstricke jener abscheulichen Weiber, welche das lichtscheue Gewerbe betreiben, gefallene Opfer in die lauernde Arme der Schande zu liefern, dann ist es für ewige Zeiten mit ihr vorbei. Von Stufe zu Stufe sinkt das Kind der Sünde und gefällt sich zuletzt nur noch in rohen und frivolen Scherzen. Aller Weiblichkeit entkleidet, dient das Opfer der Habsucht einzelner Menschen, mit ihrem Körper nur noch dem bösen Wesen, und ist ausgeschlossen aus der Gemeinschaft gesitteter Menschen.

In dieses Haus des Lasters schafften die beiden Strandräuber die Beute, welche von dem entarteten Weibe mit einem leisen Aufschrei über die wunderbare Schönheit Anna Heiduk's begrüßt wurde. Ganz gegen ihre Gewohnheit handelte die Hausmutter — wie sie gewöhnlich von ihren Kindern genannt wurde — nur wenig um



Laß ab, thörichter Bube! Ich will vergelten der weißen Brut, was sie an uns so vielfach verbrochen. (S. 333.)



den Kaufpreis des der Schande geweihten Opfers, behändigte den vergnügt lächelnden rohen Lootsen das Blutgeld, welche sich dann unter frivolen Scherzen geräuschlos, wie sie gekommen waren, entfernten.

Prüfend ließ das teuflische Weib ihre grauen, unheimlich funkelnden Augen über das reizende Geschöpf, welches vor Entkräftung und Ermüdung nur schwach athmete, gleiten. Ein finsterer Schatten breitete sich nach und nach über ihre harten, fast männlichen Züge. Sie schien im Geiste zu überlegen, welche neuen Martern sie ersinnen und zu welcher List und Ränken sie ihre Zuflucht nehmen müsse, um dies neue Opfer der Spekulation ihrem Willen fügsam zu machen.

Endlich schien sie in der Wahl ihrer Mittel mit sich einig, denn sie nickte mehrfach, zufrieden lächelnd, mit dem Kopfe und entfernte sich aus dem geheimen Gemache, welches eigens dazu hergerichtet war, spröde Opfer durch die grausige Einsamkeit mürbe zu machen. Einige Minuten später stand das satanische Weib in dem gewöhnlichen Wohnzimmer neben ihrem Gatten, welcher in Decken gehüllt, auf einem bequemen Lehnsessel saß. Von dem Augenblicke an, wo die Doktorin das Vorbereitungsgemach — wie sie das Zimmer nannte, in welchem Anna auf einem weichen Divan halb wachend, halb schlafend lag — verließ, war eine seltsame Veränderung in ihrem nicht unschönen Gesicht bemerkbar, welche allmälig den Ausdruck der sorgenden Hausfrau verscheuchte und einem finstern Trotz Platz machte. Bleicher konnten ihre Wangen kaum werden, noch die glanzlosen, unruhigen Augen kälter und drohender, es war fast augenscheinlich, daß ein finsterer Kampf ihre Seele beschäftigte.

Der Doktor, welcher noch immer an seinen Krankenstuhl gefesselt war, bemerkte wohl das drohende Gewitter, welches auf der niedrigen Stirn seiner Gattin stand und sich bei erster, passender Gelegenheit auf sein Haupt entladen zu wollen schien, doch er schwieg und blickte theilnahmlos vor sich hin, aber zuweilen leuchtete ein Schimmer von Bosheit aus seinen stechenden Augen, wenn er verstohlen einen Blick auf seine Gattin warf.

„Es wird Dir wohl gleichgültig sein, zu erfahren," begann endlich die Doktorin mit gerunzelter Stirn, „daß meine Bemühungen bei Dalibourd vergeblich gewesen sind. Er will mir das gekündigte Kapital nur dann noch auf einige Zeit belassen, wenn Du Bürgschaft dafür übernehmen willst."

„Immer und ewig das alte Lied," erwiderte Mudd höhnisch. „Mag der Geizhals den ganzen Plunder für seine Forderung nehmen, ich werde ihm keine Hindernisse in den Weg legen, obgleich ich nicht sein Schuldner bin."

„Du mit Deinem Gleichmuthe kannst mich wahrlich rasend machen!“ rief das Weib im drohenden Tone. „Wovon sollen wir fernerhin leben, wenn Dalibourd mit der Abpfändung gegen uns vorgeht? — Glaubst Du, ich habe Lust Dich mit meiner Hände Arbeit zu ernähren?“

„O nein, das glaube ich durchaus nicht,“ versetzte der Doktor bitter lächelnd. „Die Zeiten sind vorüber, wo Du dies gethan haben würdest. – Jetzt bin ich ein elender Krüppel, welcher von den Almosen seiner Nebenmenschen leben muß, wenn Du kein Brod mehr für mich hast.“

„Nun denn, weshalb weigerst Du Dich so hartnäckig, die Bürgschaft zu übernehmen, wenn Du nichts zu verlieren hast?“ fragte die Doktorin lauernd. „Dahinter muß doch ein seltsamer Grund sich verbergen.“

„Ich möchte wohl wissen, welcher?“ fragte der Doktor im unsichern Tone.

„Den will ich Dir sagen,“ schrie das Weib mit funkelnden Augen. „Weil Du glaubst, ich würde meine Verbindlichkeiten nicht erfüllen, und Du könntest Deinen in Sicherheit gebrachten Raub von dem Vermögen des russischen Grafen durch die Bürgschaft verlieren. O, ich weiß sehr gut,“ fügte sie mit Ueberzeugung hinzu, „daß Ihr beide, der schändliche Booth — und Du selbst, — mich um meinen Antheil betrogen habt. Kaum ließest Du Dich erbitten, mir eine Summe zu geben, um dieses Geschäft zu begründen. Hätte Dalibourd mir nicht die 4000 Dollars vorgestreckt, so wäre es überhaupt gar nicht möglich gewesen. . . .“

„Wofür Du ihm auch ganz besonders dankbar gewesen bist,“ unterbrach sie Doktor Mudd mit boshaftem Spotte. „Ja, ja, ich kenne die Geschichte.“

„Mensch! mache mich nicht rasend mit Deinem Spotte!“ rief das Weib mit vor Wuth bebender Stimme.

„Wozu diese Aufregung, liebe Doris,“ versetzte der Doktor lakonisch. „Ich bin ein Krüppel und vermag Dir keine glänzende Existenz mehr zu bieten. Es ist daher ganz natürlich, wenn Du Dich nach einem hübschern Manne bei Zeiten umsiehst, und Dalibourd ist doch gewiß ein schöner Mann.“

„Höre auf, Mann, oder ich erdrossele Dich mit meinen Händen!“ schrie das Weib, in ihrer Wuth mit den Fäusten drohend.

„Diese Mühe brauchst Du Dir nicht mehr zu geben, theure Doris,“ sagte der Doktor frostig lächelnd. „Das Gift wirkt schon hinlänglich

genug, welches Du mir in den Speisen und Getränken langsam beibringst. Gedulde Dich nur noch kurze Zeit, dann bin ich hinüber und mache in der Hölle Quartier für Dich. — Dalibourd wird sich freuen, wenn das Hinderniß seiner Wünsche beseitigt ist — aber noch mehr wird er frohlocken, wenn er Dich in Deiner wahren Gestalt kennen lernen wird. Wahrlich, die Großmutter des Teufels ist ein Engel gegen Dich."

Jetzt war der letzte Rest der Ruhe bei dem satanischen Weibe dahin, wüthend warf sie sich auf den würdigen Gatten, um ihn mit den langen Nägeln ihrer knochigen Hände zu bearbeiten, doch ein kräftiger Schlag von der Faust des Doktors auf den Kopf seiner Ehehälfte, schlug diese zu Boden.

„Laß diese Narrenspossen, süßes Weib!" rief Mudd kalt. „Du weißt, daß ich dergleichen Angriffe nicht vertrage, und Dich mit Deinem Galan wohl durchschaue. Ihr glaubt beide Wunder, welche Schätze ich besitze, und da ich diese nicht gutwillig herausgeben will, so versucht Ihr alle Manöver, mich Euren Plänen geneigter zu machen. Doch ich sage Euch," fügte er mit erhobener Stimme hinzu, „eher werfe ich den letzten Dollar in den Hudson, als daß ich Euch ihn gönne. Noch lebe ich — wenn auch zu spät zur Vorsicht erwacht — doch ich lebe und werde noch so lange leben, bis ich Dich Ehebrecherin mit Deinem nichtswürdigen Verführer vernichtet habe. Zittere elendes Weib! Der Krüppel hat noch so viel Kraft, sein Leben gegen die mörderischen Absichten einer im Finstern schleichenden Giftmischerin zu vertheidigen.

„Aber wer sagt Dir denn, lieber Mudd," versetzte die Doktorin heuchlerischer Weise einen milderen Ton anschlagend, „daß ich nach Deinem Leben trachte?"

„Nicht nur mein Bewußtsein und mein Scharfsinn allein, „erwiderte der Doktor noch immer erregt, sondern die Beweise, welche ich in Händen habe. — Doch genug davon, ich mag mich nicht weiter aufregen. Finde Dich, so lange ich lebe, in Dein Schicksal und vergiß das Unvermeidliche — wie ich es vergessen werde. Aber halte diesen elenden Dalibourd fern, sonst geschieht ein Unglück, welches Du mit Deinem Leben bezahlen mußt. Du kennst mich hinlänglich genug, um Alles von meiner Rache befürchten zu müssen, denn bin ich auch siech und hülflos, so stehen mir doch Mittel zu Gebote, um Dich mit dem Räuber meiner Habe zu vernichten. Deshalb hüte Dich!"

Zögernden Schrittes verließ die in ihren teuflischen Plänen durch-

schaute Doktorin das Gemach und begab sich in den Salon, um die Honneurs zu machen.

„Thor," murmelte sie auf ihrem Wege vor sich hin, „mit all' seiner List bleibt er doch nur ein eitler Thor!"

Ein düsteres, todtbringendes Feuer loderte bei diesen Worten in ihren Augen — das Feuer des bewußten Muthes, der Macht und der Rache.

„Thor," fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort, „als ob im Kampfe häuslicher Treulosigkeit das Weib nicht stets siegte! Der Mann kann nur im Panzer der Ehre siegen!"

Von dieser Stunde an begann das stumme Schauspiel des Entsetzens. Die Angst und Erwartung zweier im tödtlichen Kampfe begriffenen Feinde trat immer greller hervor, denn das forschende Auge des Doktors sah, daß er mit argwöhnischen Blicken betrachtet wurde. Blick heftet sich auf Blick und eilt dann scheu von der unbedeutendsten Sache zum geringsten Gegenstande. Ueberall lauert der grausige Tod. Aus dem Becher grinst ein Skelett — am Tische steht ein warnendes Gespenst. Aber freundlich sind wieder die Worte der Ehegatten, welche neben einander im Ehebette liegen, doch ein Gehirn intriguirt gegen das andere und ein Herz verabscheut das andere. Es ist ein Zweikampf auf Leben und Tod zwischen Denen, die sich für's ganze Leben und noch über das Grab hinaus Treue geschworen. Es findet kein ehelicher Zank mehr statt — die Zunge übereilt sich nicht — das Oel schwimmt auf der Oberfläche der Welle. Die Ungeheuer in der Hölle des Abgrundes führen unsichtbar tief unten den Krieg. Endlich bemächtigt sich eine stumpfe Schlafsucht des Weibes — sie fühlt das Verderben in ihren Adern, der langsame Sieg hat begonnen. Was half alle Wachsamkeit und Vorsicht? Es ist vergebens dem Stachel der Schlange auszuweichen, schon ihr Hauch reicht hin, um zu vernichten. Rein scheint der Trank und gesund die Speise, doch dieser Meister in der Wissenschaft bedarf nicht der Mittel des elenden Pfuschers. Ein Etwas, was man nicht sehen und vor dem man sich nicht hüten kann, schleicht gespensterhaft heran. Es ist nicht wie ein Feind, dem man in's Antlitz schauen kann, es ist der Tod in der Speise, in der Luft, in der Berührung eines unscheinbaren Gegenstandes.

. . . .

Das Erwachen Anna Heiduck's geschah kurz nachher, als die Doktorin das Gemach ihres gelähmten Gatten verlassen hatte. Erstaunt warf

sie die Blicke im Zimmer umher und schien gleichsam die herrschende Grabesstille fragen zu wollen — „wo bin ich" — doch Niemand war da, welcher der Unglücklichen genügende Auskunft zu geben im Stande gewesen wäre. Das Gemach war matt erleuchtet und elegant und geschmackvoll meublirt. Anna erhob sich von dem seidenen Ruhebette, schritt staunend von Gegenstand zu Gegenstand, um möglicherweise zu errathen, wo sie sich befand. Endlich nahm sie eine Wachskerze von dem Tische und öffnete eine Thür, welche in ein Nebengemach führte. Es war ein Schlafzimmer, mit dem feinsten Geschmack und mit der größten Berücksichtigung weiblicher Bedürfnisse ausgestattet. Nur die Sujets der an den Wänden hängenden Oelgemälde waren der Art, daß Anna entrüstet ihr Auge zu Boden schlug und sich mit Schamröthe bedeckt, hastig fortwandte. Ein unbestimmter Verdacht stieg in ihrer Seele empor und trieb das heftig pulsirende Blut schneller durch die Arterien. Sie kehrte in das erstere Zimmer zurück und erschrak nicht wenig, als sie fand, daß inzwischen ein Tisch mit kalten und warmen Speisen geräuschlos in das Gemach, gleichsam von unsichtbarer Hand, gesetzt worden war und daß im Kamin die helle und erwärmende Flamme flackerte.

Ein wohlthuender, die Eßlust erregender Geruch, durchzog das Zimmer und wirkte belebend auf den geschwächten Körper des armen Mädchens. Der nagende Hunger ließ Anna auch augenblicklich das geheimnißvolle Schweigen um sie her, sowie das seltsame Gebahren der Bewohner dieses Hauses vergessen; mit lebhafter Freude eilte sie zu dem Tische mit seinen einladenden Gerichten, griff hastig zu und stillte das natürlichste Bedürfniß des Menschen mit ungewohnter Gier.

Doch mit dem immer mehr abnehmenden Hunger kehrte die natürliche Wärme des Blutes, gehoben von den würzreichen Speisen und einem Glase feurigen Weines, in den Körper Anna's zurück, lenkte aber gleichzeitig ihre Aufmerksamkeit auf die in diesem geheimnißvollen Hause herrschende Grabesstille, welche ihre Seele von Minute zu Minute immer mehr mit qualvoller Furcht erfüllte.

Sie eilte zagend an die Eingangsthür. — Sie war fest verschlossen. — Mit Anwendung aller ihrer Kräfte rüttelte sie am Schlosse, klopfte heftig gegen die Füllung und rief mit lauter Stimme — doch Alles vergebens. Das dumpfe Echo hallte nur ihren Ruf wieder. — Von entsetzlicher Angst ergriffen, setzte sich Anna endlich auf das weiche Ruhebett und versank in ein tiefes Nachdenken. Sie begriff durchaus nichts von ihrer gefährlichen Lage. Nur, daß sie eine Gefangene sei,

wurde ihr allerdings klar genug, denn die grausigen Erlebnisse zogen mit ihren herzzerreißenden Bildern an ihrer Seele vorüber.

Aber bei wem befand sie sich und zu welchem Zwecke hielt man sie in diesen prachtvollen Gemächern gefangen? — Diese Frage beschäftigte immer mehr ihre von dem starken Weine erhitzte Phantasie. Sie hatte kaum Ahnung von dem Gräuel, welcher in dem Hause getrieben wurde, in welchem mit raffinirtester Ueberlegung die übertriebensten Genüsse hergerichtet waren. — Die Gemächer dieses Hauses der Wollust und der Schande strahlten von orientalischer Pracht. Da waren jene abgesonderten Speisesäle, in welchen die ausschweifende Männerwelt in wahnsinniger Lust die abscheulichsten Orgien feierten. Da waren zur Seite jene kleinen Kabinette, jene Tempel der thierischen Wollust, deren jegliche Spiegelscheibe, hätte sie die Sprache besessen, die ekelhaftesten Scenen hätte erzählen können. Da waren die nach türkischer Sitte eingerichteten Bäder und dort viele abgesonderte Wohnungen, welche die Opfer der Verführung, der Gewalt, der List, des Kaufs und der Niederträchtigkeit enthielten.

Aber es gab in diesem finsteren Hause auch gewisse Gemächer, welche mit den berüchtigten Bleikammern im Dogenpalaste zu Venedig in Concurrenz zu treten berechtigt waren. Es gab Kerker, welche die sprödesten Opfer mürbe und dem Willen des Höllenweibes geneigter machten und welche jenen der Inquisition in Sevilla nichts nachgaben. Dieses fluchwürdige Haus schien eigens zu den finstern Zwecken der Dokterin erbaut zu sein, welche, wie es schien, sich ihres verkrüppelten und an allen Gliedern gelähmten Mannes unter allen Umständen entledigen wollte, um an der Hand des listigen Dalibourd ein neues lasterhaftes Leben zu beginnen.

Während Anna sich ihren Gedanken überließ, übermannte sie, in Folge aller erlebten Aufregungen und Anstrengungen ein mit Gewalt andringender Schlaf, woran auch der Genuß des Weines seinen Theil dazu beigetragen haben mochte. Ihre Augenlider schlossen sich unwillkürlich, sie zuckte wohl öfters empor, um der Gewalt des Schlafes Widerstand zu leisten, aber die Abspannung und Ermattung waren zu groß, ihr Kopf sank in die Ecke des Ruhebettes zurück und sie schlief endlich fest ein. — Ein süßer Traum suchte sie anfangs für die Leiden der Wirklichkeit zu entschädigen — sie träumte von dem Geliebten ihrer Seele. — Doch plötzlich verschwanden die nebelhaften Bilder ihres beglückenden Traumes, die Wirklichkeit schien bestimmtere Bilder zu formen und sie vor den wachenden Geist des armen Mädchens in schreckender Weise zu führen.

Es schien ihr, als bewegte sich plötzlich das große ihr gegenüber befindliche Wandgemälde — eine schlafende Venus darstellend — von seiner Stelle, eine Thür hinter demselben öffnete sich und herein trat ein Weib, welches von einem Manne begleitet wurde. Lautlos schlichen sie beide an das Ruhebett und betrachteten mit neugierigen Blicken die schlafende Anna, welche mit ihren leichtgerötheten Wangen und ihrer ungezwungenen Lage, ein reizendes Bild darbot. Ihre Kleider waren in Unordnung gerathen und ließen den zierlichen Fuß mit der wohlgerundeten Wade sehen. Unheimlich brannten die Blicke des Mannes darauf, während das Weib einen satanischen Blick über das Opfer ihrer Habgier gleiten ließ, welcher anzudeuten schien, daß sie zufrieden mit ihrem abscheulichen Kaufe sei.

Leise flüsternd wandte sie sich zu dem in verzehrender Gluth stumm dastehenden Manne, um die Reize der holdseligen Schläferin mit sachkundigen Worten anzupreisen. Doch wie erschrak diese entartete Kupplerin, als sie in die männlichen Züge ihres — wie es schien zu den bessern Ständen gehörenden Begleiters blickte und wahrnahm, daß das verlangende Feuer aus seinen Augen entwichen und einem starren Entsetzen Platz gemacht hatte. Leichenbläffe bedeckte sein Antlitz und Fieberfrost schüttelte seine Glieder. Hastig fuhr er mit der Hand nach der Stirn, gleichsam als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume, sondern wache, ergriff dann die brennende Kerze, beleuchtete das reizende Antlitz der Schläferin und warf noch einmal prüfende Blicke auf die Gestalt der schlafenden Anna, welche in ihrem wachenden Seelenzustande fast jeden Moment begriff, welcher sich vor ihr ereignete, ohne jedoch im Stande gewesen zu sein, auch nur einen Laut aus ihrer beklemmten Brust hervorzubringen, oder eine Bewegung zu machen. — Er schien sich in seinen früheren Wahrnehmungen nicht getäuscht zu haben, denn er ergriff hastig den Arm der ihn fragend anblickenden Doktorin, zog diese von dem Lager Anna's zurück und flüsterte einige Worte in das aufhorchende Ohr des listig lächelnden Weibes. Zögernd — und sinnend vor sich hinblickend folgte die Hausmutter dem voraneilenden Fremden durch die geheime Thür, welche sich augenblicklich wieder schloß. Auf dem angrenzenden Corridor blieben beide aber plötzlich stehen und führten ein seltsames Gespräch, welches wir im Laufe dieses Kapitels aus den stattfindenden Ereignissen erfahren werden.

Der Fremde schien der Doktorin eine wichtige Mittheilung zu machen, welche nicht geeignet war, ihre unheimlichen Pläne mit Anna zu fördern, denn ihr bleiches Gesicht wechselte oftmals die Farbe und

ihre Augen funkelten mehrfach in drohender Weise. Doch der Fremde schien darauf nicht zu achten, sein ganzes Wesen litt unverkennbar unter der Einwirkung einer fürchterlichen Angst. Seine Sprache war kurz und bestimmt, bald drohend, bald befehlend, doch die erfahrene Kupplerin schien nicht geneigt zu sein, den Wünschen des Fremden Gehör zu schenken, denn sie wandte sich mehrfach kurz ab, um ihren Weg fortzusetzen, aber jedesmal hielt sie der Fremde am Arm zurück und mäßigte seine zürnende Stimme zu einem bittenden Tone herab.

Endlich schienen Beide über einen offenbaren Handel, welcher unverkennbar zwischen ihnen stattfand, einig zu werden, denn der Fremde langte ein elegantes Portefeuille hervor, übergab der zufrieden lächelnden Doktorin eine ansehnliche Summe, worauf sie den Corridor zu Ende gingen. Der Fremde stieg eine geheime Treppe hinab und verließ das Haus der Sünde, während die Doktorin hastig das Geld in ihrem Busen verbarg und wieder den Salon betrat, wo unter dem Schleier der Nacht, das eigentliche Leben in seinen wüsten Ausschweifungen begann. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Mitternacht war längst vorüber und Anna erwacht. Sie saß allein in dem öden Zimmer, ihr Haupt war auf die Brust herabgesenkt, ihre Augen auf den Boden geheftet, ihre Hände ruhten auf den Knieen — sie gewährte ein Bild von fühlloser Niedergeschlagenheit und Hinfälligkeit, welches das roheste Herz zum Mitleiden hätte rühren können. In ihrer Brust tauchten entsetzliche Erinnerungen der Vergangenheit auf und führten ihre Seele bis zu dem Momente zurück, wo sie die beiden unheimlichen Gestalten hatte an ihr Lager treten sehen. Sie rief ihre Gedanken wach und ließ endlich den Blick durch das Gemach schweifen, bis daß das sinnende Auge auf dem Wandgemälde haften blieb. Entsetzen malte sich auf ihren Zügen. Das Antlitz des Fremden trat vor ihre Seele, während das Bild des entmenschten Weibes neben der Gestalt des Fremden auftauchte.

Hastigen Schrittes eilte sie nach dem Wandgemälde und untersuchte jede Fuge, jede Lücke, um die geheime Thür zu entdecken, durch welche die Gestalten ihres mehr als eingebildeten Traumes geheimnißvoll wie sie gekommen — auch verschwunden waren. Doch vergeblich war ihr Forschen und ihr Bemühen, nirgends entdeckte ihr spähendes Auge eine Spur, woraus sie schließen konnte, daß das Gemälde eine Thür verbarg, welche möglicherweise zur Rettung führte.

Schon wandte sich das unglückliche Mädchen, um ihren Platz auf dem Ruhebette wieder einzunehmen, da trat ihr Fuß zufällig auf eine unscheinbare Schraube, welche dicht neben dem Gemälde am Fußboden angebracht war, geräuschlos drehte sich das Wandgemälde auf seiner Angel und zeigte dem freudig erregten Blicke Anna's den gesuchten Ausweg aus dem öden Gemache.

Lauschend trat sie aus dem Zimmer, gebot ihrem klopfenden Herzen mit aller Macht diejenige Ruhe, welche bei ihrem gefahrvollen Fluchtversuche so nothwendig war, ließ dann ihr Auge forschend durch durch die Finsterniß dringen und schlüpfte endlich den dunklen Gang unhörbar wie der grausige Schatten des Todes entlang.

Grabesstille herrschte in dem Hause der Wollust — das Geschäft schien heute früher als sonst beendigt zu sein; oder hatte sich in die stillen Klausen der mit ihrem Körper Wucher treibenden Mädchen zurückgezogen. Da stahl sich in dem ehelichen Schlafgemache des fluchwürdigen Menschenpaares eine Hand aus dem Bett, schob die Vorhänge zurück und entzündete das Licht, welches neben dem Bette auf dem Nachttische stand. Mit rascher Bewegung warf die Hand das Deckbett bei Seite und in einem langen schwarzen Gewand gekleidet, stand der verkrüppelte und an allen Gliedern gelähmte Dr. Mudd kerzengerade auf den Dielen des Zimmers, gleichsam als hätte eine Auferstehung aus dem Grabe stattgefunden. Nie war eine Veränderung auffallender als die, welche diese einfache Handlung bewirkte — nicht bloß in der Gestalt, sondern auch in dem ganzen Ausdruck des Gesichts. Das einsame Licht strömte aufwärts in ein Gesicht, auf welchem jeder Zug unheimliche Gedanken und starre Willenskraft verrieth.

Einen Augenblick stand er regungslos und athmete laut, als ob es eine Freude für ihn sei, frei vom Zwang seines simulirten Zustandes athmen zu können, dann erhob er das Licht, beleuchtete die starren Züge seiner festschlafenden Gattin, langte eine Phiole aus seinem Gewande hervor und goß einige Tropfen des Inhaltes auf die schmalen Lippen des ehebrecherischen Weibes; sodann entzündete er das Licht einer kleinen Blendlaterne und verschwand aus dem ehelichen Schlafgemache, aus welchem die friedlichen Hausgötter von dem Weibe seiner Wahl in verbrecherischer Absicht vertrieben waren.

Anna hatte flüchtigen Fußes so eben das Ende des finstern Corridors erreicht und wollte die Treppe, welche nach dem untern Stockwerke führte hinabeilen, als ein Geräusch, welches durch das Oeffnen einer Thür hervorgebracht wurde, an ihr Ohr drang. Ihr Fuß stockte

und der Athem entfloh ihrer Brust, doch die Geistesgegenwart verließ sie nicht. Mit der Schnelligkeit eines Blitzes beugte sie sich nieder und kroch den Fußboden entlang in eine Mauervertiefung, welche zum Aufbewahren von Reinigungsgegenständen gewöhnlich benutzt wurde. Nicht weit entfernt von ihrem Schlupfwinkel öffnete sich endlich eine Thür und eine kaum erst erkennbare Gestalt, denn sie war vom Kopfe bis zum Fuß in ein schwarzes, formloses Gewand gehüllt, welches kaum die Umrisse einer menschlichen Form andeutete, stahl sich lautlos heraus.

Das durch ein Fenster hereinfallende Mondlicht schien voll in ein Gesicht, welches Jeder, der es einmal gesehen, nimmer vergessen konnte, denn es schien mehr als menschlich finster und bleich im Gegensatz zu dem dunklen seltsamen Gewande und im Glanze dieses wehmüthigen Lichts. Wäre wirklich ein Geist in dieser nächtlichen Stunde von den Todten auferstanden, so hätte er dem armen Mädchen kaum mehr Entsetzen einflößen können, als das satanische Gesicht des Doktors. Dieser hatte keine Ahnung von der Anwesenheit eines ihn beobachtenden menschlichen Wesens, denn die Vertiefung, welche Anna verbarg, befand sich auf der Seite des langen Ganges, auf welche der Schatten des Mondes fiel.

Mit schnellen Schritten eilte die finstere Gestalt bis an das Ende des Ganges und stieg dann die Stufen der Treppe hinab. Es währte mehrere Minuten, bevor Anna sich von ihrem Schrecken erholte und laut zu athmen wagte. Sie überlegte, ob sie die Schritte des Geheimnißvollen verfolgen sollte oder nicht. Möglicherweise führten diese zur Rettung aus diesem Hause, welches ihr ahnendes Herz mit Schaudern erfüllte, oder aber zum Verderben. Da sie nun aber nicht wußte, welche Richtung sie einschlagen sollte, um der drohenden Gefahr zu entrinnen, so entschloß sie sich endlich, muthvoll den Weg des geheimnißvollen Mannes zu verfolgen, welcher sich bereits unter der Treppenflucht befand. Es war also möglich, daß Anna ihm ungesehen folgen konnte. Vorsichtig hob sie ihren Fuß, nahm ihre Röcke zusammen und ging auf den Fußspitzen die Treppe hinab, immer möglichst sich auf der Mitte der Stufen haltend, um nicht von dem weichen Teppiche abzuweichen, welcher den Laut ihrer Tritte geräuschlos machte.

Die geheimnißvolle Gestalt hatte inzwischen die Thür, welche in die unteren Gewölbe führte, geöffnet und war verschwunden. Vorher erhob sie aber die Blendlaterne und ließ den Strahl des Lichtes über den weiten Hausflur gleiten, indem ihr stechendes Auge den matterleuchteten Raum durchflog.

Anna drückte sich an die Mauer oder zog vielmehr ihre imposante Gestalt gleich der Schlange vorsichtig zusammen und stand regungslos, bis der Schatten des Mannes ihrem Auge entschwunden war. Dann stieg sie die Treppe hinab und stand pochenden Herzens vor der Thür, welche in die finstere Tiefe führte. Schon schlich sich der Gedanke, von diesem unheimlichen Manne mit dem finstern Antlitze möglicherweise in den öden Gewölben erschlagen werden zu können, in ihre geängstigte Seele, doch ein Gefühl, wovon sie sich keine Rechenschaft zu geben wußte, trieb sie unaufhaltsam vorwärts. Anna öffnete die nur angelegte Thür, und stieg in die grausige Tiefe. Eine dumpfe, feuchte Luft wehte sie an, und schon beschloß sie wieder umzukehren, weil sie daran zweifelte, in der Finsterniß den Weg zu finden, welcher vielleicht Rettung bot, da zuckte plötzlich ein blasser Lichtschein durch die Dunkelheit und zeigte ihrem forschenden Auge den Weg. Der Mann bog so eben in eine Wendung, welche der Gang machte. Lautlos und mit den Händen vor sich hintastend folgte Anna der Spur des Geheimnißvollen, bis sie den Punkt erreicht hatte, wo die Krümmung des Weges vorhanden war.

Einen Augenblick stand sie still, holte leise Athem und beugte sich dann vorsichtig um die scharfe Ecke, welche das Gewölbe bildete, um den geheimnißvollen Nachtwandler zu erspähen, welcher nicht fern von dem Punkte sein konnte, wo Anna lauschend stand, da der Schimmer des Lichtes seiner Blendlaterne sich nicht von der Stelle bewegte und in schwachen Umrissen den dumpfigen Gang beleuchtete. Das bebende Mädchen sah, wie der Mann auf dem feuchten Erdboden kniete und bemüht war, eine Fallthür durch Anwendung aller Kraft dadurch in die Höhe zu heben, daß er den Eisenring mit beiden Händen erfaßt hatte und heftig daran zog. Die Fallthür mußte lange nicht geöffnet worden sein, denn sie widerstand den Bemühungen des Mannes, und es währte eine geraume Zeit, bis es ihm endlich gelang, dieselbe in die Höhe zu bringen. Keuchend beseitigte er den Schweiß von seiner Stirn, ergriff die auf dem Boden stehende Laterne und stieg, augenscheinlich auf einer Leiter, durch die schwarze Oeffnung in die grausige Tiefe hinab. Der Schimmer des Lichtes wurde immer schwächer und schwächer, und bald herrschten finstere Nacht und Grabesruhe in dem kalten Gange, welcher sich unter mehreren Gebäuden hinzuziehen schien.

Da stand nun die Aermste vor Kälte und Aufregung an allen Gliedern zitternd in dem stockfinstern Gewölbe und wußte in ihrer Herzensangst nicht, ob sie dem Geheimnißvollen weiter in die gefährliche Tiefe folgen oder in ihr Gefängniß zurückkehren sollte. Doch

der Gedanke an den Begleiter der Doktorin, welchen sie in ihrem halbwachenden Zustande erkannt zu haben schien, ließ das Blut in ihren Adern zu Eis gerinnen und trieb sie — gleichsam wie von Folterqualen gepeinigt — mächtig an, den letzten Versuch zur Rettung aus drohender Gefahr zu wagen.

Sie ließ sich auf den feuchten Erdboden nieder und kroch langsam in der Richtung, wo das Licht verschwunden war, vorwärts, mit der einen Hand dann und wann vor sich hintastend. — Nicht lange hatte Anna in der grausigen Finsterniß den feuchten Weg in ihrer gebückten Stellung beschritten, als plötzlich ein kalter, glatter Gegenstand über ihre auf den Erdboden gestützte Hand lief, hastig zog sie diese empor und stieß einen leisen Schrei der Angst und des Ekels aus. Eine leuchtende Eidechse war über den Weg gelaufen, und hatte die Hand der Bestürzten berührt; war dieser Umstand nun auch wohl geeignet, Schrecken und Ekel zu verursachen, so wirkte er doch andererseits sehr zum Vortheile des rettungsuchenden Mädchens. Die Eigenthümlichkeit dieser leuchtenden Feuereidechse zeigte Anna genau die Stelle, wo der Mann verschwunden war. Schnell kroch sie der Oeffnung zu und tappte vorsichtig mit den Händen am Rande derselben, bis sie endlich die Leiter erfaßte.

Nach kurzem Besinnen und einem aufmerksamen Lauschen, ob sie nicht irgend etwas Verdächtiges hörte, stieg sie entschlossen auf der Leiter in den dunklen Schacht hinab. Sie mochte wohl einige zwanzig Sprossen bereits vor sich gebracht haben, als ihr zögernder Fuß den Boden berührte. Die Luft war noch dumpfiger und kälter in dieser Tiefe und verursachte der leichtgekleideten Anna ein solches Unbehagen, daß sie stehen bleiben und sich die Hände in ihrem Busen erwärmen mußte. Endlich tappte sie, vorsichtig lauschend, an den Wänden weiter entlang, nicht wissend, ob sie sich rechts oder links in dem dunklen Gange zu wenden habe, denn nirgends zeigte sich eine Spur des geheimnißvollen Mannes, und eben so wenig war der geringste Schimmer seines Lichtes zu erspähen. Sie mochte so auf's Gerathewohl einige Minuten fortgeschritten sein, als ein dumpfer Ton, wie er durch das Zusammenschlagen zweier metallenen Gegenstände gewöhnlich hervorgebracht wird, an ihr lauschendes Ohr drang und gleichzeitig erblickte sie den matten Schimmer eines bleichen Lichtes. Es war unzweifelhaft der Mann mit dem finstern Antlitz und der Blendlaterne.

Anna glaubte an der Wölbung des Ganges zu erkennen, daß dieser zwei Häuser miteinander in Verbindung setzen müsse, zu welchem Zwecke nun diese unterirdische Passage diente, konnte sie freilich nicht

errathen, doch sagte ihr das ahnende Herz, daß aus dem Nachbarhause vielleicht leichter der Gefahr zu entkommen sei, als aus dem wohlverwahrten Hause der Schande.

Der Fremde stand kaum vierzig Schritt von der auf dem Erdboden zusammengekauerten Anna und schien viel zu sehr mit seinem Vorhaben beschäftigt, um zur Seite zu blicken. Die Laterne hielt er in seiner Linken, während in seiner Rechten ein blanker Dolch funkelte, womit er gegen einen Stein schlug, welcher an einer Seite der Wand lag. Der Gang schien hier zu Ende zu sein, denn eine Mauer versperrte den Weg. Dreimal hatte der geheimnißvolle Wanderer in langsamen Tempos den Stein mit dem Dolche berührt, und dreimal gab das dumpfe Echo den Ton zurück, welcher gleich darauf hinter der Mauer erwiedert wurde.

Kaum zitterte der letzte Ton durch die Wölbungen des Ganges, als sich plötzlich wie auf Zauberschlag die Wand öffnete und der Fremde hinter dieser verschwand, welche sich augenblicklich wieder schloß.

Tiefe Finsterniß herrschte wiederum in den unterirdischen Räumen, und eine ewige Grabesstille lagerte sich in ihren Wölbungen. Anna schlich unhörbar weiter, bis sie endlich die seltsame Mauer erreicht, in welcher sich unzweifelhaft eine geheime Thür befinden mußte. Vorsichtig untersuchte sie die Wand, um möglicherweise eine Stelle zu finden, durch welche sie einen Blick hinter dieselbe thun könne. Aber vergebens war ihr Spähen, die Mauer schien dicht und dauerhaft gearbeitet zu sein, obgleich sie sich vor ihren Augen in unbegreiflicher Weise geöffnet hatte. Das Gefühl der unbefriedigten weiblichen Neugierde beschlich ihr Gemüth, denn daß sich jenseits der Mauer etwas Wichtiges ereignen müsse, sagte ihr der Verstand, doch fehlten ihr alle Mittel sich Kenntniß von dem offenbar ernsten Vorhaben des nächtlichen Wanderers zu verschaffen.

Da plötzlich drang ein dumpfes Gemurmel von menschlichen Stimmen an ihr Ohr und machte die Pulse hörbar schlagend. Schnell sprang das geängstigte Mädchen einige Schritte von der Mauer zurück und legte sich dicht an der Wand des Ganges auf den feuchten Erdboden. Einen Augenblick später und Anna wäre unzweifelhaft entdeckt worden, denn die Thür in der Mauer öffnete sich, einige Männer traten in den Gang und sie hörte deutlich von einer tiefen männlichen Stimme die Worte sagen:

„Die Hitze ist wahrlich unerträglich. Die kalte Luft des feuchten Ganges wird sie bestimmt mildern. Doch kommt, schreiten wir jetzt zu unserer Berathung.“

Die Männer traten wieder zurück.

Anna wagte sich weder zu rühren, noch zu athmen, und blieb wohl zehn Minuten in ihrer schützenden Lage, doch wurde sie zuletzt vertrauter mit der ihr nicht mehr so gefährlich scheinenden Situation. Sie schlich leise hinter die geöffnete Thür und warf einen Blick durch die Spalte. Laut hätte sie beinahe vor Entsetzen aufgeschrieen, denn wohl fünfzig schwarzgekleidete Gestalten füllten einen Raum, welcher einem Saal glich. Sie saßen auf hölzernen Bänken oder standen in Gruppen um ein Katheder, auf welchem ein junger Mann von hinreißender Schönheit stand.

„Ritter vom goldnen Banner!“ begann dieser mit wohlklingender Stimme zu sprechen. „Das Sternenbanner der Union ist erhoben zum Kampfe gegen den Süden. Die wohlverbrieften Rechte der conföderirten Staaten sind mit Füßen getreten von dem übermüthigen Präsidenten des Nordens. Blut nur allein vermag diesen Schimpf abzuwaschen. Ihr habt Euch bereitwilligst um das Panier Jefferson Davis' in todesmuthiger Weise geschaart. In seinem Namen sage ich Euch Dank und goldnen Lohn für jede That und sei sie auch noch so schrecklich, wenn sie nur zum Heile der tief beleidigten Südstaaten geschah. — Von unserm Rechte fest überzeugt, haben uns zwei der größten Mächte Europas seine Hülfe nicht nur zugesagt, sondern auch schon theilweise geleistet. Englische und französische Offiziere organisiren bereits die Armeen des Präsidenten Jefferson Davis und geheime Agenten legen bereits den Zündfaden in das Herz des Nordens, um seine Hülfsquellen zu verstopfen, und seine Macht zu vernichten. — Ihr, die berufenen Apostel, werdet mir Eure Ansichten darüber mittheilen, welchen Weg wir einzuschlagen haben, um die verlorene Macht für den Süden wieder zu erobern. Gleich sind die Mittel — wenn sie nur zum Sieg führen. — Wer kennt nicht von uns das blinde, unbesonnene, thörichte, brutale Ungeheuer ohne Kopf — Aufstand genannt. Es geht, jedes Hinderniß vor sich niederwerfend, seinen Weg, verstärkt sich im Kampfe, wird bei jedem Tropfen Blutes, den es vergießt, größer, und ist im Stande bei folgerichtiger Führung Wunder zu thun, namentlich wenn es einmal den geliebten Blutgeruch und die Nähe des Todes gespürt hat. Voll Eifer und Muth zieht es seines Weges, wenn man ihm nur Menschen zu tödten, oder Gebäude zu zerstören giebt. Aber wenn man ihm Nichts in den Weg wirft, woran soll es seine grimmige Wuth kühlen? Das Volk ist wankelmüthig und berauscht sich nicht lange an Luft; will man es bei guter Laune erhalten, so muß es Blut sehen und — tödten. Benutzen wir diese Erfahrung, organisiren wir in

allen Staaten der Union das Volk und machen es tüchtig zu einem Aufstande gegen die Regierung dieses aberwitzigen Präsidenten, welcher es wagt die Macht des Südens zu verspotten, ein Grund zu unserm Vorhaben ist dem leichtgläubigen Volke bald aufgezwängt. Es fragt übrigens nicht viel nach dem Grund, wenn der heiße Trank und das verlockende Gold nicht gespart werden. Beides steht nun in unbegrenzter Weise zu unserer Verfügung. Das Oberhaupt unserer Verbrüderung bewilligt jede Summe, welche zur Erlangung unserer Zwecke erforderlich sein dürfte. Ihr werdet Anweisungen auf Bankhäuser, zahlbar an allen Handelsplätzen erhalten und die Organisation unseres Vernichtungskampfes nach der bereits erhaltenen Instruktion vornehmen. — Doch schließet jetzt wieder die Thür, die übergroße Wärme hat sich verloren und eine bessere Luft scheint an Stelle des früheren betäubenden Dunstes getreten zu sein."

Augenblicklich wurde dieser Befehl ausgeführt, die Mauer schloß sich und schwarze Nacht herrschte wieder in den unheimlichen Gewölben.

Anna hatte nicht viel von dem dunklen Vorhaben der Anhänger des schändlichen Präsidenten Jefferson Davis verstanden; ihr lag die Politik zu fern, nur so viel begriff das unschuldige Mädchen, daß die finstern Männer einen lichtscheuen Plan verfolgten, welcher dem Norden Amerikas zum Verderben gereichen sollte.

Rathlos stand das vor Kälte zitternde Mädchen in der Finsterniß, sie überlegte in ihrer Herzensangst, ob sie die Rückkehr des Mannes mit der Blendlaterne erwarten, oder ob sie in der Dunkelheit versuchen sollte, die Leiter zu erreichen, welche sie wieder an die Oberfläche führte. Der Gedanke, daß sie die schwere Fallthür nicht allein zu heben vermöchte, wenn der nächtliche Wanderer die Tiefe verlassen hätte, bestimmte Anna ihren Weg zur Rückkehr einzuschlagen, da die Furcht vor dem gewissen Hungertode in diesen unterirdischen Räumen überdies den Ausschlag gab.

Vorsichtig mit der rechten Hand vor sich her tastend, während die linke die feuchte Wand des Gewölbes berührte, schlich Anna zögernden Fußes den Weg, den sie gekommen war zurück, und achtete genau auf jedes Merkmal, welches sie in der Dunkelheit zu erspähen vermochte.

So war sie nun eine Viertelstunde vorwärts geschlichen, ohne die verhängnißvolle Leiter entdeckt zu haben, als plötzlich ein matter Lichtschein das von der Dunkelheit geschwächte Auge der angstvoll stillstehenden Anna empfindlich blendete. Mit Schrecken wurde sie gewahr, daß sie die Leiter jedenfalls verfehlt und in dem Labyrinth von Gän-

gen zu der den Weg versperrenden Mauer zurückgekehrt war. Wahrscheinlich bildete das Gewölbe einen Kreisgang, den sie in der Runde beschritten hatte.

Es war der geheimnißvolle Wanderer, welcher mit seiner Laterne vor sich hinleuchtend, denselben Weg verfolgte; den er gekommen war. In Gedanken versunken, ging er beinahe dicht an Anna vorüber, welche mit dem Gesicht gegen die Wand gekehrt, regungslos stillstand. Er schien die dunklen Umrisse des Mädchens nicht bemerkt zu haben, denn er verfolgte, von Zeit zu Zeit unverständliche Worte vor sich hinmurmelnd, ruhig die Windungen des finsteren Ganges.

Gleich dem Panther, wenn er mit unhörbaren Schritten auf Beute schleicht, so folgte das bebende Mädchen der Spur des Unheimlichen in gemessener Entfernung, welcher eine Weile voranschritt und dann plötzlich still stand.

Anna sah deutlich, wie er die Wand mit dem Lichte seiner Laterne beleuchtete und sein Auge forschend auf dem kalten Gestein ruhen ließ. Er schien endlich gefunden zu haben, was er suchte, denn er ließ sich auf den Erdboden nieder und betastete so lange das Gemäuer, bis er einen Punkt fand, wo das Gestein gelockert schien.

Mit geübter Hand löste er einen Stein nach dem andern von seinem Verbande, dieselben vorsichtig herausziehend, so daß eine Oeffnung entstand.

Er mochte wohl schon über ein Dutzend Steine beseitigt haben, als er plötzlich mit seiner seltsamen Arbeit aufhörte, dann den rechten Arm in die Oeffnung steckte und einen ansehnlichen Blechkasten daraus hervorzog.

Ein teuflisches Grinsen überzog sein finsteres Gesicht, während ein heiseres Lachen seinen blassen Lippen entströmte. Hastig zog der Mann einen kleinen Schlüssel hervor und öffnete mit diesem den Blechkasten. Er war bis zu dem Deckel mit blankem Golde und Werthpapieren gefüllt. Mit vor Wonne zitternder Hand wühlte der Unheimliche in dem Mammon und legte, nachdem er sich lange genug an den Anblick seiner Schätze geweidet hatte, ein Päckchen hinein welches er aus seinem schwarzen Gewande zog, dann schloß er den Kasten wieder und brachte ihn an den Ort zurück, den nach seiner Meinung kein menschliches Auge zu erspähen vermochte.

Anna glaubte, als sie das von dem matten Schimmer des Lichtes beleuchtete Gesicht des Mannes von der Seite erblickte, die verzerrten Züge eines höllischen Wesens wahrzunehmen, denn in ihm zeigten sich in diesem Augenblicke alle Spuren der Habsucht und der Mordgier.

Sie zitterte an allen Gliedern bei dem Gedanken, daß bei dem geringsten Laut ihr Leben in die Hände dieses Entsetzlichen gegeben sei, und daß sie rettungslos verloren sei, wenn es ihr nicht gelang, vor diesem geheimnißvollen Manne die Leiter zu erreichen.

Das geängstigte Mädchen erwog nach allen Seiten hin die Mittel, um den einzigen Weg zur Rettung beschreiten zu können, doch konnte sie zu keinem Entschlusse kommen, da sie unfehlbar von dem Manne gesehen werden mußte, wenn sie hinter ihm vorbei wollte, indem das Licht seine Strahlen gerade auf diejenige Stelle warf, welche sie zu passiren hatte. In diesem verhängnißvollen Augenblicke, als eben der nächtliche Wanderer den letzten Stein ergreifen und das, den ansehnlichen Schatz verbergende Loch, wieder schließen wollte, machte derselbe eine ungeschickte Bewegung, wodurch er das Gleichgewicht verlor und gegen die kleine Blendlaterne fiel, so daß diese umfiel und das Licht verlosch. Tiefe Finsterniß herrschte in den öden Gewölben.

Fluchend erhob sich der Dr. Mudd, tastete am Erdboden nach der Laterne umher, um diese wieder zu entzünden, da streifte das Gewand der flüchtenden Anna seinen Arm. Gleichsam wie vom Blitze getroffen, stand der Unhold erstarrt da und griff mechanisch mit den Händen um sich, als ob er den dunklen Schatten ergreifen wollte, welcher kaum sichtbar in die Finsterniß verschwand.

Ein unterdrücktes Wuthgeheul ertönte durch die Wölbungen der Gänge und unterbrach das grausige Schweigen, welches gewöhnlich in ihnen herrschte. Ohne auf die störende Finsterniß zu achten, stürzte der von gräßlicher Wuth und Bestürzung erfüllte Mörder den Gang entlang und zwar in die Richtung, wohin der unbegreifliche Schatten verschwunden war, wobei er zähneknirichend den scharfen Dolch krampfhaft ergriff.

Mit der Oertlichkeit mehr vertraut, als die, wie ein gehetztes Reh in wahnsinniger Hast dahineilende Anna, hatte Dr. Mudd bald die Leiter, welche an die Oberwelt führte, erreicht, ohne den seltsamen Schatten weiter wahrgenommen zu haben. Schon glaubte er, daß seine erregte Phantasie ihn genarrt habe, und sein erschüttertes Gemüth fing bereits an sich zu beruhigen, da plötzlich schien es ihm, als bewegte sich in gemessener Entfernung der dunkle Schatten einer menschlichen Gestalt. Vorsichtig beugte er sich vornüber und ließ den unheilverkündenden Blick durch die Finsterniß dringen, um den unbekannten Mitwisser seiner Geheimnisse zu vernichten, da war es ihm, als schleiche ein gefahrdrohendes Wesen mit unhörbaren Schritten hinter seinen Rücken heran. Er verspürte fast durch die feuchte, kalte

Luft, den glühenden Athem dieses Phantoms, welches er nicht zu erspähen vermochte, da die Dunkelheit in diesem Theile des unterirdischen Gewölbes am dichtesten war.

Entsetzt wandte er sich um und starrte in die Finsterniß, aber sein Auge vermochte nichts zu entdecken, was ihm Aufklärung über die seltsamen Erscheinungen geben konnte. Seine Vernunft sagte ihm, daß dieses Gewölbe von keinem uneingeweihten Wesen beschritten werden könne und in seinem Hause gab es Niemand, welcher auch nur die geringste Ahnung von der Existenz dieser tiefen Gänge hatte. Aergerlich über sich selbst, wandte der Doktor endlich seine Schritte wieder der Leiter zu, da er fest glaubte sich in seiner Aufregung geirrt zu haben, da huschte plötzlich ein menschlicher Schatten dicht an seiner Seite vorbei und berührte fast fühlbar seinen Arm. Er sah deutlich eine große Gestalt dahin eilen und der Leiter zustürzen. Jetzt erkannte der um seine Schätze besorgte Doktor, daß er sich nicht geirrt habe, und daß die weiten dunklen Gänge von geheimnißvollen menschlichen Wesen bewohnt sein müßten, von deren Dasein er bisher nichts wußte. An Stelle der Habsucht trat das Gefühl der Selbstvertheidigung, denn er konnte nicht wissen, ob die geisterhaften Gestalten nicht Mitwisser jener politischen Geheimnisse geworden waren, welche bei einem Verrath sein Leben dem Henker überlieferten.

Gleich der nach Blut dürstenden Hyäne stürzte der rasende Unhold der dunklen Gestalt nach, indem er vor Entsetzen und Bestürzung ganz vergaß, das Licht der Laterne zu entzünden. Der Gang mußte sich in der Nähe der Leiter spalten, und mehrere Kreuzwege bilden, denn der Wütherich blieb plötzlich keuchend stehen und schien unentschlossen, welchen Weg er einschlagen sollte, da sein forschendes Auge auch nicht die geringste Spur von der Gestalt entdecken konnte.

Wüthend über das Fehlschlagen seines mörderischen Vorhabens, beugte er sich zu Boden und war eben bemüht, das Licht der Laterne zu entzünden, um genau beim Scheine desselben die Gewölbe in allen Winkeln zu durchstöbern und seinen Schatz an einen anderen sichern Ort zu schaffen, als plötzlich ein Schuß durch die Wölbungen krachte und auf einen Augenblick die finstere Nacht erhellte. — Getroffen stürzte der Doktor stöhnend zusammen, während ein heiseres Lachen die Grabesstille unterbrach, welche nach dem Schusse wieder eingetreten war.

Eine dunkle Gestalt tauchte aus der Finsterniß auf, beugte sich über den Körper des Doktors, entriß seiner krampfhaft geschlossenen Faust den Dolch, stieß ihn mit fürchterlichem Lachen in seine Brust,

nahm dann die am Boden liegende Laterne, entzündete das Licht derselben und beleuchte in wilder Lust die bleichen Züge des in seinem Blute schwimmenden Doktors. Nur einmal öffnete er noch das gebrochene Auge und blickte in das teuflisch grinsende Antlitz seiner — Ehegattin.

„Elender Narr!" rief diese mit höhnender Stimme, „Du vermeintest Dich klüger als ein Weib! — Mit all' Deiner Weisheit habe ich Dich überlistet und Deine mörderischen Pläne zu Schanden gemacht. Jetzt bin ich die Besitzerin Deiner Schätze, welche Du nicht gutwillig hergeben wolltest. Ein Leben voll Genüsse wartet meiner, während Du in das finstere Grab steigen mußt."

Hätte das böse Wesen bisher keinen Blick des unaussprechlichen Hasses geschaffen gehabt, so wäre es gewiß in diesem Augenblick geschehen, denn von den Furien der Hölle gleichsam gepeinigt, warf der überlistete Doktor auf das mörderische Weib, welches Leiden und Freuden mit ihm zu tragen vor dem Altar geschworen hatte, den letzten Blick, in welchem sich alle Gefühle des Hasses, der Rache und des Abscheues concentrirten.

Während sich dieser Akt des finstern Verbrechens in den entfernteren Theilen des unterirdischen Gewölbes dieses fluchwürdigen Hauses begab, schlich eine Gestalt zitternd und an allen Gliedern fast gelähmt, die Leiter hinan und beeilte sich, die oberen Räume zu gewinnen, was ihr auch nach vielen Anstrengungen gelang.

Vergeblich aber waren ihre weiteren Bemühungen, einen Ausweg aus dem Hause der blutigen That zu entdecken, denn das mächtige Hausthor war fest verschlossen und widerstand ihrem verzweifelten Ringen, es zu öffnen. Auch die Flurfenster boten der armen Anna — denn sie war es — keinen rettenden Weg. Starke Eisenstangen machten jeden weitern Fluchtversuch unmöglich.

Fieberfrost schüttelte die schlanke Gestalt des in ihrem Seelenkummer so reizenden Mädchens und drohte es in seiner heranstürmenden vernichtenden Macht zu Boden zu schmettern. Kaum war es Anna noch möglich, die Treppe hinauf zu steigen und nach langem Suchen ihr Gefängniß wieder zu erreichen, welches doch immer ein besserer Aufenthalt für den zarten Körper des armen Mädchens war, als die kalten, feuchten Räume der finstern Gewölbe mit ihren unheimlichen Geheimnissen. Sorgfältig schloß sie wieder die geheime Thür und dankte Gott aus voller Seele für die Rettung aus sichtlicher Todesgefahr, welcher sie so glücklich entronnen war. Erschöpft warf sie sich auf das Ruhebett und durchwachte den Rest dieser end=

los scheinenden Nacht, indem sie den hellen Tag herbei sehnte, der ihr doch keinen Trost bringen sollte.

Es mochte etwa zehn Uhr Morgens sein, als sich die Thür des Gemaches öffnete und die Doktorin mit dem Frühstück eintrat. Augenblicklich erkannte Anna das entsetzliche Weib, welches in den finstern Gängen der Gruft die blutige That verübt hatte. Doch die Zeit der schmerzhaften Aufregungen war bei dem armen Mädchen vorüber. Alles glitt jetzt an der Decke von Fühllosigkeit ab, welche sich um ihr Herz gelegt hatte.

Die Doktorin grüßte höflich, indem sie schweigend das Frühstück servirte und schien eine Anrede des Mädchens zu erwarten. Anna zögerte auch nicht lange, sie nahm all' ihren Muth zusammen und sagte mit entschlossener Stimme:

„Mit welchem Rechte, Madame, hält man mich in diesem Hause, wie eine Gefangene? Und wie kam ich hierher?"

„Sie sind durchaus keine Gefangene, meine Gnädige," antwortete das Weib mit freundlichem Grinsen. „Sie befinden sich hier in einer noblen Pension, in welche Sie von einer Ihnen sehr nahestehenden Person gebracht worden sind, und welche Sie wahrscheinlich noch heute abholen wird."

„Was ist das für eine Person?" fragte Anna zögernd, indem es ihr war, als lege sich eine Hand von Eis auf ihr Herz. „Ich kenne Niemand, welchem das Recht zusteht, mich in diese sogenannte noble Pension zu bringen," fügte sie bestimmter hinzu.

„Beruhigen Sie sich nur, meine Gnädigste," versetzte die Doktorin höhnisch, „jene Person, die ich meine, liebt sie unaussprechlich und hat nicht nur ein Recht, Sie zu beschützen und sich um Ihr Wohlergehen bekümmern zu dürfen, sondern sogar die heiligste Pflicht. Nun Sie werden ja sehen," fügte das Weib unheimlich grinsend hinzu, „ob ich zu viel gesagt habe."

Bei diesen Worten wollte sich die Doktorin entfernen, aber Anna vertrat ihr entschlossen den Weg und rief im gebieterischen Tone:

„Ich fordere von Ihnen noch in diesem Augenblicke meine Freiheit, denn ich gestehe keinem lebenden Wesen das Recht zu, über meinen Willen zu verfügen. — Wollen Sie mir diese freiwillig gewähren, oder Sie zwingen mich Hülfe herbeizurufen, um den Weg der Rettung aus diesen Mörderhänden zu ermöglichen."

Ein Schrei der Ueberraschung, des Entsetzens und der Wuth ertönte von den bleichen Lippen dieses von den seltsamen Worten des Mädchens im Innersten tief verletzten Weibes. Der lauernde, stechende

und fragende Blick der Doktorin ruhte eine Weile forschend auf den Gesichtszügen Anna's, welche bleich, aber muthig und entschlossen dem fürchterlichen Weibe gegenüber stand. Ein gewisses Zucken um die Mundwinkel, die erweiterten Nasenflügel und die sich vergrößern-Augen gaben Zeugniß von den Bewegungen, die — hervorgerufen durch das einzige Wort „Rettung aus Mörderhänden" — ihr Inneres durchtobten.

„Oho, mein Täubchen!" schrie endlich das satanische Weib. „Glaubst Du eine alte Thörin vor Dir zu haben, welcher Du mit einer elenden Komödie zu imponiren gedenkst. — Wer bedroht Dein Leben, daß Du es wagst von Rettung aus Mörderhänden zu sprechen? In diesem meinem Hause giebt es keine Mörder, für Dich wohnt nur Ruhe und Sicherheit in diesen Räumen. Hüte Dich aber," fügte sie mit dem giftigen Blicke eines Reptils hinzu, „diese Sicherheit Deiner Person durch beleidigende Worte zu verscheuchen und die Furien des Hasses und der Vergeltung herabzubeschwören, denn ich bin nicht immer geneigt, verletzende Worte zu vergeben. Deßhalb, meine Gnädige, noch einmal, hüten Sie sich vor meinem Grimme."

Die Worte dieses dämonischen Weibes drangen gleich Dolchstichen durch die gemarterte Seele des vom unerbittlichen Schicksale so schwergeprüften Mädchens; sie fühlte, daß sie einem Wesen gegenüber stand, welches stets bereit war, mit grausamer Lust zu morden, wenn es ihr Vortheil erheischte.

Anna's Augen blieben zwar trocken, aber die thränenlosen schauten stier und glanzlos aus den gerötheten Höhlen zu Boden. Ein krampfhaftes Zucken durchbebte ihren schwankenden Körper. Sie fühlte den brennenden Blick dieses mörderischen Weibes auf ihrem bleichen Antlitz in einer Weise haften, daß sie erbebend und schaudernd in tiefster Seele, ihres Widerstrebens ungeachtet, nicht umhin konnte, ihre Augen auf die der Doktorin zu richten, ohne aber im Stande zu sein, diese so schnell wieder losbekommen zu können.

Prüfend hatte das Weib in den Zügen dieses bleichen, engelschönen Wesens gelesen, um zu erforschen, ob es mehr als Zufall war, daß Anna diese gefährlichen Worte in ihrer Aufregung gesprochen; doch die himmlischen Reize dieses tief erschüttert dastehenden Mädchens schienen den Zorn der Mörderin nach und nach zu entwaffnen, indem sie sich selbst sagte, daß es wohl unmöglich sei, daß Anna Kenntniß von der finstern That in den Gewölben dieses Hauses erhalten und daß nur der Zufall ihr die verhängnißvollen Worte in den Mund gelegt haben könne.

Halb drohend durch einen finstern Blick ihres schrecklichen Auges, halb unheimlich durch ein dämonisches Lächeln scherzend, erhob die Hausmutter den Finger ihrer rechten Hand und sagte, indem sie die Thür öffnete:

„Laden Sie nicht selbst Unheil auf Ihr Haupt und verhalten Sie sich ruhig. Ein lang entbehrtes Glück wartet Ihrer."

Nach diesen kalt, höhnisch und langsam gesprochenen Worten, welche die Brust Anna's mit unsäglichem Schmerze erfüllten, verließ die Doktorin das Gemach und ließ die Unglückliche mit ihrem Kummer allein. Laut weinend sank sie auf das Ruhebett und verlor in einer heftigen Ohnmacht die Erinnerung an die erlebte Scene.

Wie lange sie so in vollständiger Bewußtlosigkeit gelegen haben mochte, war Anna nicht recht klar, denn als sie erwachte, war es Nacht und das Gemach durch das Licht einer kostbaren Lampe matt erleuchtet. Verwundert warf sie die Augen im Gemach umher, dann traten allmälig die Schreckensbilder dieses Hauses vor ihre Seele und riefen die Erinnerung in ihrer Brust wach. Sie überlegte, ob sie es noch einmal wagen sollte, durch die bekannte geheime Thür einen Fluchtversuch zu wagen, doch sie sah nach und nach die Fruchtlosigkeit dieses Gedankens ein und überließ sich einer finstern Träumerei, welche sie endlich so ermüdete, daß sie, nachdem das arme Mädchen vergeblich gegen den herandringenden Schlaf angekämpft, in einen unruhigen Schlummer sank.

Es mochte nicht weit von Mitternacht sein, als ein leises schwirrendes Geräusch durch das dunkle Gemach tönte, denn die Lampe war dem Erlöschen nahe. Das Wandgemälde bewegte sich und durch die geöffnete Thür machte sich eine matte Helle bemerkbar. In diesem gedämpften Lichtschein erschienen zwei leise auftretende, lauschende Gestalten. Die eine derselben war ein junges Mädchen, welches in ein phantastisches, die jugendlichen Formen mehr enthüllendes, als verbergendes Gewand, aus weißen, golddurchwirkten Seidenstoffen bestehend, gekleidet war. Um ihre Schläfe wand sich ein Kranz aus rothen Rosen, und darunter fielen die üppigen schwarzen Locken auf den entblößten, schneeigen Nacken. Die Gestalt neben ihr war die eines jungen Mannes von hinreißender Schönheit. Er war elegant gekleidet, aber seine Toilette in einem sehr derangirten Zustande. Seine Cravatte war gelöst, und sein schwarzgelocktes, prächtiges Haar hing verwirrt in das weinglühende, erregte Antlitz. Dieses und die wankende Haltung, die unsichere und gebrochene Stimme, die zusammengekniffe=

nen, verglasten Augen waren eben so viele Zeugen einer so eben unterbrochenen Orgie.

Anna lag wiederum in einem jener Halbschlummer, woraus sie sich nicht zu erheben vermochte, denn die Nervenabspannung war zu groß, jedoch vernahm sie ganz deutlich, was gesprochen wurde und sah beinahe Alles in dem Zwielicht, was vorging.

„Das Mädchen schläft,“ flüsterte die jugendliche Begleiterin des Mannes, indem sie einen forschenden Blick in das Gemach warf.

„Weißt Du es gewiß?“ fragte derselbe mit lallender Stimme.

„Ganz gewiß,“ erwiderte das Mädchen. „Die Hausmutter hat durch den in Säure getränkten Docht der Lampe einen betäubenden Geruch in das Gemach geschafft, welcher das Nervensystem der Schläferin erschlafft hat.“

„Nun, ich werde sie schon wieder zum Leben erwecken,“ sagte der junge, schöne Wüstling mit frivolem Lächeln. „Aber schaffe erst die Lampe aus dem Zimmer und bringe Licht herbei, denn ich will diese gepriesene Göttin der Schönheit beim flackernden Scheine der Kerze bewundern.“

Die leichtfertige Dirne eilte davon, um den Wunsch des Gastes zu erfüllen. Dieser suchte inzwischen, mit den Händen tastend, sich dem Ruhebette, worauf Anna lag, zu nähern, und gelangte fast geräuschlos bis in die Nähe desselben. Er suchte eine ihrer weichen Hände zu erfassen und drückte die brennenden Lippen auf die beinahe erstorbenen der reizenden Schläferin.

Bei dieser entweihenden Berührung zuckte ein elektrischer Strom durch Anna's Körper und sie erwachte, vollkommen im Besitz ihrer Geisteskräfte.

In diesem Augenblicke erschien, einen silbernen Armleuchter tragend, die feile Dirne der Wollust auf der Thürschwelle.

Der Blick, den die jugendliche Verworfene mit Blitzesschnelle in das Gemach und auf den bezaubernd schönen jungen Mann gleiten ließ, hatte etwas wahrhaft Dämonisches, und der enthüllte, zarte Körper bebte in leidenschaftlicher Bewegung. Ihre Lippen zuckten, aber sprachen kein Wort. Die Zähne hatte sie fest geschlossen, den erweiterten Nasenflügeln entströmte glühendes Gas, und die großen, weit aufgerissenen Augen strahlten vom Weine mächtig erregt, im Feuer unreiner Begierde.

Der schöne Fremde stand mit zitternder Gestalt an dem Lager der engelschönen Anna. Die Augen quollen ihm aus ihren Höhlen, und Zunge und Gaumen wurden von dem glühenden Athem so getrocknet, daß dieser pfeifend und röchelnd wurde.

Entsetzt sprang Anna auf und starrte eine Weile sprachlos den Fremden und seine jugendliche Begleiterin mit wilden Blicken an. Dann drang ein gellender, durchdringender Angstschrei über ihre Lippen. Diesen Schrei beantwortete ein höhnisches Lachen, welches den Lippen der Priesterin der Wollust entströmte, und aus der Ferne ertönten, gleich einem Echo, ein scheußliches Jubelrufen und Gläserklirren.

Anna bedeckte ihr mit Schamröthe überzogenes Antlitz mit beiden Händen. Sie glaubte zu träumen — entsetzlich zu träumen.

Der junge Fremde war auf die Dirne zugeschritten und hatte ihr mit einem leisen Befehle den Armleuchter abgenommen. Hinter der noch einen letzten, schadenfrohen, zugleich aber auch neidischen Blick zurückwerfenden Dirne, schloß der jugendliche Mann die geheime Thür und kehrte alsdann langsamen und wankenden Schrittes nach dem Ruhebette zurück, worauf das arme Mädchen zitternd saß, und betrachtete das blasse, reizende Gesicht mit stieren Blicken. — Anna war keines Wortes und keiner Bewegung mächtig, wie erstarrt vor diesem stechenden, scheußlichen Schlangenblick des Fremden, in welchem sie den Sprecher aus den Gewölben der Gruft erkannte.

Als er aber dicht vor ihr stand, und sie mit frechem lüsternen Lächeln umfassen wollte, als sein heißer Hauch ihr Gesicht berührte, kehrte ihre entflohene Lebenskraft zurück, und mit einem entsetzlichen Schrei sprang sie hinter den großen, ovalen Tisch, welcher nicht weit von dem Ruhebette stand, diesen zwischen sich und ihren Angreifer gleichsam als Schutzmauer bringend. Dann schaute sie dem Frechen mit zornleuchtendem Antlitz fest in die Augen und rief nicht mit vor Angst sondern vor Entrüstung bebender Stimme:

„Zurück, Elender! Wage keinen Schritt weiter, oder diese Caraffe zerschmettert Dein schamloses Gehirn! Ich durchschaue die niederträchtige Machination dieses elenden Weibes, aber beim ewigen Gott, in dessen Schutz ich mich begebe, schwöre ich, daß es Ihnen nicht gelingen soll, Ihr schändliches Vorhaben weiter auszuführen!"

Ein wüstes, heiseres Gelächter war des Wüstlings-Antwort. Dann suchte er seine Blicke wieder auf das Antlitz der schönen Anna zu richten, und sagte mit schwerer Zunge:

„Was mit Ihnen geschehen, reizende Spröde, geschieht ja alle Tage und ist etwas durchaus Gewöhnliches. Sie gefallen mir, und ich will Sie — selbst gegen Ihren Willen besitzen. In Ihrem Interesse hätten Sie einen besseren und mächtigeren Schutz anrufen sollen, als den, welchen Sie anriefen, denn dieser wird mich nicht

hindern, Sie binnen weniger Minuten mein zu nennen, und mögen Sie daher Thränen und Bitten füglich ersparen."

Die Ruhe dieses Mannes erfüllte Anna's Herz mit Schrecken. Er mußte seiner Sache wohl im höchsten Grade sicher, und keine Möglichkeit der Rettung für das bebende Mädchen vorhanden sein.

„Verzögern Sie daher nicht den süßen Augenblick unserer Vereinigung, schöne Spröde," begann der Wüstling mit eisiger Kälte wieder, indem er plötzlich auf Anna zusprang und diese, welche flüchtete, zu erhaschen suchte.

Doch geschickt benutzte sie jedes sich darbietende Möbel, um es zwischen sich und den Verfolger zu bringen. — Aber lange konnte diese unnatürliche Jagd nicht dauern. Mehrere Male war es dem leidenschaftlichen jungen Manne gelungen, die lautstöhnende Anna zu erfassen, und wenn es derselben auch immer wieder gelang, sich aus den umschlingenden Armen des Wüthenden loszumachen, so schwanden doch bei diesem ungleichen Kampfe ihre Kräfte, und sie sah den Augenblick mit Schrecken herannahen, wo sie den Gelüsten des durch die Hetzjagd immer mehr und mehr Erbitterten erliegen mußte.

Anna's Verzweiflung war auf's Höchste gestiegen. Hätte sie in diesem Augenblicke eine Waffe gehabt, sie hätte ihrem kummervollen Dasein ein Ende gemacht, um nur nicht lebend in des Elenden Hände zu fallen, aber auch dieser Rettungsweg blieb ihr verschlossen. In dem Momente, da sie abermals hinter einen Stuhl, der neben dem großen Wandgemälde stand, flüchten wollte, ergriff sie der Wollüstling mit voller Kraft beim Arme und zog die Erschöpfte mit Gewalt an seine Brust. Halb ohnmächtig und entsetzt durch die rohe Berührung suchte Anna mit krampfhafter Gewalt seinen Kopf, der sich gierig nach ihren Lippen drängte, zurückzustoßen und sich von den ihren Leib umklammernden Händen loszumachen. Letzteres gelang ihr auch, indem sie mit einem heftigen Stoße sein Haupt zurückschleuderte, so daß es dröhnend an die Wand schlug. —

Ein kreischender Fluch entfuhr seinen Lippen, und mit beiden Händen griff er nach der Schläfe, von welcher ein dicker, rother Blutstreifen niederquoll. — Hastig eilte die Geängstigte nach dem Wandgemälde, trat auf die verhängnißvolle Schraube und nach einer Sekunde zeigte sich ihrem Auge der bekannte Gang, welcher jetzt matt erleuchtet war. Noch ehe der Verwundete sich von seiner augenblicklichen Betäubung erholt hatte, stürzte Anna athemlos aus dem Gemache des drohenden Verderbens, zog die geheime Thür hinter sich heran und warf mit einer kräftigen Bewegung den Riegel in das

Schloß, dann eilte sie im schnellen Laufe den Gang entlang, in der Hoffnung, den Rettungsweg zu finden. — Niemand hielt sie auf, kein lebendes Wesen schien in diesem Theile des unheimlichen Hauses zu wohnen. Der dunkle Corridor schien endlos, plötzlich drang ein scharfer Lichtstrahl aus einer geöffneten Thür durch die Dunkelheit und beleuchtete den Gang. Vorsichtig und leise, mit angehaltenem Athem, schlich das geängstigte Mädchen an die Thür und warf einen verstohlenen Blick in das Gemach, aber mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr Anna schnell zurück und floh eiligst den Gang entlang, welcher kreisförmig gebaut schien und sie wieder an die Thür des entsetzlichen Gemaches geführt hatte, welche zu öffnen dem jungen Manne gelungen war. Ihr Angstgeschrei wurde von einem gellenden Wuthgebrüll des Wüstlings beantwortet, welcher sein Opfer erblickt hatte. Ohne recht zu wissen, wohin sie ihre Schritte wenden und was sie zu ihrer Rettung beginnen sollte, lief Anna mit Aufgebot aller ihrer Kräfte weiter, verfolgt von dem Wüthenden, welcher aber durch die hastige Bewegung den Blutverlust immer mehr beschleunigte und in seiner Verfolgung endlich nachließ, so daß er ganz zurückblieb.

In dem Augenblicke als das keuchende Mädchen erschöpft still stand und einen Blick nach ihrem Verfolger zurückwarf, bemerkte sie eine Thür, welche bisher ihrem spähenden Auge entgangen war. Hastig eilte sie auf dieselbe zu und legte zaghaft die Hand auf den Drücker — dieser gab geräuschlos nach, die Thür öffnete sich und Anna betrat ein Gemach, welches zwar erleuchtet, doch fast leer war. Wenige Stufen führten in einen schmalen, hellerleuchteten Gang, mit vielen Thüren hinauf, der in einen lichtstrahlenden, glänzenden Saal mündete, aus welchem Musik und betäubender Lärm erschollen.

Halb wahnsinnig vor Verzweiflung eilte Anna die Stufen hinauf und gelangte bis zu der weit geöffneten Thur des Saales, auf dessen Schwelle die junge Dirne stand, welche den angetrunkenen Wüstling in das Gemach des armen Mädchens geführt hatte. Ihre hochgerötheten Wangen und funkelnden Augen verriethen, daß sie inzwischen dem im Saale in Strömen fließenden Wein weidlich zugesprochen hatte. Augenblicklich erkannte Anna Heiduck in der halbentkleideten, jugendlichen Gestalt, in dem üppigen, glühenden und jede Zurückhaltung ihres Geschlechts bei Seite setzenden Mädchen, jene Dirne wieder. Erstaunt richtete diese ihre Blicke fragend auf Anna, welche sie hier zu sehen wahrlich nicht erwartet hatte.

Schon beabsichtigte das gehetzte Mädchen diese um Hülfe anzuflehen, doch ein Blick auf die schamlos Gekleidete, auf das im Sin-

nentaumel erregte Antlitz, ließ sie einen solchen Schritt nicht gerathen erscheinen. Die Dienerin im Tempel der Wollust schien übrigens Anna's Gedanken zu errathen, denn sie streckte ihre Hände drohend aus, gleichsam, als wollte sie das neue Opfer in ein weiteres Vordringen verhindern. Doch mit einer kraftvollen Bewegung warf das halb rasende Mädchen die feile Dirne aus dem Wege und betrat geblendet von dem Glanze und dem Lichtmeer den mit dem größten Luxus ausgestatteten, prachtvollen Saal.

In diesem waren etwa vierzig Personen beiderlei Geschlechts und namentlich Männer jedes Alters anwesend. Es war augenscheinlich, daß die Männerwelt im Genusse des Weines des Guten zu viel gethan hatte. — Sie saßen oder lagen in den frivolsten und unbeschreiblichsten Stellungen auf einer Art von römischen Ruhebetten und hielten bildschöne, halbnackte Mädchen in ihren Armen. Die Meisten der Männer waren in jenem gesetzteren Alter, in welchem man gewöhnlich einen eigenen häuslichen Herd besitzt und man zu Gicht und Podraga gelangt ist. Die Bedienung bestand aus einer Schaar von jungen, kaum dem Kindesalter entwachsenen Negermädchen, welche fast entblößt ihre Dienste verrichteten. Eine sanfte unsichtbare Musik rauschte in wollüstigen Tönen durch den Saal, wurde aber durch die lauten Gespräche und das Klirren der Gläser oftmals übertäubt. Mit den balsamischen Wohlgerüchen von prächtigen exotischen Blumen, welche überall im Saale angebracht waren, mischten sich die Düfte von den feinsten Cigarren, deren bläulicher Rauch über der Tafel sich kräuselte, welche mit den kostspieligsten Gerichten servirt, in der Mitte stand.

Als Anna flüchtigen Schrittes den Saal betrat, blieb sie einen Augenblick, überrascht von diesem seltsamen und ihr neuen Bilde, stehen und warf Blicke der tiefsten Entrüstung um sich. — Da hörte sie plötzlich die tobende Stimme ihres Verfolgers. Unfähig in ihrer traurigen Lage einen rettenden Entschluß zu fassen, und von keiner Seite Hülfe erblickend, wankte sie todesbleich in die Mitte des Saales und hielt sich an der einen Ecke der Tafel, um nicht zu Boden zu sinken, denn ihre Füße versagten ihr den Dienst.

Einige der Herren hatten ihr Erscheinen bemerkt. Eine allgemeine Bewegung entstand in der Gesellschaft. Man sah sich erstaunt über die wunderbare Schönheit und das ernste Wesen des an allen Gliedern bebenden Mädchens an. Mit einer gewissen Scheu näherten sich mehrere der jüngeren Männer, während neugierig einige der galanten Damen an Anna herantraten und sie als eine neue Ge-

fährtin im Reiche der Liebe und des Genusses vertraulich begrüßen wollten. — Die drängende Gefahr gab der Aermsten ihre Geistesgegenwart zurück. Mit stolzer Geberde wies sie die Bachantinnen zurück, während der Blick ihres Auges die kecke Männerwelt in gemessener Entfernung hielt. Festen Schrittes und starren Ernstes in ihren himmlischen Zügen trat Anna Heiduck — oder Gräfin Delambrowitsch, wie wir sie eigentlich nennen müßten, mehr in die Mitte des Saales, wandte sich an die beinahe sinnlos betrunkene Herrenwelt und sagte:

„Meine Herren! Wider meinen Willen bin ich störend in einen Kreis eingedrungen, dem ewig fern zu stehen mein innigster Wunsch wäre. Aber dennoch bin ich durch das Walten finsterer Mächte nun einmal hier und stehe Männern gegenüber, an deren Ehre und Mitleid zu appelliren ich für mein Recht und meine Pflicht erachte. — Hören Sie den Ruf der Unschuld, die Stimme der Ehre. Man hat auf niederträchtige Weise mich geraubt, die Meinigen grausam getödtet und mich wie es scheint in ein Haus gebracht, welches kein gesittetes Wesen betreten sollte. An Sie, meine Herren, wende ich mich in meiner Verzweiflung um Hülfe und Rettung. Sie werden den Gesetzen dieses freien Landes Geltung zu verschaffen suchen. Sie werden mich den Händen der schändlichen Gewalt entreißen, Sie werden mir die Freiheit wiedergeben, denn ich lege mein Schicksal in die Hände edler Amerikaner."

Diese Worte, welche in einem solchen Sinne wohl noch niemals in diesem Hause des Lasters von den Lippen weiblicher Wesen gehört worden waren, schienen einen tiefen Eindruck auf die männliche Gesellschaft zu machen. Einige Secunden herrschte lautlose Stille, dann beugten sich mehrere Herren flüsternd zu einander, wahrscheinlich um ihre Meinung über die sonderbare und jedenfalls unerwartete Erscheinung auszutauschen. Ehe sich indessen aber eine Stimme für oder gegen die Person des bittenden Mädchens hatte erheben können, erschien der Verfolger auf der Schwelle des Saales, blutbefleckt, wuthschnaubend und vernichtende Blicke auf das vermeinte Opfer seiner viehischen Gelüste schleudernd, während die Hausmutter mit einem satanischen Lächeln auf den Lippen folgte.

Beide hatten die Worte Anna's mit angehört. Langsam trat das entartete Weib auf die neue Novize ihres lästerhaften Hauses zu und ließ einen Augenblick ihr stechendes Auge drohend auf dem bleichen Antlitz Anna's ruhen, welche diesem, gleichsam in Gift und Galle getauchten Blick, mit der Reinheit ihres Herzens und ihrer Seele in

muthiger und entschlossener Weise begegnete. — Unwillkürlich schlug dieses entmenschte Weib vor der Macht der Unschuld die funkelnden Augen nieder und wandte sich im halb scherzhaften Tone an die Gäste ihres der Sünde fröhnenden Hauses:

„Meine Herren, lassen Sie sich in Ihrer Fröhlichkeit durchaus nicht stören und zwar durch einen Zwischenfall, den hervorgerufen zu haben mir unendlich leid ist. – Es handelt sich einfach um ein Mißverständniß, welches Herr Newton, wie Sie sehen, mit seinem Blute bezahlen mußte. Diese Dame ist meiner Obhut aus wichtigen Gründen, welche hier näher zu erörtern weder der Ort noch die Zeit ist, anvertraut worden. Herr Newton, welcher der Dame in meinem Auftrage eine Mittheilung auf ihrem Zimmer machen sollte, wurde von derselben sehr unhöflich empfangen, indem sie seinen Besuch falsch auffaßte und ihm in einer unerklärlich reizbaren Stimmung eine Deutung unterschob, die er in der That gar nicht hatte. Sie suchte ihm zu entfliehen, und in der Hast, ihr zu folgen, stieß Herr Newton sich hart gegen eine Ecke der Thür. Das ist, meine Herren, die einfache Thatsache, worüber diese Dame so tiefe Entrüstung zeigt. — Wollen das Fräulein," fügte das Weib mit einem listigen Augenblinzeln gegen die Gäste hinzu, „die Sache vergessen und da Sie nun einmal hier sind, uns die Ehre erweisen, in unserer Mitte Platz zu nehmen, so erlaube ich mir, Sie hiermit freundlichst einzuladen."

Bei diesen Worten der Doktorin gab sich in dem reizenden Antlitz des jungen Mädchens die tiefste Verachtung kund. Als nun das Weib geendet, wandte sich Anna mit der Miene der offenbarsten Ueberlegenheit und mit dem Stolze der Unschuld und des Rechtes an die Gäste des Hauses der Freude.

„Ich lese aus Ihren Gesichtszügen, meine Herren, daß ich nicht nothwendig habe, dieses — — Weib hier der Lüge zu zeihen. Wenn Sie das Recht nur hören wollen, auf welcher Seite es ist, wissen Sie so gut wie ich selbst. Ich fordere deßhalb, daß man mich frei von hier gehen läßt, ich fordere . . . ."

„Mein Fräulein," unterbrach sie die Doktorin ungestüm, „ich muß Sie ersuchen, diese Komödie zu unterlassen und die Gäste meines Hauses nicht weiter mit Ihren Klageliedern zu langweilen. Entweder theilen Sie hier unsere Freuden, oder — — bemühen Sie sich in Ihre Gemächer zurück. Dieses Fräulein wird Sie dahin geleiten."

Die Doktorin zeigte nach diesen Worten auf die Dirne, welche den Fremden in Anna's Zimmer geführt hatte.

„Nimmermehr!" rief das geängstigte Mädchen, indem sie ihre

Hände abwehrend gegen die andringende Dirne ausstreckte. „Hier in der Mitte des Lasters will ich bleiben, um entweder meine Freiheit zu erlangen — oder zu sterben!" Bei diesen in größter Aufregung gesprochenen Worten, hatte Anna mit einer schnellen Bewegung von der Tafel ein Messer ergriffen, welches sie mit wilder Geberde schwang. „In jedem Winkel dieses fürchterlichen Hauses lauert der Mord!" fügte sie schaudernd hinzu, „und an den Händen dieses entarteten Weibes klebt . . . ."

Anna konnte den Satz nicht vollenden, denn mit der Wuth eines gereizten Tigers warf sich die Hausmutter auf das erhandelte Opfer ihres lichtscheuen Gewerbes.

„Warte infame Schlange!" schrie das Höllenweib mit entsetzlicher Stimme, indem ihre Augen aus den Höhlen traten und ein weißer Gischt sich um den zusammengekniffenen Mund legte. „Ich will Dir die Lästerzunge aus dem Schlund reißen und Dich kennzeichnen in Deinem glatten Engelsgesicht, daß vor Entsetzen der Teufel Dich in der Hölle nicht haben mag!"

Kaum waren die letzten dieser fürchterlichen Worte in höchster leidenschaftlicher Erregung von dem Weibe gesprochen, und Anna von dem einem Ende des Saales vor den Angriffen desselben nach dem andern geflüchtet, als plötzlich wie durch einen Zauberschlag verschiedene Thüren sich öffneten, welche in den Saal mündeten, woraus eine Schaar Bacchantinnen im Gewande der Eva — und nur mit einem langen durchsichtigen Florschleier bekleidet, im wahnsinnigen Jubel hereinstürzten, und die Hausmutter von dem Opfer ihrer Wuth trennte. Eine wilde, rauschende Musik erklang von den Höhen des unsichtbaren Orchesters, während die wollüstigen Furien dieses Höllenhauses einen verführerischen Tanz aufführten, wobei sie in empörender Weise die schamlos entblößten Reize zur Schau dem funkelnden Männerauge stellten.

So ist das Weib, wenn es den letzten Blüthenhauch der Gottheit verloren und den Krallen des bösen Wesens unrettbar verfallen ist. — Wo existirt in der Schöpfung noch einmal das Wesen, welches wir mit diesen Engeln der Finsterniß vergleichen können? — Unter den Thieren des Waldes dürfte man es vergeblich suchen.

Anna schrie laut vor Scham und Entsetzen auf, bedeckte ihr bleiches Antlitz mit beiden Händen und ächzte dumpf und schwer aus der beengten Brust, denn ihr keusches Ohr hatte niemals ähnliche Worte gehört, welche von den Lippen dieser verlorenen Kinder der Hölle in einem

frivolen Gesange durch den Saal schwirrten, ihr reines Auge niemals solche unzüchtigen Bilder gesehen, welche dieses Haus verbarg.

Durch dieses Hinderniß noch mehr in ihrer blinden Wuth gereizt, schob die Doktorin einzelne Gruppen bei Seite und stürzte wiederum auf die erschreckt flüchtende Anna, welche nur noch einige Schritte zu machen im Stande war und dann bewußtlos zu Boden sank.

Ein wildes Triumphgeschrei von den Lippen der Mörderin übertönte den Gesang der Bacchantinnen und die rauschenden Töne der Musik. Mit teuflischem Grinsen warf sie sich auf das arme Mädchen, schlang die langen Flechten ihres kostbaren, schwarzen Haares um die mit Blut befleckte Faust und erhob ein scharfes, spitzes Messer, um es dem ihrer Rache verfallenen Opfer in den Schlund zu bohren. Da traf das Haupt der Wüthenden plötzlich ein heftiger Schlag, besinnungslos taumelte sie einige Schritte und stürzte dann leblos zu Boden, wobei sie den Körper der bedauernswerthen Anna an den Haaren mit sich zog. . . . .

. . . .

. . . .

Während sich nun in dem Hause der Sünde diese empörenden Scenen ereigneten, schlichen zwei dunkle, männliche Gestalten in der nächtlichen Stunde um dasselbe, offenbar um einen geheimen Eingang zu erspähen. Mehrere Male hatten sie vergeblich die Runde um das Gebäude gemacht, nirgends schien sich ein dem Zweck entsprechendes Fenster oder eine geheime Pforte ihren forschenden Augen zu zeigen, denn das Haus hatte in der That nur einen Eingang, die Fenster lagen hoch und waren durch starke Eisenstangen und Drathgitter wohl verwahrt.

„Verdammt!“ rief eine der Gestalten im unterdrückten Tone. „Es wird nichts weiter übrig bleiben, als mit Gewalt in dieses Höllengebäude zu dringen!“

Noch war das letzte dieser Worte nicht von den Lippen des Mannes entschwunden, als seine Aufmerksamkeit auf einen in die dunkle Straße einbiegenden Wagen gelenkt wurde, welcher in rasender Eile daher gebraust kam und vor dem Eingange still hielt.

Ein Diener sprang von dem Trittbrette, öffnete den Schlag und eine hohe, gebietende Gestalt stieg aus dem Innern des eleganten Wagens. Einige für die Lauscher unverständlichen Worte des Fremden an den Diener, schienen diesem Verhaltungsbefehle zu geben, denn dieser verbeugte sich ehrfurchtsvoll, während der Fremde auf die Schwelle des Thorweges trat, welcher sich augenblicklich öffnete und nachdem der Fremde eingetreten war, auch wieder geräuschlos schloß.

Ein Ausruf der Ueberraschung und der größten Verwunderung entflog den Lippen eines dieser geheimnißvollen Männer. Er schien offenbar die Person des Fremden erkannt zu haben.

Leise miteinander flüsternd, schlichen die Unbekannten zu einer Stelle der Straße, wo die Dunkelheit vorherrschend war, dort blieben sie stehen und besprachen unverkennbar einen Plan, welcher die Bewohner des Hauses betraf und den sie in Ausführung zu bringen gedachten. Endlich schienen sie miteinander einig zu sein, denn einer dieser Unbekannten drückte dem Gefährten warm die Hand und sagte mit herzgewinnender Stimme:

„Mag es denn so sein, wie Du sagst, nur vergieße bei Deinem Unternehmen kein Blut, welches einst als Ankläger gegen uns dienen könnte.“

„Beruhige Dich nur,“ erwiderte dieser leise lachend, „meine Schlingen sind allerdings vortrefflich geeignet, einem das Lebenslicht in wenigen Minuten geräuschlos auszublasen, bei richtiger Handhabung aber ganz unschädlich. Verlasse Dich nur auf mich und folge vorsichtig meiner Spur. Die Sache wird in einigen Secunden abgethan sein. Nur frisch an's Werk!“

Nach diesen seltsamen Worten schlich der Fremde mit dem katzenartigen Wesen eines Indianers geräuschlos die in Dunkelheit gehüllten Häuser entlang, bis er den Wagen im Rücken hatte, dann wandte er sich plötzlich, zog eine dünne Schnur hervor und lenkte seine Schritte der Stelle zu, wo der Diener von der nächtlichen Stille gelangweilt, träumend und halbschläfrig stand.

Plötzlich tauchte aus der Dunkelheit, dicht neben dem Körper des Dieners die Gestalt des Fremden auf, ein Ton, wie das Schwirren einer Sehne, zitterte leise durch die Luft, der Fall eines Körpers wurde hörbar und gefesselt lag der Diener gleich darauf am Boden. Aufgeschreckt aus seinem Halbschlummer, blickte der Kutscher vom Bocke, theils neugierig, theils ängstlich über den Wagen hinweg, um die Ursache dieses unheimlichen Getöses zu erspähen. Da ertönte noch einmal das verhängnißvolle Schwirren und von seinem Sitze herabgerissen, lag der Kutscher in demselben Augenblicke in den Fesseln der seinen Hals zusammenschnürenden Schlinge des geheimnißvollen Fremden.

Ein langgedehnter, eigenthümlicher Klageton unterbrach das nächtliche Schweigen. Er hatte viel Aehnlichkeit mit dem Warnungsrufe der Jäger in Algier, welche diesen anwandten, wenn sie auf Vorposten standen und ihnen Gefahr drohte. Augenblicklich wurde dieser Ruf in

geringer Entfernung beantwortet, und gleich darauf tauchte die Gestalt des andern Fremden neben der seines seltsamen Gefährten auf.

„Vorwärts, Freund!" rief der Mann mit der Schlinge seinem Gefährten zu, „der erste Act des nächtlichen Dramas ist vorüber, jetzt kommt der zweite. Komm und hilf mir die Söldlinge beseitigen, mit Tagesanbruch wird sie schon eine mildthätige Hand aus ihren Fesseln befreien."

Wenige Minuten genügten, um die Opfer der geheimnißvollen Männer an die Seite zu schaffen und kaum war eine Viertelstunde vergangen, so athmete wieder die frühere nächtliche Ruhe in der dunklen Straße und nicht die geringste Spur verrieth die unheimliche That. Der Kutscher saß wieder auf seinem Bocke schlaftrunken, während der Diener anscheinend in Träumereien versunken, an dem Kutschenschlag stand.

So mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als plötzlich rauhe Töne des heftigsten Wortwechsels aus dem Hause der thierischen Lust auf die Straße drangen und den Diener aus seiner Lethargie weckten. Selbst der Kutscher fuhr horchend von seinem Sitze empor und bedeutete mit einer verständlichen Geberde seinem Collegen an, das Oeffnen der Hausthür zu versuchen.

Mit Gedankenschnelle stürzte der vermeinte Diener gegen die verhängnißvolle Thür, betrat hastig die mit einem verborgenen Mechanismus versehene Schwelle, worauf sich das dunkle Thor öffnete und den Einblick in den matterleuchten Hausflur gewährte.

Der Fremde stand, in einem seiner Arme eine leblose, weibliche Gestalt haltend, umgeben von einem Chor halbbekleideter Kinder der Sünde, dicht an der Thür, welche von innen zu öffnen er vergeblich bemüht gewesen war. Der drohende Lauf eines Revolvers starrte im Zwielichte den rasenden Furien entgegen, die offenbar gewillt waren, ihre vermeinte Beute nicht gutwillig fahren zu lassen, denn es widerstrebte ihren Gefühlen zu sehen, daß eine nach ihrer Meinung vom Schicksale bestimmte Leidensgenossin dem gesitteten Leben wiedergegeben werden sollte. Doch die Furcht einflößende hohe Gestalt des Fremden mit seinen unheimlich blitzenden Augen und die drohende Todeswaffe, hielten die von Wein und Genüssen aller Art erregten Dirnen, von weitern Angriffen zurück.

„Iwan!" herrschte der Fremde dem zur Unterstützung herbeieilenden Diener entgegen, „nimm diesen Revolver und halte mir die Furien vom Halse!"

Augenblicklich gehorchte derselbe, indem er einen innigen Blick auf die leblose Anna warf, dann die Schußwaffe ergriff und den Rück-

zug des Fremden deckte. Hastig eilte dieser mit seiner süßen Bürde nach dem Wagen, gefolgt von dem Schritt vor Schritt zurückweichenden Diener.

Der Fremde legte das bewußtlose Mädchen auf die weichen Polster des Wagens, und setzte sich neben sie. Der Diener schloß den Schlag, sprang hinten auf das Trittbrett und dahin brauste durch die Dunkelheit die von stolzen Pferden gezogene Carosse des Grafen von Delambrowitsch.

XI.

Die geheimen Fäden der Diplomatie.

In der Gegend des großen Congreß-Palastes zu Washington, welcher sein Haupt über die übrigen Gebäude stolz emporhebt, und sehr weit von dem bevölkerten Stadttheile, in welchen der Handel seine hungrigen Diener hineinpreßt, dehnt sich ein großer und regelmäßig angelegter Park aus. Die Gebäude, welche diesen umgeben, sind den stolzesten Palästen von Paris unbestritten an die Seite zu stellen. Man wagt kaum dort zu wohnen, wenn man nicht über ein fürstliches Vermögen zu gebieten hat. Dort nehmen die Fremden von Distinction ihre Quartiere, wenn sie mit der Unionsregierung der Vereinigten Staaten zu verkehren haben.

Der Marquis Posa bewohnte von allen diesen Palästen den größesten, den glänzendsten und herrlichsten. Der Luxus seiner vielen Prunkgemächer war bereits sprichwörtlich geworden und der amerikanische Geldadel, so eitel, so leidenschaftlich für den Glanz und das Renommée eingenommen, mußte vor dieser orientalischen Pracht, die ein Fremder zur Schau stellte, ergrimmt sein Haupt beugen.

Es war etwa neun Uhr Abends, kein Licht strahlte in den großen Sälen des stolzen Palastes. Die Eingangsthür, an deren Schwelle gewöhnlich zwei Diener in glänzender Livrée standen, war geschlossen. Der Herr Marquis war für den Besucher nicht zu Hause.

In einem der nach dem Park hinaus gelegenen Zimmer, welches sanft von einer kostbaren Lampe erleuchtet wurde, saß der Marquis vor einem mächtigen Büreau, welches mit unzähligen Papieren bedeckt war, deren Ordnung und Aufschriften die methodische Pünktlichkeit eines ordnungsliebenden, geschäftlich gebildeten Geistes verriethen. Hinter

der imposanten Gestalt des Marquis erhoben sich elegant gearbeitete Bücherschränke, deren Fächer hauptsächlich mit Werken wissenschaftlicher Richtung angefüllt waren, und von denen die Mehrzahl über Physik und Chemie handelten. Es befanden sich darunter auch viele seltene Bücher über Alchymie und kostbare Manuscripte in orientalischen Sprachen. Der Umstand, daß sich in dieser werthvollen Bibliothek nichts von der stürmischen, politischen Literatur des Tages vorfand, schien dem Uneingeweihten anzudeuten, daß der Marquis ein Mann sei, der fern vom Kampfe und den Stürmen des in heißer Wuth entbrannten Bürgerkrieges ruhig seinen Studien lebte. Dieser Vermuthung widersprachen jedoch gewisse auf dem Büreau und in den geöffneten, geheimen Fächern liegende Papiere, welche mit verschiedenen Aufschriften „Rapporte aus London“, „Berichte aus Algier“, „Mittheilungen aus Richmond“, „Zuschriften aus Deutschland“ versehen waren.

Der Marquis schien eifrig eingegangene Depeschen vom Kriegsschauplatze zu lesen und sie am Rande mit Notizen zu versehen. Er war bleich und schien offenbar vor Müdigkeit ganz hinfällig zu sein. Seine erloschenen Augen hatten einen matten bläulichen Hof, welcher eine anstrengende Thätigkeit verrieth.

An einem der Fenster war ein noch junger Knabe von etwa sechs oder sieben Jahren eifrig seit einiger Zeit lautlos mit Etwas beschäftigt, was endlich die Aufmerksamkeit des in seinen Arbeiten einhaltenden Marquis zu erregen schien, denn dieser stand, nachdem er die Bewegungen des Knaben einige Augenblicke mit stummer Neugierde beobachtet hatte, geräuschlos von seinem Sessel auf, näherte sich dem Kinde und schaute ihm, ohne von diesem bemerkt zu werden, über die Schulter.

In einer Spalte des Holzgetäfels am Fenster hatte eine große Kreuzspinne ihr Gewebe entfaltet. Der Knabe hatte so eben eine zweite Spinne entdeckt und sie mit den Händen in das feine Netz der erstern gesetzt. Mit funkelnden Blicken lauerte er nun auf das Begebniß dieser Operation. Die fremde Spinne stand wie bezaubert, ohne sich zu rühren, in der Mitte des Gewebes. Die rechtmäßige Eigenthümerin verhielt sich ebenfalls still, aber ein scharfes Ohr würde einen schwachen summenden Ton vernommen haben, der unverkennbar keine gastfreundlichen Absichten gegen den Eindringling andeutete. Plötzlich schien das fremde Insekt aus seiner Erstarrung zu erwachen; es ließ Unruhe blicken und wandte sich, um die Flucht zu ergreifen. Die große Spinne kam hervorgeschossen — der Knabe lachte vergnügt vor sich hin. Die bleichen Lippen des Marquis kräuselten sich zu einem hämischen Lächeln, und er schlich leise nach seinem Sessel zurück.

Hier lehnte er das Gesicht auf die rechte Hand und fuhr fort das Kind mit gespannten Blicken zu betrachten.

Der Knabe hätte einem Künstler einen passenden Gegenstand zur Darstellung des schönen, blühenden Kindesalters geben können. Sein rabenschwarzes Haar, fiel in dichten Locken über Hals und Schultern herab. Seine Züge waren, im Profil gesehen, kalt und herrisch, während die Gesundheit auf seinen dunkelgefärbten Wangen glühte. Sein Wuchs, so schlank derselbe auch war, versprach Kraft und Behendigkeit. Das Antlitz mit seinen dunkeln, glühenden Augen, sowie die Farbe der Haut, ließen errathen, daß ein heißeres Land als Amerika, die Scholle seiner Geburt war. Eine seltsame, fast unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Kaiser der Franzosen, Napoleon III., wurde bemerkbar, sobald man die Züge des Knaben genauer betrachtete.

„Ben Ellinor," sagte der Marquis in französischer Sprache zu dem Kinde, welches sich hastig nach ihm wandte. „Hat die große Spinne die kleine gefressen?"

„Nein," sagte der Knabe leicht unter der dunklen Farbe seiner Haut erröthend. „Die kleine Spinne ist Herr über die große geworden."

Der Ton und die erhöhte Gesichtsfarbe des Kindes schien seinen Worten Bedeutung zu geben, wenigstens dachte dies der Marquis, denn es flog ein leichtes Zürnen über seine hohe gedankenvolle Stirn.

„Mit den Spinnen ist es also anders, als mit den Menschen," sagte er nach einer kleinen Pause. „Bei uns werden die Kleinen nicht Herren der Großen. — Doch begieb Dich jetzt zur Ruhe, Ellinor," fügte der Marquis kalt hinzu. „Die Stunde ist für Dich gekommen."

Der Knabe machte eine unentschlossene Miene, als ob er nicht Lust hätte zu gehorchen, aber ein finsterer, schrecklicher Ausdruck zog sich langsam auf dem edelgeformten Antlitze des Marquis zusammen. Das Kind erblaßte als es dies bemerkte und schlich zitternd aus dem Gemache.

In diesem Augenblicke ließ sich ein seltsames Pochen vernehmen. Der Marquis erhob sich nachlässig von seinem Sessel, drückte gegen einen Metallknopf und eine geheime Tapetenthür öffnete sich zwischen zweien der Bücherschränke.

Ein Mann von hohem Wuchse, dessen Gesicht zum großen Theil durch das Pelzwerk eines weiten Mantels verdeckt war. trat ein.

„Wie befinden sich Euer Durchlaucht," fragte der Marquis, nachdem er den Gruß des Fremden leicht erwidert hatte.

„Den Umständen nach gut," antwortete der Ankömmling, indem

er sich seines Mantels entledigte und dann in vornehmer Haltung auf einer Ottomane Platz nahm. „Marquis," begann er wieder mit finsterer Miene. „Dieser Kampf zieht sich in die Länge und mein Herr, der Kaiser, wird ungeduldig."

„Das ist eine fatale Sache," versetzte der Marquis ironisch.

Der Fremde, Fürst Demidoff Wolkonski, Gesandter des Kaisers Alexander von Rußland bei den Vereinigten Staaten Amerikas, machte eine Geberde des Unwillens und sagte im stolzen Tone:

„Sie scheinen die Unzufriedenheit meines Allergnädigsten Herrn und Kaisers auf eine sehr gleichgültige Weise zu betrachten, mein Herr Marquis!"

„Es ist in der That eine betrübende Sache, Durchlaucht," wiederholte der Marquis ruhig. „Ich kann dem immer größere Dimensionen annehmenden Kampf der beiden Gewalten Amerikas keinen Hemmschuh in den Weg legen und pflege gewöhnlich alle unglücklichen Ereignisse so zu charakterisiren, daß man sie deutlich begreift, namentlich, wenn diesen auszuweichen nicht in meiner Macht steht."

„Bei Sanct Paul!" rief der Gesandte heftig. „Sie sprechen sehr leichtfertig, mein Herr Marquis! — Thun Sie nicht gerade, als ob es eine von den Widerwärtigkeiten wäre, die einem alle Tage passiren können. Wie die Sachen jetzt stehen, ist der Ausgang des Kampfes für Nord-Amerika sehr mißlich und wenn Seine Kaiserliche Majestät gegen einen ihrer Agenten darüber in Zorn geräth, so muß dieser zittern und sich demüthigen."

„Ich verstehe aber nicht zu zittern, mein Fürst," antwortete der Marquis, ohne den Ton der Stimme zu erhöhen, „und habe zu viel Stolz, um mich demüthigen zu können. Erlauben Sie mir, Durchlaucht, übrigens einen Ausdruck zu berichtigen, der Ihnen ohne Zweifel nur im Eifer entschlüpft ist. Sie hatten die Güte, mich unter die Zahl der Agenten Seiner Kaiserlichen Majestät zu stellen . . ."

„Und was sind Sie denn besser, Herr Marquis, wenn ich fragen darf?" unterbrach ihn der Fürst zornig.

„Durchlaucht, zur Beantwortung dieser Frage müßte ich Ihnen eine lange Geschichte erzählen, ich habe aber keine Lust dies zu thun, und Sie wahrscheinlich keine Muße, sie anzuhören. — Ich werde mich also begnügen, Ihnen zu sagen, was ich nicht bin — nämlich der Agent Ihres Kaisers, mein Fürst!"

„Meiner Treu', mein Herr," sagte der Gesandte mit vor Zorn bebender Stimme, „daß ist wahrlich eine seltsame Verwegenheit, auf

die ich nicht gefaßt sein konnte! — Nachdem ich ungeheure Summen in Ihre Hände niedergelegt habe . . ."

„Wofür ich Euerer Durchlaucht aufrichtig danke," entgegnete Marquis Posa spöttisch. „Dieselben sind meinen Plänen und Zwecken sehr zu Statten gekommen."

„Wofür ich aber dem Herrn Marquis nicht danke!" schrie der Fürst wüthend. „Ich habe mich durch lügnerische Versprechungen, durch elende Behauptungen fangen und hintergehen lassen, ich . . ."

„Nicht ein Wort weiter, Fürst Wolkonski!" donnerte plötzlich die gewaltige Stimme des Marquis, indem er den mächtigen Blick seines glühenden Auges, vor dem der Stolz des kaiserlichen Gesandten wie durch Zauber sich legte, auf diesen heftete.

„Verzeihung, Durchlaucht, daß ich Sie unterbrach," fuhr der Marquis nach einer Sekunde in seinem gewöhnlichen Tone fort. „Sie waren aber im Begriff, einige von den Worten auszusprechen, welche eine positive Rüge fordern. Vergessen wir diesen unangenehmen Vorfall und lassen Sie uns ruhig weiter verhandeln, denn ich befinde mich in der Lage, die Beihülfe Seiner Kaiserlichen Majestät nicht entbehren zu können. Trennen Sie, mein Fürst, überhaupt nicht ein Verhältniß, welches uns gegenseitig vortheilhaft ist."

„Immer besser!" murmelte der Gesandte mürrisch. „Wie es scheint, werden wir fortan von Macht zu Macht mit einander verhandeln, nämlich Sie, mein großer Marquis, für Ihre geheimen — mir aber unbekannten Pläne und ich für den Kaiser, meinen Herrn. Das ist wirklich zum Lachen und in der Diplomatie noch nicht dagewesen!"

„Und doch ist es nicht anders, mein Herr Gesandter!" erwiderte Posa mit einer stolzen Geberde. „In Ihrer geheimen Instruktion finden Sie übrigens einen Punkt, welcher die Wahrheit meiner Worte bestätigt."

„Woher wissen Sie das, mein geheimnißvoller Marquis?" sagte der Fürst betroffen.

„Dies wollen wir vorläufig noch unerörtert lassen, Durchlaucht," versetzte der Marquis lächelnd, „gestatten Sie mir aber bemerken zu dürfen, daß die Summen, von denen Sie so viel Wesens machen, nicht den Betrag erreichen, welchen mir zu übergeben Sie von Seiner Kaiserlichen Majestät beauftragt waren."

„Was wollen Sie damit sagen, mein Herr?" fragte der Gesandte erbleichend.

„Daß Sie noch mein Schuldner im Betrage von dreimalhunderttausend Rubel sind, Durchlaucht."

Der Fürst öffnete den Mund und sah den — wie es schien — allwissenden Marquis mit weit aufgerissenen Augen erschreckt an.

„Dreimalhunderttausend Rubel," wiederholte Posa im ruhigen Tone, indem er sich an der Verlegenheit des Gesandten zu vergnügen schien. „Ich hoffe," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „daß Euer Durchlaucht so höflich sein werden, mich nicht Lügen strafen zu wollen."

„Nein, nein, Herr Marquis — auf mein Wort!" rief der Fürst stotternd. „Seine Majestät hat mich in der That beauftragt — es ist eine unglaubliche Sache. — Seien Sie überzeugt, daß meine Absichten dabei ... aber beim Himmel, Marquis, haben Sie denn einen Gesandten in Petersburg?"

„Wie es scheint, ja, mein Fürst," sagte der Marquis spöttisch, „Sie werden jetzt wohl einsehen, daß wir von Macht zu Macht mit einander zu verhandeln haben, nämlich Euer Durchlaucht mit mir — mein Gesandter mit Ihrem Kaiser."

„Es ist der Teufel in eigner Person," flüsterte der Fürst verwirrt vor sich hin. „In jedem Falle, Herr Marquis," fügte er höflich hinzu, „habe ich Ihnen mein Unrecht einzugestehen, ich weiß zwar, daß der Kaiser, mein erhabener Herr, Ihr hohes Verdienst sehr hoch schätzt, aber mir war es bisher unbekannt . . ."

„Lassen wir das, Durchlaucht," unterbrach ihn der Marquis trocken.

„Was die dreimalhunderttausend Rubel anbetrifft . . ."

„Lassen wir auch diese bei Seite, mein Fürst," unterbrach ihn Posa wiederum. „Ich wünsche, damit Euer Durchlaucht ein für alle Mal in Beziehung auf mich eine feste Ansicht gewinnen, daß Sie erfahren, Rußlands Gold bildet nur einen sehr geringen Theil meiner Hülfsquellen, und wenn Sie, mein Fürst, für den Dienst Ihres Kaisers einiger Vorschüsse bedürfen, zwei oder drei Millionen Rubel — oder selbst noch mehr, daß diese jederzeit zu Ihrer Verfügung stehen."

Der Gesandte blieb einige Sekunden hindurch in einem erstaunten und verlegenen Schweigen. Er betrachtete den Marquis verstohlen, als ob er plötzlich das Geheimniß dieses räthselhaften Mannes hätte errathen wollen, der nur einen Zipfel von dem Schleier, der seine Stellung verbarg, aufgehoben hatte, und sich ihm in einem so seltsamen Lichte dadurch zeigte.

„Ist es mir erlaubt, nur eine Frage an Sie zu richten, Herr Marquis?" fragte der Fürst endlich.

„Gewöhnlich fragen Euer Durchlaucht, ohne sich danach zu er-

kundigen, ob es mir angenehm ist," entgegnete der Marquis lächelnd. „Doch ich bitte, fragen Sie nur, mein Fürst."

Der Gesandte Rußlands erröthete und zögerte einen Augenblick, dann sagte er:

„Kennt Sie der Kaiser persönlich, Herr Marquis?"

„Ja, Durchlaucht," antwortete Posa, ohne darauf sichtlichen Werth zu legen.

„Ah!" rief der Fürst noch mehr verwirrt.

„Kaiser Alexander von Rußland," fuhr der Marquis fort, „hat mir die Gnade erzeigt, gewisse Pläne zur Wohlfahrt seines unermeßlichen Reiches, welche damals in meinem Kopfe nur noch unbestimmte Projekte waren, anzuhören und wie ich später wahrnahm, auch in Ausführung zu bringen. Die Aufhebung der Leibeigenschaft der Bauern, ist einer von meinen Plänen gewesen. Ich wurde sehr oft in nächtlicher Stunde zu Ihrem Kaiser befohlen, und der heranbrechende junge Tag machte unsern Gesprächen erst ein Ende."

„In der That, Herr Marquis," sagte der stolze Höfling, indem er eine immer höflichere Haltung annahm."

„Ja, sehr häufig, mein Fürst," wiederholte der unbegreifliche Mann, welcher von seinen Erinnerungen hingerissen schien. „Einmal, nach einer langen, geistvollen Unterhaltung, wo ich mich dem ganzen Enthusiasmus meiner glühenden Politik hingegeben hatte, ergriff Seine Majestät der Kaiser aller Reußen meine Hand, drückte sie mit inniger Bewunderung und heftete das Kreuz des Sanct Georg-Ordens auf meine Brust, welches Sie da sehen."

Der Marquis zeigte bei diesen Worten auf einen eleganten Frack, welcher an einem Riegel hing und wo das goldene, mit Brillanten garnirte Kreuz, zwischen dem Großkreuz der Ehrenlegion, den Insignien des preußischen rothen Adlerordens erster Klasse und dem Maria-Theresia-Orden von Oesterreich strahlte.

Der kaiserliche Gesandte, Fürst Demidoff Wolkonski, wußte in der That nicht, ob er wache oder träume, eine solche geheimnißvolle Persönlichkeit war ihm in seiner diplomatischen Carriere noch niemals begegnet, und er bewegte sich nur noch in einer hofmäßigen Haltung.

„Verzeihung, Fürst," sagte plötzlich der Marquis ernst. „Wir sind ganz abgekommen von dem Beweggrunde Ihres hohen Besuches. Sie sind gekommen, um eine Erklärung von mir zu fordern."

„Eine Erklärung von Ihnen, Herr Marquis? — Gott bewahre mich davor!" rief der Fürst sichtlich erschreckt.

„Euer Durchlaucht haben ein diplomatisches Gedächtniß," sagte

der Marquis lächelnd. „Es ist noch keine Viertelstunde her, daß Sie mir, als dem Agenten Ihres Kaisers Rechenschaft abforderten...“

„Mögen Sie mich nicht weiter beschämen, Herr Marquis!“ rief der Fürst unterwürfig. „Seine Majestät der Kaiser hatte nicht die Gnade, mir zu sagen, welchem Manne ich die ausgezeichnete Ehre haben würde, die Fonds zu übergeben. Endlich glaubte ich.. “

Der Fürst stockte.

„Was glaubten Sie, mein Fürst?“ fragte Posa freundlich lächelnd.

„Können Sie sich, Herr Marquis, nicht mit meinen aufrichtigen und respektvollen Entschuldigungen begnügen?“ sagte der Gesandte mit einer Unterwürfigkeit, unter der bereits Grimm und Besorgniß verborgen waren.

„Sie glaubten, mein Fürst,“ begann der Marquis trocken, „mit einem von jenen listigen Abenteurern zu thun zu haben, welche auf die geheimen Leidenschaften der gekrönten Häupter spekuliren und durch Lügen, Intriguen und Manöver aller Art dahin gelangen, den Fürsten einige Subventionen zu entlocken — welche groß oder erbärmlich sind, je nachdem sie, wie ich, unsterblichen Namen und Orden auf der Brust tragen. Sie glaubten, um so zu sagen, sich etwas zu vergeben, indem Sie sich mit mir auf eine Unterredung einließen, welche.,.“

„O, Herr Marquis, hören Sie auf!“ rief der hochmüthige Fürst beinahe zerknirscht vor Scham.

„Aber was Ihre üble Laune noch auf die Spitze trieb, Durchlaucht,“ fuhr der Marquis unbekümmert fort, „war der Umstand, daß der winzige Marquis, den großen Fürsten Demidoff Wolkonski, Gesandten Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen, nicht demüthig ersucht hat, ihm die Unterstützung seiner hohen Einsicht zu gewähren, daß er, weit entfernt davon, die große Ungeschicklichkeit beging, seine Pläne und Projecte für sich zu behalten. Aber, wenn ich sagen muß, mein Leben ist mehr in Anspruch genommen, als das anderer Männer, weil die Vergnügungen der Welt und diese Stunden gezwungenen Müßigganges, welche die Mode auferlegt, für mich eine enge und ernsthafte Verpflichtung sind. Wenn ich genöthigt wäre, mein Herz allen Denen zu öffnen, welche das Recht zu haben vermeinen, mich zu befragen, würde es sehr schlecht mit meinen Plänen bestellt sein.“

„Herr Marquis,“ sagte der Fürst, kaum mehr wissend, was er vor Verlegenheit erwidern sollte, „ich weiß sehr wohl, daß ich keine Eigenschaften besitze, welche mir das Vertrauen Euerer Gnaden verschaffen könnten. Ich bekenne es mit Offenheit, daß das Geheimnißvolle Ihres Benehmens mich bisher sehr stark gestört hat. Als Re=

präsentant des Kaisers Alexander, meines allergnädigsten Herrn, wußte ich allerdings, daß Sie eine Mission von hoher, welterschütternder Wichtigkeit in Händen hatten, deren Zweck ich aber nur bis zu einem gewissen Punkte errathen konnte. Die ungeheure Summen, welche ich in Ihre Hände, Herr Marquis, im Auftrage meines allerhöchsten Gebieters zu legen die Ehre hatte, machten es wohl sehr natürlich, daß ich ...."

„Daß Sie, Durchlaucht, nach dem Verbleib fragten," unterbrach ihn der Marquis lebhaft. „Ganz natürlich! — Sie konnten nicht anders denken, als daß die Gelder Ihres Kaisers dazu dienten, den fast königlichen Luxus zu unterhalten, der mich umgiebt."

„Das habe ich niemals gesagt, Herr Marquis!" rief der Fürst abwehrend.

„Sie haben es aber gedacht, Durchlaucht," erwiderte Posa ernst. „Doch brechen wir von diesem unerquicklichen Thema ab. Sie sind zu mir gekommen, um mich auf eine Weise zu befragen, wie es etwa ein Oberer gegen seinen Untergebenen hätte thun können. Ich habe die Richtigkeit unserer betreffenden Stellungen wieder herstellen müssen und die Bahn etwas verlängert, damit Sie sich in Zukunft nicht einfallen ließen, es zu vergessen. Jetzt, Durchlaucht, wenn es Ihnen gefällig ist, mich anzuhören, werde ich die Ehre haben, Ihnen einen wichtigen Vorschlag mitzutheilen."

Der Fürst verbeugte sich artig und verbarg seinen Groll hinter einem frostigen Lächeln.

„Ich habe Sie um einen wichtigen Dienst zu bitten, Durchlaucht," begann der Marquis wieder.

Der in seinem Stolze empfindlich verletzte Gesandte richtete einen Augenblick seine grauen Augen verwundert auf den Marquis, und ließ sie dann wieder hinter den dichten Augenbrauen verschwinden. Sein finsteres Gesicht heiterte sich plötzlich wieder auf, denn seit zwanzig Minuten hielt ihn der grausame Marquis fortwährend auf der Folter, und voll Freude gewährte er jetzt die Möglichkeit einer kleinen Rache. Welcher Natur also auch die Bitte des Peinigers sein mochte, der Gesandte war im Voraus entschlossen — sie abzuschlagen. Deßhalb antwortete er ohne Zaudern: „Herr Marquis, ich stehe ganz zu Ihren Befehlen!"

Das geheimnißvolle Oberhaupt der Geweihten des Todes warf einen forschenden Blick auf die Gesichtszüge des Gesandten, wandte sich dann zu seinem Bureau, öffnete eine verborgene Schublade und

nahm aus einer Ledermappe ein Papier, welches er dem Fürsten überreichte.

Der Gesandte nahm dasselbe mit fragenden Blicken, entfaltete es schweigend und begann die in französischer Sprache geschriebenen Worte zu lesen. Der Marquis nahm sich nicht die Mühe, die Physiognomie des Fürsten zu beobachten, und die Wirkung zu verfolgen, welche die Schrift auf diesen hervorbringen würde.

Und doch waren die Mienen des Gesandten in diesem Augenblicke wohl werth, beachtet zu werden. Je weiter er in seiner Lectüre fortschritt, je mehr senkten sich seine Augenbrauen, während seine Stirn sich faltend, wie der Gürtelring eines Reptils, die Wurzeln seines Hauptaares fast mit den buschigen Augenbrauen zusammenschob. — Von Zeit zu Zeit schoß ein schneller Blick auf das Gesicht des räthselhaften Marquis, gleichsam den Commentar zu dem anvertrauten Papiere dort suchen zu wollen. Der Geheimnißvolle blieb aber scheinbar gleichgültig und nahm keine Notiz von dem Fürsten.

Zu Ende der Lectüre gekommen, ließ der Gesandte Rußlands einen Ausruf des Erstaunens, der Ueberraschung und des Entsetzens vernehmen.

„Das ist der geheime Plan des Kaisers!" murmelte er leise vor sich hin. „Der Plan, die Macht der Unionsregierung Amerika's zu schwächen, die Gewalt der Regierung der Conföderirten Staaten zu vernichten. Frankreich und England zu immer größeren Verpflichtungen gegen den Süden zu drängen und endlich den Norden zu einem Vernichtungskampfe gegen seine Feinde zu unterstützen, wodurch mein Herr und Kaiser im Falle des Sieges das verlorene Uebergewicht in Europa wieder gewinnt und so das Testament Peter des Großen erfüllt."

„Und ich rechne auf Sie, Durchlaucht, die begonnene Ausführung erfolgreich beenden zu können," sagte der Marquis freundlich, welcher die Worte des Fürsten wohl gehört hatte. „Der Süden tritt bereits mit gewaltigen Mitteln in den Kampf, welche durch meine Agenten geschickt und ohne zu ahnen, woher sie kommen, in seine Hände gelangt sind. Jefferson Davis glaubt unzweifelhaft, diese Hülfsquellen fließen von England und Frankreich ihm zu. Ich rechne also ganz besonders auf Sie Durchlaucht."

„Auf mich?" rief der Fürst in einem Tone, der keine Voraussetzung billigt, zu nichts verpflichtet und die Möglichkeit frei läßt, je nach Umständen ja oder nein zu sagen.

„Auf Sie, und auf Sie nur allein, Durchlaucht!" wiederholte Marquis Posa im bestimmten Tone.

Der Gesandte machte eine eben so zweifelhafte Verneigung als es die vorhergehende Antwort war.

„Nur auf Sie," fuhr der Marquis fort, „weil Ihre bewährte Gewandtheit Ihnen im diplomatischen Corps eine wichtige Stellung gegeben hat, welche durch den Rang der Macht, die Sie repräsentiren, noch gehoben und unterstützt wird."

„Aber, Herr Marquis, es gebe doch wohl noch Andere . . ."

„Das denke ich nicht, Durchlaucht," unterbrach ihn der Marquis ernst.

„Der Gesandte Oesterreichs," sagte der Fürst ausweichend.

„Ist vielleicht eben so einflußreich, als Sie, Durchlaucht, das will ich nicht in Abrede stellen," versetzte der Marquis, „aber ich besitze kein Mittel, auf ihn einzuwirken, da sein Hof augenblicklich außerhalb meiner persönlichen diplomatischen Beziehungen liegt."

„Das ist sehr schlimm, Herr Marquis," erwiderte der Gesandte und sein Gesicht nahm einen kalten, abstoßenden Ausdruck an.

Der Marquis nahm von diesen Worten keine Notiz, er schien über Etwas nachzusinnen und der Fürst fuhr nach einer kleinen Pause fort:

„Welche Bewunderung mir auch Ihr seltenes Talent einflößen mag, und wie groß auch die Sympathie ist, die ich natürlich für einen Plan empfinden muß, dessen Ausführung, ich gestehe es, der Politik des Kaisers, im höchsten Grade dienlich sein muß, so würde ich doch genöthigt sein, wenn Euer Gnaden es mir gestatten wollen, mich möglichst fern zu halten, damit . . ."

„So verweigern Sie mir also Ihren Beistand, Durchlaucht?" unterbrach ihn der Marquis finster.

„Sie sehen mich in der aufrichtigsten Betrübniß, Herr Marquis," antwortete der Gesandte heuchlerisch. „Die Ausführung Ihres Planes in Beziehung auf Frankreich und England — ich darf wohl sagen — würde allerdings ein Streich sein, welcher diese beiden übermüthigen Staaten auf das Furchtbarste in's Herz träfe, denn der Kaiser hat Sebastopol nicht vergessen und wartet auf die passende Gelegenheit Revanche an Frankreich und England zu nehmen, aber mein allergnädigster Gebieter, darf sich nicht compromittiren. Ist die Sache einmal im Gange, ist der Süden Amerika's gedemüthigt und der Krieg vom Norden England oder Frankreich erklärt, dann wird mein

erhabener Herr mit seiner Hülfe nicht zurückbleiben, bis dahin aber muß es bei den Subventionen verbleiben."

Der Fürst verbeugte sich, grüßte, und ging der geheimen Thür zu.

„Euer Durchlaucht sind sehr vorsichtig," sagte der Marquis stolz, ohne sich den Anschein zu geben, als wollte er ihn zurückhalten, „und ich werde mich genöthigt sehen, zum Kaiser, Ihrem Herrn, meine Zuflucht zu nehmen."

„Ganz nach Belieben, Herr Marquis, vorläufig . . ."

„Wie viel Zeit glauben Sie, Herr Gesandter, daß ich bedarf, um einen schriftlichen Befehl von Sr. Kaiserlichen Majestät für Sie einzuholen?" unterbrach ihn Posa nachlässig. Dies sagend, öffnete er noch einmal die Ledermappe.

Der Fürst machte eine Bewegung der Besorgniß und sagte stotternd:

„Wie viel Zeit? . . ich denke . . .

„Es bedarf nur einer Minute, mein Fürst," fuhr der Marquis ihn höhnisch unterbrechend fort, indem er jetzt seinen stolzen und glänzenden Blick auf den Fürsten Demidoff Wolkonski warf, der wie durch Zaubermacht gebannt an der Thüre stehen blieb.

„Geruhen Euer Durchlaucht näher zu treten und zu lesen, diesmal wird es sich um keine übertriebene Vorsicht handeln."

Bei diesen seltsamen Worten zog der Marquis ein breites Couvert, das mit dem Privatsiegel des Kaisers Alexander versehen war, aus der Mappe hervor und reichte es dem Gesandten hin. — Dieser hatte nicht sobald das wohlbekannte Siegel seines Kaisers wahrgenommen, als er schnell von der Thür zurückkehrte und das Couvert hastig ergriff. Er brach das Siegel, nahm ein Papier aus dem Couvert und entfaltete es. — Das Papier war weiß, aber der Fürst wußte, was damit zu thun sei. Sein Widerstreben schwand immer mehr und mehr. Er ging nach dem Kamin und hielt das Papier in die Nähe der Flamme. Nach einer halben Minute erschienen auf dem feinen weißen Papier Schriftzüge von grünlicher Farbe. Es waren nichts weiter als zwei Reihen Chiffreschrift und ein Name darunter. Der kaiserliche Gesandte nahm nun seinerseits aus seinem Portefeuille ein Papier, das, schon zerknittert, von einem langen Gebrauch zeugte, und breitete dasselbe auf einem Tische am Kamin neben dem kaiserlichen Handschreiben aus. Das zerknitterte Papier war ein Chiffreschlüssel. Der Fürst Demidoff Wolkonski las nun Folgendes:

> „Unser Wille und Befehl ist, daß Sr. Durchlaucht Fürst Demidoff Wolkonski den Instructionen Gehör gebe und

genau befolge, welche ihm Se. Gnaden, der Herr Marquis Posa wird ertheilen können. Alexander II."

Der Gesandte wandte den kaiserlichen Befehl erstaunt und verlegen hin und her; er verglich ihn auf's Sorgfältigste mit dem Chiffreschlüssel und gab ihn endlich mit einer Verbeugung dem Marquis zurück, indem er sagte:

„Herr Marquis, das ist genügend, Sie sind mehr als Sie scheinen. — Gebieten Sie über mich nach Gefallen."

Eine lange und ernsthafte Conferenz über die Verhältnisse Amerika's und die geheime Convention, welche zwischen den Conföderirten Staaten und England und Frankreich abgeschlossen war, fand nun zwischen dem Marquis und dem sehr höflich gewordenen Gesandten statt. Der Letztere gab in allen Punkten nach und verpflichtete sich auf's Feierlichste, die verschiedenen, in Washington residirenden Gesandten der fremden Höfe im Sinne des Marquis dahin zu bearbeiten, daß die von der Regierung der Conföderirten Staaten ausgegebenen Werthpapiere an allen europäischen Börsen Eingang finden möchten, ohne aber die Regierung Jefferson Davis' als eine kriegführende Macht anzuerkennen, so war es der Wille Seiner Majestät des Kaisers.

„Durchlaucht," sagte der Marquis am Schlusse, „Ihre Bemühungen werden Ihnen leicht werden. Diese Willkür, welche wir brechen wollen, drohet von Paris und London aus, das Gleichgewicht Europa's zu erschüttern und das moralische Recht zu vernichten, das Ansehen des kaiserlichen Willens, dessen Ausdruck Sie sind, mein Fürst, wird allein hinreichend sein, die Wage schwankend zu machen, denn jeder der Gesandten, mit welchem Sie sprechen werden, so wie jeder ihrer erhabenen Gebieter sind durch eine geheimnißvolle Macht — die ich Ihnen nicht näher bezeichnen kann — angegangen worden, die gewaltige Machtentfaltung der Conföderirten Staaten nach Kräften zu unterstützen, um den unvermeidlichen Ruin fühlbarer und dauernd zu machen. Die Großmächte Europa's werden den Dingen America's freien Lauf lassen, ohne zum Schutze des moralischen Rechtes zu interveniren. Sie werden die Unthaten Frankreichs und Englands stillschweigend belächeln, um diese immer sicherer in ihren finstern Plänen zu machen. — Ich werde schon Abraham Lincoln die Wage zu halten bemüht sein. Hunderttausend deutsche und europäische kräftige Hände, sind ihm auf geheimnißvolle Weise zur Ergänzung seiner, durch den bisher geführten erbitterten Kampf gelichteten Armeen zugeführt worden, und es sind ihm die Mittel an die Hand gegeben, den erschöpften Staats-



Hier in der Mitte des Lasters will ich bleiben, um entweder meine Freiheit zu erlangen — oder zu sterben. (S. 368.)



schatz wieder zu füllen. Niemand ahnt, daß der Zündfaden zu dem Verderben des meineidigen Kaisers von Frankreich und seines habsüchtigen Verbündeten von hier aus gelegt wird. Aber der stolze Kirchenfürst, Cardinal-Minister Antonelli mit seinem ganzen Clerus witterte das Herannahen der Gefahr, da meine unsichtbaren Agenten den Boden vom fernsten Indien bis zur Schwelle der höchsten Civilisation für unsere Zwecke zu bearbeiten bemüht sind. Der Bannstrahl, den Pius IX. auf das Haupt sämmtlicher Freimaurer-Orden der Welt geschleudert, zeugt von ohnmächtiger Angst. — Und nun noch ein Wort an Sie, mein Fürst: Sie werden fortan begreifen, hoffe ich, warum ich meine ganze Zeit — dem Anscheine nach, mit dem leichtfertigen Zeitvertreibe oder den Studien der dunklen Wissenschaft der Chemie und Alchymie hinbringe, aus dem Sie mir so häufig ein Verbrechen machen. Sie begreifen, warum ich dem Rausche der Vergnügungen fröhne und mich mit einem orientalischen Luxus umgeben habe, warum ich ganz Washington mit dem Gerüchte von meinen vielen Liebesabenteuern beschäftige, welche häufig die wichtigsten Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze verdunkeln. Es geschieht, weil das forschende Auge in mir das Gegentheil von dem erblicken soll, was ich bin, oder, um mich besser auszudrücken: Amerika soll mich nur von einer meiner Seiten vorläufig kennen lernen, und glauben, daß ich blos der eleganteste und galanteste Mann — mit dem Feuerauge, wie die Damenwelt mich nennt — bin. Hinter dieser Maske, Durchlaucht, versteckt man seine eigentlichen Absichten am Besten."

Nach einem, wie es schien, herzlichen Abschiede, entfernte sich der, durch die erlebten seltsamen Scenen in seinem Kopfe ganz verwirrt gemachte Gesandte, unbemerkt von einem andern menschlichen Wesen wie er gekommen war, durch die geheime Thür und verschwand, dicht in seinem Mantel gehüllt, aus dem Hause, des wie es den Anschein hatte — allmächtigen Zauberers.

Allein geblieben, sank der Marquis erschöpft auf die Ottomane nieder. Es war inzwischen Mitternacht geworden. Gewöhnlich benutzte der Marquis einen Theil der Nacht dazu, die Zeit wieder einzuholen, welche ihm das Weltleben raubte; aber an diesem Abend war die Erschöpfung stärker, als sein Wille, denn während er seinen rastlosen Gedanken nachhing, neigte sich sein Haupt auf die weichen Kissen der Ottomane, das von der Damenwelt so schwärmerisch bewunderte Feuerauge schloß sich, und er schlief sanft ein. Sein Schlaf war bewegt und unruhig. Als die kostbare Uhr auf der Consul des Marmorkamins die zweite Morgenstunde in lauten Schlägen verkündete,

erwachte er plötzlich und sein erstauntes Auge starrte in die freundlich lächelnden Mienen seines Zöglings August Graf, welcher in Gemeinschaft einer jungen, blendend schönen Dame und eines Mannes in derangirter Matrosentracht auf einem Divan saß.

XII.

Kampf und Sieg der schlechten Sache.

Gegen Ende des Jahres 1862 hatten die kriegerischen Verhältnisse in Nordamerika in unbegreiflicher Weise das Ansehen gewonnen, als ob der Sieg der Conföderirten Staaten nicht mehr zweifelhaft sei, denn trotz der bedeutenden Ueberlegenheit an Mannschaften und der reichen Hülfsmittel, hatte der Norden während eines anderthalbjährigen Kampfes nicht blos keine Fortschritte in der Niederwerfung seiner Gegner gemacht, sondern auch nicht einmal verhindern können, daß die siegreichen Heere des Südens von Monat zu Monat größere Erfolge errangen. Es schien, als habe eine geheimnißvolle Macht ihre mächtige Hand mit im Spiele.

Die Regierung der Südstaaten unterstützte auch die Anstrengungen ihrer Generäle mit einer Energie und einer Entschlossenheit, welche alle ihre späteren Schritte und Maßregeln charakterisirte und ihre Heerführer befähigte, mit 300,000 Mann den 600,000 Truppen Abraham Lincolns lange Zeit hindurch überall Schach zu bieten.

Es war im März 1862, als nach langer Winterrast die Potomac-Armee der Nordstaaten den Befehl erhielt, die bei Manassas Junction in Virginien, nur wenige Meilen südlich, stehende feindliche Armee anzugreifen. Ein Ordonnanz-Offizier hatte die Ordre gebracht, daß der Oberbefehlshaber, General Grant, Heerschau über die Truppen halten werde.

Mit dem Frühsten saß daher das Reiterregiment, in welches August Graf und Conrad Heiduck auf den Rath des Marquis Posa als Freiwillige eingetreten waren, auf, und rückte in die Front vor.

In einer langen Linie aufgestellt, krönten die Regimenter den Saum der Hügel, die das vor ihnen ausgebreitete Schlachtfeld begrenzten. Es lag eine traurige Wüste vor ihnen da, doch war man zu fern, um das tausendfache einzelne Elend darauf zu erkennen. Das

Heer selbst gewährte nur einen düstern Anblick. Die Truppen hatten sich um ihre Fahnen gesammelt; doch sahen sie nicht siegesstolz, nicht freudig aus. Ihre Uniformen waren schwarz von Pulverdampf und Staub, zerrissen von Kugeln und Säbelhieben. Die stark gelichteten Reihen der Regimenter waren vor etwa vier Wochen durch Neger und frische Mannschaften ergänzt worden.

„Dieser Kampf kann nicht für die gute Sache glücklich enden," sagte August Graf zu dem neben ihm haltenden Freund. „Der Obergeneral ist verblendet. Er berücksichtigt zu sehr das ungeheure Terrain des Kriegsschauplatzes und zersplittert die Kräfte der Union in einer Weise, welche unsere Vernichtung unvermeidlich herbeiführen muß.

„Wie so daß?" fragte Conrad, welcher kein großer Strategiker war.

„Von dem ganzen großen Gebiet der Vereinigten Staaten ist zwar nur der mittlere, südlichere und östlichere Theil vom Kriege berührt," erwiderte der junge Arzt. „Nämlich die nördliche Seite von New-York bis an die nordwestliche Ecke des Staates Iowa umfaßt einen Flächenraum von über 300 Meilen. Von da bis nach der Mündung des Rio Grande an der östlichen Seite liegt ebenfalls ein Terrain von circa 300 Meilen, während die Südseite bis zur Spitze von Florida 350 Meilen in sich schließt. Dieser Flächenraum, welcher dreimal so groß ist, als die deutschen Bundesstaaten, wird von verschiedenen Armeen der Unionsregierung besetzt, welche von dem Rebellen-Heer einzeln, theils durch Kampf, theils durch List und Schurkerei aufgerieben werden. Der Obergeneral hofft bis nach Richmond vorzudringen, um dort Jefferson Davis den Frieden vorzuschreiben. Und selbst wenn es ihm gelingt, in den Sitz der Regierung des Präsidenten einzudringen, bedenkt er nicht, daß er dann erst an der Schwelle der riesigen Fluren der Südstaaten steht, daß jenseit erst der Herd des Fanatismus anfängt und während die Bewohner Gut und Blut daransetzen, den ungebetenen Feind mit allen Waffen der Finsterniß zu vernichten, uns auch noch das gelbe Fieber und die mangelhafte Verpflegung gänzlich aufzureiben drohen. Jeder menschlichen Kraft ist eine Grenze gesetzt. Abraham Lincoln glaubte in wenigen Wochen mit den Sklavenstaaten fertig zu werden, aber er hat seine Kräfte überschätzt, sein Maß verkannt. Er muß erliegen unter der Riesenwucht seines Unternehmens, das, rückwärts rollend, auf ihn selbst herabstürzt, wenn nicht ein Wunder geschieht. — Blickt man nun zurück auf die Gefilde der Verheerung und fragt sich, was hat es genutzt, daß diese Tausende und abermal Tausende von Opfern bluten mußten, so fehlt die Antwort, und nur die Hoffnung auf den Sieg hält den Muth der Armeen noch aufrecht.

Welch ein entsetzliches Bild menschlichen Elendes lieferte uns nicht die dreitägige Schlacht, welche um den Besitz des wichtigen Fort Donelson am Cumberland geschlagen wurde. Nicht die Todten beklage ich; sie haben ihr edles Ziel erreicht. In der Schlacht zu fallen ist das Loos, ist der Ruhm des Kriegers. Aber wie viele Tausende lagen auf der Folterbank namenloser Qualen. Diese rauhen, regnichten Nächte durchschütteln uns mit Frost, wenn wir in unsern Mänteln am Feuer ruhen. Und jene Unglücklichen dort? Mit zerschmetterten Gebeinen, mit zerrissenen Leibern lagen sie dem rauhen Nachtwinde preisgegeben, ihre Wunden bluteten, Frost und Fieber schüttelten ihre Glieder; angstvoll zählten sie die trägen Minuten der Nacht, bis ihrem grausigem Elende Hülfe ward, oder sie unter dem Messer der südstaatlichen Vandalen — den Raben des Schlachtfeldes — jämmerlich verbluteten. Sie gedachten der süßen Heimath, der Eltern, deren zärtliche Sorge sie waren, bis daß die eiserne Hand des Krieges sie aus der Mitte ihrer Lieben mit grausamer Härte riß. Dem Vater schwebte das Bild seines einzigen Kindes, dem Gatten die Gestalt des liebenden Weibes, dem Jüngling seine weinende Braut vor Augen. Doch aus allen den Gedanken der Liebe, die ihnen in die Ferne auf das blutige Schlachtfeld folgen, bildet sich keine schützende, helfende Engelsgestalt, um den Verzweifelnden zu trösten. Unter starren Leichen gebettet, umgeben von Denen, die in dem Kampfe des Todes sich und ihren Schöpfer verfluchen, lagen sie in gräßlicher Einsamkeit oder in furchtbarer Gemeinschaft, und jede kommende Minute schüttete einen Strom des Grausens und des Jammers über sie aus. Wer die Schlacht gesehen hat, kennt nur das lächelnde Antlitz des Krieges. Sieht das Auge aber morgen das Schlachtfeld, so schreckt es voll Entsetzen zurück vor der grinsenden Larve des scheußlichen Gespenstes."

Aufmerksam hatte Conrad die Worte seines Freundes mitangehört und nur dann und dann sich eine Bemerkung erlaubt. Da ertönte plötzlich ein weithinschallender Kanonenschuß, welcher die Ankunft des Obergenerals mit seinem Stabe verkündete. Umgeben von einer zahlreichen Suite, in welcher man die Generäle Buell, Fremont, Hallek, Pope, Mc. Clellan und Mc. Dowell, viele europäische Stabsoffiziere und die Söhne des Herzogs von Orleans bemerkte, ritt General Grant ernsten Antlitzes an den Reihen hinunter. Er grüßte zwar freundlich die Waffengefährten, lobte ihre Tapferkeit und ermunterte in kurzen, gemessenen Worten die neueingetretene Mannschaft zum Nacheifer. Wohl erhoben die Offiziere den Ruf: „Es lebe

der Obergeneral!“ und die Krieger stimmten ein. Doch es war nur eine Pflicht des Dienstes und des Herzens, kein freier Drang desselben.

Nach der Besichtigung der Truppen wandte der Oberstcommandirende sein Roß, ließ die Regimenter in Zügen vorbeimarschiren und ritt dann mit seinem ansehnlichen Stabe die nach Manassas Junction führende Heerstraße vorauf.

Der zahlreiche Artillerie-Park mit seinen Munitionswagen stand wohlgeordnet, während die Mannschaften beschäftigt waren, hülfreiche Hand beim Abbrechen der Winterbaracken zu leisten.

In dem Gewühle ganz unbemerkt geblieben, hatte sich bei Ankunft des Obergenerals ein Mann aus der wirren Masse der Arbeiter gedrängt, dessen Züge bleich und verstört waren. Er verschwand zwischen den vielen Munitionswagen und tauchte nach einer Weile in der Gegend wieder auf, wo der Potomac eine Krümmung machte. Sein düsteres Auge überflog den Fluß in hastiger Weise, gleichsam als suche oder erwarte er Jemand. Nur von Zeit zu Zeit wandte er den Blick auf die emsig arbeitenden Gestalten. Eine düstere Gluth blitzte durch sein schwarzes Auge, sein Blick flog, als wollte er sich dieses Bild für immer einprägen, über die Munitionscolonne hin, während ein dämonisches Lächeln um seine aufgeworfenen Lippen zuckte, die er öfters krampfhaft zusammenzog. Seine dunkle Gesichtsfarbe leuchtete in einem unheimlichen Glanze. Dieses Mienenspiel währte nur wenige Secunden, dann wandte er seine Schritte weiter dem Ufer zu. Schon hatte er dieses beinahe erreicht, als er plötzlich stehen blieb, und die Gestalt eines bejahrten Mannes auf sich zukommen ließ, welcher mit banger Erwartung in die Züge des dunkelfarbigen jungen Mannes blickte.

„Das goldene Banner sei gesegnet!“ rief der ältliche Mann, während er die rechte Hand auf's Herz legte.

„In den Staub mit dem Sternenbanner!“ entgegnete der Mulatte, denn ein solcher war der junge Mann unzweifelhaft.

Nach dieser seltsamen Begrüßung reichten sich die beiden Männer die Hand und bestiegen eine mäßige Anhöhe, welche ihnen eine Fernsicht über das weite Terrain des Landes und des Flusses gewährte. Auf dem Gipfel des Hügels angelangt, zog der Mulatte eine Uhr hervor und zeigte sie dem Fremden.

„Wie viel Minuten noch, Oldar?“ fragte der Andere.

„Nur noch sechs Minuten, Master Bourquet,“ antwortete der Gefragte, welcher die Uhr in seiner Hand behielt.

Eine Weile schwiegen beide und starrten mit dem Ausdrucke gräß-

lichen Erwartens nach dem Lager hinüber, als sollte dort etwas Fürchterliches geschehen.

Der Zeiger wies eben die sechste Minute über elf.

Ruhig lag die Gegend rings umher.

Ein weißer Wasservogel zog über den Potomac im warmen Strahle der Frühlingssonne durch die schweigenden Lüfte.

Unruhig hatte Bourquet bald sein Auge fragend auf den jungen Mann, bald auf die in weiter Ferne das Lager abbrechenden Gestalten geworfen. Seine Geduld schien zu Ende. Mit hastiger Geberde packte er den Mulatten bei der Brust und rief mit funkelnden Augen:

„Schurke, Du hast uns betrogen! Sechs Minuten sind . . . .“

Er konnte nicht vollenden, denn in diesem Augenblicke geschah etwas Entsetzliches.

Ein Blitz, der momentan das Sonnenlicht erblassen ließ, schlug aus der Munitionscolonne und dem Barackenlager zum Himmel empor, — doch nicht ein zackiger Blitz, wie ihn die grauenhaften Wolken auf die Erde werfen, sondern eine schreckliche Flamme, welche die höllischen Wesen der Unterwelt emporgeschleudert zu haben schienen, — und zwei oder drei donnernde Schläge erschütterten die Erde in einer Weise, als müsse das Fundament in Trümmer gehen; prasselnd krachte es fort in den zitternden Lüften, als rissen die Bänder, die den Erdball zusammenhalten, auseinander.

Die mit über zweihundert Centner Geschützmunition beladenen Wagen waren durch ruchlose Hand in die Luft gesprengt worden.

Eine dichte, braune Rauchwolke lagerte sich über den Fluß, der bis in sein Innerstes erschüttert, schäumende Wellen warf und tobend und brausend an die Ufer schlug.

Der Rauch verzog sich, auf dem Strome schwammen einzelne Trümmer der zerschmetterten Wagen — und schwarze Gestalten lagen herum, die, mit gräßlichem Schmerzensrufe um Hülfe flehend, die verbrannten Gliedmaßen emporstreckten.

Diese schreckliche Scene brauchte weniger Zeit zu ihrer Entwicklung, als wir zur Beschreibung nöthig hatten, denn es war das Werk von einigen Secunden gewesen.

„Gerade vorüber!“ ergänzte der Mulatte mit teuflischer Bosheit den Satz, welchen Bourquet nicht vollendet hatte.

„Verzeihe,“ rief der uns in seinem düstern Walten bekannte Pflanzer aus Louisiana, „daß ich einen Augenblick an Deiner Treue gezweifelt! — Du hast Deine Aufgabe meisterhaft gelöst. — Im Namen Desjenigen, der uns Beide gesandt, sage ich Dir den wärmsten

Dank und überreiche Dir hiermit ein Offizierspatent, welches Du so sehnlichst gewünscht hast. — Ich eile zurück zu ihm, um zu berichten, wie sicher er auf Oldar, den Mulatten rechnen darf. — Nie werden wir vergessen, wie sehr Du unserer Sache gedient! Lebe wohl! — und gedenke Deiner zweiten Aufgabe!"

Nach diesen Worten stieg der fanatische Pflanzer eiligst den Hügel hinab, begab sich an das Ufer des Potomac und bestieg ein dort befindliches kleines Küstenfahrzeug, welches in wenigen Minuten aus dem Gesichtskreise verschwunden war.

Den finstern Blick zur Erde gesenkt, mit gekreuzten Armen, stand der Mulatte noch eine Zeitlang auf dem Hügel, indem er die letzten Worte des Pflanzers mehrmals wiederholte.

„Wie sehr Du unserer Sache gedient!" Dann fügte er im wilden Tone hinzu: „Ja wohl habe ich Euch gedient, — mehr aber meiner Sache!"

Hierauf wandte er seine Schritte den Hügel hinab und schlich der Brandstätte mit seinem grausigen Elende zu.

Bald sah sich der schreckliche Vernichter so vieler Menschenleben in einem dichten Gedränge, denn Infanteriecolonnen kamen im Sturmschritt herangeeilt, weil sie befehligt waren, dem Brande der unzähligen Baracken Einhalt zu thun und möglichst zu retten, was an Kriegsbedarf aus dem rauchenden Krater noch zu gewinnen war.

„Platz! Platz!" schrien die Offiziere der Train- und Bagagecolonnen, welche dem immer mehr um sich greifenden Feuer zu entrinnen versuchten, und doch nur Schritt vor Schritt vorrücken konnten, weil die Artillerie mit ihren Geschützen die Straße versperrte, während die Cavallerie herangebraust kam, um auf Befehl des General Grant, die Proviantcolonne zu decken. Indessen wuchsen durch das Fliegen der Funken die Flammen immer mehr; der Rauch wälzte sich, ein Gemisch glühender und schwarzer Wolken hoch über die Waldungen, welche auf beiden Seiten der Heerstraße lagen und verdüsterte den Himmel mit seinem freundlichen Tageslichte. Nur die glühenden Balken und die brennenden Baracken beleuchteten im blutrothen Widerschein zeitweilig die düstere See. Der Sturm, durch das Flammenmeer vom Wasser hergelockt, warf sich heulend, mit grimmiger Lust auf die wogende Fluth, riß sie in hohen Wirbeln empor und jagte Funken, Feuerflocken und Asche vor sich hin, die in einem dichten Regen herabströmten.

Das entsetzliche Ereigniß stellte sich mit riesenhafter Majestät vor den Menschen in seiner Ohnmacht hin. Jedes vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Brust gingen unter in dem eiskalten

Anhauch eines starren Grausens, das mitten aus dem Gluthmeer hervorbrach und sich in das Herz, auch des Kühnsten ergoß. Was die Gewalt des Pulvers nicht vernichtete, das thaten die Tausende und abermal Tausende von gefüllten Geschossen, welche in der Luft zerplatzten und auf den Erdboden herabfielen, wo sie in grausiger Lust Alles zerrissen oder in Brand steckten, was in ihren Wegen lag.

Das Getöse war so entsetzlich, daß es schien, als sei die Stunde des Weltgerichts angebrochen, denn die Erde war an allen Stellen geborsten und dampfte wie die Tiefen des Vesuv's. Das flammende Verhängniß drohte die ganze Armee — welche von aller Munition entblößt war — zu vernichten, denn der heranrückende Feind hatte gewiß durch seine Spione von dem gräßlichen Ereignisse Kunde erhalten. Nicht Wälle, nicht Mauern von Erz konnten dem Verderben mehr Einhalt thun. Wem das Loos gefallen war, den packten die Arme des glühenden Stromes mit seinen platzenden Bomben und Granaten und rissen ihn brausend fort in das Meer der Vernichtung und begruben ihn in Nacht, Staub und Asche.

Von allen Seiten brachen die Colonnen der Infanterie, Cavallerie und Artillerie aus und zogen, wo es Terrain nur irgend gestattete, über die Felder und Wege hin, um den gebahnten Weg für das Fuhrwesen, den eigentlichen Nerv eines Heeres frei zu machen und dennoch stopfte sich der ungeheure Troß, denn keine der einzelnen Colonnen wollte der andern zu ihrem Fortkommen behülflich sein.

Da kam der Befehl, „die Cavallerie sollte absitzen, und die Pferde vor die Geschütze spannen."

Es war eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl ging durch alle Regimenter, da die Wege über die Felder immer unpassirbarer wurden. Mit einem stummen Grauen zogen die Schaaren der bestürzten Krieger dahin. Das feste Band schien in wenigen Minuten in ein starres, pfadloses, unbegrenztes Meer verwandelt. Aeußerst langsam rückte die schwere unbewegliche Masse vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, sondern Pferde und Menschen ermüdeten gleich in dem weichen, schlammigen Boden. Nach wenigen Stunden trat schon die äußerste Erschöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentern löste sich auf, je nachdem die Leute mit geschwächten Kräften zurückblieben, oder sich einen besseren Pfad aufsuchten.

Nach einem mühseligen Tagemarsche erreichte das Heer endlich wieder die feste Heerstraße, aber Viele waren von Hunger und Strapazen erschöpft, zurück geblieben, denn selbst der festeste Wille vermochte nicht immer die versagenden Kräfte des Körpers zu ersetzen. Man

schlug nahe an einem Gehölze für die hereinbrechende Nacht so gut es ging ein Lager auf. In diesem Augenblicke ritt ein höherer Offizier an August Graf, welcher neben seinem Pferde stand, heran und fragte mit leutseligem Wesen:

„Nun, Doktor, wie steht's, haben wir durch das fürchterliche Unglück viel Leute verloren?"

„Leider ja, mein General," antwortete der junge Mann seufzend. „Das ganze Lager ist ein Lazareth. Ueber sechstausend Verwundete und unzählige Todte liegen auf dem harten Erdboden, fast entblößt von dem Nothwendigsten. Sie werden wohl liegen bleiben müssen, denn die bevorstehende Schlacht fordert gebieterisch alle wehrbaren Mannschaften. Mir schaudert, wenn ich an den grausigen Anblick denke. Ihre Wunden sind mit Werg oberflächlich verbunden, zumeist schon brandig und fressen am Knochen."

„Entsetzlich!" rief der General und wandte sein Pferd, um die Thräne zu verbergen, welche sich über die gebräunte Wange in den Schnurrbart schlich.

Offiziere und Mannschaften lagerten sich in dicht geschlossenen Reihen um die erwärmende Flamme des sich weitausdehnenden Wachtfeuers, denn an diesem furchtbaren Tage hatte aller Rangunterschied aufgehört. Die Menschenliebe trotzte dem rauhen Winde und trug ihr heiliges Leben in die Erstarrung rings umher. Da hallten plötzlich durch die stille Nacht ferne harmonische Klänge, wie Töne einer mächtigen Aeolsharfe: es war die feierliche Melodie einer Hymne von einem Männerchor gesungen. Die fromme Sitte, welche in des Aermsten Bretterhütte, wie in des Reichsten Steinhaus in Amerika's Colonien stets beobachtet wird, galt auch im Bivouac, denn von dorther schallten die harmonischen Töne. Die letzte Strophe des feierlichen Liedes erstarb endlich im rauhen Nachtwinde, und das Schweigen der Nacht senkte sich auf die Augen der müden Krieger, nur dann und wann unterbrochen von dem Anrufen der zahlreichen Wachen und dem Wiehern der Pferde, von denen einige Tausende grasten. . . . . .

. . . .

Der nächste Morgen war einer derjenigen, wie sie in ihrer Schönheit nur der heißen Zone eigen sind. Kein Laut, außer dem leisen Gezwitscher einzelner Vögel, unterbrach die tiefe Stille; keine Wolke trübte das leuchtende Blau des Himmels, der Osten glühte wie schmelzendes Gold und einzelne Lichtstrahlen von mattem Purpur schossen

weit in das Firmament hinauf, denn noch war die Sonne nicht über den Horizont gestiegen. Im Flußthale weilte noch ein graues Morgenlicht; träge Nebel hoben sich von der breiten, stillen Fläche des weißglänzenden Potomac-Stromes und eine kühle Luft wehte vom Thale herauf.

Im Lager der Unirten herrschte noch Grabesstille, nur dann und wann unterbrochen von dem Anrufen der Wachen und Patrouillen.

Am jenseitigen felsigen Ufer des Potomac hielten so eben zwei Neger von athletischem Körperbau ihre dampfenden Rosse an. Sie trugen, gleich den Truppen der Negerregimenter des Südens, kurze Jacken, Lederhosen, Mocassins und breite Sombreros. Ein Jeder von ihnen war mit einer langen Büchse bewaffnet.

„Manol," sagte der Eine von ihnen, „laß uns hier die Pferde absatteln, die Avantgarde kann vor Mittag nicht eintreffen."

Der Gefährte stimmte bei. Sie zogen die Sättel von den Rücken der rauchenden Pferde, wanden den Riemen der Halfter kurz um das Vorderbein derselben und ließen sie grasen.

Die beiden Neger hüllten sich dichter in ihre Mäntel, legten sich auf den Erdboden und schauten stumm auf das glänzende Farbenspiel, das immer leuchtender Erde und Himmel überfluthete. Da plötzlich erschien die Sonne über dem Horizont und beleuchtete ein Thal von wildromantischer Schönheit. Aus den Fluthen des Potomac tauchten in bunter Reihe, Inseln voll stattlicher Bäume und bunter Gebüsche auf, die ihre grünen Schatten scharf in den glatten Spiegel des Flusses warfen. Zur Linken lagen Felsentrümmer wie eine zerstörte Mauer quer über den Strom, aus deren moosbewachsenen, nassen Geklüften schlanke Sycomoren und gigantische Farnkräuter emporschossen, die ihre federgleichen zierlichen Zweige und breiten Fächer über den Strom hängen ließen, der hier schäumend über den felsigen Widerstand wegtobte.

„Jene Klippen, Haruk," wandte sich Manol zu dem uns in seiner Rache so entsetzlich bekannt gewordenen Neger, indem er auf die Trümmer zeigte, welche aus dem Wasser hervorragten, „sind unsere Wahrzeichen. Sobald sie von dem Wasser bedeckt sind, kann der Fluß nicht mehr passirt werden. Die Fluthen sind im Steigen," fügte er aufmerksam den Strom betrachtend hinzu, „und die verfluchten weißen Teufel des Südens dürften Mühe haben hinüber zu kommen."

„Das sollen sie auch nicht!" rief Haruk mit wildrollenden Augen. „Mich verlangt endlich mit Bourquet abzurechnen, welcher den Spion bei der Avantgarde abgiebt, denn er ist zu feig, sein Leben den Kugeln des Feindes preiszugeben. Eine Kugel aus meinem sichern Rohr soll

seiner Laufbahn hier ein Ende machen, wenn ich meine Rache nicht anders kühlen kann."

„Ueberflüssig ist es zwar, zu fragen, was Dir der Unmensch that," sagte Manol mit finsterer Stirn, „denn lange genug habe ich auf seiner Pflanzung die Peitsche gefühlt, bis mich der Krieg und die Uniform vor seinem Grimme schützten."

„Du fragst noch, was mir geschehen?" schrie der wilde Neger mit vor Wuth knirschenden Zähnen. „Sieh her, Manol!"

Bei diesen Worten streifte er die Kleider von der Schulter und wies auf breite schwielige Narben, mit denen diese besäet waren.

„Mit solchen Denkschriften ist mein ganzer Rücken bedeckt," fügte Haruk düster hinzu.

Entsetzt fuhr Manol zurück, denn obgleich er an Bilder der Grausamkeit gewöhnt war, so hatte sein Auge doch nicht dergleichen gesehen, wie ihm der Rücken Haruk's darbot. Die Haut des ganzen Rückens war verschwunden, oder nur hier und da noch einige Fetzen sichtbar und knotige, weiße und rothblaue Narben waren an Stelle der früheren Oberhaut getreten.

„Fünfhundert Peitschenhiebe vollbrachten dieses Werk menschlicher Grausamkeit!" sagte Haruk finster vor sich hinstarrend. „O, ich habe jeden Schlag wohlgezählt," fügte er mit grollender Stimme hinzu, „und werde fürchterliche Abrechnung halten. Ein schleichendes Fieber hielt mich in meinem Schlupfwinkel bisher gefesselt, das Fieber ist aus dem Körper verschwunden, aber hier wüthet es noch," mit diesen Worten zeigte er auf seine Stirn. „Die Krisis wird eintreten, denn die Stunde ist gekommen. Doch sieh nach jenen Klippen, das Wasser steigt, wir müssen hinüber."

Schweigend sattelten die Neger ihre Pferde, ritten durch den Strom, welcher an einer Stelle sehr schmal war und verschwanden hinter der jenseitigen Höhe. Nichts unterbrach darauf die tiefe Stille des einsamen Flußthales, als das momentane Murmeln und Sieden der steigenden Fluth, die über die Felsmauer hinabrauschte.

Die Sonne neigte sich schon gegen den Horizont, als der Vortrab des südstaatlichen Heeres an den Ufern des Potomac anlangte. Staubige Kleider und ermattete Gesichter bewiesen, daß die Mannschaft einen mühsamen Tagesmarsch gemacht hatte.

General Jackson, welcher an der Spitze der Cavallerie ritt, formirt aus den texanischen Ranchos und den Söhnen der reichsten Plantagenbesitzer, gab das Zeichen zum Halt und überschaute dann mit ernsten, prüfenden Blicken den Strom.

„Master Bourquet,“ wandte er sich zu dem neben ihm haltenden Pflanzer, „es scheint, die Natur legt uns hier unüberwindliche Hindernisse in den Weg und gebietet uns einen unfreiwilligen Stillstand. Ich hätte gern das jenseitige Ufer noch vor Anbruch der Nacht erreicht.“

„Die Sache scheint mir allerdings bedenklich,“ antwortete der Pflanzer sinnend, „denn so weit meine Ortskenntniß reicht, kann der Strom nur dann passirt werden, wenn dort aus jenem schäumenden, kochenden Wirbel noch die Spitzen der Felsenstücke hervorragen.“

„Dann lassen Sie absitzen, Major Magruder!“ sagte der General freundlich zu dem seine Befehle erwartenden kühnen Offizier, welcher in diesem unglückseligen Kriege eine hervorragende Rolle spielte.

Ein lautes Commando erscholl, durchlief die Reihen — und die Truppen schickten sich zum Bivouak für die Nacht an. Ein reges Leben trat an Stelle der Einförmigkeit des Marsches. Erholung nach dem langen, heißen Marsche und Vorbereitungen zum Abendessen nahmen eines Jeden Aufmerksamkeit in Anspruch, und mit leichtsinniger Verachtung und unter schallendem Gelächter sprach man von den auf allen Linien stets geschlagenen Söhnen des Nordens, welche sich unberufenerweise zu Rittern der bedrückten Negersklaven aufgeworfen hatten.

Von entgegengesetzter Seite fand keine Störung statt, und Niemand bemerkte, wie über einer Felswand am jenseitigen Ufer sich vorsichtig ein Kopf erhob, dann ein Fernrohr sich nach dem Lager der Feinde richtete und nach einer kleinen Weile wieder verschwand.

Die Feuer erloschen endlich eines nach dem andern und das Chaos der Töne erstarb allmälig in tiefem Schweigen, nur noch zeitweise unterbrochen vom Rauschen des Stromes und dem Rufe der zahlreichen Wachen.

An demselben Abend standen einige höhere Offiziere der Unirten, wie es schien in ernstem Gespräch begriffen, an einer Bucht, welche der Potomac bildete, und die von riesigen Bäumen überschattet war. In kurzer Entfernung grasten ihre Pferde unter Aufsicht eines Negers. Das Licht des Tages war erblichen und ein grauer, dünner Nebel hatte sich über die Landschaft gelagert, so daß man einen fernen Gegenstand nicht mehr gut erkennen konnte.

Plötzlich gebot einer der Männer Schweigen, neigte sein Ohr zur Erde und lauschte.

„Sie sind es,“ sagte er nach einer Weile, „sie werden aber schwerlich das diesseitige Ufer erreichen können, denn das Wasser des Potomac ist im Steigen. Unsere Position ist vortrefflich und die Höhen sind

wohl geeignet, das Lager dieser Rebellen mit einem Kartätschenhagel zu begrüßen, wenn wir nur hinlänglich Munition hätten. So aber müssen wir uns in der Defensive behaupten und unsere geringe Munition zu dem morgenden Tag verwahren," fügte er seufzend hinzu.

„Es wird ein heißer Tag werden," versetzte ein Anderer, „denn schwerlich werden wir, wenn das Wasser fällt, den Uebergang der feindlichen Infanterie und Cavallerie verhindern können."

„Das will auch der Obergeneral nicht," erwiderte ein Dritter, „im Gegentheil, wir sollen uns soweit zurückziehen, daß uns die feindliche Artillerie von den jenseitigen Höhen nicht belästigen kann. Der General verspricht sich von einem Hinterhalte, oberhalb des Flusses, welcher im entscheidenden Augenblicke, den Feind im Rücken angreifen soll, guten Erfolg."

„Wenn nur die Muthlosigkeit der Truppen nicht so groß wäre," sagte der Erstere wieder.

„Ja, nur eine erfolgreiche Schlacht kann den gesunkenen Muth der Mannschaften wieder heben," fügte ein Dritter finster blickend hinzu, in dessen Aussprache sich der Ausländer kund gab. „Der amerikanische Soldat ist im Allgemeinen schweigsam, ernst und gewandt, aber seine große Neigung zu geistigen Getränken macht ihn matt und muthlos, diesem Umstande allein sind die zahlreichen Desertionen zuzuschreiben.

„Leider ist es ganz so, wie Sie sagen, Sigel," entgegnete ein Anderer. „Nach den amtlichen Feststellungen fehlen in den Armeen 9000 Offiziere und 282,000 Unteroffiziere und Gemeine. Wir haben kaum noch 40,000 Neger unter den Waffen. Es ist gerade, als ob der Teufel sein finsteres Spiel mit uns triebe."

In diesem Augenblicke wurden zwei dunkle Gestalten durch die Dämmerung sichtbar, die sich in schnellem Galopp der Bucht näherten.

„Teufel!" rief der erstere Offizier wieder, „wenn mich meine Augen nicht trügen, so sind die Reiter vom feindlichen Heere. Doch wie sollen diese bei der steigenden Fluth über den Strom gekommen sein?" fügte er sinnend hinzu.

Die Offiziere setzten sich in Vertheidigungszustand, während die Reiter, in welchen man jetzt deutlich zwei Neger vom feindlichen Heere erkennen konnte, sich auf etwa fünfzig Schritte näherten und dann ihre dampfenden Rosse anhielten.

„Halt! Wer da!" rief einer der Offiziere den Reitern zu, indem er den Hahn seines Revolvers spannte.

„Ueberläufer!" ertönte es durch die Dunkelheit zurück.

„Steigt von Euren Pferden und legt die Waffen ab!“ rief der Offizier wieder.

Die Neger gehorchten und näherten sich nach wenigen Augenblicken der Gruppe von Offizieren, welche neugierig auf die Ankömmlinge blickten.

„Von welchem Regiment seit Ihr?“ ertönte die Stimme des Offiziers.

„Vom 47. Kentucky-Regiment,“ entgegnete Haruk.

„Weshalb habt Ihr die siegreichen Fahnen Eurer Peiniger verlassen?“ fragte der Offizier weiter, indem sein Auge bewundernd auf den athletischen Gestalten der Neger ruhte.

„Um Rache zu nehmen an den Uebermüthigen, welche uns lange Jahre hindurch gleich Thieren geknechtet und grausam behandelt haben,“ versetzte Haruk finster.

„Wie kommt es,“ sagte der Offizier aufmerksam die Worte des Negers anhörend, „daß Ihr nur allein dieses natürliche Gefühl in der Brust tragt, während wir erwarteten, von Euern Brüdern in diesem Kampfe zur Verbesserung ihrer Lage, nicht nur mit Jubel begrüßt, sondern nach Kräften unterstützt zu werden?“

„Das Gefühl der Rache gegen die Blutsauger des Südens trägt der schwarze Mann wohl in seiner Brust,“ antwortete Haruk mit Offenheit, „und wartet den Zeitpunkt ab, es in einer entscheidenden Schlacht zur Geltung zu bringen, wenn man die Negerregimenter aus dem tiefen Süden in den Kampf wird ziehen müssen. Dieser Zeitpunkt kann nicht mehr fern sein, denn die Reihen unserer Tyrannen sind durch die vielen Schlachten furchtbar gelichtet, obgleich sie als Sieger über den Norden betrachtet werden müssen.“

„Welches mag wohl der Grund sein, daß Deine schwarzen Brüder unsere Fahnen flüchtig verlassen und dahin eilen, wo die Knechtschaft zu ihrem Verderben waltet, ungeachtet sie doch wissen, daß wir nur zu ihrem Besten den Kampf mit ihren Peinigern hervorgerufen haben?“ fragte der Offizier forschend.

„Der Grund liegt allein darin,“ versetzte Haruk mit dreister Stirn, „daß Ihr von der militärischen Brauchbarkeit der Neger eine schlechte Meinung habt, ihre Bravour unterschätzt und die alten Vorurtheile nicht fahren lassen wollt, welche selbst den gemeinen, weißen Soldaten erfüllen, der nur mit Widerwillen die aufgedrungene Waffenbrüderschaft der Neger duldet. Die vielen widerwärtigen Lagerscenen geben ein sprechendes Beispiel von der Liebe, welche der weiße Mann zu seinem schwarzen Bruder auf den Lippen trägt, wovon aber das Herz nichts weiß.“

„Sehr wahr," murmelte der Offizier vor sich hin.

„Es ist daher ganz erklärlich," fuhr Haruk fort, „wenn der schwarze Mann in die Mitte seiner Brüder eilt und gern unter einem Führer dient, der, wie er selbst, der schwarzen Race angehört. In Eurem Heere liegen die Offizierspatente nur in den Händen der weißen Männer, wogegen die Negerregimenter des Südens ausschließlich ihre eigenen Führer haben. Aendert dies System!" fügte Haruk mit erhobener Stimme hinzu. „Gebt dem Neger gleiche Rechte mit Euch, und in wenigen Wochen werdet Ihr 100,000 Farbige in den Reihen der Unionsarmee haben."

„In Deinen Worten liegt grausige Wahrheit," versetzte der Offizier sinnend, „und ich werde Veranlassung nehmen, Dich dem Obergeneral vorzustellen, dem Du Deine Ansichten weiter entwickeln kannst, denn Du scheinst mir ein intelligenter Kopf zu sein."

„Thun Sie dies, mein Offizier," sagte Haruk mit Wärme, „und Sie werden den Erfolg verspüren. Blicken Sie in die Listen der fehlenden Mannschaften und Sie werden darin 125,000 farbige Deserteure verzeichnet finden, welche es vorgezogen haben im Kreise ihrer Brüder Sklavenketten zu tragen, als ein freies, aber verachtetes Leben unter weißen Männern zu führen. Doch lassen Sie uns die Gegenwart in's Auge fassen. Der Feind steht jenseits des Potomac und wird nur durch das steigende Wasser verhindert, die Furt oberhalb der Felsenpartien zu einem Uebergange zu benutzen."

„Wir wußten es bereits," erwiderte der Offizier freundlich, „und erwarten den Feind sehnlichst. Kommt, Freunde!" fügte er dann plötzlich um sich blickend hinzu, „die Nacht ist hereingebrochen, wir wollen uns zum Obergeneral mit diesen Leuten verfügen."

Mit diesen Worten bestiegen die Offiziere ihre Pferde, nahmen die beiden berittenen Neger in ihre Mitte und verschwanden im Dunkel der Nacht.

Kaum graute der Morgen, so herrschte schon ein bewegtes Leben im Lager der Conföderirten, und alle Blicke wandten sich prüfend nach den Felsenspitzen, welche noch immer vom Wasser bedeckt waren. Nur auf einem Punkte zeigte sich eine freie Stelle, welche anzudeuten schien, daß die Gewässer im Fallen begriffen seien.

General Jackson beschloß, durch dies Anzeichen verlockt, einen Versuch zu machen, durch die Furt mit der Cavallerie das jenseitige Ufer zu erreichen.

Bourquet übernahm es, mit seinem ausdauernden Pferde den Anfang zu machen. Vorsichtig führte er das schnaubende Thier in den

brausenden Strom, und ließ die Zügel schießen. Mit riesiger Kraft theilte die mächtige Brust des edlen Thieres die andringenden Wellen und schwamm dem jenseitigen Ufer zu. Das Unternehmen schien gelingen zu wollen, denn der Pflanzer hatte bereits die gefährlichste Stelle an den Felsenriffen passirt und lenkte sein Pferd der Stelle zu, welche aus dem Wasser hervorragte, um dasselbe verschnaufen zu lassen, indem er dort festen Boden zu finden hoffte.

Der junge Tag hatte sein belebendes Licht schon mehr auf die Erde geworfen und ließ die Gegenstände deutlicher erkennen. Eine unförmliche Masse tauchte in dem Augenblicke aus dem Dunkel des Felsenriffes hervor, als der Pflanzer eben von dem keuchenden Thiere sprang. Die glühenden Augen eines Menschen starrten ihm wie Feuerkugeln drohend entgegen, so daß Bourquet, mächtig erschreckt, einige Schritte zurückwich, denn er glaubte im ersten Augenblicke einen Tiger zu erblicken, welcher zum fürchterlichen Sprunge ausholte.

Als sein Auge sich einigermaßen an die Dunkelheit gewöhnt, und die zusammengekauerte Gestalt sich emporgerichtet hatte, erkannte der feigherzige Pflanzer Haruk, den unbändigen Neger von der Besitzung seines ehemaligen Freundes Delores Marquellas, welchen er in seinem Grimme so oft hatte martern und peitschen lassen. Sein ungestüm pochendes Herz und die drohende Haltung des Negers, welcher sich an der Angst seines Opfers zu weiden schien, sagten ihm, daß Haruk nichts Gutes gegen ihn im Schilde führen könne, und schon wandte er sich, um das schnaufende Thier wieder zu besteigen, als er plötzlich von der Eisenfaust des Athleten gefaßt wurde.

„Nicht so eilig, weißer Teufel!“ brüllte der wilde Neger mit unheimlich funkelnden Augen. „Ich erwarte Dich schon lange an diesem Punkte, wo Du kein menschliches Wesen zu finden glaubtest. Die Stunde der Abrechnung hat geschlagen! — Mein sicheres Rohr hätte längst Dein verrätherisches Lebenslicht ausblasen können, aber dieser Tod ist zu gelinde im Verhältniß zu den unzähligen Unthaten, welche Du an meinen schwarzen Brüdern und an mir selbst in teuflischer Lust begangen hast. Sieh' dort hin!“ fügte der Neger mit dem Grinsen eines Wesens der Unterwelt hinzu, „dort wo die zackigen Felsen einen Kessel bilden, und wo sich die brausenden Gewässer im wilden Ungestüm zu einem tobenden Wirbel vereinen, dort sollst Du von meiner Hand den langsamen Martertod finden, dort kann Deine verdammte Seele in langsamen Zügen all' den Jammer und die Todesverzweiflung kosten, welche Du so oft den Opfern Deiner Grausamkeit mit höhnendem Lachen bereitet hast.“

Umsonst versuchte Bourquet sich der Faust des rachsüchtigen Negers zu entziehen, vergeblich waren seine Betheuerungen, das Geschehene nach Kräften durch Geld und Freiheitsbriefe bei seinen Sklaven vergessen zu machen. Selbst ein bedeutendes Lösegeld, welches er Haruk für sein Leben bot, blieb ohne Erfolg; der schwarze Sohn des fernen Westens hatte unsägliches Leid unter der Herrschsucht dieses Unmenschen erfahren, es gab nichts auf Erden was im Stande gewesen wäre, ihn zu bestimmen, diese langersehnte Stunde der Rache aufzugeben.

Mit gewaltiger Kraft hob er den halbohnmächtigen Pflanzer, welcher unter dem Drucke der Eisenfaust dieses Riesen ächzte und stöhnte, gleich einem Spielballe empor, warf ihn über den Rücken des Pferdes, schwang sich dann selbst in den Sattel, ergriff mit einer Hand die Zügel und lenkte das Roß der grausigen Stelle zu, wo der Gischt des brausenden Wassers den Kampf verkündete, welcher in den Untiefen wüthete und sein entsetzliches Spiel trieb.

Erst mit Erstaunen und Verwunderung, dann mit Grausen und Entsetzen, blickten die Krieger des General Jackson auf das seltsame Ereigniß, welches sich gleichsam unter ihren Augen entfaltete. Deutlich erkannte man die Uniform des Negers und wußte sich im ersten Augenblicke nicht zu erklären, woher dieser in diese unwirthliche Gegend kam und welchen Zweck er vor Augen hatte, um mit dem Körper ihres bewährten Spions der gefährlichen Stelle zuzueilen, welches Unternehmen offenbar beiden das Leben kosten mußte.

Daß die Absicht des Negers keine friedliche war, wurde ihnen immer klarer, jeweiter dieser das mächtig arbeitende Thier in die zürnenden Fluthen trieb.

Schon blickten einzelne, kühne Wagehälse fragend auf das ernste Antlitz des Generals, gleichsam den Befehl erwartend, dem gefahrbedrohten Pflanzer zu Hülfe eilen zu dürfen, doch die Züge des Befehlshabers blieben kalt und verschlossen. Er schien einzusehen, daß menschliche Hülfe hier zu spät kam, und daß er nicht nutzlos Mannschaften und Pferde opfern könne, welche die nächste Stunde von ihm zur Vertheidigung der Sache, welcher er diente, gebieterisch fordern konnte.

Endlich gab er den Befehl, einen Schützenzug näher an die Ufer treten zu lassen, und ein wohlgezieltes Feuer auf die athletische Gestalt des Negers zu richten, welcher soeben den gefährlichsten Punkt mit seinem leblosen Opfer erreicht hatte.

Aus mehr denn einem Dutzend Büchsen flog das tödtliche Blei

sausend über die Fluthen und berührte in lustigen Sprüngen die weißen Kämme der kräuselnden Wellen. Doch ein weit dahinschallendes, heiseres Gelächter des in seiner teuflischen Lust unbändigen Negers drang an das Ohr der Krieger und überzeugte sie von der Nutzlosigkeit ihres Vorhabens. Matt fielen die Kugeln, noch weit entfernt von dem Ziele, zischend in die Gewässer.

Plötzlich hörte das Schießen auf, denn jeder Blick hing mit gespannter Neugierde auf dem Ort der unheimlichen That. Es mußte sich etwas Seltsames dort ereignet haben. Mann und Roß waren wie durch Zaubermacht in die grausige Tiefe verschwunden, während die mächtig aufbrausenden Wellen einen dunkelrothen Streifen zogen, und den Ort bezeichneten, wo Freund und Feind ihr Grab gefunden hatten.

Bourquet, die Nutzlosigkeit seines Bittens und Flehens einsehend, hatte sich scheinbar in sein unvermeidliches Schicksal ergeben. Sein finster brütender Geist sann auf ein Mittel, die schreckliche Gestalt seines Feindes mit in das drohende Verderben zu ziehen. Während nun das funkelnde Auge des wilderregten Negers die Stelle suchte, wo er das Opfer seiner Rache rettungslos langsam ersäufen konnte, lockerte sich der Druck seiner, wie mit Eisenklammern den Hals des Pflanzers umspannenden Hand. Bourquet schöpfte auf einige Sekunden neuen Athem. Das in seiner Kraft erschöpfte Roß bäumte sich und machte es nöthig, mit beiden Händen die Zügel zu ergreifen, um in seinen Anstrengungen gehoben und unterstützt zu werden.

Diesen günstigen Augenblick benutzte der von der Luft und dem kühlenden Wasser gekräftigte Pflanzer. Hastig griff die halberstorbene Hand nach dem in seinem Busen verborgenen Dolch und bohrte den scharfen Stahl in die Weichen des, sich in seinem Schmerze überschlagenden Thieres.

Mit einem Brüllen, gleich dem des verwundeten Tigers, sank der Neger, sein Opfer fahren lassend, in die grausige Tiefe. Die aufspritzenden Wellen theilten sich auf einen Augenblick, schlugen dann wieder brausend zusammen, und begruben die Körper der mit dem Tode ringenden Menschen und des verwundeten Thieres.

Sprachlos standen die Krieger des Südens an dem felsigen Gestade des Potomac und blickten mit Grauen auf die wogenden Fluthen.

Da tauchte plötzlich, gehoben von einer mächtigen Welle, der Kopf eines Menschen empor, mit gigantischer Kraft theilt sein Arm die andringenden Wellen. Wieder verschwindet er in die Tiefe und wieder hebt ihn eine Grundwelle an die Oberfläche. So dauert dieses grausige Spiel wohl zehn Minuten. Die empörten Elemente wollen

das Opfer nicht fahren lassen. Da dringt ein riesiger Knäul von zusammengeworfenen Fluthen heran. Eine neue Schicht folgt und thürmt sich haushoch auf — oben auf dem Gipfel dieses Wasserberges tanzt der Körper des Unglücklichen. Die Kraft des unterirdischen Vulkans verdoppelt sich, er will die tobendenden Wasserfluthen nicht gutwillig tragen. Ein donnerähnlicher Stoß erfolgt, weit auseinander geschleudert stürzen die Massen von ihrer Höhe und werfen den Körper des ringenden Menschen gleichsam verachtend aus dem Kreise ihrer drohenden Macht. Sanftere Fluthen nehmen ihn willig auf und treiben ihn dem Ufer zu — einige Anstrengungen sind noch erforderlich, und Haruk ist gerettet.

Da ertönt plötzlich das Kommandowort des General Jackson — es durchläuft mit Blitzesschnelle die Reihen der Regimenter. Die Mannschaften greifen zu den Waffen und nach wenigen Minuten stehen diese in wohlgeordneten Zügen der weitern Befehle gewärtig.

Am jenseitigen Ufer machte sich das Blitzen der Waffen bemerkbar. Die Tirailleurs der nordamerikanischen Armee, gedeckt durch Baumstämme, Gebüsche und Felsenstücke eröffneten ein schwaches Feuer, welches von den feindlichen Geschützen lebhaft erwidert wurde, ohne aber erheblichen Schaden anzurichten, denn die Entfernung war zwischen den streitenden Parteien zu groß. Das Wasser schien jetzt im Fallen begriffen zu sein. An einzelnen Punkten traten die Klippen dem Auge sichtbar hervor.

General Jackson ließ die Kavallerie aufsitzen, jeden Reiter einen Infanteristen hinten mit sich auf's Pferd nehmen, und erzwang so unter dem Schutze einer lebhaften Kanonade den Uebergang durch die Furt.

Eine Stunde darauf campirte der Vortrab der conföderirten Armee am jenseitigen Ufer und nicht zu weit von der Stelle, wo am Abend vorher die Armee General Grants ihr Bivouak aufgeschlagen hatte. Untrügliche Zeichen verkündeten dies, aber nach den vielen Pferdespuren, die alle gegen Norden gingen, zu urtheilen, mußte sich der Feind wieder zurückgezogen haben.

General Jackson ordnete seine Schaaren, indem er beschloß die Spur des Feindes zu verfolgen. Weit voraus und auf beiden Seiten zerstreut bewegten sich einzelne Kolonnen der unterjochten Indianerstämme als Tirailleurs; dann kamen vier Regimenter Infanterie mit sechs leichten Batterien, welche man durch die Furt mit aller Mühe geschafft hatte, und drei Regimenter Kavallerie beschlossen den Zug.

Die Sonne brannte schon heiß, als man am Fuße der letzten

Hügelkette ankam, wo sich die Spur des Feindes theilte. Es schien, als habe sich eine Schaar rechts und eine links gewandt. Einen Augenblick hielt der Zug, und einzelne Tirailleurs eilten nach beiden Seiten hin, um die Spur mit der den Indianern eigenthümlichen Gewandtheit weiter zu verfolgen.

„Vorwärts!“ schallte es wieder, und der Zug wandte sich die Anhöhe hinauf, — da leuchtete es plötzlich wie ein Blitz am Rande der Höhe entlang, ein heftiger Schlag folgte; ein langer Rauchstreifen erhob sich und die Läufe von einigen tausend Gewehren erblitzten in der Sonne, um gleich darauf wieder hinter der Höhe zu verschwinden.

Tod und Verderben wütheten in den Reihen der Conföderirten, doch „Vorwärts!“ donnerte abermals die Stimme des Generals Jackson, indem ein Befehl die Kavallerie veranlaßte, sich zu entwickeln. Aber wieder leuchtete und krachte es und blauer Rauch umkränzte den Höhensaum — Menschen und Pferde stürzten wild durcheinander und Jammergeheul der Verwundeten erfüllte die Lüfte. — Aber „Vorwärts — vorwärts!“ schallte es wiederum aus dem Munde des Generals und mit gefällten Bajonetten drangen die siegesgewohnten Schaaren des Südens die Höhe hinan. — Ein harter Kampf entspann sich, doch nach weniger als zehn Minuten wurde die feindliche Infanterie geworfen und die Conföderirten behaupteten den Platz.

Vom Gipfel des Hügels erblickte man die flüchtigen Schaaren General Grants.

„General Wheeler,“ donnerte die Stimme des Feldherrn, der auf schnaubendem Rosse die Höhe erklommen hatte, — aber ein mächtiges Kartätschenfeuer bekundete, daß der Gerufene die Absicht des Führers erkannt und dem Befehle schon zuvorgekommen war. — Hunderte stürzten tödtlich getroffen, und als plötzlich die wilden Cherokees*) auf ihren flinken Pferden so schnell als es die steinichte Abdachung erlaubte sich in die Ebene ergossen, da war die Verwirrung vollständig.

Eine lange Staubwolke erhob sich und die breite Linie der Indianer-Kavallerie fegte wie ein Wirbelwind über die Ebene der flüchtenden feindlichen Kavallerie dicht auf den Fersen nach.

Plötzlich verzog sich der Staub; die Linie hielt und die Reiter General Grant's machten Front.

Heran flogen die braunen Söhne der Grenzen von Arkansas und ihnen nach brauste die dunkle Linie der Indianer-Tirailleurs von Kansas; ein wilder herausfordernder Ruf erscholl, Tausende von Gewehren

---

*) Ein wegen seiner kriegerischen Tüchtigkeit gefürchteter Stamm Indianer.

krachten auf beiden Seiten und unzählige Pferde brachen reiterlos durch die dichte Staubwolke, welche die Gräuel des Kampfes verhüllte.

Wieder fegte wie eine wilde Windsbraut ein langer Staubstreifen über die Ebene, und verzog sich langsam; wieder hatten die Reiter des Nordens Front gemacht. Heran flogen die todesmuthigen Söhne der Pflanzer und „Säbel heraus!“ erscholl das Kommando.

Im Nu war die Linie General Grants durchbrochen, denn den Leuten fehlte die Siegesgewißheit, welche die Fahnen des Südens bisher auf allen Schlachtfeldern dieses langjährigen Bürgerkrieges unausgesetzt begleitete. Nur vereinzelt fielen die Schüsse noch; — mit Säbel und Gewehrkolben entstand ein erbitterter Kampf; doch kaum nach einer Viertelstunde mußten die Kämpfer für Menschenrechte weichen und flohen in zerstreuten Haufen nach allen Seiten. Wehe aber dem Reiter, der die Kühnheit hatte ihnen zu folgen. Blitzschnell luden die kampfgeübten Schaaren eine der Kugeln, die sie im Munde hielten, und niederstürzte der Verwegene von dem tödtlichen Geschosse getroffen.

Hartnäckiger als alle Anderen der jugendlichen Pflanzersöhne jagte ein mit Blut und Staub bedeckter Reiter einigen feindlichen Negern nach. Er würde seine Kühnheit gewiß mit dem Leben bezahlt haben, hätte nicht einer derselben dem Andern das Gewehr mit dem Ausrufe weggeschlagen:

„Himmel! — Es ist Bourquet! — Fangen wir ihn lebendig!“

Doch schneller, als wir diese Scene zu schildern vermochten, jagte der Unhold heran, hieb einen der Neger zu Boden, riß dann hastig sein Pferd herum und sauste über die Ebene. Ihm nach in wilden Sätzen der wuthschnaubende Haruk.

„Feigling!“ brüllte der seiner Sinne kaum mehr mächtige Neger, „Du vermagst meinem sichern Rohr für dieses Mal nicht zu entfliehen, denn ich bin Dein Schicksal!“

Ein Schuß krachte durch die Luft, der Pflanzer wankte im Sattel und fiel im nächsten Augenblicke mit zerschmettertem Knie zurück.

„Weißer Teufel!“ schrie mit blutunterlaufenen Augen der Neger, „ich könnte Dich tödten, doch meine Rache wäre nicht gekühlt durch einen schnellen Tod! — Ich will Dich zeichnen auf Lebenszeit, wie ich gezeichnet bin!“

Ein zweiter Schuß fällt und mit zerschmettertem anderen Knie stürzt Bourquet vom Pferde. Doch fast in demselben Augenblicke trifft ein gewaltiger Hieb den unbedeckten Scheitel Haruks und stürzt ihn blutend zu Boden. Sein brechendes Auge erkennt noch den Herrn seines Lebens. Es war — Delores Marquellas, welcher unbewußt den

verrätherischen Freund gerächt hatte, und der, um sein Leben und seine Stellung in der Gesellschaft der Pflanzer Louisianas zu retten, gezwungen war, an dem unseligen Kampf, den sein Herz verabscheute, Theil zu nehmen.

Wenige Minuten später und Haruk befand sich als Gefangener in den Händen seiner früheren Peiniger.

Der Kampf war vorüber. Die zerstreuten Reiter kehrten zurück. Viele jedoch hörten den Ruf der Trompete nicht mehr, Andere hörten ihn, lagen aber hülflos und verwundet unter den brennenden Sonnenstrahlen. Wenige Stunden hatte der auf beiden Seiten erbitterte Kampf gedauert und dennoch waren der Opfer sehr viele gefallen.

Die Sonne neigte sich zum Horizonte, und lange spitzige Schatten warfen die Bäume und Gebüsche von den Höhen auf die Ebene, als zwanzig Schritte von einander, in langen Reihen, die Reste des Vortrabs der conföderirten Armee standen, während an dem einen Ende zahlreiche Mannschaften beschäftigt waren, die gefallenen Krieger ihres Heeres in einem großen Loche zu begraben. Ein Halbkreis von Offizieren, die fast sämmtlich blutige Bandagen trugen, stand um General Jackson, welcher in ihrer Mitte auf einem Feldstuhle saß.

Auf ein Zeichen erscholl ein kurzer Trommelschlag, dann schnell ein Wirbel, welcher allmälig wieder zu einem Gemurmel herabsank und endlich in dem Echo erstarb, das leiser und leiser an der Hügelkette hinlief und im Säuseln des Abendwindes erlosch.

„Habt Acht!“ ertönte es die Reihen entlang, und unbeweglich standen die Krieger, die Augen dem Halbkreis zugewandt.

„Bringt die Gefangenen,“ befahl der General, und nach einer Weile erschienen zwei Männer, die einzigen, die man lebendig in die Hände bekommen hatte, die Häupter mit blutigen Tüchern umhüllt, die Hände auf den Rücken gebunden, vor dem Kreise.

General Jackson erhob sich mit finsterer Stirn von seinem Sitze und musterte die Ankömmlinge. Sein drohendes Auge ruhte eine Secunde auf dem riesigen Körperbau Haruk's, welcher unerschrocken sein Schicksal erwartete.

„Ein Deserteur vom 47. Regiment,“ begann der General verächtlich in die Züge des Negers blickend.

„Und ein Mörder!“ rief Delores Marquellas, „welcher von meinen Plantagen vor längerer Zeit geflüchtet!“

„Dann ist dieser schwarze Schuft zu schlecht für die Kugel eines tapfern Soldaten,“ versetzte General Jackson. „An jenem Baume mag

er sein elendes Leben durch einen Strick beschließen," fügte er mit dem Finger nach einer Baumgruppe zeigend hinzu.

Schon beeilte man sich den Befehl des Commandirenden auszuführen, als dieser plötzlich ein Zeichen gab, mit der Todesexekution einzuhalten.

„Führt die Gefangenen hinweg," sagte alsdann der Feldherr sinnend vor sich hinstarrend. „Ich werde morgen mit dem Frühsten über sie verfügen. — Vielleicht," wandte er sich an die Offiziere, „gelingt es mir, von den Gefangenen wichtige Aufschlüsse über die Absichten des Feindes, die Stellung der verschiedenen Armeen und seine Hülfsmittel zu erlangen. Wir müssen das Gros unseres Heeres abwarten, ehe wir an Verfolgung des Feindes und an weitere Operationen denken können. — Lassen Sie die Zelte aufschlagen, meine Herren," fügte er dann freundlich salutirend hinzu, „und die Leute das Bivouak beziehen. Sorgen Sie aber für die größte Wachsamkeit."

Man führte die Gefangenen hinweg und brachte sie später in ein Zelt, wo sie die letzte Nacht ihres Lebens unter scharfer Bewachung zubringen sollten.

Fast berührte schon die breite rothe Scheibe der Sonne den Horizont und eine goldene Fluth überströmte das Thal und goß jenen Zauber von Licht und Farbe darüber aus, der selbst dem dürren Sande und dem kahlen Gestein der Wüste einen unbeschreiblichen Reiz verleiht.

Einen langen sehnsüchtigen Blick warf Conrad Heiduck — denn dieser war der zweite Gefangene — unter dem Zelteingang noch auf die herrliche Landschaft.

„Ich werde sie nie mehr im Sonnenglanze sehen!" murmelte er leise vor sich hin. „Jetzt, wo ich kaum die Schwester — das einzige Wesen, welches mich noch an's Leben fesselt — wieder gefunden habe, sterben zu müssen ist hart."

Da nahete sich plötzlich Haruk, der wilde Neger, dem Unglücksgefährten, neigte sein Haupt auf dessen Schulter, während seine gefesselten Arme zuckten, gleichsam als wollte er den Schicksalsgenossen umarmen.

„Es wird nur einen Moment dauern!" flüsterte er mit einer Stimme, welche in diesem Augenblicke tiefes Gefühl verrieth, obgleich seiner Seele die tieferen Empfindungen kaum zugänglich waren.

„Ja," sagte Conrad lächelnd über die Zuneigung des Negers. „Bitter — doch nur kurz, wird der Todeskampf sein."

Mit diesen Worten schloß sich der Zelteingang hintern den Opfern menschlicher Schwächen und Irrungen. . . . .
. . . .

Es war Mitternacht vorüber und die Sterne des südlichen Himmels hingen wie leuchtende Sonnen im blauen Aether. Bald jedoch entwickelten sich feine Nebelschleier über dem erkaltenden Boden, die sich allmälig mehr und mehr verdichteten.

Die beiden Gefangenen, verschieden in ihren Hautfarben und doch so ähnlich in ihren Charakteren, waren den Anstrengungen des gestrigen heißen Kampftages erlegen und ruhten fest nebeneinander in den Armen eines erquickenden Schlafes, denn die Natur fordert selbst beim kräftigsten Menschen gebieterisch ihre Rechte.

Das leise Anrufen der Schildwachen und ihre Tritte vor dem Zelte weckten endlich Haruk aus seinem Schlummer. Conrad schlief an seiner Seite noch ruhig fort. Er mochte ihn nicht erwecken aus seinen offenbar süßen Träumen, obschon der Morgen nahe sein mußte und die Minuten, die sie noch auf der — beiden so fremden Erde zu weilen hatten, gezählt waren, denn ein glückseliges Lächeln stahl sich über die harten Züge Conrad's, während der Mund den Namen seiner geliebten Schwester Anna murmelte.

Haruk, von diesem Anblicke seltsam weich gestimmt, dachte zum ersten Male seit seiner Flucht — an Weib und Kind. Der Augenblick war gekommen, wo in der Stunde des Todes die Stimme der Natur so mächtig — selbst beim rohesten Gemüth — zum Herzen spricht.

Da ertönte plötzlich aus weiter Ferne der schrillende Schrei eines Nachtfalken durch die Stille der Nacht. Der Neger fuhr, wie von einem elekrischen Funken berührt, aus seiner Träumerei empor, sein dunkles Auge funkelte in unheimlicher Freude, und wäre Conrad in diesem Augenblicke erwacht, er hätte das gewaltige Pochen der athletischen Brust seines Leidensgefährten gehört. Dieser verhängnißvolle Umstand concentrirte die gigantische Kraft des Negers zu einem Willen — nämlich dem — sich seiner Fesseln zu entledigen. Es geschah, — wenige Sekunden genügten und Haruk schüttelte die zu Fasern zerrissenen Stricke von seinen Händen. Dann bog er sich mit heiserm Lachen über den Körper Conrad's und befreite auch diesen von den Banden.

Der an Wachsamkeit und Gefahren aller Art gewöhnte Seemann erwachte, griff mechanisch um sich und warf fragende Blicke umher. Er konnte sich offenbar aus seinem Traumleben nicht sogleich in die schreckliche Wirklichkeit hineinfinden.

„Was giebt's, Kamerad?" fragte Conrad hastig, mit befremdeten Blicken seinen aufgeregten Gefährten betrachtend.

„Still!" zischelte ihm dieser entgegen, indem er sich in horchender

Stellung gegen den Ausgang des Zeltes vorbeugte. „Bleib' ruhig liegen und rühre Dich nicht von der Stelle."

Noch einmal ließ der Schrei des Nachtfalken sich hören und zwar dieses Mal viel näher und deutlicher.

„Was hat dieser Schrei zu bedeuten?" fragte Conrad, aufmerksam die Bewegungen Haruk's beobachtend, indem er jetzt wahrnahm, daß dieser und er selbst von den Fesseln befreit war.

Der Neger ergriff krampfhaft den Arm Conrad's und sagte im flüsternden Tone:

„Das hat zu bedeuten, daß Manol in der Nähe ist! — Ertönt der Ruf zum dritten Male, so weiß er, daß wir noch am Leben, aber in der Gewalt des Feindes sind. Deßhalb hoffe, die Rettung ist nahe!"

Conrad konnte einen Laut der Ueberraschung nicht unterdrücken. Haruk legte ihm mit einer hastigen Geberde seine schwielige Hand auf den Mund und erstickte weitere Auslassungen, denn soeben ertönte der Schrei des Falken nochmals durch die Luft, aber dieses Mal gedehnter, anhaltender und mit solcher Aehnlichkeit, daß ein weniger geübtes Ohr als dasjenige Conrad's unfehlbar getäuscht werden mußte.

In diesem Augenblicke schienen auch die Wachen vor dem Zelte auf das Geschrei des Vogels aufmerksam zu werden, denn die Gefangenen hörten den Einen deutlich sagen:

„Was mag nur das Geschrei dieses Vogels zu bedeuten haben?"

„Was kümmert uns das? Es ist der Schrei eines hungrigen Nachtvogels, weiter nichts!" erwiderte der Andere.

„Der Teufel traue diesem Vogel!" versetzte der Erstere wieder, welcher offenbar ein Ausländer war. „In diesem verwünschten Lande weiß man oft gar nicht, sind's Vögel oder Menschen die . . ."

Das Zwiegespräch der Wachen endete plötzlich. Die beiden aufhorchenden Gefangenen glaubten einen dumpfen Laut und einen schweren Fall in's hohe Gras vor dem Zelte zu vernehmen, dem fast gleichzeitig ein zweiter folgte, der jedoch von einem langen andauernden Geräusche, wie wenn zwei Menschen miteinder rangen, begleitet war.

Den Gefangenen blieb jedoch keine Zeit, über diese sonderbare Erscheinung nachzudenken, denn im gleichen Momente wurde der Eingang zum Zelte aufgerissen — mehrere Male erhellten schwache Lichtfunken von Stahl und Stein den engen Raum und kräftige Hände packten mit eiserner Gewalt die Ueberraschten. Lautlos, ohne recht zu wissen, wie ihnen geschah, fühlten sie sich fortgerissen, und in toller Hast ging es durch das Lager der Conföderirten hin, die von den An=

strengungen des Tages ermüdet, durch das schwache Geräusch aus ihrem todesähnlichen Schlafe nicht geweckt werden konnten. Schon näherte man sich den äußersten Vorposten, da erscholl der Ruf: „Halt! Wer da?“ und im nächsten Augenblicke folgte ein Blitz, dem ein kurzer Krach begleitete, und welcher für eine Sekunde die Dunkelheit erhellte.

Das Lager gerieth in Allarm und die Kette der Vorposten sandte auf's Gerathewohl das zischende Blei in das Dunkel der Nacht.

„Kein Kampf, nur Flucht!“ ertönte eine kräftige Kommandostimme, in welcher Conrad's aufjauchzendes Herz den Freund erkannte.

Wie der dahinsausende Sturm flog auf schnellen Pferden, welche an einem gesicherten Orte standen, der kleine Trupp mit den Geretteten dahin, während hinter ihnen her die Schüsse der allarmirten Südländer donnerten und Hufschläge der Verfolger an ihr lauschendes Ohr drangen. Als das belebende und erwärmende Licht des jungen Tages über die Fluren wallte, da kehrten die Reiter General Jackson's unverrichteter Sache zurück. Die Flüchtlinge hatten einen zu großen Vorsprung, als daß sie von den Verfolgern hätten eingeholt werden können.

Der erste Akt des Trauerspiels ist zu Ende. Wir lassen den Vorhang in dieser Gegend Amerikas fallen. Wenn er wieder aufgeht, werden Jahre verstrichen und unzählige frische Höhlen in unsern heiteren Begräbnißplatz — die freundliche Erde gegraben sein! — Nehmt ein Sandkorn von der Meeresküste, nehmt einen Tropfen aus dem Ocean — weniger als Sandkorn und Tropfen ist auf dem Planeten des Menschen ein Tod und ein Verbrechen. Nehmt auf der Karte Amerikas alle Meere zusammen und meßt alle Küsten aus — aber mehr als alle Gewässer, mehr als alles Land wird in Gottes Wage ein einziger Tod und ein einziges Verbrechen wiegen! Und die Zonen Amerikas bluten aus tausendfältigen Wunden die von Vandalenhand geschlagen wurden.

Doch das Jahrhundert ist vorgerückt — die brausende Ueberschwemmung ist wieder gefallen und die alten Gewohnheiten der Ordnung sind wieder zum Vorschein gekommen. Die Herrschaft — welche Jefferson Davis' Wille in's Leben gerufen, ist in Trümmer gesunken; der Pflug geht über unzählige Schlachtfelder und goldene Ernten sind über dem Grabe einer zügellosen Gewaltherrschaft gereift.

Ende des ersten Theils.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.

Amerika's Kinder der Hölle

und

die finsteren Geister Europa's,

oder

Kampf um Menschenrechte.

Illustrirter historischer Roman der Neuzeit

von

Retcliffe III.

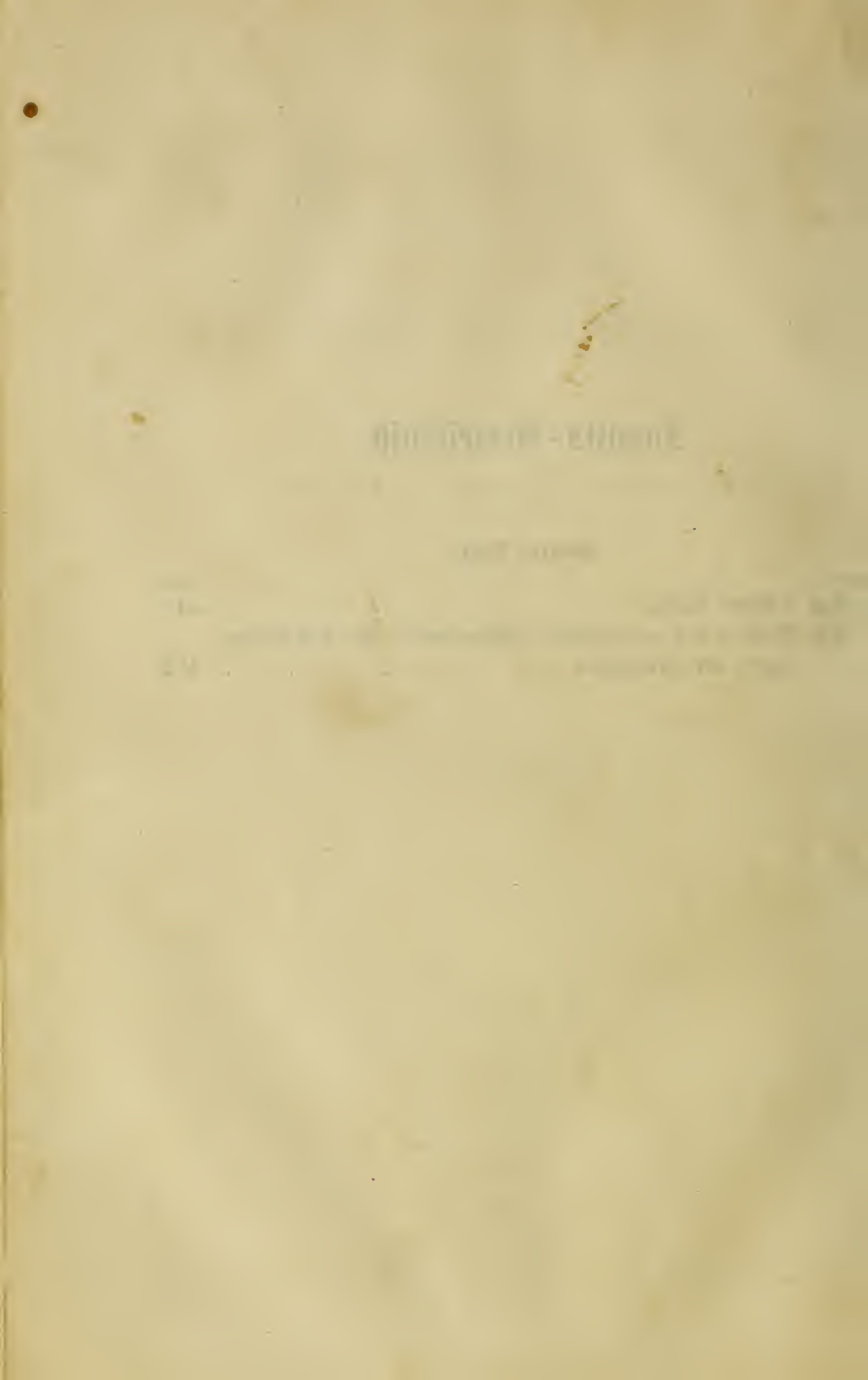
Zweiter Theil.

Berlin.

Im Selbstverlage des Herausgebers Friedrich Scherl.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweiter Theil.



Zweiter Theil.

I.

Der befleckte Purpur.

Man sagt, das Gebet habe die Kraft, den Teufel zu entwaffnen, es kann den sternbesäeten Himmel und selbst Gottes Ohr erreichen, nur die Herzen der Tyrannen dieser irdischen Welt vermag es nicht zu rühren. Unzählig sind die Bespiele, welche uns die Geschichte darüber liefert.

Am 28. August 1861 saß in einem Gemache der Tuilerien der Kaiser Frankreichs, Louis Napoleon III., an einem Schreibtische. Dieses Gemach ist historisch geworden. Die Geschichte nennt es: „Die Teufelskammer;" denn in ihm diktirte Napoleon I. oftmals der Welt den Frieden, und die Enkel Karl des Großen erlebten in ihm manche bittere Stunde des unerbittlichen Schicksals.

Ein Stück Weltgeschichte spielte zeitweilig in den Mauern dieses stolzen, kaiserlichen Palastes.

Der Abkömmling des königlichen Geschlechtes der Bourbonen ist verbannt durch den Volkswillen von dem Boden seiner Ahnen.

Die fürstlichen Enkel Louis Philipp's irren heimathlos, Ruhm und Ehre unter fremder Herrschaft suchend, umher.

Vor ihm auf dem Tische auseinandergebreitet lag eine riesige Landkarte von den Provinzen und Wüstensteppen Algiers, welche er sinnend betrachtete.

Neben ihm standen der Prinz Napoleon, sein Vetter, der Marschall von Frankreich Mac-Mahon und der Vertheidiger von Constantine — der besiegte Emir der Araber Abd-el-Kader.

„Diese Karte," sagte der Kaiser nach einer Weile plötzlich, indem er die Stirn in drohende Falten zog und sich hastig an den Marschall wandte, „ist das Erzeugniß von Zufälligkeiten, der Dummheit und der Schwäche der Militairbehörden. — Algier ist ein junges Mädchen vom heißen Blut, kein Wunder daher, wenn es uns Schwierigkeiten be-

reitet, aber man muß diesem heißblütigen Wesen bei Zeiten eine Abkühlung verschaffen, ehe es uns zu ungestüm wird und über den Kopf wächst. Sind Sie nicht meiner Meinung Marschall?"

„Lassen Ew. Majestät den Donner der Geschütze Frankreichs von Neuem durch die Steppen erdröhnen," antwortete der finstere Krieger, kalt und theilnahmlos auf den Emir blickend, „und die aufrührerischen Stämme der Kabylen werden sehr bald gedemüthigt zu Kreuze kriechen und sich dem Willen Ew. Majestät fügen."

Louis Napoleon nickte beifällig mit dem Kopfe, wandte sich dann wieder der Karte zu und verfolgte sinnend die buntdurcheinander laufenden farbigen Linien.

„Die Nationalitäten dieser unwirthlichen Steppen sind das Produkt der Zufälligkeiten," sagte der Kaiser halblaut vor sich hin, jedoch so, daß die Anwesenden die Worte verstehen konnten. — „Wenn Frankreich eine Generation hindurch Algier beherrscht," fügte er lauter sprechend hinzu, „werden alle Stämme des Wüstenlandes französisch sein und die barbarischen Sitten und Gebräuche ihrer Vorfahren vergessen haben. — Sind Sie nicht meiner Meinung, tapferer Emir?"

Mit diesen Worten wandte sich Napoleon plötzlich an den Araberfürsten, welcher die goldenen Ketten des kaiserlichen Vasallenthums mit heroischer Würde trug, und ließ seinen eiskalten Blick auf der hohen, gebietenden Gestalt des Vertheidigers von Constantine eine Weile forschend ruhen, gleichsam als wollte er seine Seele durchdringen.

Die Anwesenden wagten kaum zu athmen.

„Sire, die Macht des kaiserlichen Aars ist groß, — doch Allah ist größer!" erwiderte der Emir im sanften, klagenden Tone, welcher wie ein leises Weinen aus gepreßtem Herzen durch das Gemach zitterte.

„Ja, ich weiß," fuhr der Kaiser, wie im Selbstgespräche fort," die Bewohner dieser Wüsteneien müssen noch Gehorsam unter dem Willen eines Einzigen lernen. — Und sie werden ihn lernen unter dem vernichtenden Donner meiner Geschütze!" fügte er mit erhobener Stimme hinzu.

Dann sprach er halblaut vor sich hin:

„Ich muß den Stolz dieser armseligen Häuptlinge mit ihren nach Freiheit dürstenden braunen Söhnen der Wüste mit starken Armen beugen, alle Traditionen verwischen und alle Loyalität an meinen Thron — an meine Dynastie knüpfen. Nur wer mir dient mit Gut und Blut, dem soll die Gnadensonne Frankreichs leuchten!"

Während Napoleon so leise vor sich hin sprach, flog der Zeigefinger seiner rechten Hand auf der Karte von Punkt zu Punkt, er ging

von Algier nach Tunis und Tripolis und plötzlich glitt sein Finger mit einer hastigen, zornigen Bewegung nach dem Kaiserreiche Fez und Marokko hin.

Hier machte er endlich Halt.

Napoleon saß eine Weile regungslos, tiefsinnig da.

Niemand wagte durch eine Bemerkung das Schweigen zu unterbrechen.

Plötzlich erhob sich der Kaiser mit hastiger Geberde, warf einen durchdringen Blick auf die würdevollen Züge des Emirs, als wollte er erforschen, ob er in seiner Seele gelesen, ob er seine geheimen Gedanken errathen, — dann flog der Blick seines kalten, grauen Auges auf den Prinzen — dann auf Mac-Mahon, als wollte er prüfen, ob sie die Worte seines Selbstgespräches gehört, denn der kaiserliche Meineidige konnte es Niemand vergeben, wenn er unwillkürlicher Zeuge der Absichten seiner Gedanken war.

Mit hastigen Schritten ging er einige Minuten im Zimmer auf und nieder und blieb dann plötzlich vor Abd-el-Kader stehen.

„Emir!" rief er diesem mit Donnerstimme zu. „Die braunen Söhne Deines Heimathlandes verkennen die väterlichen Absichten ihres kaiserlichen Gebieters. Aufrührerische Stämme rotten sich wieder zusammen und drohen mit bewaffneter Hand die Macht meines Statthalters zu untergraben und das Ansehen der kaiserlichen Würde zu vernichten. Sie zwingen durch Mord und Brand die unterjochten Stämme zum wildesten Aufruhr und vergessen in blinder Hast die blutigen Tage von Constantine. — Wer ist der Urheber dieses Zwiespalts — und wer der Kopf dieses nicht gewöhnlichen Aufstandes?"

„Sire," antwortete Abd-el-Kader in der blumen- und bilderreichen Sprachweise der Orientalen, „das Wüstenroß kennt nur den sandigen Boden seiner Heimath — es kann nur leben in der heißen Gluth der Sonne Arabiens, welche frei und ungeschmälert über die Fluren ihre sengenden Strahlen sendet. Auch der braune Sohn der Wüste kennt nur den einen Werth seines Lebens — Allah zu dienen und frei zu leben und zu sterben auf dem Boden seiner Geburt. — So lange die Sonne im gelobten Lande des Propheten aufgeht, so lange wird der wilde Sohn Arabiens die Hand erheben gegen die Macht der Christen. — Niemals werden sie erkennen die väterlichen, weisen Absichten des großen Kaisers der Franken, denn Land — Mann und Roß sind nur ein Glied, welches keinen anderen Willen als den eigenen, kein anderes Gebot, als das des Propheten kennt. Dieses Glied einer gewaltigen Kette, kann wohl zu Zeiten durch den

Grimm Allah's an einzelnen Theilen gelähmt werden, aber niemals zerrissen von Menschenhand — denn die Natur schützt selbst die braunen Kinder der Wüstenländer und Allah hält drohend den Samum und den glühenden Regen in seiner gewaltigen Hand. — Gepriesen sei Allah und Mohammed sein Prophet!"

Mit dem gläubigen Herzen eines Moslem hatte der greise Emir jene Bilder seines Heimathlandes und das Leben seines unglücklichen Volkes dem verschlossenen Kaiser vor die Seele geführt, obgleich er sich bewußt war, die Rache und die unbändigen, bösen Leidenschaften des Tyrannen heraufzubeschwören. Doch sein, unter den drückenden Fesseln der Knechtschaft langsam verblutendes Herz, vermochte nicht länger in der Stunde der Gefahr zu schweigen. Er mußte die Stimme zu Gunsten der freien Söhne Arabiens erheben, welche nicht mehr verlangten, als den ungestörten Besitz ihres Heimathlandes.

Gleich dem giftigen Blicke eines Reptils der Urwälder, schoß das Auge des Kaisers vernichtende Strahlen auf das edle — von tiefem Leid durchfurchtete Antlitz Abd-el-Kader's — welcher in der gebrochenen Hoheit seiner fürstlichen Abstammung, leidenschaftslos vor dem drohenden Sieger und Beherrscher Algiers stand.

Mit Theilnahme ruhte der Blick des Prinzen auf dem kühnen Emir, welcher in seinem Unglücke es dennoch wagte, die Stimme zum Heile seiner Brüder zu erheben, wo der Grimm des Kaisers durch den siegreichen und täglich immer mehr um sich greifenden blutigen Aufstand der wilden Stämme Arabiens, gereizt war. Doch er wagte nicht seine Meinung zu äußern, da er wohl wußte, daß seine Stimme resultatlos bei dem unzugänglichen Kaiser bleiben würde, welcher nur den eigenen Willen kannte.

Der finstere Soldat, Mac-Mahon — die Hyäne Arabiens — wie ihn die Armee von Algier nannte — der in seiner von goldenen Stickereien strotzenden Uniform — leblos wie ein Automat — dastehende Marschall von Frankreich, witterte im Geiste die Blutarbeit, welche ihm der Erbe des Verstorbenen von St. Helena von Neuem übertragen würde, denn sein Gesicht, unheimlich, finster und kalt wie das Grab, verrieth keinen Funken der Theilnahme, in ruhiger Entschlossenheit wartete das Werkzeug kaiserlichen Willens die Entscheidung ab, welche die nächste Minute bringen mußte. Seine rechte Hand hielt krampfhaft den Griff seines Degens umfaßt, während die linke unbewußt mit den zahlreichen Orden spielte, welche die Brust des Braven der Bravsten bedeckten.

Louis Napoleon, welcher seine Promenade im Gemache fortgesetzt

hatte, war vor der Thür des anstoßenden Kabinets plötzlich sinnend stehen geblieben. Mehrmals erhob er die Hand, um sie auf den Drücker zu legen und immer wieder zog er sie langsam zurück. Er schien offenbar in seinen Entschlüssen noch nicht mit sich einig zu sein.

Endlich nahm sein Gesicht die erdgraue Farbe und sein Auge den geistlosen Ausdruck an, welchen er am Bluttage des zweiten Decem-cembers 1852 — wo die Schergen seines Willens aus Unterthanen-blut den kaiserlichen Purpur webten — auf wenige Zeit für seine Getreuen zur Schau trug.

Diesen Ausdruck trug des Kaisers Angesicht nur wenn er in Aufregung war und endlich einen festen Entschluß gefaßt hatte. Es war der Ausdruck der unbeugsamen Willenskraft, welcher Gehorsam oder — Blut forderte. Krampfhaft ergriff seine Hand plötzlich den Drücker des Kabinets, öffnete die Thür und rief mit Donnerstimme dem Cabinetschef Mocuard zu, gleichsam als wollte er die Worte, welche er sprach, über das Weltmeer senden, und ganz Arabien erzittern machen.

„Schreiben Sie, Mocuard!"

Artikel 1. Die Provinzen Algier sind in Belagerungszustand erklärt.

Artikel 2. Se. Hoheit der Herzog von Solferino, Marschall von Frankreich, Angus Mac Mahon, ist zum Militair-Gouverneur von Algier ernannt und mit kaiserlicher unumschränkter Vollmacht versehen.

Artikel 3. Jeder Handel und jeder Briefwechsel mit dem Kaiserreiche Fez und Marokko sind verboten."

Und immer mehr seine Stimme erhebend, als wollte er sich von einem Alp befreien, der bisher auf ihm gelastet, fuhr er fort mit lauter Stimme jene berüchtigten Artikel zu diktiren, welche ewig denkwürdig in der Geschichte bleiben werden, jenes Dekret, welches, indem er die aufrührerischen Stämme züchtigen wollte, unzählige Unterthanen Frankreichs an den Bettelstab brachte, denn Handel und Wandel lagen ohnmächtig gefesselt in den Banden des Willens eines Einzigen.

Kaum hatte Louis Napoleon das erwähnte Dekret vollendet, als plötzlich der Polizei-Minister Maupas, unangemeldet in das geheime Kabinet des Kaisers trat. Seine Augen glühten, während die Züge bleich vor Wuth und innerer Aufregung waren. In seiner Hand hielt er einen geöffneten Brief.

Der gewandte Gehülfe des Staatsstreiches vom zweiten December 1852 schien einen wichtigen Fang gethan zu haben, denn seine Haltung verrieth die Siegesgewißheit, seinem Gebieter einen unschätz-

baren Dienst in diesem Augenblicke durch seine Wachsamkeit geleistet zu haben.

Lange schon wartete der Polizei-Minister auf eine günstige Gelegenheit, die erschütterte Gunst seines kaiserlichen Gebieters durch einen wichtigen Dienst sich wieder zu erringen, was ihm bisher immer mißlungen war, denn der Kaiser schien durch die laue Geschäftsführung seines Polizei-Ministers immer in üble Laune versetzt zu werden, so oft er diesen erblickte.

Napoleon runzelte die Stirn, als er den Polizei-Minister erblickte. Er war nicht zufrieden mit seiner Thätigkeit, denn täglich geschahen Dinge, fast unter den Augen des von zahlreichen besoldeten Spionen bedienten Ministers, wovon dieser keine Ahnung hatte, und welche die Unzufriedenheit seines kaiserlichen Herrn im höchsten Grade erregten.

Doch heute schien Maupas die Scharte wieder ausgleichen zu wollen, die er sich durch seine Unwissenheit bereitet hatte. Lächelnd, aber zugleich mit der unterwürfigen Miene einer feilen Kreatur, überreichte er dem fragenden Gebieter das verhängnißvolle Schreiben, welches dienstwillige Hände und spionirende Augen aus den täglich auf der Post einlaufenden tausenden und abermals tausenden Briefen, geschickt mit dem Instinkte eines Spürhundes herausgefunden und ihm übergeben hatten.

„Dieses Schreiben, Sire," sagte der Polizei-Minister mit langsamer Stimme, um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, „habe ich unter den auf dem Postamte mit Beschlag belegten Briefen gefunden. Er kommt aus Algier und ist an den Diener Sr. Hoheit des Emirs Abd-el-Kader gerichtet, obgleich der Inhalt seinen Herrn allein zu betreffen scheint."

Napoleon nahm hastig den Brief und überflog die Zeilen.

Die Anwesenden konnten deutlich bemerken, wie sich auf dem kaiserlichen Antlitze ein drohendes, vernichtendes Ungewitter zusammenzog, seine grauen Augen sprühten Funken, und im zornigen Tone rief er, am Schlusse des Schreibens angelangt!

„Marschall Mac-Mahon! — Se. Hoheit, der Emir Abd-el-Kader ist sofort zu verhaften und nach Mazas in das Staatsgefängniß zu schaffen. Man stelle ihn als Spion und Anstifter des Aufstandes in den Provinzen Algiers vor ein Kriegsgericht. Hier sind die Beweise!"

Kaum waren diese Worte ausgesprochen, so waren die Schergen des kaiserlichen Willens auch schon bereit, den Befehl zu vollstrecken.

Einige afrikanische Jäger betraten auf den Ruf des Marschalls

das Gemach, um den ruhig und stolz, mit dem Bewußtsein der Unschuld dastehenden Emir hinwegzuführen, doch eine befehlende Geberde des Prinzen Napoleon ließ die willenlosen Werkzeuge der Macht wieder zurücktreten.

„Sire," sagte er dann im kalten Tone zu dem kaiserlichen Vetter, „ich wage es für den Emir die Gnade Ew. Majestät anzurufen, denn unmöglich können Allerhöchstdieselben den Greis ungehört hinter die finstern Mauern von Mazas schaffen lassen. — Seine Tage sind gezählt und durch ganz Europa würde ein Wuthschrei über die, gegen den seiner Macht und Würde entkleideten Fürsten Arabiens, angewandten harten Maßregeln ertönen . . ."

„Mag er ertönen!" rief der Kaiser mit blitzenden Augen, indem er den Blick seines Vetters in einer Weise begegnete, worin sich das Gefühl des Hasses, des Abscheues — aber auch der Furcht unverkennbar aussprachen. „Ich werde diese rebellischen Horden zu fassen wissen," fügte er drohend hinzu, indem sein Zorn noch immer gewaltig loderte und der keineswegs durch den so eben gegebenen Befehl abgekühlt war. „Ich werde diesen Verräther unnachsichtlich strafen, nnd wenn das Weltall gegen mich aufstehen sollte. — Ich treffe meine Feinde, ob Fürst oder Bauer, so gut, wie die gewöhnlichsten Bösewichter!"

Mit einem durchbohrenden Blicke sah er dann einige Sekunden in die schmerzvoll zuckenden Züge des greisen Emirs, dann sagte er, indem er ihm den Brief vor die Augen hielt, mit barscher Stimme:

„Kennst Du diese Handschrift?"

Der Emir warf einen vorwurfsvollen Blick auf das düstere Antlitz des Kaisers, während das matte Auge feucht wurde, und sagte dann mit ruhiger, aber fester Stimme:

„Ja, Sire, es ist die Handschrift meines Enkels, des wilden und mächtigen Kabylen-Häuptlings Ben-Kasan-Ali!"

„Nun wohl!" rief Louis Napoleon heftig, indem er sich an den Prinzen wandte. „So werden Ew. Kaiserliche Hoheit einsehen, daß dem Emir sein Recht geschieht. Wenn er hier den Spion machen will, dann mag er lieber in seine Berge zurückkehren und nicht auf seinen Lippen ein Ergebenheitsgefühl äußern, wovon sein verrätherisches Herz nichts weiß. — Dieser Brief spricht von Dingen und berührt Sachen, welche an meinem Hofe und in meinem Heerwesen vorgegangen, wovon der in seinen Steppen lebende Kabyle niemals etwas erfahren kann, es müßte denn sein aus dem Munde eines meinem kaiserlichen Hause nahestehenden Europäers. Ja!" fügte er wieder mit

erhobener Stimme hinzu, „der Fürst ist ein Spion und wird den Tod für seine Verrätherei ernten!"

Noch war der Zorn des Kaisers nicht verrauscht, — noch hatte Niemand gewagt ein Wort der Vertheidigung für den Emir vorzubringen, als ein Geräusch im Schloßhofe entstand. Die Wachen präsentirten und Trommelschlag verkündete die Ankunft von Mitgliedern der kaiserlichen Familie.

„Was giebt's?" fragte Napoleon, welcher unruhig im Zimmer auf und niederging.

„Sire, Ihre Majestät die Kaiserin kehren in Begleitung der Tochter Sr. Hoheit des Emirs aus der Vesper zurück," sagte der wohlunterrichtete Polizei-Minister.

Diese Worte Maupas' schienen einen merkwürdigen Eindruck auf den Kaiser zu machen, denn sein Zorn legte sich mit der Schnelligkeit eines Gedankens und ein besänftigendes Lächeln breitete sich merklich über den zusammengezogenen Mund.

Er trat an das geöffnete Fenster und warf einen glühenden Blick auf die zierliche, feenhafte Gestalt der unaussprechlich schönen Leila, Tochter Abd-el-Kader's, welche ehrerbietig den Gruß des liebeglühenden Kaisers erwiderte. Die Kaiserin schien den gegen die Etiquette verstoßenden Gruß ihres kaiserlichen Gemahls nicht zu bemerken, sie war es gewohnt, sich zurückgesetzt zu sehen.

Der Prinz, welcher schon seit einiger Zeit die Auszeichnungen wahrgenommen hatte, welche sein erhabener Anverwandter der gluthäugigen Gazelle Arabiens in auffallender Weise angedeihen ließ, hielt diesen Augenblick für den geeignetsten, um seine Stimme zu Gunsten des Emirs zu erheben.

„Sire," begann er im ehrerbietigen, doch immerhin noch merklich kalten Tone, „die Beweise mögen gegen den Vater Leila's — den „Stern der Wüste," wie sie die arabischen Stämme nennen — in befürchtender Weise sprechen, doch ist die Schuld des Emirs dadurch noch nicht klar bewiesen, denn es steht nicht fest, daß Se. Hoheit zum Verräther an seinem Kaiser geworden ist. Hier muß offenbar ein Mißverständniß obwalten. Ich bürge für die Unschuld des Emirs, denn ich halte ihn für unschuldig. — Sire," fuhr der Prinz mit erhobener Stimme fort, „lassen Sie Gnade vor Recht ergehen! Füllen Ew. Majestät nicht das herrlichste Auge Ihres Hofes mit Thränen, indem sie dem schönsten Wesen, welches die Gottheit schuf, den greisen Vater auf einem bloßen Verdacht hin nehmen."

Dem Kaiser schienen die Worte des Prinzen Napoleons nicht zu

mißfallen, im Gegentheil seinem heuchlerischen Sinne kamen sie erwünscht. — Hastig ging er einige Male im Zimmer auf und ab, blieb dann plötzlich vor dem wie eine Marmorsäule leblos und schweigend dastehenden Emir stehen und sagte:

„Gut, ich will der Fürsprache des Prinzen ein geneigtes Ohr schenken. Werfen Sie das Schreiben in die lodernde Flamme des Kamins," fügte er im befehlenden Tone hinzu, indem er sich an den Polizei-Minister wandte.

Dieser nahm zwar den Brief mit einer unterwürfigen Verbeugung aus den Händen des Gebieters, der Blitz seines Auges verrieth aber den großen Aerger, welcher in seinem Innern tobte, denn durch dieses Machtwort wurde dem wichtigen Ereignisse seiner Spionage die Spitze abgebrochen..

Maupas that, wie ihm befohlen, der Brief, das Todesurtheil des Emirs, loderte im Kaminfeuer auf.

„Ich habe jetzt keine Macht mehr, den Verräther verurtheilen zu lassen," sagte Louis Napoleon, indem er mit dem Zeigefinger nach der Flamme wies.

Gerührt blickte der Prinz auf die kalten, abstoßenden Züge des Kaisers, wobei sein Auge mehr den Dank seines Herzens aussprach, als es je der Mund vermocht hätte.

Dieser Act der Großmuth Napoleons war unter so vielen Ungerechtigkeiten einmal eine vermeintliche Gerechtigkeit. Denn wer giebt ihm das Recht, sich der Geheimnisse fremder Personen zu bemächtigen? — O, der Tiger ist auch einmal großmüthig, wenn er vom Blute seiner gewürgten Opfer gesättigt ist.

Der Prinz Napoleon, leidenschaftlich, voll Thatendurst und Phantasie, für das Kriegshandwerk wenig erzogen, doch ohne Sinn und innern Beruf für die Beschäftigung der Wissenschaft und für geregelte Thätigkeit, hatte bisher kein anderes Feld für die üppige Fülle seiner heißen, glühenden Phantasie, als den schlüpfrigen Boden des kaiserlichen Hof- und Salonlebens gefunden. Jetzt schien sich ihm eine passende Gelegenheit zu zeigen, dem Vaterlande und der Civilisation einen wichtigen Dienst zu leisten. Ein Gedanke, gereift im Ernste des Augenblicks, schoß durch sein Gehirn und erfüllte Herz und Seele mit Spannkraft.

„Geruhen Ew. Majestät mir noch einige Minuten Ihrer kostbaren Zeit zu widmen," sagte der Prinz in einem solchen warmen Tone, daß der Kaiser überrascht und angenehm berührt, seinen gesenkten Blick zu dem erregten Antlitze seines Anverwandten hastig erhob und

lebhaft durch Neigung seines Kopfes die Gewährung der Bitte des Prinzen zu erkennen gab.

„Ströme von Menschenblut sind auf dem Boden Arabiens geflossen," begann Prinz Napoleon," weitere harte Maßregeln gegen die aufrührerischen Stämme können und werden der kaiserlichen Dynastie Ew. Majestät keine Sympathien erwecken. Die Willkür und die Härte der Militairgewalten in Algier haben die Söhne Arabiens zur Ergreifung der Waffen gegen die Tyrannei gezwungen. Sie," fuhr der Prinz beinahe in flehendem Tone fort, „versuchen Sie einmal den Weg der Milde — senden Sie ein Mitglied Ihres erhabenen, kaiserlichen Hauses an die Häuptlinge der aufständischen Horden — senden Ew. Majestät mich als Vermittler nach Algier! Ich verspreche mir von dieser Sendung die besten Erfolge."

Napoleon runzelte die Stirn und schwieg eine Weile, anscheinend als sinne er über die seltsamen Worte des Prinzen nach, dann erwiderte er heftig:

„Was vermögen diese handvoll räuberischen Horden gegen eine geschulte Armee? — Die Geschicke Arabiens sind besiegelt. — Es ist zu spät!"

Wiederum begann er im Gemache auf und ab zu gehen, wobei sein Auge mehrmals das offene Antlitz des Prinzen streifte, dann schien plötzlich ein Plan seinen Entschluß wankend zu machen, denn er blieb stehen und sagte.

„Nun denn, ich will dem Blutvergießen Einhalt thun, — Ich bin bereit den Wünschen Ew. kaiserlichen Hoheit in der Weise entgegen zu kommen, daß der Emir Ew. Hoheit begleitet und seinen Einfluß bei den Stämmen geltend zu machen sucht, um so die Absichten Ew. Hoheit zu unterstützen. Um nun aber dem Ansehen und der Würde meines Gesandten Nachdruck zu verleihen, verbleibt es unwiderruflich bei meinen übrigen Bestimmungen. Der Marschall folgt mit der 17. und 21. Division Ew. Hoheit auf den Fuß."

Der Prinz, welcher weitere Einwendungen nicht zu machen wagte, verbeugte sich zustimmend bei den Worten des Kaisers, während ein leises Zittern die stolze Gestalt Abd-el-Kader's erschütterte.

„Und wird Leila dem Pfad ihres Vaters folgen dürfen?" fragte der Emir endlich zögernd.

„Die Zierde meines Hofes wird unter dem Schutze der Kaiserin, gleichsam als Geisel für Eure Treue, verbleiben," erwiderte Louis Napoleon ausweichend.

„Dann mag Allah die Blume meines Lebens segnen," sagte Abd-el-Kader seufzend.

Nach morgenländischer Sitte die Arme über die Brust gekreuzt, verbeugte sich der Emir vor dem Sieger, in dessen Gewalt er den Abend seines irdischen Lebens vertrauerte und entfernte sich aus dem Gemache, wo nur der Kaiser mit dem Herzoge von Solferino allein blieb.

Es waren einige Tage verstrichen seit den zuletzt mitgetheilten Ereignissen. Das Gewitter, das drohend über dem Haupte des Emirs geschwebt hatte, war wenigstens für den Augenblick zerstreut, obgleich die zersprengten Wolken noch den Horizont verfinsterten, denn der Zwingherrscher von Frankreich kann wohl scheinbar eine That, welche gegen seinen Ehrgeiz gerichtet war, für den Augenblick vergessen, — vergeben aber kann sein intriguirendes Herz sie niemals.

Gefesselt durch einen Gegenstand von noch mächtigerer Anziehungskraft, als selbst die kriegerischen Zurüstungen der nach Algier bestimmten Truppenmassen für ihn hatten, wich der Herrscher Frankreichs fast nie aus den Gemächern seiner schönen Gemahlin, wenn Leila, „die Perle des Paradieses" — wie er sie oftmals scherzend nannte — sich im Gefolge der Kaiserin befand.

Als Abd-el-Kader, seine Tochter am Tage der Abreise zurücklassend, unter dem glänzenden Kreis, welcher Eugenie von Frankreich umgab, sich abwandte, um vom Kaiser und der Kaiserin sich zu verabschieden, sagte er mit rührender und edler Einfachheit:

„Mächtiger Kaiser der Franken, wenn Du ein Pfand als Geisel meiner Treue bedarfst, so glaube mir, daß Du mein Herzblut hier hast, denn die Gläubigen Mohammed's besitzen keinen größern Schatz als — Leila, den Stern der Wüste."

Das aschgraue Antlitz des Kaisers überflog eine matte Röthe als er antwortete:

„Die Kaiserin wird das liebliche Wesen wie ein Kind ihres Herzens halten."

„Allah sei mit ihr!" rief der Emir und breitete seine Hände segnend über die Gruppe aus, denn Eugenie hielt die weinende Tochter des greisen Fürsten liebkosend umschlungen. „Arabiens Stolz, gedeiht nur unter den sanften Strahlen der Abendsonne seines Heimathlandes," fügte er seufzend hinzu, indem er den letzten Blick auf die Freude seines kummervollen Lebens warf.

Die Luft dünkte den Kaiser leichter, als die hohe Gestalt des

Emirs an der Thür des Saales sich neigte, und er mit seinem und des Prinzen Napoleon glänzenden Gefolge verschwand.

„Wählt Euch, schöne Leila," sagte die Kaiserin liebreich, „unter den Damen meines Hofstaates diejenigen aus, welche Ihr zu Eurer besondern Umgebung und Bedienung haben wollt. Ich möchte nicht, daß Eure Umgebung weniger als fürstlich wäre."

Umsonst suchte das schüchterne, mit aller Pracht erzogene Kind des Morgenlandes eine Ehre abzulehnen, welche so sehr gegen die Verhältnisse ihres Vaters — und mithin auch die ihrigen, abstach. Ihre tugendreine Seele erkannte nicht die weise Absicht der Kaiserin, welche die reizende Blüthe Arabiens mit einer weiblichen Schutzmauer umgeben wollte, damit nicht der Hauch eines giftigen Insektes den Kelch berühren und vernichten konnte.

Mit weiblichem Scharfblicke hatte Eugenie wohl die lodernde Flamme unreiner Begierde im Auge ihres kaiserlichen Gemahls entdeckt und war bemüht, die drohende Gefahr von dem Haupte dieses verlassenen Wesens, dessen Vater für die Interessen ihrer Dynastie zu wirken, den gefährlichen Weg beschritten hatte, möglichst abzuwenden. Dies konnte aber nur dann vielleicht geschehen, wenn sie dem Kaiser darin zuvorkam, daß sie Leila mit Frauen ihres Hofhaltes umgab.

Schüchtern schweifte das feuchte, große Auge Leila's, aus welchem eine Welt von dunkler Pracht zu leuchten schien, im Kreise der ahnenstolzen Damen des kaiserlichen Hofes umher und blieb endlich auf einem schönen Antlitze ruhen, aus welchem so viel Sympathien der Seele sprachen, daß die blendend schöne Tochter Abd-el-Kader's sich mächtig zu der Unbekannten hingezogen fühlte, auf diese mit herzgewinnender Lieblichkeit zutrat und ihre Hand zärtlich ergriff.

Die Kaiserin, von dieser seltsamen Scene mächtig ergriffen, nickte der fragend sie anblickenden Leila freundlich entgegen und sagte lächelnd:

„Du böses Kind, meine Lieblingsdame willst Du mir entführen? — Nun, beruhige Dich nur," fügte Eugenie sanft hinzu „Amanda von Croix mag meines Dienstes enthoben sein, wenn sie verspricht, Dich in jeder Weise zu behüten und zu beschützen."

Mit leuchtenden Augen legte das Hoffräulein — gleichsam zur Betheuerung ihrer Absichten — die Hand auf das pochende Herz, indem sie dann der bezaubernden Fürstentochter ehrerbietig die Hand küßte, welche Amanda zärtlich in ihre Arme zog.

In diesem Augenblicke näherte sich der Kaiser und nahm Stimme

und Ohr des ihm anvertrauten Pfandes der Treue des Emirs in Alleinbesitz.

Den Anwesenden konnte es nicht entgehen, mit welcher ganz besonderen Aufmerksamkeit Louis Napoleon der schönen Tochter Abd-el-Kader's den Hof machte. Doch argwohnte man keine Galanterie schuldhafter Art in der sanft gedämpften Stimme, in dem freundlich schmeichelnden Benehmen, welches der Kaiser den ganzen Tag und selbst bis in die späte Stunde hinein, gegen eine Dame an den Tag legte, welche, so mußte man wenigstens glauben, zu hoch stand für Huldigungen die aus unreiner Gesinnung entsprossen.

Doch Leila, obwohl arglos, um die eigentliche Beschaffenheit von Napoleons Galanterien zu ahnen, bebte in unbestimmter Angst davor zurück. Sie begrüßte mit Wonne die Stunde, wo sie in ihr Zimmer geführt wurde, und als sie in bezaubernder Weise die ihr zugewiesene, zahlreiche Dienerschaft entlassen hatte, befand sie sich allein mit Amanda von Croix.

Ein trauliches Gespräch, in welchem Religion, Stand und Charakter, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Hauptrolle spielten, näherte diese beiden verlassenen Wesen in einer solchen herzlichen Weise, daß sie sich zuletzt fest umschlungen hielten und den Kuß der Freundschaft austauschten.

„Ach Fürstin," sagte Amanda, indem ihr Auge feucht wurde, „Sie haben so Viele, die Sie lieben — einen Vater, Verwandte, ja ein ganzes Volk in Ihrer Heimath, und hier — hier liebt Sie Jedermann, die Sonne selbst scheint Gefallen an Ihrer holden Gestalt zu finden, denn sie verschönt Ihre himmlische Schönheit mit freundlich lächelnden Strahlen . . ."

„Und doch ist die Sonne Arabiens meinem Herzen wohlthuender," unterbrach sie Leida mit jener Eifersucht auf die Ansprüche und das Recht, sich über Leiden zu beklagen, wozu zartere Naturen so geneigt sind. „Ich habe vielleicht Kummer und Sorgen, wovon Du frei bist. — Ich gestehe Dir, Amanda," sagte Leila, dem Gespräche eine andere Wendung gebend, „daß Etwas, ich weiß selbst nicht, wie ich es erklären soll, mich wunderbar zu Deinem süßen Angesicht hinzieht. In allem Glanze irdischer Größe, stehe ich einsam, verlassen und verbannt aus den gesegneten Gefilden des Propheten auf fremder Erde und athmete dieselbe Luft des Siegers über mein Volk, in den Ketten der Gefangenschaft. Willst Du mir, Amanda, durch Deine Schwesterliebe die Heimath zu ersetzen versuchen?

Diese Sprache des reinen Herzens, war für das Hoffräulein etwas

Fremdes geworden, zumal von Seiten ihres eigenen Geschlechtes, von Jemand ihres Alters, sie traf sie wie das Licht des Morgens die geschlossene Blüthe. Amanda schlang noch einmal ihre Arme um die neue Freundin, die ihr wie vom Himmel gesandt schien; sie küßte Leila's Gesicht und Hände mit dankbaren Thränen.

„Ach!" sagte sie endlich, als ihr wieder die Stimme, noch gebrochen von Rührung zu Gebote stand, „wenn ich Dir je dienen — Dir je vergelten könnte — sollten auch diese liebevollen Worte die letzten gewesen sein, welche je Dein süßer Mund an mich gerichtet!"

Die Tochter Abd-el-Kader's war entzückt; sie hatte noch nie ein Wesen gefunden, dem sie Schutz gewähren, noch nie ein Wesen gefunden, dem sie ganz und gar vertrauen konnte, denn der kalte, schweigsame Emir hielt von der „Perle des Paradieses" mit hartnäckigem Eigensinn alle Damen des frivolen Hofes Napoleons III. fern.

„Ach, Amanda!" flüsterte das wunderbar schöne Kind Arabiens mit holdseliger Zärtlichkeit, „verlaß mich heute Nacht nicht — dieses unheimliche Gemach macht mir so bange, und die Gestalten auf den Tapeten scheinen so groß und gespensterhaft — man sagt: wer eine Nacht in den Gemächern dieses großen Palastes zugebracht, über dessen Haupt schwebe der Engel des Todes. — Bleibe bei mir, Amanda, denn ich fürchte diesen Engel Eures Gottes!"

Und Amanda blieb im Schlafgemache Leila's. . . . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Während nun diese jugendlich schönen Gestalten so miteinander sprachen und ihre Wünsche und Befürchtungen gegenseitig austauschten, während sie einander halfen sich entkleiden, während Amanda die sanft widerstrebende Anhängerin Mohammed's zu dem Crucifix — dem Sinnbilde des Erlösers der Christen hinzog, während sie scheu die strahlenden Kerzen auslöschten und sich fröhlich zu ihrem Lager schlichen; während sie, noch verkehrend in einem Geflüster, das allmälig immer schwächer und leiser ward, in den Schlaf der Unschuld sanken — schritt der von unreiner Begierde erfüllte Kaiser in seinem von dunkler Pracht schimmernden Gemache auf und ab, brennend von dem verzehrenden Fieber der plötzlichen, wahnsinnigen Leidenschaft, welche alle Gefühle der Dankbarkeit zu dem greisen Emir, der für seine Interessen in einem fremden Welttheile wirken sollte, in den Hintergrund drängten.

Gleich den Männern seiner Gemüthsart und Gesinnung, ist Louis

Napoleon einer reinen, sich gleichbleibenden Liebe ganz unfähig. Er keuchte nach Athem — seine fahle Gesichtsfarbe wich einer flammenden Röthe und sank dann wieder im nächsten Augenblicke zur Todtenblässe herab. Er hörte das laute Pochen seines Herzens. Er blieb stehen. Er warf sich in einen Sessel und verbarg das Antlitz mit den Händen, dann fuhr er auf und rief:

„Nein — nein! Ich kann das süße, himmlische Wesen, mit den dunklen Augen der Nacht nicht aus meinem Gedächtnisse verbannen! Die reizende, verlockende Gestalt verfolgt mich zu meinem und zu ihrem Verderben. — Aber warum spreche ich von Verderben? — Wenn sie mich liebte — wer erfährt dann die That? — Und wenn sie mich nicht liebt, wird sie es wagen, ihre Schande zu offenbaren? — Schande! — Nein, die Umarmung eines Kaisers entehrt nie. — Der Bastard eines Kaisers ist der Stolz eines Hauses. — Alles ist still — der Mond selbst am Himmel verschwindet. Die weichen Decken in den Corridors verwehren den Widerhall der Schritte. — Weßhalb zaudere ich? Halte ich nicht das Leben dieses stolzen Emirs in meiner Hand? Auf zur That!"

Er ließ sich keine Zeit zu weiterem Besinnen. Leise öffnete er die geheime Thür, welche aus seinem Schlafgemache auf den matterleuchteten Korridor führte und schlich den Gang entlang. Er wußte genau die Gemächer, welche die Tochter Abd-el-Kader's bewohnte, denn diese waren — ohne daß es die Kaiserin ahnte — seinen geheimen Befehlen gemäß, Leila angewiesen worden. Ein geheimer Eingang, den der Kaiser nur allein kannte, ließ ihn unbemerkt das Schlafgemach der „Perle Arabiens" betreten, welches Dankbarkeit, Manneseehre und gastliche Treue ihm hätten heilig wie einen Tempel machen sollen. — Und plötzlich, als er die Schwelle überschritt, brach der Mond, zuvor verborgen unter einer dichten Wolke, hervor und sein Licht strömte durch das Fenster, ihm gerade gegenüber herein und erfüllte das Gemach mit den bleichen Strahlen eines geisterhaften Tages.

Das unerwartete Hervortreten des feierlichen und schwermüthigen Lichtglanzes traf ihn wie das vorwurfsvolle Antlitz eines lebenden Wesens; etwas Ueberirdisches schien zwischen das Opfer und das Verbrechen zu treten.

Aber nur einen Augenblick wurde sein Schritt gehemmt.

Lautlos schlich er weiter, zog mit vorsichtiger Hand die Falten des von Goldgewebe schweren Vorhangs zurück, und das bezaubernde Antlitz der schlummernden Leila lag in tiefem Frieden und himmlischer

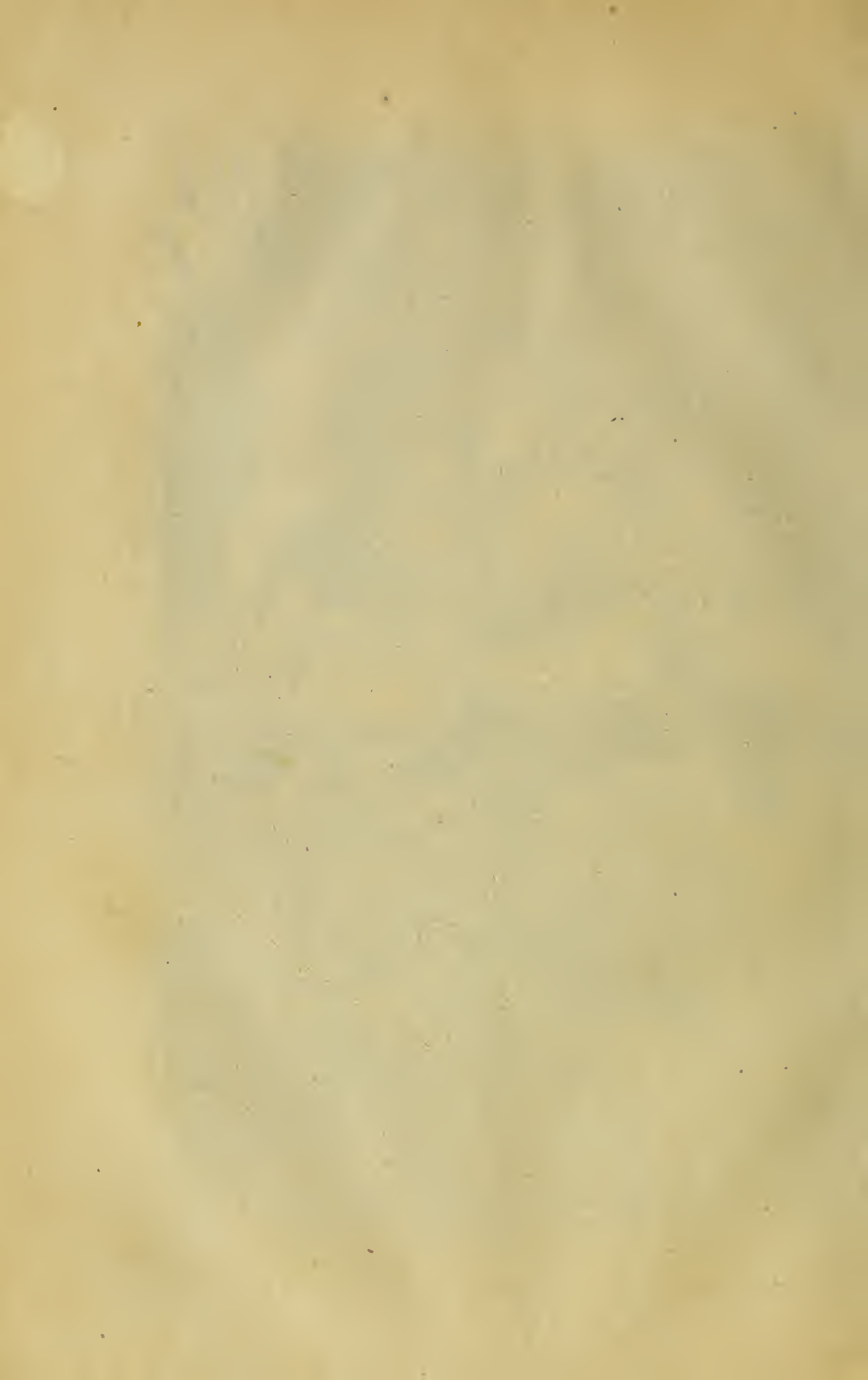
Ruhe vor seinem starren Blicke. Es war bleich im zitternden Mondlichte, aber unaussprechlich friedvoll und heiter, und das reizende Lächeln um den Mund schien noch süßer, als im wachenden Zustande.

Der unheilige Blick des stolzen Kaisers war so starr auf den einen Gegenstand gerichtet — so glühend und verlangend, daß sein ganzes sonst so kaltes Herz und intrigantes Wesen sich durch das Auge an diesem köstlichen Bilde der Unschuld und Jugend weidete, daß er im ersten Augenblicke gar nicht bemerkte, wie die holdselige Schläferin nicht allein sei.

Plötzlich drängte sich ein schwacher Ausruf der Wuth auf seine zuckenden Lippen. Er erkannte in der neben Leila liegenden Gestalt, das Antlitz Amanda's von Croix', der Hofdame seiner Gemahlin. Krampfhaft ballte er die Faust im verbissenen Grimme, denn sein unreines Gemüth glaubte in diesem Schutze der Unschuld Leila's, das Werk der Kaiserin zu erkennen. — Mit stockendem Athem schlich er näher — beugte sich über sie und horchte auf den regelmäßigen Athemzug dieses überirdisch schönen Wesens, welcher so gleichmäßig war, wie ihn die Träume der Schuld nie kennen, und dann wie er in deutlicher Nähe diese reine, verschlungene Umarmung — das friedvolle, doch schwermuthige Antlitz Amanda's war, welches im Mondschein farblos wie Marmor schien, halb hingebeugt über das Angesicht Leila's, gleichsam noch im Schlafe sie bewachend, — als er diese beiden reizenden Gestalten so verflochten und an einander gekettet bemerkte, daß sie nur ein Leben zu haben schienen, denn die Brust hob und senkte sich wie von einem Athemzuge, als er die hellbraunen Locken Amanda's sich mischend mit dem rabenschwarzen Haar Leila's — Gold und Dunkel, Locke in Locke gemengt, mit parteiloser Fülle über den Hals Beider fallend, der wie Elfenbein unter der gemeinsamen Schleierhülle glänzte, wahrnahm und sein brennendes Auge diesen zweifachen Liebreiz sah — da schauderte das Gefühl, die Ueberzeugung von dem geheimnißvollen Schutze, welcher in der Tugend wohnt, wie Eis durch seine glühenden Adern. — Bei all' seiner Macht als Souverain, bei all' der Verdorbenheit des Herzens, fühlte er doch das Ehrfurcht und Scheue Gebietende dieses unerwarteten Schutzes — wie Jungfräulichkeit der Tugend den Schild vorhielt und Unschuld die Unschuld bewachte. Diese moralische Waffe entsetzte und verwirrte ihn, und dieser volle Arm, den Hals Leila's umschlingend, welchen zu küssen er seinen Thron gewagt hätte, deckte sein Opfer wirksamer, als alle die Waffen der braunen Söhne Arabiens vermocht hätten, welche kriegsgerüstet unter der weißen Fahne des Propheten seinem Heere gegenüberstanden.



„Nicht so eilig, weißer Teufel!" (S. 402.)



Die Gelegenheit war nicht günstig — so lange Amanda das Lager Leila's theilte, war die „Perle Mohammed's" gerettet.

Der seiner Leidenschaft kaum mehr Herr werdende Kaiser, biß heftig die Zähne zusammen und ließ seinen Lippen einen Fluch entschlüpfen. In diesem Augenblicke wandte sich Leila unruhig um. Diese Bewegung störte den leichten Schlaf Amanda's — sie sprach unverständliche Worte, doch klangen diese im Ohr des liebeglühenden Kaisers, welcher im frevelnden Uebermuthe das Pfand der Treue vernichten wollte, wie ein Schmerzensschrei, der seine Gegenwart den Schatten der Nacht verrieth und sein unheilvolles Beginnen anklagte. Bestürzt ließ er den Vorhang fallen und entwich der Stätte, wo der Engel des Friedens weilte, welchen er schon lange nicht mehr kannte.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Leila erwachte zuerst, und wie der heitere Sommermorgen mit warmen Sonnenstrahlen Amanda's Antlitz beleuchtete, da erstaunte sie über eine Schönheit, die sie am Tage zuvor noch nicht wahrgenommen hatte; denn im Schlafe der Jugend verschwinden die Spuren von Nachdenken und Sorgen, das bekümmerte Herz wird von der Ruhe des Körpers gekräftigt, die harten Linien erweichen sich zu bildsamerer Beweglichkeit, ein sanfteres, wärmeres Roth überzieht die Wangen, und befreit von dem steifen Zwange der Kleidung, ruhen die gerundeten Glieder in reizender Anmuth. Die Jugend erscheint üppiger im Schlafe, die Schönheit fesselnder und die Tugend strahlender. Lang und dunkel, beschatteten die Augenwimpern die weißen Lider, und die Frische der halbgeöffneten, schwellenden Lippen forderte den Freundschaftskuß, welchen Leila lächelnd daraufdrückte und wovon die schöne Schläferin erwachte.

„Ach, Leila!" rief Amanda erfreut, sich mit beiden Händen die hervorquellenden Locken aus dem Gesichte streichend. „Du bist hier — sicher und wohlbehalten? — Gepriesen seien die Heiligen und die gnadenreiche Jungfrau! Ich hatte einen bösen Traum, welcher noch jetzt meine Sinne mit Entsetzen erfüllt."

„O, erzähle doch Deinen Traum," sagte Leila ernst, die Kinder Arabiens lieben die Träume und finden sehr oft die Deutung ihres Wesens."

„Mir war," begann Amanda wieder, „als schliefst Du in diesem Gemache, aber ich lag nicht an Deiner Seite, sondern bewachte Dich

aus einer geringen Entfernung. Da kroch eine gräßliche Schlange aus jener Vertiefung hervor und glitt an Dein Lager — sie ringelte sich zusammen, ich hörte ihr entsetzliches Zischen und rang mit den Banden des Schlafes, um Dir zu Hülfe zu eilen — aber umsonst, ein Zauber schien meine Glieder gefesselt zu halten. Endlich fand ich meine Stimme wieder — ich schrie laut — ich erwachte; und, spotte meiner nicht, süße Leila, — ich hörte ganz deutlich sich eiligst entfernende Schritte und das leise Geräusch einer schließenden Thür."

„Das war die Wirkung des Traumes, die noch über den Traum selbst hinausreichte. Ich habe es auch oft so gefühlt — ja sogar in dieser Nacht, denn mir träumte, die Hand eines häßlichen Mannes berührte mein Herz in einer Weise, daß es zu schlagen aufhörte und still stand."

Die jungen Freundinnen standen auf, und ihre Toilette war kaum beendigt, als die ganze stattliche Dienerschaft erschien, welche die Huld der Kaiserin ihr zugetheilt hatte, um Leila in die Gemächer Eugenien's zu führen. Amanda nahm Abschied von der schönen Tochter des Emirs, welche wie ein blendender Stern am dunklen Horizont, in der Mitte der ihren Hofstaat bildenden Damen stand, um ihre Morgenandacht in der Schloßkapelle zu verrichten. Ihr jugendliches Herz, erfüllt in gläubiger Weise von den Satzungen der römisch-katholischen Religion, würde sehr gern Leila mit Bitten — sie zu dem Orte ihrer Andacht zu begleiten, bestürmt haben, wenn sie nicht der Befehl der Kaiserin — Leila niemals ohne ihren Willen zu Andachtsverrichtungen mithinzuziehen, daran verhindert hätte. — Die stolze Tochter Spaniens, welche in fanatischer Weise unter dem Drucke Roms seufzt, hatte sich allein die verlockende Aufgabe gestellt, die gluthäugige Tochter Arabiens den Lehren Mohammed's abwendig zu machen und sie in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche Roms einzuführen. — In vorsichtiger Weise hatte die Kaiserin das Bekehrungswerk bei der lieblichen Mohammedanerin begonnen und den Boden ihrer religiösen Absichten gelockert. Scheinbar ohne alle Nebenabsichten, führte Eugenie das arglose Kind der Wüste in den Zauberkreis der mit fürstlicher Pracht und allem Pomp der katholischen Religion ausgestatteten Meß- und Vesperandachten der Notre-Dame-Kirche oder zu den stillen Andachtsübungen der vom Beichtvater der Kaiserin in der Schloßkapelle celebrirten Messen. Anfangs sah Leila mit Erstaunen und Bewunderung auf die in gläubiger Andacht knieende Menge und beugte mechanisch ihr schönes Haupt, wenn vom strahlenden Hochaltare her das heilige Zeichen ertönte. Dann sah sie mit ängstlicher Scheu

auf die in Prachtgewändern stolz daherschreitenden Priester und tauchte gleich den Uebrigen die rosigen Fingerspitzen in das bereit gehaltene Weihwasser, ohne zu ahnen, daß die Allgewalt des Glaubens die fromme Kaiserin veranlassen könnte, sie der Religion ihres Heimathlandes abwendig zu machen. Leila betrachtete die sinnberauschenden Ceremonien des katholischen Gottesdienstes eine Weile wie ein Schauspiel, welches einige Abwechselung in die Einförmigkeit ihres zwar glänzenden — aber doch immer abhängigen Lebens brachte, und bemerkte nicht, wie von Tag zu Tag der mächtige Geist der christlichen Religion immer mehr in ihr Herz einzog und die Lehren des Propheten verdrängte.

War ihr Herz bekümmert und gedachte sie des greisen — weit von ihr entfernten Vaters, oder der Leiden ihres geknechteten Volkes, dann sprachen zwar die murmelnden Lippen Gebete ihrer Heimath, diese waren aber zuletzt so mit den heiligen Namen der Mutter Gottes und des Erlösers der Christen geschmückt, daß ein Uneingeweihter wahrlich nicht hätte sagen können, welcher Religion dieses hinreißend schöne Mädchen angehörte.

Leila verbrachte gewöhnlich den ersten Theil des Morgens, nach dem Willen Eugenien's, in der Kaiserin Gesellschaft. Das Frühstück, fromme Gespräche und weibliche Handarbeiten füllten die Stunden aus. Die goldblonde Herrscherin Frankreichs hat aber Etwas in ihrem Wesen, was sie nie Freunde gewinnen läßt, denn die religiöse Richtung ihres Gemüths stößt jedes warme Herz, welches ihr auf Erden entgegenschlägt, zurück.

Der Kaiser war am heutigen Morgen früh in Begleitung des Obersten Fleury, seines Günstlings, ausgeritten und kein männliches Wesen durfte in seiner Abwesenheit sich herausnehmen, in den weiblichen Kreis zu treten. Endlich schlug die Stunde, in welcher die Kaiserin die gewöhnlichen Audienzen gab, und mit all' der lebhaften Freude eines jugendlichen Herzens entkam Leila dem klösterlichen Zwange, welcher in beinahe fanatischer Strenge in den Gemächern Eugenien's während der Frühstunden herrscht. Sie eilte auf ihr Zimmer, wo sie Amanda traf, welche leichenblaß in einem Sessel saß und mit einem Tuche die heftig hervorquellenden Thränen zu trocknen bemüht war. Es mußte etwas Entsetzliches geschehen sein, was die Ruhe dieses sonst so lebensfrohen Mädchens so mächtig hatte erschüttern können.

Gehen wir in der Zeit um zwei Stunden zurück und betreten ungesehen denjenigen Theil des Parks der Tuilerien, welcher zunächst

der Schloßkapelle liegt und das Ereigniß liegt klar vor uns. Während der Sommerabende war dieser Theil des Parks der Lieblingsaufenthalt der müßigen Leute des kaiserlichen Hofes; aber um diese Stunde des Morgens war er gewöhnlich ganz leer, und nur einzelne Schildwachen unterbrachen durch den einförmigen Schritt ihres Ganges die Ruhe.

Ein junger Mann, von ernstem Wesen, stieg eben die Stufen der mächtigen Freitreppe der Tuilerien hinab und nahm seinen Weg durch die dichten Baumgänge; welche nach der Kapelle führten. Es war Bernard Montigny, der Sohn des Schloßkastellans, welcher sein Geschäft als Hoffriseur eben beendigt hatte. Sein Herz zog ihn mit geheimnißvollen Banden zu dem Wesen hin, welches allein in der Kapelle ihre gewöhnliche Morgenandacht verrichtete. Der Handwerksmann, welcher sinnend und düster vor sich hin blickend seinen Weg langsam verfolgte, war noch nicht weit vom Schlosse gekommen, als er plötzlich wenige Schritte vor sich gerade den Mann gewahrte, welchen als Nebenbuhler zu fürchten er am meisten Grund hatte. — Es war der bildschöne Oberst und Stallmeister des Kaisers, Vicomte Egon von Fleury, der Günstling seines Gebieters und der einzige Mann, welcher sich der besonderen Gnade der Kaiserin rühmen durfte. Als der von allen Frauenherzen des Hofes Napoleons III. angebetete Oberst den Laut von Schritten unter den dürren, raschelnden Blättern vernahm, welche den Weg bedeckten, kehrte er sich hastig um und blickte in die bleichen Züge des Friseurs, welcher dicht neben ihm stand.

Beim Erblicken dieses furchtbaren Nebenbuhlers hatte Bernard Montigny plötzlich einen jener Entschlüsse gefaßt, wie sie nur in Männern von ernsterm, geradem und energischem Charakter aufsteigen. Sein scharfer und durchdringender Verstand hatte ihn die edleren sowohl als die schlimmeren Eigenschaften des Obersten ziemlich klar durchschauen lassen und ihn zu dem Entschlusse bestimmt, welchen er augenblicklich in Ausführung bringen wollte.

Die Gedanken des gefeierten Mannes waren in dieser Minute von einer Art, daß sie eine günstige Aussicht für die Wünsche und Pläne des geringern Liebhabers zu eröffnen schienen; denn der Oberst hatte den Entschluß gefaßt, sein Verhältniß mit Amanda von Croix — dem armen Hoffräulein, zu lösen, da er die Schwierigkeit erkannte, seine Stellung und seine weltlichen Ansichten mit einer weitern Verfolgung seiner Liebe, die er übereilt gegen Amanda ausgesprochen hatte, aber nicht so tief empfand, in Einklang zu bringen. Selbst der Kaiser hatte dem hoffnungsvollen Günstling abgerathen, dem armen

Hoffräulein seine Hand zu reichen, weil er nach seiner Ansicht sich den Weg zu Macht und Reichthum durch die Heirath versperren würde, wogegen eine Verbindung mit der Tochter eines altadligen und reichen Hauses seine Aussichten bedeutend unterstützen mußte.

Mit dieser Absicht hatte er eine Zusammenkunft mit Amanda bei der Schloßkapelle verabredet, und in solcher Gemüthsverfassung wurde er von dem jungen Handwerker, welcher allerdings ein Künstler in seinem Fache war, angeredet.

„Mein Oberst, darf ich so kühn sein und mir für wenige Augenblicke Euer wohlwollendes Gehör erbitten für Worte, die Euch vielleicht anmaßend erscheinen dürften?"

„Sehr gern, Meister Montigny," sagte der Oberst freundlich, „aber faßt Euch kurz, man erwartet mich."

„Ah," seufzte der junge Mann schmerzlich, indem er die Hand auf das Herz drückte," ich errathe, Amanda von Croix . . ."

„Halt da, Herr Friseur!" unterbrach ihn der Oberst hochmüthig, „was schleicht Ihr meinen Schritten nach, und was wißt Ihr von meinen Absichten, und was frage ich nach den Eurigen?"

„Hört mich an, mein Oberst," sagte Bernard Montigny, seine Empfindlichkeit unterdrückend, mit einer so ernsten Stimme und einer so stolzen Haltung, daß des Vicomte's ganze Aufmerksamkeit gefesselt wurde, „hört mich an und urtheilt, nicht wie der Edelmann den Handwerker beurtheilt, sondern wie der Mensch den Menschen beurtheilen sollte. Wie das Sprichwort sagt: Wir liegen Alle gleich im Range in unsern Gräbern. Vom ersten Augenblicke an, wo ich das Fräulein Amanda von Croix sah und meine Hand an das schöne Haupt derselben legte, liebte ich sie, — ja, lächelt nur verächtlich Vicomte von Fleury," rief Bernard mit erhobener Stimme, „der Sohn des alten Veteranen von Austerlitz liebt das Edelfräulein! Doch hört mich weiter an," fügte er wieder im mildern Tone hinzu. „Ich liebe das Fräulein nicht allein wegen ihres schönen Gesichtes, ich liebe sie ihrer Tugenden, ihres frommen, gottesfürchtigen Charakters wegen. Ich sagte zu mir, dieses arme Hoffräulein wird nicht allein ein köstlicher Schatz in Deinen Armen, sondern eine brave Hausfrau sein, die ein ehrlicher Mann an sein Herz nehmen und innig hegen und lieben kann."

Der arme junge Mann hielt ein, weil Thränen seine Stimme erstickten, bekämpfte aber nach wenigen Sekunden seine Rührung und fuhr dann fort:

„Meine Glücksumstände sind günstiger als die ihrigen, es ist also

kein Grund vorhanden, daß ich nicht hätte hoffen dürfen, denn der Mangel der adligen Geburt wird heut zu Tage durch Glücksgüter gewöhnlich ausgeglichen. Ich glaubte, ihr Gemüth würde das meinige verstehen, so wie das meinige — mit Wahrheit kann ich es sagen — nach dem ihrigen sich liebend sehnt. Es mag Euch seltsam erscheinen, daß ich, sonst ein ernster, einfacher, nüchterner Handwerksmann alle diese Gefühle hegen kann, wie die hochgeborenen Herren des Hofes, aber ich will Euch erklären, warum Männer meines Charakters sie manchmal haben, hegen, darüber brüten, mehr als Ihr verwöhnten Söhne des Glückes mit all' Euren feinen Manieren und einnehmenden Künsten des Gefallens, — weil wir nichts wissen von herzlosen Liebschaften, nichts von kurzen Zerstreuungen und Zersplitterungen der einen großen Leidenschaft. Wir nüchternen Söhne der Werkstatt sind keine Allerweltsliebhaber — wir lieben einfach, nur einmal und mit der ganzen Gluth unseres Herzens. Aber wer kennt nicht das Sprichwort: „Was kennt ein Edelmann besser als sein Vergnügen?" Und was ist sein Vergnügen? — der Wechsel. Ich hörte oft von den Leuten des Hofes den Namen des Fräuleins mit dem Eurigen in Verbindung bringen, ich sah ihre Wange sich röthen, wenn man von Euch sprach. — Wie uns die Erfahrung sagt, ist das Erröthen der Stern der Tugend. Ich sagte mir: Amanda ist ein züchtiges und verständiges Mädchen, sie wird die seichte Liebe des glänzenden und gefeierten Vicomte von Fleury mit der meinigen einst vergleichen und die wahre Innigkeit erkennen. Jetzt, mein Oberst, ist die Zeit gekommen — ich weiß, daß Ihr sie aufsucht. Ja, ich weiß, daß in diesem Augenblicke ihr Herz in Erwartung Eurer Schritte pocht. Sagt nur ein Wort — sagt, daß Ihr Amanda liebt, mit dem Gedanken sie zu ehelichen, spricht dies aus, bei Eurer Ehre, edler Vicomte, und ich will Euch um Verzeihung bitten wegen meiner eitlen Thorheit, und in meine Werkstatt zurückkehren, um den Schmerz meiner Seele durch Arbeit zu tödten. — Sprecht nur das eine Wort! — Ihr bleibt stumm?" rief Bernard mit blitzenden Augen, indem sich seine bleiche Wange röthete. „Dann flehe ich Euch an, Euch als den gepriesenen Günstling des Kaisers, als Vicomte und Oberst der siegreichen Armee von Frankreich, zu gestatten, daß ich die reine Liebe des Mädchens rette vor der Bewerbung, die ihren Seelenfrieden zu vernichten, ihren guten Namen zu zerstören droht! — Ich erwarte Eure Antwort, mein Oberst."

Die Gefühle in der Brust des stolzen Edelmannes waren seltsam

verworren, als der junge Handwerker so schloß, aber zuerst traten Bewunderung und Mitleid hervor.

„Mein armer, junger Freund,“ sagte er wohlwollend, „wenn Ihr so innig ein Mädchen liebt, das alle meine Achtung im höchsten Grade verdient, so bezeichnen Eure Worte und Gesinnungen Euch als einen nicht unwürdigen Bewerber. Aber nehmt meinen Rath an, kommt nicht an den Hof, um Euch ein Weib zu holen. Vergeßt diese Phantasie!“

„Das ist unmöglich, mein Oberst!“ rief Bernard mit klangloser Stimme. „Vergessen kann ich niemals — wenn ich auch vielleicht mit Schmerz verzichten lerne!“

„Ihr könnt aber Euren Wunsch niemals erreichen, Mann,“ sagte der Oberst jetzt im kälteren Tone, „und würdet ihn auch nicht erreicht haben, selbst wenn ich nie gelebt hätte. Weiberaugen, gewohnt den äußerlichen Schimmer der Welt anzugaffen, sind blind gegen schmuck-losen Werth wie der Eurige. Es wäre vielleicht anders gewesen, wenn das Fräulein nie ihren Fuß auf den glatten Boden des Hofes gesetzt und niemals die Pracht und Herrlichkeit des Hoflebens gesehen und die Freuden des Reichthums gekostet, so aber wie die Sachen jetzt stehen, wackerer Meister, müßt Ihr eben lernen, wie solche Wunden des Herzens vernarben, und die Stelle mehr und mehr hart und fühl-los wird. Was seid Ihr, Bernard Montigny,“ fuhr der stolze Edel-mann düster und mit einem vernichtenden Lächeln fort, „daß Ihr nach einer Seligkeit verlangt, die mir, die allen Sterblichen versagt bleibt, — nach der Seligkeit, die Poesie in's Leben einzuführen, dem Mannesalter die Blüthe der Jugend zu bewahren durch den Gewinn und Besitz der ersten Liebe?! Aber glaubt nicht,“ fügte er milder hinzu, „daß ich diese Worte aus Eifersucht sprach. Dort, bei der Esche, zeigt sich das weiße Gewand des Fräuleins, geht hin und macht Eure Bewerbung geltend.“

„Verstehe ich Euch recht, mein Oberst?“ rief der junge Mann lebhaft, aber verwirrt durch den Ton und das Benehmen desselben. „Lügt das Gerücht — liebt Ihr das Fräulein wirklich nicht?“

„Ihr habt kein Recht in meine Gesinnungen und Geheimnisse einzu-dringen oder nach meinen Absichten zu fragen,“ versetzte der Oberst stolz und verächtlich. „Genug der Artigkeit, daß ich Euch den Vortritt ein-räume. Bringt Eure Worte an, so klug durchdacht und sowohl zu Eurem Vortheil berechnet, als Ihr nur vermöget. Sagt von mir Alles, was Ihr Uebles gehört habt, und wenn Ihr dadurch die Gunst des schönen Fräuleins errungen habt, dann verfehlt nicht, mich zu Eurer Hochzeit einzuladen.“

Es lag in diesen Worten und in dem Wesen des Edelmannes jener hochmüthige Leichtsinn — die kalte, ironische Ruhe, welche den Niedrigstehenden mehr demüthigen und verwirrt machen, als ernste Verachtung und hochfahrendes Wesen. Bernard Montigny knirschte mit den Zähnen, als er die Worte des Obersten vernahm und stierte mit stummer Verzweiflung und steigender Wuth den kaltblütigen Nebenbuhler in das männlich schöne Antlitz, auf welchem sich die Siegesgewißheit über den armseligen Handwerker merklich zeigte. Und doch fand in Ansehung der Körperschönheit bei Beiden kein Unterschied statt. Der Sohn des Kastellans der Tuilerien hatte auf seiner Seite noch den Vorzug jugendlicherer Jahre, eines höheren Wuchses, einer kraftvolleren, obwohl weniger geschmeidigen und gefälligen Gestalt. Selbst sein Anzug war geschmackvoll und untadelhaft, und worin lag nun bei beiden Männern der sichtbare, gewaltige, unausfüllbare Unterschied in Allem, was die Einbildungskraft bezaubern und das Auge gewinnen kann, dessen Bestehen der Handwerker sich selbst sagen mußte, als er einen prüfenden Blick auf den Nebenbuhler warf? — Es war der Nimbus des Namens, die Sicherheit seines Wesens und die Stellung, welche der Vicomte in der menschlichen Gesellschaft einnahm.

Als nun Bernard sich dem Hoffräulein näherte, fühlte er alle Festigkeit und allen Muth, die er dem Obersten gegenüber an den Tag gelegt, immer mehr und mehr verschwinden. Und die Bangigkeit, welche eine fürchtende und doch tiefe Neigung immer bei Männern seines Charakters erzeugt, machte seine Bewegungen noch gezwungener und linkischer als gewöhnlich, wie er zitternd dem so heißgeliebten Mädchen unter die Augen trat.

„Suchen Sie mich, Meister Montigny?" fragte Amanda freundlich, als sie den jungen Mann sprachlos vor sich stehen sah.

„Ja, mein holdseliges Fräulein, ich suche Sie," erwiderte der junge Friseur stotternd und schwieg dann wieder, denn seine Brust durchtobten verworrene Gefühle. Als er aber sein Auge wieder erhob und sich umwandte, sah er in einiger Entfernung den Obersten mit gekreuzten Armen an einen Baum gelehnt, und der Kontrast von seines begünstigten Nebenbuhlers kalter und hochmüthiger Gleichgültigkeit, mit seinen von einem verzehrenden Feuer durchglühten Adern und seinem blutenden Herzen, machte seinen männlichen Geist sich aufraffen und gab seiner Zunge diejenige Beredtsamkeit, welche die innere Bewegung gewinnt, sobald sie einmal die selbst geschmiedeten Fesseln zerbricht.

„Sehen Sie dorthin, gnädiges Fräulein," sagte Bernard auf den Vicomte zeigend, „Sie glauben, jener hochfahrende, von aller Welt

gefeierte Mann, liebt Sie! — Wenn es so wäre — wenn er Sie liebte, Amanda, würde er dann dort so gleichgültig stehen bleiben, während er mich an Ihrer Seite weiß?"

Amanda sah den jungen Mann mit Augen voll unschuldigen Erstaunens an, — mit Augen, welche so deutlich als nur möglich fragten: „Und warum nicht, Bernard Montigny?"

Er verstand den Blick so und antwortete, wie wenn sie ihre Gedanken in Worten kundgegeben hätte:

„Weil er eingestehen muß, wie armselig seine Gefühle für Sie sind, welche nur allein Raum haben in einer von Genuß abgestumpften Seele, gegen diejenigen, welche ich für Sie, theuerstes Fräulein, hege und Ihnen jetzt gestehe — gegen die innige Liebe des Jünglings, welche geboren aus der ersten Vollkraft des reinen Herzens — weil er fürchten sollte, daß diese Liebe den Sieg davontragen könnte. — Amanda, zwischen uns ist keine Ungleichheit der Jahre, kein Hinderniß vorhanden. — O, höre mich an — höre mich weiter an! — Furche nicht die Stirn, wende Dich nicht beleidigt hinweg!"

Und gereizt und entflammt, wie er beim Anblicke seines kaltlächelnden Nebenbuhlers wurde, so angetrieben von der Aufregung eines Kampfes, von dessen Ausgang das Glück seines Lebens und nach seiner Meinung das Heil Amanda's abhing, wurde seine Stimme wie der Schrei eines mit dem Tode ringenden Menschen und erschütterte das Hoffräulein bis in die innersten Tiefen ihrer Seele.

„O, Meister Montigny, ich furche nicht die Stirn," versetzte sie mild, indem ihr Auge feucht wurde, „ich wende mich nicht hinweg! Wehe thut es mir, ein so liebevolles, wackeres Herz verletzen zu müssen, aber . . ."

„Halten Sie ein, Amanda!" schrie der junge Mann in einem Tone, welcher klagend durch die Stille drang und die Brust des bleichwerdenden Mädchens in einem nie geahnten Schmerze durchwühlte. „Ich habe Sie studirt wie der Gelehrte ein wissenschaftliches Werk, — ich habe in Ihrem Herzen gelesen. Ich weiß, daß Sie stolz und hochstrebend sind, — ich weiß, daß Sie eitel auf Ihr edles Blut und einen Widerwillen gegen meine niedrige Geburt haben. — Hierin bin ich nicht blind gegen Ihre Fehler, Amanda, aber ich liebe Sie trotz derselben, und um diesem Fehler zu schmeicheln, habe ich gearbeitet, habe ich geträumt, Entwürfe geschmiedet und mich emporgeschwungen bis zum Hoffriseur der Kaiserin — ich biete Ihnen eine Zukunft mit der Gewißheit eines Mannes, der über sie gebieten kann. — Verlangst Du Reichthum, Amanda? — sei geduldig, wie der Ehrgeiz immer ist;

in wenigen Jahren lege ich Dir zehn Mal mehr Gold zu Deinen Füßen, als der Gattin des Oberst Vicomte von Fleury jemals zu Gebote steht, denn der Ruf meiner Geschicklichkeit wächst von Tag zu Tag, und mein immer mehr aufblühendes Geschäft wirft schon jetzt einen Gewinn ab, welcher es möglich macht, Dich prächtig wohnen und glänzend leben zu lassen. Du sollst auf den kostbarsten Teppichen wandeln und die stolzeste Karrosse Dein nennen. Verlangt Dein Herz nach Rang und Würden? — Ich will sie zu gewinnen suchen. Napoleon I. war ein armseliger Artillerie-Lieutenant und wurde Beherrscher der halben Welt. Wirf einen Blick auf die Grafen und Herzöge des neuen Kaiserreichs und sage mir, ob sie einst höher standen als ich? — Gold erkauft jetzt Alles! — Wollte Gott, daß es mir Deine Liebe erkaufen könnte!"

„O, Montigny," entgegnete Amanda, herzlich gerührt von den innigen Worten des jungen Handwerkers, „nicht Gold ist es, welches die Liebe erkauft. Fassen Sie sich. — Welches Wort soll ich gebrauchen, um das rauhe „Nein" zu mildern?"

„So weisen Sie also meinen ehrlichen Antrag zurück und verschmähen ein Herz, das nur von dem Liebreiz Ihres holden Wesens erfüllt ist? — O, ich kann warten und hoffen, nur sprechen Sie nicht das kalte, vernichtende Nein!"

Amanda, zu Thränen gerührt, schüttelte traurig das schöne Haupt, und eine lange, peinliche Pause trat ein. Nie erfolgte eine Werbung unter seltsameren Umständen als diese — wo der eine Liebhaber seinen Antrag vortrug, während der andere ganz in der Nähe stand — der Eine glühend, leidenschaftlich, der Andere kaltblütig und seines Triumphes gewiß, unthätig zusehend. — Man könnte sagen, die Wahl, welche dem schönen Mädchen geboten, sei der Typus gewesen von der Wahl, welche immer, aber umsonst, dem Kinde des Genius geboten wird. — Hier ein sicheres und friedliebendes Leben an der Seite eines treuliebenden Mannes — zwar ohne ideale Visionen, aber auch ohne Zweifel und Angst — dort die unheilvollen Einflüsse einer flüchtigen Neigung, von der eitlen Phantasie des Augenblicks geboren, zweideutig, verderbendrohend — aber unwiderstehlich. Und das Kind des Genius erfüllte sein Geschick.

„Herr Montigny," sagte Amanda von Croix, sich endlich ermannend, „ich werde nie aufhören, mich Ihrer liebevollen Worte dankbar zu erinnern, nie aufhören für Ihr Wohlergehen auf Erden zu den Heiligen zu beten. Aber hiermit lassen Sie es genug sein für immer. Mehr vermag ich nicht für Sie zu fühlen."

Ergriffen von dem ernsten, feierlichen Tone, womit Amanda diese sein Lebensglück vernichtenden Worte sprach, erstickte Bernard das Stöhnen, das sich auf seine Lippen drängte und antwortete mit hohler Stimme:

„Ich gehorche Ihrem Willen, schönes Fräulein, und kehre zu meinem Werktagsleben, den Tod im Herzen, zurück; aber ehe ich scheide von dieser Stätte, welche in meiner Erinnerung ewig leben wird, gestatten Sie mir noch, Ihnen einige Worte sagen zu dürfen, welche in Ihrem Ohr nicht wohlgefällig klingen werden. Beurtheilen Sie mich nicht falsch, gnädiges Fräulein, wenn ich Ihnen sage, daß ich nicht allein um der Wonne willen, einen Tag erhoffen zu dürfen, da ich Sie hätte mein nennen mögen, Sie in dieser Stunde belästigt habe, sondern nicht minder — ich schwöre es — um der Sehnsucht meiner Seele willen, Sie zu retten vor Etwas, das, so fürchte ich, Ihnen nur Jammer und Wehe, Gefahr und Leiden, kummervolle Tage, und schlaflose Nächte bereiten wird. — Besser ein kleines Feuer, das wärmt, als ein großes das verbrennt. Meinen Sie, theures Fräulein, Oberst von Fleury, der Eitle, der Sittenlose, der Günstling der Kaiserin . . . .“

„Schweigen Sie, Herr Montigny!“ rief Amanda von Croix im stolzen Tone, „mich schelten Sie, wenn Sie nicht anders können, aber verringern Sie nicht meine Achtung gegen Ihre Person, durch Verleumdungen eines Mannes, den ich liebe.“

„O,“ erwiderte der junge Mann bitter, „erzürnt Sie schon ein Wort des wohlgemeinten Rathes so sehr? — Ich wiederhole dennoch, wenn Sie träumen, der glänzende Oberst Fleury liebe Amanda von Croix so wie ein ehrliebender Mann die Jungfrau liebt, die er als Gattin in sein Haus führen möchte, so betrügen Sie Ihre Sinne zum eigenen Elende. Wenn Sie sich von der Wahrheit meiner Worte überzeugen wollen, Amanda, dann gehen Sie zu ihm und fordern Sie von dem Manne ihrer Wahl — eine friedliche und ehrenhafte Heimath, wie sie der Sohn des alten Veteranen — der Handwerker — den Sie verschmähen, sie Ihnen umsonst anbietet.“

„Und wenn er mir diese nun schon angeboten hätte?“ sagte Amanda mit leiser Stimme und leichtem Erröthen.

Bernard Montigny fuhr erschreckt zurück und rief:

„Dann habe ich ihm Unrecht gethan und — und ich kann noch glücklich sein im Gedanken, daß der Oberst es ehrlich meint mit Ihnen. Leben Sie wohl, Amanda! Die Heiligen mögen Sie bewahren vor jeder schmerzlichen reuigen Erinnerung an Dasjenige, was zwischen uns

vorgefallen ist — Ich werde nicht mehr an den Hof kommen und meine Stelle niederlegen."

Er zog seinen Hut, verbeugte sich höflich vor dem stolzen Hoffräulein und entfernte sich mit schnellen, aber wankenden Schritten. Als er an der Stelle vorbeikam, wo der Abgott der Frauen, den Arm auf ein Gemäuer und das Antlitz auf die Hand gestützt, stand, blickte der hochmüthige Edelmann auf und sagte höhnend:

„Nun, Herr Haarkünstler, gesteht, daß ich Euch wenigstens ohne Neid und Störung, Euer Glück habe bei dem schönen Fräulein versuchen lassen." Dann, betroffen über den furchtbaren Schmerz und die unsägliche Pein, die in des jungen Mannes Gesicht geschrieben standen, schritt er auf ihn zu, legte mit einer Aufwallung von edlem, offenherzigem Mitleiden die Hand auf seine Schulter und sagte mit unterdrückter Stimme:

„Montigny, auch ich habe gefühlt und geduldet, wie Ihr — aber ich habe es überwunden. Nehmt mein Mitleiden mit auf den Weg, das Euch achtet und nicht herabwürdigt."

„Täuscht sie nicht, mein Oberst, sie vertraut und liebt Euch so innig!" erwiderte Bernard herzlich. „Man sagt, Oberst von Fleury, der Günstling des Kaisers, hat nie einen Mann getäuscht — täuscht auch nicht ein Weib, das ich liebe! — Thaten tödten Männer — Worte Weiber.

Mit diesen einfachen Worten schritt der junge Mann, geknickten Herzens weiter und verschwand.

Der stolze, von der Gnadensonne des Zwingherrschers von Frankreich beschienene Sohn des Glückes, näherte sich langsam und schweigend dem liebenden Mädchen. Ihre Verschmähung Montigny's hatte keineswegs dazu beigetragen, ihn mit der von ihm selbst in Aussicht gestellten Heirath auszusöhnen. Er konnte wohl annehmen, daß das Mädchen, auch wenn nicht eine starke Neigung sie bestimmte, sich nicht bedenken würde bei der Wahl, zwischen einem angesehenen, einflußreichen Edelmanne und einem Friseur von niedriger Herkunft. Sein Stolz war aber bitter verwundet, schon dadurch, daß der Letztere sich für ebenbürtig Derjenigen gehalten hatte, die er, obwohl nur in einer Aufwallung der Leidenschaft, zu seinem Rang zu erheben gedachte. — Und doch, wie er sich Amanda näherte, und sie mit leichten Schritten ihm entgegensprang, ihre Augen voll Glückseligkeit und Vertrauen, da bebte er zurück vor einem Geständniß, welches ein Herz zerstören und knicken mußte, daß so all' seine Jugend- und Lebensblüthe erschloß, um ihn zu begrüßen.

„Ach theurer Egon,“ sagte Amanda vorwurfsvoll; „war es zartfühlend von Dir, dem armen jungen Mann zu gestatten, meinem Herzen so schmerzliches Wehe zu bereiten, während Du selbst ruhig in der Ferne stehend, gleichgültig den Kampf betrachtetest, welchen der Arme und ich selbst zu Ende führen mußte? — O, glaube mir, Egon, wenn Dein demüthiger Rival eine Krone mir zu bieten vermocht hätte, es für mein Herz gleichgültig gewesen wäre. Der einzige Gedanke, der meine Seele mit Freude erfüllt, ist der, einer Liebe, nach welcher ich mich sehne, nicht ganz unwürdig zu sein.“

„Und doch, Amanda,“ antwortete der Oberst düster, „vermag dieser junge Mann in Allem außer einem volltönenden Namen, Dir mehr zu bieten als ich — ein Herz, unverfinstert von trüben Erinnerungen — ein Gemüth, nicht versäuert durch des Weltlebens furchtbare und bittere Kunde von der menschlichen Schwachheit und dem irdischen Kummer. Ihr seid nicht weit geschieden durch Abstand der Jahre und könntet leicht Hand in Hand einem gemeinsamen Grabe entgegenwallen; aber ich älter am Herzen als an Jahren, bin doch auch in letzterer Beziehung um so viel älter als Du, daß diese glänzend schwarzen Haare grau sein werden und diese Gestalt gebeugt, während Deine Schönheit noch in ihrer Blüthe steht und — aber Du weinst!“

„Ich weine, daß Du einen Gedanken an die Zukunft herbeiführst, um meinen Geist zu verdüstern, welcher die Ewigkeit umfaßt. — Die wahre Liebe des Weibes kennt kein Alter — sie sieht kein Grab vor sich, ihr Glück und ihr Vertrauen schauen auf Erden nur eine Herrlichkeit, verschmelzend in die Farben des Himmels, wohin Diejenigen, die treu und beständig lieben, ruhig hinübergehen, um dort ewiglich zu leben. — Sieh', Egon, dieses zauberische Bild trocknet meine Thränen — ich weine nicht mehr.“

„Und hat Dir dieser treuherzige Bürgerssohn,“ fuhr der Vicomte fort, erweicht und verlegen, aber noch sich bestrebend, bei seinem grausamen Vorhaben zu bleiben, „nichts gesagt, was Dir Mißtrauen gegen mich einflößen könnte? — Dir nicht gesagt, daß meine Gelübde falsch seien?“

„Ich glaube, wenn mir ein Engel des Himmels dies sagte, ich würde es nicht glauben!“ rief Amanda mit leuchtenden Augen.

„Und doch setze den Fall, Amanda, die Warnung sei gegründet — nimm an, ich habe Dich zu dieser Stunde aufgesucht in der Absicht, Dir zu erklären, daß das Verhängniß, welches der Ehrgeiz sich selbst spinnt und webt, mir verwehrte, ein in der Hitze der Leidenschaft gesprochenes Wort zu erfüllen — daß ich Dich nicht heirathen wolle?

— Würde ich Dir nicht als unwürdiger Werber erscheinen — als ein armseliger Spieler mit Deinem vertrauenden Herzen — und willst Du nach solchem Geständnisse nicht Denjenigen zurückrufen, dessen theuere und würdigere Huldigungen noch in Deinem Ohre haften und mit ihm glücklich sein?"

Amada erhob ihr dunkles noch feuchtes Auge auf das in diesem Augenblicke verschlossene Antlitz des Geliebten, und starrte ihn an mit ernster und forschender Traurigkeit; dann trat sie, von dem kalten Wesen des Obersten unangenehm berührt einige Schritte scheu zurück, faltete demüthig die Hände und sagte:

„Wenn seit dem Tage, wo wir uns zuletzt gesehen, ein solcher Gedanke Dich durchzuckte — ein Gedanke der Reue über das Opfer des Stolzes, über die Verminderung von Macht und Ansehen durch eine Heirath mit mir — mit einem Worte, wenn Du zurücktreten möchtest, so sprich es jetzt klar und deutlich aus, und ich will nicht Deine Wankelmüthigkeit anklagen, sondern Deine Wahrhaftigkeit segnen."

„Du könntest Dich also mit Deinem Stolz als Weib trösten über den Verlust eines leichtfertigen Liebhabers?" fragte der Vicomte lächelnd.

„Sind diese Fragen wohl edel zu nennen, Egon?" versetzte Amanda vorwurfsvoll.

Der Oberst schwieg verlegen einige Minute. Die edleren, sanfteren Elemente seines Wesens rangen unverkennbar heftig mit den härteren und unedleren. Der Stolz des Mädchens ergriff ihn nicht weniger als ihr Vertrauen; und ihre heiße Liebe war in beiden so sichtbar — so tief — so herrlich abstechend gegen die kalten und leichtfertigen Naturen des Hofes, unter welche ihn das Schicksal in seinen Launen geworfen hatte — daß er davor zurückbebte, für immer ein unersetzliches Herz wegzuwerfen.

Er ergriff zärtlich ihre Hand, und wie sie seine Berührung fühlte, verließ sie ihre Festigkeit, ihr Haupt sank auf die Brust, und sie brach in ein heftiges Schluchzen aus.

„Engelgleiches Wesen, verzeihe mir! Lächele mich wieder freundlich an mit Deinen himmlischen Augen, Amanda!" rief der schöne Vicomte mit hinreißender Stimme.

Aber ach! das einmal zerrissene Herz eines Weibes erholt sich nur langsam wieder, und es währte auch bei Amanda viele Minuten, bis die sanftesten Worte, welche der beredte Liebhaber im reichsten Maße verschwendete, im Stande waren, die brennenden Thränen zu trocknen und das bezaubernde Lächeln auf das Antlitz des armen Mädchens zu-

rückzuführen. — Und auch da noch war das Lächeln gezwungen und freudlos.

Sie schritten einige Augenblicke schweigend auf und ab, bis endlich der Oberst das Wort ergriff und sagte:

„Du liebst mich, Amanda, und bist auch all' der Liebe würdig, die der Mann für die Jungfrau empfinden kann — und doch, kannst Du mir die eine Frage lösen, aber sei nicht böse, daß ich sie an Dich richte: — Liebst Du nicht die Welt und der Welt Urtheil mehr als mich? — Was ist es, was die Frauen Ehre nennen? Was macht sie zurückbeben vor aller Liebe, welche nicht die Form und Beschränkung der hohlen Gebräuche der Welt annimmt? — Hört die Liebe auf Liebe zu sein, wenn nicht über die Fülle ihres Reichthums von Vertrauen und beseligenden Gefühlen der Priester — also der sündhafte Mensch — seinen Segen aus einem Munde spricht, welcher im nächsten Augenblicke Dich — nach den Satzungen der Menschen, zu verfluchen berechtigt ist. — Du in Deinem weiblichen Stolze zürnst, wenn ich, indem ich Dich heirathe, an das Opfer denke, welches Männer meiner Art — ich gestehe es offen — für das Größte erachten, das ein Mann von meinen glänzenden Aussichten einem Mädchen darbringen kann. Und doch würdest Du gewiß meine Liebe fliehen, wenn sie von Dir und Deiner Liebe ein entsprechendes Opfer begehrte."

Gewandt und listig war diese Frage des im Punkte der Liebe erfahrenen Höflings gestellt, und wohlgefällig lächelte der Günstling des Herrscherpaares von Frankreich in sich hinein über die kunstvoll gestellte Falle.

Es währte einige Minuten, ehe Amanda antwortete; endlich schien sie die passende Erwiederung gefunden zu haben, denn sie erröthete leicht, wie es übrigens der Gegenstand der Frage selbst schon hervorrufen mußte und sagte mit ruhiger Würde:

„Ach, Egon, ich bin eine schlechte Casuistin, aber ich fühle, daß wenn ich von Dir verlangte, preiszugeben, was nur immer Männer achten — Ehre, den Ruf des Muthes und der Tapferkeit — ein Verräther und Niederträchtiger zu sein, Du mich nicht mehr lieben könntest. Und Du wunderst Dich, daß wenn der Mann dem Weibe ansinnt, preiszugeben, was ihrem Geschlechte als das Höchste gilt — das als Weib zu sein, was der nichtswürdige Verräther und erbärmliche Feigling als Mann ist — sie dann durch ihr Gewissen und ihren Gott eine lautere Stimme sprechen hört, als von einer Menschenlippe kommen kann? Die Güter und Pracht der Welt stehen uns frei zu opfern, und wahre Liebe beachtet und zählt sie nicht; aber wahre Liebe kann das nicht

opfern, was die Liebe ausmacht; sie kann nicht opfern das Recht, geliebt zu werden auf diesem irdischen Pfade, die Hoffnung fort zu lieben im himmlischen Reiche, die Fähigkeit mit reiner Seele zu beten für das häusliche Glück, das sie zu schaffen sich sehnt, — die Wonne immer gut und geehrt zu erscheinen in den Augen des Einzigen, von dem sie allein beurtheilt werden möchte, — und daher, Egon, denkt die reine Liebe nie an dies Opfer; und wenn das Weib einmal sich wahrhaft geliebt glaubt, so vertraut es mit furchtloser Zuversicht auf die Liebe, auf die es sich stützt."

„Amanda!" rief der Oberst, nicht mehr entschlossen, Dasjenige in's Werk zu setzen, wozu er eigentlich gekommen war, „wollte Gott, ich hätte Dich in meiner Jugend kennen gelernt, denn jetzt . . ."

In diesem Augenblick trat ein kaiserlicher Hofbeamter an den Vicomte heran und meldete ihm, daß der Kaiser seiner harre.

Mit einer hofmäßigen Verbeugung gegen das, bleich wie der Tod dastehende arme Mädchen, entfernte sich der nach Rang und Würden strebende stolze Mann, während Amanda auf ihr Zimmer eilte, um ihrer beklemmten Brust durch Thränen Erleichterung zu verschaffen. — Dort traf sie Leila, welche voll Bestürzung gleich bemüht war, den Seelenschmerz der in ihren beseligenden Hoffnungen betrogenen neuen Freundin durch tröstende Worte zu lindern, ohne aber den Grund ihres Kummers zu ahnen, denn Amanda konnte sich nicht entschließen der liebreizenden Fürstentochter ein Bild ihres zerrissenen Herzens vor die Augen zu führen, obgleich dieselbe unzählige Male nach dem Grunde ihrer seltsamen Aufregung fragte.

Wir verlassen jetzt die beiden Mädchen und folgen dem Kaiser in sein Arbeitszimmer, wo er den Herzog von Morny, — Stiefbruder Napoleon III. — traf, welcher flüsternd mit dem Obersten von Fleury sprach.

Louis Napoleon, welcher nachdenklich und erschöpft schien, grüßte nachlässig und sagte mit erzwungenem Lächeln:

„Welche Aufgabe der Staatswissenschaft beschäftigt Euch zwei Gelehrte?"

„Sire," entgegnete der Herzog zögernd, „die Wissenschaft war nicht der Gegenstand, welcher gerade in diesem Augenblick unsere Gedanken beschäftigte. Ich erhielt gestern Abend einen Brief vom Herzog von Solferino, Marschall Mac-Mahon aus Algier, und da ich weiß, welche freundschaftliche Zuneigung der tapfere Herzog zu Obersten von Fleury in seinem Herzen trägt, so erkundigte ich mich bei dem Vicomte, Ew. Majestät Obersten-Stallmeister, in wie weit er die Neuigkeit, die er enthält, zu ahnen vermocht habe."

„Und was enthält dieser Brief so Wichtiges?" fragte Napoleon sichtlich zerstreut.

Der Herzog von Morny, Minister des Innern, zögerte und blickte fragend auf den Obersten, dann sagte er ernst.

„Sire, das kaiserliche Vertrauen, womit Ew. Majestät sowohl als der Herzog von Solferino, den Oberstallmeister ehrend auszeichnen, gestattet mir wohl, den Inhalt dieses Schreibens in seiner Gegenwart mitzutheilen. Der kalte, sonst so schweigsame und verschlossene Herzog eröffnet mir sein Herz und schreibt, daß er schon lange eine Neigung zu einer Dame Ihres Kaiserlichen Hofes gefaßt habe, die er zu einer Vermählung fortzuführen wünsche, aber ehe er sich an die Göttin seines Herzens oder den stolzen Vater zu wenden wagt, ersucht er mich, mit Ew. Majestät über diesen wichtigen Schritt zu sprechen, da Euer Wohlgefallen und Belieben in dieser Sache wie in Allem sein unbedingtes Gesetz sein solle."

„Ja, der Marschall ist mir mit Leib und Seele ergeben," versetzte Napoleon lächelnd, „aber welcher Göttin der Schönheit mag es gelungen sein, diesen rauhen Sohn des Krieges in ihr Netz zu fangen?" fügte er neugierig hinzu. — „Welche Dame meines Hofs hält er für würdig, den stolzen Namen seiner Tapferkeit zu tragen?"

„Es ist keine plötzliche Leidenschaft, Sire, wie ich zuvor schon anzudeuten die Ehre hatte, sie ist schon einige Zeit mir bekannt und gilt einer Dame, welche hoch in der Gunst Ew Majestät steht — mit einem Worte, es ist Leila, die herrlichste Blume Arabiens, Tochter des Emirs Abd-el-Kader!"

Wie von einem Scorpion gestochen, stieß Napoleon den Arm seines Halbbruders von sich, auf den er sich halb zerstreut gelehnt hatte.

„Das ist zu viel!" sagte er hastig und sein Gesicht, zuvor matt und bleich, wurde hochroth. „Der Liebhaber geht mit dem verrätherischen Vater nach dem Herd des Aufruhrs und vergißt vielleicht, daß der Augenblick nicht mehr fern ist, wo der Umstand eintreten kann, daß er genöthigt ist, als Militair-Gouverneur von Algier, das Leben des Emirs zu fordern. Wird er ohne Ansehung der Person Gerechtigkeit üben? — Wird er mit Hintenansetzung seiner Interessen das Racheschwert über dem Emir, und seinem Anhange schwingen, wenn er entdeckt, daß der Vater seiner Geliebten ein Verräther an Kaiser und Reich ist? — Ich glaube es nicht! — Weshalb übernahm er den wichtigen Posten, welcher Härte und eine eiserne Zuchtruthe verlangt, ohne mir zu sagen, daß die Rinde seines kalten Herzens unter dem Gluth-

blicke der „Perle Arabiens“ geschmolzen und seine Hand gelähmt ist, durch die liebreizende Gestalt dieses unvergleichlichen Wesens? — Nein, nein! Ich werde niemals einwilligen, daß ein General meines Heeres die Tochter des Erzfeindes von Frankreich heirathet, es müßten denn mir besondere Garantien für die Treue und unwandelbaren Absichten des Emirs geboten werden — sonst niemals! Eher vernichte ich diese . . . .“

Der Kaiser schwieg und warf drohende Blicke umher. Der Herzog war so wenig gefaßt auf einen solchen stürmischen Ausbruch, daß er sprachlos und verlegen dastand.

Der Vicomte, welcher sich als Günstling seines Gebieters manche Vertraulichkeit gestatten durfte, drückte Napoleon's Arm, gleichsam um ihn zu warnen, seine Erbitterung gegen den Marschall — den Abgott der Armee von Algier — nicht so unvorsichtig an den Tag zu legen, denn der Herzog von Morny war ein eifriger Anhänger des Prinzen Napoleon und ein ergebener Freund des tollkühnen Marschalls Mac Mahon.

Aber der Kaiser achtete nicht auf die Warnungen seines Günstlings, sein Charakter war unbeugsam, und ohne den Stiefbruder noch eines Blickes zu würdigen, entfernte er sich in großer Gemüthsbewegung aus dem Gemache.

Der Oberst wechselte einige Blicke mit dem bleich vor Wuth dastehenden Herzog und folgte dann seinem kaiserlichen Gebieter in das Zimmer, welches dem Leser unter dem Namen „die Todtenkammer“ bekannt ist.

„Mein Kaiser,“ sagte der Vicomte mit ernstem Flüstern, „was Ihr auch beschließt, weckt nicht wieder unglückselige Zwistigkeiten in Ew. Majestät erhabener Familie, die vorläufig beigelegt sind. Der Prinz, Euer kaiserlicher Anverwandter, begünstigt ohne Zweifel die Absichten des Marschalls, den die Armee verehrt und ihm blindlings folgt, wie einem Phantom aus dem Reiche der Geisterwelt. Seine Abberufung aus Algier dürfte Verwicklungen von unberechenbarer Tragweite herbeiführen, denn die aufrührerischen Horden der Wüstensteppen sind durch eine Armee von zehntausend Kriegern des Kaisers von Fez und Marokko verstärkt worden, wozu noch die zahlreichen Kabylen-Stämme und Beduinen des wilden Enkels des Emirs Abd-el-Kader kommen, so daß augenblicklich 80- bis 90,000 wohlbewaffnete und todesmuthige Söhne Arabiens dem Heere des Marschalls gegenüber stehen und die Existenz der kaiserlichen Macht von Frankreich in Frage stellen, namentlich, da auch die unterjochten Stämme ihr Haupt wieder drohend er-

heben. — Glaubt mir, mein erhabener Gebieter, die Stunde ist nicht geeignet, den Marschall zu erzürnen, und den Stolz des Prinzen mit seinem Anhange zu beugen."

„O, Egon!" rief Napoleon im Tone leidenschaftlicher Bewegung, wie ihn nur die Vertrautesten seiner Umgebung in seltenen Fällen kannten, „es giebt Augenblicke, wo das menschliche Herz sich nicht verstellen kann. — Wie dem nun auch sei, Dein Rath ist gut und redlich. — Nein, ich darf den Marschall und auch den Prinzen nicht erzürnen, wir müssen das Resultat ihrer Vermittelungen abwarten und danach handeln. — Aber sprich nie wieder von dieser Heirath, Egon, — unterstütze nicht die Absichten des Marschalls!" fügte Napoleon finster hinzu.

„Sire, besinnt Euch!" rief der Oberst kühn den Augenblick benutzend. „Diese Vermählung giebt dem Emir einen weisen Rathgeber an die Seite und hält ihn ab, Intriguen gegen das Heil Frankreichs und gegen die väterlichen Absichten Ew. Majestät zu schmieden. Bedenkt, welche Gefahr daraus entstehen kann, wenn ein ehrgeiziger Abkömmling des Kaisers von Fez und Marokko die Hand Leila's davonträgt, und die ungeheuren Schätze des Emirs in sein Reich schleppt, wodurch es ihm möglich wird, eine zahlreiches Heer zu unterhalten und der Armee Ew. Majestät gegenüber zu stellen. Der Kampf um den Besitz Algiers würde nie ruhen."

Obgleich diese Vorstellungen in ruhigeren Stunden vielleicht ihre Wirkung auf Louis Napoleon nicht verfehlt haben würden, da er gern den Rath seines Günstlings hörte — im jetzigen Augenblicke wurden sie von seiner Leidenschaft wenig beachtet. Er stampfte heftig mit dem Fuße auf den Boden.

„Herr Oberst von Fleury!" rief der Kaiser zürnend, „schweigen Sie! — oder . . . Wir haben ernstere Sachen zu bedenken, als uns mit der Vermählung eines liebeglühenden Soldaten zu beschäftigen," fügte er leutseliger hinzu. „Entferne Dich jetzt, Egon, und laß mich mit meinen Gedanken allein. Ich will die Geschichte Julius Cäsar's weiter bearbeiten."

Der Oberst verließ den kaiserlichen Gebieter und verfügte sich in die Gemächer der schönen Kaiserin, wo er nicht unwillkommen war, denn auch hier leuchtete seiner Männerschönheit die Gnadensonne irdischer Macht und Herrlichkeit.

Vergebens suchte Louis Napoleon das Feuer seiner Leidenschaft für die „Perle Arabiens" in Arbeit und in Erledigung von drängenden Staatsangelegenheiten zu dämpfen und zu ersticken. Der unglückselige

Wahnsinn, der ihn mit aller Macht erfaßt hatte, verfolgte ihn überall hin bei Tag und bei Nacht.

Zum ersten Male in seinem Leben hatte er keinen Vertrauten — er wagte nicht sein Geheimniß Fleury mitzutheilen. Sein Herz nagte und verzehrte sich selbst. Auch konnte er, obgleich er sich immer an Leila's Seite hinstahl, nicht den Muth finden zu einer Sprache, die sie erschrecken und über seine Absichten aufklären konnte. Er fühlte selbst, daß er mit Sicherheit nicht die Galanterien gegen sie fortsetzen dürfe, ohne die Aufmerksamkeit der spionirenden Augen der Gesandten fremder Mächte zu erregen; und Veranlassung zu lächerlichen Berichten zu geben. — Er war ernst und verschlossen, wie immer, und that sich Zwang an, selbst wenn er in ihrer Nähe war, und die Etikette des Hofes gestattete ihm keine Gelegenheit zu Unterredungen ohne Zeugen.

Unter solchem unterdrückten, ungleichen Kampfe mit sich selbst verfloß die Zeit, bis er der finstern Leidenschaft unterlag. Und wie er am Morgen des 3. Novembers 1861 von seinem schlaflosen Lager aufstand, da war der Kampf vorüber und seine Seele entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Sein erster Gedanke war, Leila von Amanda, der Schutzgöttin ihrer Tugend, zu trennen. Er machte heuchlerischer Weise der Kaiserin Vorwürfe, daß sie seinem hochgeborenen Gaste eine Gesellschafterin weit unter ihrem Range gegeben, und als Eugenie erwiederte: die Prinzessin habe selbst Amanda gewählt, verfiel er auf den Plan, den Bruder der Hofdame, welcher als Maler die Gemälde in der Gallerie des Louvre restaurirte, zu besuchen, unter dem Vorwand, sich von seinen Arbeiten und Fortschritten in der Kunst zu unterrichten. Dies geschah. Er stellte sich erschrocken über das kränkliche Aussehen des Künstlers, schickte sogleich zu Amanda und sagte ihr, mit der Miene huldvoller Rücksichtnahme: ihre erste Pflicht sei, den kranken Bruder zu pflegen, die Kaiserin entbinde sie für einige Tage aller ihrer Verpflichtungen und Dienste bei der Tochter des Emirs, und er habe Befehl gegeben, das Zimmer zunächst dem ihres Bruders für sie herzurichten, in welchem sie für jetzt ihren Aufenthalt nehmen sollte.

Amanda von Croir, verwundert über diesen ganz seltsamen Beweis von Huld und Gnade bei dem sonst so gleichgültigen Kaiser, jedoch es sich erklärend aus dem hohen Werth, den er auf ihres Bruders kunstfertige Arbeiten legte, dankte dem erhabenen Herrscher Frankreichs mit ernster Unbefangenheit und entfernte sich aus dem Gemache des Kaisers, wo das Gespräch stattfand.

Im Vorzimmer begegnete sie dem Obersten, der eben zu Louis Na=

poleon gehen wollte. Er erschrak und fuhr heftig zusammen und mit einer schmerzlichen Regung stechender Eifersucht sagte er:

„Wie, Du Amanda, aus dem Kabinet des Kaisers kommend?"

„Seiner Majestät Befehl veranlaßte diesen außerordentlichen Umstand," antwortete sie, und zu edel, als daß sie hätte eine Freude daran haben sollen, Mißtrauen zu erregen, was leichtfertige Gemüther als Beweis ihrer Macht vergnügt und ihnen geschmeichelt hätte, fügte sie unbefangen hinzu: „der Kaiser sprach huldvoll mit mir über meines Bruders Arbeiten."

Des galanten Hofmannes Stirn klärte sich auf, er sann einen Augenblick nach und sagte dann im flüsternden Tone:

„Ich bitte Dich, Amanda, mich nach einer Stunde bei der Kapelle im Park zu erwarten."

Das arme Mädchen zuckte schmerzlich zusammen, nickte aber zustimmend mit dem Kopfe und entfernte sich seufzend.

Seit ihrem letzten Gespräche mit dem Obersten im Garten der Tuilerien hatte sein Benehmen gegen sie eine Kälte und Entfremdung verrathen, die ihm sehr übel anstand, da er des Rechts eines begünstigten Verehrers und Bewerbers sich erfreute, und Amanda's Liebe und Stolz gleicherweise verwundete; aber ihr Vertrauen zu seiner Liebe und Treue durchaus nicht erschütterte.

Der Oberst sah ihr sprachlos nach und seufzte aus voller Brust, als sein Auge sie aus dem Vorzimmer begleitete.

„Wäre ich der anspruchslose Soldat, der ich einst war, welch ein süßes Loos würde die Liebe dieses herrlichen Mädchens für mich aus der Urne des Schicksals ziehen," sagte er zu sich selbst, indem sein glänzendes Auge an die Decke starrte. — „Aber, ach, wenn wir einmal die Macht und Größe gekostet, und uns zu Herren der dunklen Weisheit dieser Welt gemacht, zu was schrumpft dann die wahre Liebe ein? Zur W o n n e einer Stunde, und zur T h o r h e i t eines ganzen Lebens!"

Seine feingeformte Lippe zuckte zu einem höhnischen Lächeln, und sein Selbstgespräch abbrechend, trat er in das Gemach des Kaisers.

Napoleon hatte sein Gesicht in das Innere seiner Hand gestützt, und seine grauen, glanzlosen Augen starrten in das Leere des Zimmers, bis sie wieder Leben gewannen, als ihr Blick auf seinen Liebling fiel.

„Höre, Egon," sagte Louis Napoleon freundlich, „weißt Du, daß die Leute von Dir sagen, Du seiest von einem Paar schöner Mädchenaugen behext?"

„Sire," erwiderte der glänzende Oberst lachend, „oft schon haben

die Leute von Euch dasselbe gesagt, wenn ein holdes Antlitz Euer großes Herz gefangen hielt."

„Es mag in Wahrheit so sein!" rief der Kaiser heiter, „denn wahrlich, Liebe ist des Erzfeindes Kind."

Er stand von dem weichen Sessel auf und ging mit hastigen Schritten im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er vor seinem Günstlinge stehen und sagte im ernsten Tone:

„Egon, Du liebst also Amanda von Croix — die Schwester des armseligen Malers? Sie hat mich eben verlassen. Bist Du eifersüchtig?"

„Zum Glück sieht Ew. Majestät keine Schönheit, welche an Locken die glänzende Schwärze der Raben und an Augen die Gluth des Aetna aufweisen könnte."

„Da hast Du Recht, Egon, ich bin ein beständiger Verehrer einer Idee von Schönheit in tausend Gestalten — Augen, schwarz wie die finstere Tiefe des Lasters, und Haare, dunkel wie die Nacht mit ihren Fittigen. — Man sagt, Du bist Willens das arme Edelfräulein zu Deiner Gattin zu erheben. Ist dem so?"

„Und wenn es so wäre, mein Kaiser und Herr?" sagte Egon von Fleury zagend.

Napoleon runzelte die Stirn und erwiderte höhnend:

„Wenn es so wäre, mein stolzer, galanter Oberst, so würde ich Dich sehr bedauern, denn Du würdest all' Deinen Ruf wegen Deiner schlauen Weisheit verlieren, den Dein rasches Glück rechtfertigt. Nein — nein — Du bist die Blume und der Fürst meiner neuen Adelsgeschlechter — Du mußt Dich mit einem Namen und einer reichen Mitgift vermählen, würdig Deines Ruhmes als Soldat und gefeierten Liebhabers und Deiner Aussichten. — Liebe die Schönheit, aber heirathe die Macht, Egon! — Umsonst würde Dein Kaiser Dich emporziehen, wenn ein Weib ohne Namen und Vermögen Dich hinabzöge!"

Der Vicomte hörte mit ernster Aufmerksamkeit die Worte seines Monarchen an. Napoleon wartete seine Antwort nicht ab, sondern fuhr heiter fort:

„Es ist Deine eigene Schuld, schlauer Liebhaber, wenn Du nicht all' ihrem Zauber, womit sie Dich und Dein unbeständiges Herz umgarnt hat — ein Ende machst."

„Was macht dem Zauber der Jugend und Schönheit ein Ende, mein erhabener Gebieter?"

„Der Besitz!" antwortete der Kaiser mit hohler, murmelnder Stimme.

Ehe noch der Oberst etwas erwiedern konnte, öffnete sich die Thür und der dienstthuende Offizier meldete den Minister des Innern, Herzog von Morny.

„Ha!“ rief Napoleon düsteren Blickes, „der Herzog scheint große Eile zu haben. Er kommt um meine Entscheidung über das Heirathsprojekt des Marschalls einzuholen. Laß mich allein, Egon, ich muß meine Gedanken zu einer passenden Antwort sammeln.“

Der Oberst entfernte sich und der Kaiser blieb, sinnend vor sich hinstarrend allein. Welche Antwort der Marschall von seinem Monarchen empfing, Niemand hat es erfahren, denn ein Ereigniß, düster und geheimnißvoll in seinen Folgen, begab sich in den Räumen der Tuilerien zur nächtlichen Stunde des dahinschwindenden Tages.

. . . .

Louis Napoleon tafelte herrlich im Kreise seiner Getreuen, und Amanda von Croix saß in ihres Bruders Zimmer — sie schweigend in Gedanken der Liebe, der Künstler schweigend in den Gebilden seiner Phantasie. Ein Meisterwerk war beinahe vollendet — neu erstehend aus seinen Trümmern, vollkommener, ausgearbeiter als zuvor. Jungfrau und Künstler — Beide schienen nahe dem ersehnten Ziele — das für jene der heitere Altar der Liebe, für diesen das einsame Heiligthum des Ruhmes war.

Der Abend rückte vor — die Nacht brach an und wurde immer dunkler. Die kaiserliche Tafel war vorüber, aber noch funkelte im stillen Gemache Napoleons der goldene Wein im krystallenen Glase. Ein Schreiben des Prinzen von Algier lag geöffnet vor dem matten Auge des sinnenden Monarchen.

Sein Gesandter forderte in eindringlichen Worten die Person „der Perle Arabiens“ und machte das Gelingen seiner Absichten und der kaiserlichen Pläne von dem schleunigen Eintreffen Leila's abhängig, denn nicht nur die stolzen Häuptlinge der aufrührerischen Stämme, sondern auch der in plötzlicher Liebe erwachte finstere Soldat — die Hyäne Arabiens — forderte „die Blume des Propheten“ und zwölf stolze Fürsten des Morgenlandes waren in Paris eingetroffen, um die wunderholde Leila — den Stolz Arabiens — in die Arme des greisen Emirs zu führen, welcher den Ruf der Heiligkeit unter den braunen Söhnen des Wüstenlandes genoß.

Der Kaiser hatte den drohenden Umständen Rechnung getragen und die Abreise Leila's auf den nächsten Morgen festgesetzt.

„Morgen — morgen!“ sprach er leise vor sich hin.

Verlassen wir den Herrscher Frankreichs auf wenige Augenblicke und werfen wir schnell einen Blick in das jungfräuliche Gemach der lieblichen Tochter Abd-el-Kader's, welche träumerisch in einer Ecke des Divans saß und zwischen ihren zarten Händen ein goldenes, mit kostbaren Steinen ausgelegtes Crucifix hielt. Dieses Sinnbild des Christenthums war ein Geschenk der gottesfürchtigen Kaiserin. Leila's Herz war bekümmert, sie blickte sinnend auf das Bild — des einzigen Trostes der Mühseligen und Beladenen. Ein Zwiespalt hatte sich in ihre Brust eingeschlichen und die seit Kindesbein eingesogenen Grundsätze der Religion des Propheten gelockert. Die frommen Gebete Eugeniens und die religiösen Gespräche mit Amanda, hatten einen erweckenden Funken in das empfängliche Herz der Tochter Mohammed's geworfen und eine Vorliebe für die christliche Religion hervorgerufen, welche sie in ihrer Heimath nicht an das Tageslicht kommen lassen durfte.

Auf dem Schloßhofe der Tuilerien stehen die Wachen und erforschten, woher der rauhe Wind blase, und woher das drohende Gewitter im Anzuge sei.

Die Nacht ist rabenschwarz — die Wolken dunkel und schwer, nur von Zeit zu Zeit rollt der Donner in dumpfen Schlägen über die Häupter der sündhaften Menschen und zuckende Blitzstrahlen erleuchten auf wenige Secunden, grell und geisterhaft, die schweigsamen Hallen des kaiserlichen Palastes.

Der Wein im Glase des räthselhaften Mannes der Tuilerien ist geleert, Napoleon III. hat sein geheimes Cabinet — welches Niemand ungeheißen betreten durfte — verlassen.

Amanda von Croix — den Tod im Herzen, hatte von dem stolzen, nach Macht strebenden Oberst, Vicomte von Fleury für immer Abschied genommen. Sie ist so eben beschäftigt, von der bleichen Stirn des Bruders mit schwesterlicher Hand den Schweiß zu trocknen und bittet ihn dringend, seine Arbeit ruhen zu lassen und sich zur Ruhe zu begeben.

Schon ergreift sie die Kerze, und steht im Begriff, in ihr anstoßendes Gemach sich zurückzuziehen.

Sie hat sich der Schwelle genähert, — da plötzlich dringt ein schwacher, ferner Schrei — das Kreischen eines Weibes — der Ton einer zugeschlagenen Thür an ihr aufhorchendes Ohr — dann ist Alles wieder ruhig und schweigsam wie zuvor.

Amanda blickt erschreckt und fragend auf das leidende Antlitz des Bruders, welcher ebenfalls gewaltig erschreckt, von seinem Platze aufgesprungen war.

Da, horch, — — ertönte noch einmal die flehende Stimme eines Mädchens durch das Schweigen der unheimlichen Gänge des in dunkler Nacht liegenden Palastes. Es ist die Stimme Leila's!

Amanda überschritt hastig die Schwelle des brüderlichen Gemaches — sie ist im Corridor — der Blitz schleudert seine zündenden Strahlen durch den Park und ein heftiger Donnerschlag erschüttert das gigantische Gebäude bis in seine Grundmauern und macht die Herzen der Menschen erbeben. Sie fühlen die Nähe des Allgewaltigen. Die Luft ist drückend und schwer.

Plötzlich wird die Thür am entgegengesetzten Ende des von Wachen entblößten Ganges weit aufgerissen, eine weibliche Gestalt mit aufgelösten Haaren und kaum bedeckten Blößen stürzt in den Corridor — sie eilt an Amanda in wahnsinniger Hast vorbei — sie bleibt stehen — kehrt sich um, erblickt die bebende Freundin und ruft mit weit dahingellender Stimme:

„O, Amanda! — rette mich — hilf mir Allah! — der Kaiser!"

Mit dem, dem Weibe angeborenen Instinkte zog Amanda, erstaunt und zitternd, Leila in das Gemach ihres Bruders, warf eine Hülle auf den Körper der vor Entsetzen und Scham zu Boden sinkenden Tochter Abd-el-Kaders und war eben im Begriff, die Thür des Zimmers zu schließen, da blitzte der Schimmer von Goldtressen durch die dämmernde Atmosphäre, und Napoleon, noch in der großen Uniform, worin er beim Festmahle zu Ehren der arabischen Fürsten erschienen war, stand im Zimmer des bleichen Künstlers.

Seine fahle Gesichtsfarbe war erregt von Wein und Leidenschaft und seine grauen, matten Augen entflammt von finstern Rachegelüsten.

Bei seinem Eintritt sprang Leila vom Boden entsetzt auf und stürzte auf den jungen Maler zu, der in stummem Staunen seine Arbeit eingestellt hatte, und vor dem beinahe vollendeten Gemälde stand.

„O, Herr!" schrie Leila mit herzzerreißender Stimme, indem sie sich krampfhaft an ihn klammerte, „bei der Seele Deiner Schwester, Amanda — beschütze die Tochter Arabiens — Allah segne Dich!"

Aus seiner Erstarrung aufgerüttelt durch den Schmerzensschrei dieses lieblichen, hülflosen Wesens, schlang der junge Edelmann, welcher durch seine Kunst von der Gnade des Herrschers von Frankreich unabhängig war, seinen Arm um die schlanke Gestalt Leila's und sein Haupt mit Würde erhebend, sagte er im feierlichen Tone:

„Fürstin, Dein glorreicher Name, Dein Rang und Dein Geschlecht schützen die Tochter Abd-el-Kaders!"

„Laß den hochgebornen Gast meines Hauses aus Deinen umschlingenden Armen!“ rief Louis Napoleon drohend. — „Nur mir allein gebührt es, die Prinzessin in Schutz zu nehmen. Kommen Sie, Hoheit — Sie sind im Irrthum — kommen Sie Prinzessin!“ flüsterte er leise in ihr Ohr“. Geben Sie nicht diesen Geschöpfen Anlaß zu Vermuthungen, die Sie nur beschämen müßten. Lassen Sie sich, holde Leila, von Ihrem Kaiser und alleinigen Beschützer zur Ruhe geleiten.“

Er suchte sanft die Arme Leila's loszumachen, die den jungen Künstler umschlangen, welcher jetzt gleich einem glänzenden Meteor am dunklen Horizont, unerschrocken vor dem erzürnten Kaiser stand. Aber das bebende Mädchen, nicht auf seine Worte hörend und achtend, von einer entsetzlichen Angst ergriffen, die ihren ganzen Körper zu schütteln und selbst ihre Vernunft zu bedrohen schien, fuhr fort laut den geheiligten Namen ihres Propheten und ihres greisen Vaters um Hülfe anzurufen, der eben jetzt für das wankende Ansehen der kaiserlichen Macht des Frevlers unter seinen Brüdern thätig war.

Der leidenschaftliche Kaiser, welcher doch noch so weit im Besitze seiner Vernunft war, daß er besorgte, es könnte das Geschrei Leila's unberufene Zeugen dieser verhängnißvollen Scene herbeiführen, knirschte, bleich vor Wuth mit den Zähnen und sagte zu dem jungen Maler im drohenden Tone:

„Sie kennen mich, Freund, jedes unnütze Wort bringt den Tod! Bedenkt,“ wandte er sich auch an die zitternde Amanda, „Fürsten haben nur eine Art Verleumder zu bestrafen — und nur eine Bürgschaft für tiefes Stillschweigen! — Spielt nicht mit Eurem Leben! Die Lippen, die es wagen einen Fürsten anzuklagen sind dem Henkerbeile verfallen, dem einzigen Richter zwischen dem Unterthan und dem Haupte, das eine Krone trägt. — Sorgt dafür Amanda von Croix, daß die Fürstin unbehindert ihr Zimmer erreicht. — Wollen Sie, Hoheit, ohne meine Begleitung auf Ihr Zimmer zurückkehren?“ fügte er sich an Leila wendend hinzu.

Aber die zarte Blume Arabiens sprach nicht; ihre Augen waren starr — ihre Lippen hingen herab — sie war fühllos wie ein Leichnam — stumm und starr von unaussprechlicher Angst und Entsetzen. — Die Blume war geknickt!

An Stelle der strafbaren Leidenschaft traten jetzt bittere Reue und vorwurfsvolle Scham. Und wie er sich aufraffte, aus einem Gemüthszustande, welchem leichtfertige Naturen immer zu entfliehen trachten, da stieg vor seiner Seele das Bild des Emirs mit finsterer

Stirn auf, und an Stelle der Beschämung trat endlich die Furcht und zuletzt der hartnäckigste Widerstand.

Er warf noch bedeutungsvolle Blicke auf das Geschwisterpaar und verließ hastig das Gemach mit dem festen Vorsatze, dem drohenden Ungewitter kühn die Stirn zu bieten. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Leila hatte sich nach etwa einer Stunde, unter den fortgesetzten Bemühungen Amanda's — ihre Lebensgeister durch narkotische Mittel zu erwecken — in soweit wieder erholt, daß eine Art unnatürlicher Ruhe von ihrem Gemüth Besitz genommen, und ihr gewöhnliches, mildes und leicht zu behandelndes Wesen in einen finstern, hartnäckigen Entschluß verwandelt und zusammengedrängt hatte — den Entschluß: wo möglich aus diesem ruchlosen Palaste zu entfliehen.

Als der junge Maler — welcher sich aus Schicklichkeitsgefühl aus dem Zimmer entfernt hatte — wieder eintrat, ging ihm die Tochter Abd-el-Kaders entschlossen entgegen, faßte krampfhaft seine Hand und sagte mit hohler, fast geisterhafter Stimme:

„Bei dem unbefleckten Namen, den Du trägst — bei der heiligen Liebe zu Deiner Schwester, rufe ich Dich an — hilf mir aus diesen Mauern zu entkommen!"

Verwirrt schaute sie der leidende Künstler ohne zu antworten an — doch das edle Blut seiner Ahnen erwachte endlich in seinen Adern.

„Verweigerst Du mir Deine Hülfe?" rief Leila beinahe drohend.

„Fürstin!" erwiderte Felix von Croix im festen Tone. „Ich bin Euer Diener in allen Dingen, verfügt über mich nach Wohlgefallen!" — doch aus diesen grausigen Mauern um diese Stunde zu entkommen, ist nicht leicht. Die Thore sind verschlossen — und dann, wohin soll ich Euch führen? — Die Abgesandten Eures fürstlichen Vaters vermögen Euch nicht zu schützen, wenn überhaupt noch von Schutz die Rede sein dürfte."

„Von Schutz die Rede sein dürfte?" wiederholte Leila sinnend. Dann plötzlich sich wieder aufraffend, ging sie der Thür zu und sagte kalt und entschlossen:

„So will ich allein den Rettungsweg versuchen, und auf Allah und seinen heiligen Propheten vertrauen!"

Amanda eilte ihr nach, ergriff die kalte und feuchte Hand des vernichteten Mädchens und rief leise:

„Begehe keine Thorheit, Leila, vertraue auf uns, wir wollen kein

Mittel unversucht lassen, um Dich aus dem Palaste zu schaffen. — Laß mich nur überlegen, welchen sichern Weg ich ausfindig machen muß, um Deine Rettung zu bewerkstelligen."

Leila blieb zögernd stehen und blickte forschend in das sinnende Auge der treuen Freundin.

„Es giebt nur einen Mann in diesem Schlosse, welcher die Prinzessin sicher und unangefochten herausbringen kann, da ihm das Losungswort bekannt sein muß," sagte Amanda von Croix zu ihrem Bruder, „und dieser Mann ist der einzige Sohn des alten Kastellans Montigny. Der junge Mann ist mir sehr ergeben," fügte sie seufzend hinzu. „Meine Bitte dürfte ihn veranlassen, Alles zu Deiner Rettung, Leila, zu wagen. — Hören wir zunächst seine Ansicht darüber."

Mit diesen Worten eilte Amanda aus dem Gemache und flog den öden, unabsehbaren Gang des gigantischen Schlosses hinab. —

Kaum hatte das muthige Mädchen die Schwelle überschritten, um die Hülfe desjenigen Mannes für die liebliche Freundin anzuflehen, dessen Herz sie hart verwundet hatte, als die Reaktion bei Leila eintrat. Die Anstrengung, zu welcher sie sich bisher ermannt hatte, galt der Flucht — der Freiheit. Die Kraft ließ nach, nachdem der Zweck Leben gewinnen sollte, — ihr Haupt sank auf die Brust herab — sie murmelte einige unzusammenhängende Worte und dann verließ sie Bewußtsein und Leben.

Der junge Künstler stand in großer Bestürzung und Unruhe vor der bleichen — geknickten Lilie, Arabiens Tochter; und blickte mit düstern Zügen auf das liebliche Geschöpf, welches für immer, durch die unnatürliche Begierde eines Einzigen, vernichtet war. Seine Bemühungen, Leila dem Leben wiederzugeben, waren lange Zeit ohne Erfolg. Endlich hob sich die beengte Brust — ein tiefer Seufzer verhallte durch das stille Gemach und die Augenlider Leila's zitterten unter der Schwere, welche wie Blei auf ihnen ruhte.

In diesem Augenblicke trat Amanda, gefolgt von dem jungen Friseur Montigny wieder in das Zimmer, welcher fragende Blicke bald auf Leila — dann auf Amanda und endlich auf Felix von Croix warf, gleichsam als suchte er den Grund zu erforschen, weshalb Amanda ihn zu dieser frühen Stunde und in so ungewöhnlicher Weise zu sich beschieden habe. Doch vergeblich strengte er seinen Geist an, er konnte keinen Zusammenhang finden, denn das Schamgefühl hielt Amanda zurück, ihn mit dem Vorgefallenen vertraut zu machen. Ein bittender Blick auf den Bruder belehrte diesen, daß er Montigny mit den Absichten Leila's bekannt zu machen habe.

Die jungen Männer sprachen eine Weile heimlich mit einander. Die Wangen Montigny's erblaßten plötzlich — seine Augen sprühten Feuer:

„Des Emirs eigene Tochter!" rief er endlich laut." Welche Verruchtheit! — welcher Greuel! — Sie hat Recht," fügte er sinnend hinzu, „diese Mauern bieten für ihr Leben keine Sicherheit mehr!"

Leila hatte sich inzwischen wieder erholt, sie blickte starr auf den jungen Mann, welcher durch seine Worte zu verstehen gab, daß er ihren Plan durchaus billige.

„Holde Fürstin," sagte Montigny ehrerbietig, „ich weihe mich gern Eurem Dienste. — Ihr habt Recht, diesen Mauern entfliehen zu wollen, wo das geheiligte Pfand der Treue in den Staub getreten wird. Nicht passend mag es scheinen für eine Dame von Eurem Stande und Namen, dieses Schloß allein mit mir zu verlassen; aber wenigstens habe ich eines ehrlichen Mannes Herz und die redlichsten Absichten. — Vertraut mir die Sorge für Eure Sicherheit, edle Fürstin, und ich will Euch den Weg bahnen aus diesem finstern Gebäude, und ginge es auch durch jenes ruchlosen Mannes Herz!"

Leila schien seine Worte nicht ganz zu verstehen, aber sie lächelte ihm schmerzlich zu und reichte ihm die zartgeformte Hand, welche er ehrfurchtsvoll küßte. Dann warf er einen scheuen Blick auf das bleiche Antlitz Amanda's, gleichsam als wollte er fragen: „erfülle ich so zu Deiner Zufriedenheit Deinen Wunsch?"

Nur eine Secunde ruhte das Auge des jungen Mädchens auf dem von ihr verschmähten Manne — aber alle Gefühle des Dankes, der Hochachtung und Freundschaft lagen in diesem Blicke, nur das Gefühl der Liebe fehlte darin.

„Aber wenn es mir auch gelingt, die Prinzessin aus dem Palaste wohlbehalten zu bringen — woran ich nicht zweifle, wo soll ich ein sicheres und standsgemäßes Asyl für sie finden?"

Er hielt einige Augenblicke ein und schien zu überlegen, dann sagte er auf einem Male freudig:

„Herr des Himmels! ich danke Dir! — Diesen Gedanken gab mir Deine Vaterhuld in dieser Stunde der höchsten Noth ein! — Zur Gräfin von Castiglione führe ich die junge Fürstentochter! — Dort vermuthet sie Niemand, dort sucht sie das verrätherische Auge der Spionage nicht — dort ist sie sicher vor dem weitern Verderben."

„Castiglione?" wiederholte Amanda schauernd.

„Ja, bei ihr findet das gehetzte, edle Wild die sicherste Zufluchts-

stätte," erwiderte Montigny, „und auch am ersten die Mittel und Wege, um in die Arme ihres fürstlichen Vaters zu gelangen."

„Wackerer Mann!" sagte Felix von Croix mit innerer Bewegung, „aber Eure eigene Sicherheit — des Kaisers Zorn, wenn er erfährt..."

„Wenn die Pflicht eines Mannes angerufen wird, giebt es keine Bedenken," unterbrach ihn hastig Montigny. „Laßt mich nur gewähren, ein Miethswagen führt uns nach Versailles."

Amanda beharrte auf ihrem Wunsch, Leila zu begleiten; aber Montigny's Vorstellung, daß ihr und ihres Bruders Existenz bedroht sein könnten, wenn der Kaiser erführe, daß sie Leila's Flucht unterstützt und befördert, überwog endlich.

Bernard Montigny und seine Schutzbefohlene verließen die Tuilerien und erreichten unangefochten die offene Straße, denn der Sohn des alten Kastellans war im Schlosse von Jedermann gekannt. Ein in der Nähe haltender Fiacre, welchen beide bestiegen, führte sie nach Versailles, und es genügt wohl kaum zu bemerken, daß die stolze Gräfin mit größter Bereitwilligkeit das arme Opfer kaiserlicher Leidenschaften bei sich aufnahm und Montigny den ausgedehntesten Schutz für Leila versprach.

Kehren wir auf wenige Minuten noch einmal nach dem Place der Tulerien zurück und beobachten eine seltsame Scene, welche sich dortereignete.

Kaum setzte sich der Fiacre, welcher Montigny und Leila nach Versailles führen sollte, in Bewegung, so trat eine dunkle Gestalt aus dem Schatten eines Gebäudes und rief einen Fiacre, welcher auf der andern Seite der Straße leer vorüberfuhr. Der Kutscher hielt seine Pferde an und fragte den Fremden, welcher ihn scharf musterte: wohin er fahren sollte.

„Wohin? — das weißt Du, Kutscher!" sagte der Unbekannte befehlend, indem er ihm ein geheimes Zeichen machte.

Der Kutscher schaute den Fremden erst mit Erstaunen, dann mit unterwürfiger Miene an und sagte endlich — wobei er das Zeichen durch ein anderes erwiederte:

„Verzeihen Sie, Monseigneur, ich hatte Sie nicht erkannt."

„Das war bei mir nicht so, versetzte der Unbekannte mit festem, stolzem Tone, „denn so zahlreich sie auch sind, ich kenne vom ersten bis zum letzten alle meine Unterthanen."

Der Kutscher schloß den Schlag, stieg auf seinen Bock und führte im Galopp seiner Pferde den Wagen durch das Labyrinth von Straßen auf den Weg nach Versailles, indem er dem Fiacre von Montigny in gemessener Entfernung folgte.

Als der Wagen in der Nähe des kaiserlichen Lustschlosses von

Versailles still hielt, während der von Montigny vorüber rollte, wurde der Schlag mit einer Behendigkeit geöffnet, welche vom ehrfurchtsvollen Eifer des Kutschers zeugte.

Der Fremde winkte den Kutscher in den Schatten und fragte mit leiser Stimme:

„Hast Du mir Mittheilungen zu machen?"

„Ja, Monseigneur," antwortete dieser, „und ich würde Ihnen meinen Bericht diesen Morgen gemacht haben, hätte ich nicht das Glück gehabt, Sie zu treffen."

„Nun denn, so sprich," sagte der Fremde ungeduldig.

Der Kutscher flüsterte leise einige Worte in das Ohr des Unbekannten, wobei zeitweise ein zufriedenes Lächeln über die Züge des aufmerksam Zuhörenden flog.

Der Name Leila's und der des Kaisers schienen eine Hauptrolle in den Mittheilungen des seltsamen Kutschers zu spielen, denn sie wurden mehrfach genannt. Als der Bericht beendigt war, zog der Geheimnißvolle zwei Louisd'or aus der Tasche und reichte sie dem Kutscher. Doch dieser schüttelte den Kopf.

„Monseigneur," sagte er ehrerbietig, „ich weiß sehr wohl, daß uns von der oberster Venta verboten ist, uns unsere Berichte bezahlen zu lassen."

„Ich bezahle Dir auch nicht Deine Mittheilungen, sondern Deine Fahrt," entgegnete der Fremde zufrieden lächelnd.

„Unter diesem Titel nehme ich das Geld an," erwiderte der Kutscher, indem er die Hand ausstreckte. „Ich danke, Monseigneur," fügte er, sich verbeugend hinzu, „das ist mein Tagelohn."

„Du hast aber Dein Werk noch nicht vollendet," sprach der Unbekannte wieder, „denn Du mußt meine Rückkehr in der Nähe jenes Schlosses dort erwarten und mich wieder nach Paris zurückführen."

„Soll geschehen, Monseigneur," antwortete der Kutscher. — Dann sprang er gewandt auf seinen Bock und fuhr langsam weiter, während der Fremde im Dunkel der Nacht verschwand. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die Gräfin von Castiglione saß vor einem Ruhebette, worauf Leila anscheinend schlafend lag und betrachtete sinnend die reizenden Züge dieses vom Schicksal zum bittern Leid erkorenen Wesens. So saß sie schon eine geraume Zeit und verglich im Geiste ihre Jugend, ihr abenteuerliches Leben, mit dem dieser Fürstentochter. Eine Stunde

verging ihr in dieser schmerzvollen Erinnerung, in diesem Vergessen der übrigen Welt, als es ihr plötzlich schien, als schlüpfe zwischen ihrem Schmerz und ihren Thränen noch etwas Gräßlicheres als die Erinnerung in ihr Herz. Ein Gefühl, das sie nur drei oder viermal im Leben gehabt, und das immer den äußersten Krisen ihres Daseins vorangegangen war, raubte ihr langsam Alles, was Lebendiges in ihr blieb. Durch eine von ihrem Willen beinahe unabhängige Bewegung erhob sie sich allmälig; ihre bebende Stimme erlosch in ihrer Kehle, wie unwillkürlich angezogen, drehte sich ihr ganzer Körper um sich selbst. Durch den feuchten Nebel ihrer Thränen glaubten ihre Augen zu unterscheiden, daß sie mit der schlafenden Leila nicht mehr allein war. Vertrocknend, fixirte sich ihr Blick und klärte sich auf, die dunkle Gestalt eines, in einen weiten Mantel gehüllten Mannes, stand in einer Fensternische. Die Gräfin wollte rufen, um Hülfe schreien, die Hand nach der Klingelschnur ausstrecken — doch das war unmöglich . . . sie empfand die unüberwindliche Erstarrung, welche ihr die Gegenwart Moses Benjahie's — oder Marquis Posa's, wie wir den geheimnißvollen Mann nennen — bekundete, der sie mit dem Blicke und der Geberde gleichsam bezauberte.

Endlich erkannte die schöne Gräfin den Fürchterlichen und ihr Herz erbebte von Neuem.

„Moses Benjahie!“ hauchte sie mit kaum hörbarer Stimme.

„Ja, Adele, Moses Benjahie führen die Launen des Schicksals, oder die dunklen Wege des Verhängnisses Dir noch einmal in den Weg,“ sagte der Marquis. „Doch beruhige Dich, meine Anwesenheit wird von kurzer Dauer sein.“

Der Marquis näherte sich der Gräfin, sah ihr einige Sekunden in das schöne Antlitz und fügte dann mit sanfter, aber zugleich auch so fester Stimme, daß man unmöglich die geringste Bewegung darin erkennen konnte, die Worte hinzu:

„Frau Gräfin von Castiglione, ich fordere dieses junge Mädchen, die Tochter, Abd-el-Kaders von Ihnen!“ Mit diesen Worten zeigte der Marquis auf die schlafende Leila.

„O, Benjahie!“ rief die Gräfin erschreckt zusammenfahrend, „als ich Deine Gestalt erblickte, glaubte ich, es wäre ein Freund, der da käme, um mit einer Freundin zu reden, und nun erfahre ich, daß Du mir ein Wesen rauben willst, an welchem ich Mutterstelle vertreten und dasselbe in meinen Schutz nehmen soll. Handelt so ein Freund an einer Freundin?“

Ein bitteres Lächeln trat leicht auf die Lippen des Marquis.

„Ja, Moses," sagte die Gräfin sanft, „ich begreife dieses Lächeln und fühle, was es für eine Bedeutung hat. Du hast nicht vergessen, wie launenhaft — wie ungerecht ich war."

„Ungerechtigkeit oder Laune, Adele, Alles ist einer Frau erlaubt, um so viel mehr einer stolzen, mächtigen Gräfin."

„O, Moses — Moses!" rief die schöne Gräfin mit allem Zauber, den sie in ihre Augen und ihre Stimme legen konnte. „Du weißt wohl am Besten — die Laune mag von der Frau oder von der Gräfin ausgehen — daß die Gräfin Dich nicht als Rathgeber entbehren — die Frau Dich nicht als Vater ihres einzigen Kindes missen mag."

Und sie reichte ihm ihre zarte, weiße Hand, welche, wenn auch ein wenig abgemagert, immer noch würdig war, als Modell für den Bildhauer zu dienen.

Der Marquis nahm diese Hand, welche der Zwingherrscher Frankreichs so oft geküßt, und schickte sich an, nachdem er sie leicht an seine Lippen gedrückt, sie wieder fallen zu lassen, als er fühlte, daß Adele von Castiglione die seinige zurückhielt.

„Nun wohl," sprach die Gräfin demüthig, „ja ich bin ungerecht, gegen Dich gewesen, Moses Benjahie. Ich habe Deine innige Liebe mit Füßen getreten und das Herz des Vaters meines theuren Kindes verächtlich von mir gestoßen, als in einer stillen Stunde Deine süßberedten Lippen mir das Geheimniß verriethen — Du seist J u d e. Mit wilder Freude warf ich mich in die Arme Deines Todfeindes und verlachte den Jammer Deines blutenden Herzens. Als aber die Wunde Deines Herzens vernarbt, als ich Mutter geworden, und Deine Gleichgültigkeit wahrnahm, da durchbebten Gefühle des Zornes, der Eifersucht und der Rache meine Brust, und die Thränen, Dir gegenüber zurückgehalten, flossen reichlich. Ja, Moses Benjahie," fügte die Gräfin reuevoll hiezu, „ich habe Dir weinend meine Schuld bezahlt, und zum Beweise, schaue mich an, kaltherziger Mann — ich weine noch."

Und sie warf leicht ihren schönen Kopf zurück, damit der Marquis ihre wie Diamanten durchsichtigen Thränen in der Furche, welche der Schmerz um den Verlust ihres Sohnes — und des Mannes, der sie so unaussprechlich geliebt, in ihren Wangen zu graben anfing, herabrollen sehen konnte.

„Glaube mir, Adele, ich bin sehr dankbar für diese Erinnerung, die sich an mich wendet und für den Schmerz, der sich an unsern Sohn wendet; leider habe ich aber kaum die Zeit, Ihnen, Frau Gräfin, meine Dankbarkeit auszudrücken. . . ."

„Wie so, Moses, willst Du die Mutter verlassen, ohne ihr zu zu sagen — daß ihr Kind lebt? — Willst Du Paris verlassen?“

„Der Mutter sage ich, daß ihr Sohn lebt und ihr dieses Geschenk übersendet,“ sagte der Marquis mit einer Stimme, welche wie Töne einer himmlischen Musik das Ohr der armen Frau wonnevoll berauschten, indem er ihr einen Brief Delores Marquellas überreichte. „Der Gräfin von Castiglione sage ich,“ fügte er rauh hinzu, „daß ich in einer Stunde Paris, überhaupt Frankreich, mit der Tochter des Emirs verlasse.“

„Sie verlassen Frankreich mit diesem schönen Mädchen?“ fragte die Gräfin erbleichend.

„Ja, Frau Gräfin,“ antwortete Posa ernst und fest.

„O, mein Gott, mein Gott!“ rief Adele schmerzvoll, „Sie verlassen mich, Moses, und nehmen mir dasjenige Wesen, welchem ich Schutz gewähren und welches mir die tödtende Langeweile verscheuchen sollte. — Sind Sie im Stande, Marquis,“ fügte sie erröthend hinzu, „die Schmach vor der Welt zu verbergen, welche diesem armen Kinde angethan worden ist.“

„Die profane Welt soll niemals den nächtlichen Ueberfall der Unschuld in den Tuilerien erfahren,“ sagte der Marquis mit größter Bestimmtheit. „Die Folgen der angethanen Schmach werde ich verdecken und nur in soweit den betheiligten Augen enthüllen, daß sie vor Wuth und Entsetzen die bewaffnete Faust erheben, und Rache schwören dem Vernichter der „„Perle Arabiens.““

Mit Erstaunen und Bewunderung starrte die Gräfin in das von innerer Glut erregte Antlitz des Marquis, unterdrückte einen Seufzer und sank dann wie gelähmt durch die Aufregung in einen Sessel, schloß die Augen, strich mit ihrem kostbaren Batisttuche über ihre weiße Stirn, drückte das in ihrer Hand uneröffnet haltende Schreiben ihres Sohnes an ihr bekümmertes Mutterherz und sagte endlich mit matter Stimme:

„Und wohin gehen Sie, Marquis Posa, mit der Tochter Abd-el-Kader's?“

„Das Ihnen zu sagen, Frau Gräfin, liegt nicht in meinem Willen,“ antwortete Posa.

„Nicht in Ihrem Willen?“ wiederholte die Gräfin. „Wie soll ich das verstehen?“

„Nein, nicht in meinem Willen,“ sagte der Marquis bedeutungsvoll. „Das Geheimniß, welches ich in meiner Brust trage, gehört der Macht, welcher ich mein Leben geweiht habe.“

Und der Marquis verbeugte sich und schien, um die Unterredung abzubrechen, nur die Erlaubniß der Gräfin zu erwarten. Adele stieß einen Seufzer aus, der einem unterdrückten Schluchzen glich, gleichsam als wollte sie ihre Thräne wieder in ihre Brust zurückdrängen, denn sie fühlte wohl, daß sie den Absichten dieses geheimnißvollen Mannes keinen Widerstand in den Weg legen konnte.

„Es ist gut, Moses, ich beuge mich Ihrem Willen, gehen Sie."

Der Marquis verbeugte sich höflich und bat um Feder, Dinte und Papier.

Während die Gräfin an ihren Schreibtisch trat, um das Verlangte bereit zu legen, schlich sich der Marquis lautlos an das Lager Leila's und träufelte aus einer goldenen Phiole die Tropfen einer dunklen Flüssigkeit auf ihre bleichen Lippen. Dann wandte er sich gleichgültig um und setzte sich an den Schreibtisch der Gräfin.

Lesen wir, was der Weltverbesserer schreibt:

Versailles, den 29. Mai 1862.

† † †*)

Der Brief, den ich Ihnen für den Kabylen-Häuptling Ben-Kasan-Ali übersandte, ist als ein einfaches Einführungsschreiben zu betrachten. Sie kennen die Lage, Befürchtungen und Hoffnungen der streitenden Parteien besser, als ich sie Ihnen zu schildern vermag. Heute nur noch die Notiz: Leila, „der Stern Arabiens" — die Tochter Abd-el-Kader's — das Pfand der Treue — ist entweiht durch die Hand des Beherrschers des Frankenlandes. — Handeln Sie demgemäß — ich lege den Faden und die Scheere in Ihre Hände, entrollen Sie das Bild oder schneiden Sie ab. Leila befindet sich in meinem Schutze.

Marquis Posa.

An den Ober-Rabbiner Baruch Salomon Benjahie
in Constantine.

Während der räthselhafte Mann die Feder über das Papier fliegen ließ, war die Gräfin von Castiglione, halb auf einem an der Ecke des Kamins stehenden Divan liegend, beschäftigt, den Brief ihres Sohnes, Delores Marquella, zu lesen. Fast bei jeder Zeile entströmten den Augen der Mutter heiße Thränen, denn Delores schilderte in herzzerreißenden Worten die Ereignisse seines schwergeprüften Lebens: den Tod seiner Gattin, die Geburt seiner Tochter und die finstern

*) Das gewöhnliche Freimaurerzeichen.

Stunden seiner Krankheit, sowie die politische Lage seines neuen Vaterlandes. Wohl öfter als zehn Mal las die Gräfin diese liebevollen Zeilen und küßte unzählige Male das Schreiben. Der Marquis ließ ihr offenbar absichtlich Zeit dazu, denn er heftete sinnend seinen Blick auf die Zeilen, die er geschrieben. Endlich verbarg die Gräfin das Schreiben in ihrem Busen und murmelte mit einem Lächeln voll Traurigkeit vor sich hin:

„Gott beschirme Dich, theure Seele meines Lebens. Ich weiß nicht, auf welcher Scholle der neuen Welt Du augenblicklich weilst, — aber Gott weiß es, und die Gebete eines Mutterherzens wissen, wo Gott ist."

In diesem Augenblicke erhob sich die Gräfin hastig, denn sie glaubte im anstoßenden Gemache ein Geräusch, wie von annähernden Schritten herrührend, zu vernehmen. Auch der Marquis war von seinem Platze aufgesprungen und ließ einen fragenden Blick auf dem vor innerer Bewegung bleich gewordenen Antlitz der Gräfin ruhen.

„Schnell, dort hinein!" rief sie mit bebender Stimme, indem sie auf die Thür ihres Schlafgemaches zeigte. „Es ist der Kaiser, welcher naht!"

Mit der Schnelligkeit eines Gedankens sprang der Marquis auf Leila zu, umschlang die leblose Gestalt mit seinen Armen und eilte in das bezeichnete Gemach.

Kaum schloß sich die Thür, so trat Louis Napoleon unverkennbar mit übelgelauntem Wesen in das Zimmer der schönen Courtisane. Er ließ den stechenden Blick seiner grauen Augen fixirend über das Gesicht der Gräfin gleiten, welche jetzt gefaßt vor ihm stand, und forschte dann im Zimmer umher.

Was in diesem Augenblicke im Herzen der Gräfin vorging, läßt sich durchaus nicht beschreiben. Es waren die verworrenen Gefühle der Angst, des Entsetzens, der Scham, aber auch des aufopferndsten Muthes. Sie hätte den Eingang zu ihrem Schlafgemache mit dem wilden Grimme einer Löwin in dieser Minute vertheidigt.

„Wie kommt es, Madame," fragte Napoleon mürrisch, „daß Sie um diese Stunde bereits Ihr Schlafgemach verlassen haben? — Dem Ausdrucke Ihrer, wie es scheint, sehr angegriffenen Züge, den offenbar rothgeweinten Augen und der vollständigen Tagestoilette nach zu schließen, haben Sie in dieser Nacht der Ruhe entsagt und das Lager nicht berührt. Welche seltsame Veranlassung lag dazu vor, Adele?"

Die Gräfin schwieg, denn sie wußte augenblicklich nichts Passendes darauf zu erwidern. Sie hatte nicht bedacht, daß so viele Beweise

von einem sie betroffenen Ereignisse vor dem forschenden, mißtrauischen Blicke des Kaisers lagen.

„Nun, Frau Gräfin, weshalb antworten Sie nicht?" fragte Napoleon verwundert, indem seine Stimme drohend klang.

Adele von Castiglione erbebte bei diesem unfreundlichen Tone, dann schlug sie ihr mattes Auge zu ihm auf und erwiderte:

„Sire, seit wann bin ich verpflichtet, Ew. Majestät von meinem Thun und Lassen Rechenschaft zu geben? Ist es überhaupt artig, einer Dame solche Fragen vorzulegen?" fügte sie kühn hinzu. „Ich bitte Ew. Majestät um die Erlaubniß, über meine Zeit nach Belieben verfügen zu dürfen."

Bei diesen trotzigen Worten der erregten Italienerin verbeugte sich Napoleon III. wie ein Mensch, der bereit ist, nicht nur eine Bitte zu gewähren, sondern auch selbst einem Befehle aus diesem reizenden Munde zu gehorchen.

„Madame," entgegnete er alsdann von diesem Widerstande gerade nicht unangenehm berührt, „es ist wohl keine Unart zu nennen, wenn ich Sie höflichst bitte, mir den Grund ihres seltsamen Wachens zu erklären."

„Wenn Ew. Majestät darauf bestehen," versetzte die schöne Gräfin schelmisch, „so nehmen Sie an, ich habe die ganze Nacht für das Wohl Ew. Majestät in frommen Gebeten zugebracht."

Der Kaiser hatte nie so viel Holdseligkeit im Auge der listigen Italienerin gesehen, er hatte nie diesen Ausdruck von Zärtlichkeit in ihrer Stimme bemerkt. Es durchlief etwas wie jener zarte Schauer, den eine Liebkosung giebt, seine Adern, und er sagte im freundlichen Tone:

„Ei, ei, unsere schöne Gräfin ist ja mit einem Male . . ."

Der Kaiser konnte nicht vollenden, denn ein seltsames Geräusch im Schlafgemach der reizenden Sirene machte sein Blut erstarren und lenkte seine Aufmerksamkeit auf die Thür desselben, sein Blick hing mit einer Kraft auf dem Eingang, als könnte oder wollte er die Füllung durchdringen.

„Wer ist in jenem Zimmer, Madame?" fragte der Kaiser im befehlenden Tone, endlich Herr seiner Gefühle werdend.

Die Kinnladen der Gräfin preßten sich gewaltsam zusammen, als sträubte sich die empörte Natur gegen eine Antwort. Endlich aber sprach sie mit einer Anstrengung:

„Niemand, Sire, Niemand!"

„Niemand?" wiederholte Napoleon mit finsterer Stirn. „Dann

werden Madame mir wohl erlauben, mich um die Ursache jenes seltsamen Geräusches zu kümmern?"

Die Gräfin lächelte traurig und sagte:

„Ew. Majestät sind in Ihrem eigenen Hause, obgleich ich dasselbe als ein kaiserliches Geschenk, als ein Zeichen der Huld und Gnade Ew. Majestät betrachten soll.

„Dann lassen Sie sehen, Adele, aus welchen Ursachen mein Argwohn wachgerufen worden ist!" rief Napoleon zürnend, indem er einige Schritte gegen den Eingang des Schlafgemaches machte.

„Sire, was wollen Sie sehen!" versetzte die Gräfin, indem sie lebhaft aufstand und sich vor den Kaiser stellte.

„Ich behaupte, daß jenes Gemach eine Person verbirgt, welche vielleicht allen Grund hat, meinen Anblick zu fliehen," sagte Napoleon mit zorniger Stimme, wobei er Anstalten machte in das Schlafgemach zu dringen.

„Sire!" rief Adele mit funkelnden Augen und bleichen Wangen. „Ich bitte Sie inständigst, keinen Schritt weiter." Und ihre ausgebreiteten Arme verschlossen den Eingang.

„Ah, ich verstehe," sagte Napoleon höhnend, „Madame geben zu, daß das Gemach nicht leer ist."

„Ja, Sire, ich räume es ein," stammelte Adele mit erstickter Stimme.

Der Kaiser schaute die Gräfin mit einem Blicke an, der sie erzittern und beben machte. Nie hatte sich die Angst durch einen schärferen Ausdruck kundgegeben, .als der war, welcher sich auf dem Antlitz der Gräfin in diesem Augenblicke zeigte.

Hierdurch wurde das Mißtrauen und die Neugierde Napoleon's noch mehr erregt.

Mit einer hastigen Bewegung ergriff er den Arm Adelen's, schleuderte das zwar Widerstand leistende, aber gegen Manneskraft ohnmächtige Weib von der Schwelle des Gemaches und versuchte die Thür zu öffnen, doch vergebens, sie schien von innen verriegelt.

Wüthend stampfte der Kaiser mit dem Fuße und drohte die Thür von der Dienerschaft mit Gewalt öffnen zu lassen. Aber umsonst, Alles war still und öde in dem Schlafgemache und kein Laut verrieth dem Ohr des horchenden Kaisers, daß sich ein menschliches Wesen in dem Gemach der Gräfin befand.

„Madame," sagte Napoleon mit zuckenden Lippen. „Ich will Ihnen jede Schmach ersparen, und die Dienerschaft nicht Veranlassung

zu gehässigen Verleumdungen geben, wenn Sie mir frei heraussagen, wer sich in Ihrem Schlafgemache befindet?"

„Sire," entgegnete die Gräfin erregt, „ich werde noch heute dieses Haus verlassen, da mir nicht gestattet ist, nach freiem Antriebe zu handeln. Obgleich ich keine Veranlassung habe, über meine Handlungsweise vor Ew. Majestät zu erröthen, so will ich dennoch verschweigen, welche Gründe vorliegen, die mich bestimmen, die Frage Ew. Majestät unbeantwortet zu lassen. — Ich bitte Sie vielmehr, Sire, das Geheimniß dieses Gemaches nicht zu enthüllen."

Die Gräfin sprach diese Worte in einer Weise, wie sie nur ein schuldloses Herz zu äußern vermag und mit einer Hoheit der Geberde, daß der Kaiser unwillkürlich einige Schritte zurücktrat und erstaunt der schönen Gräfin in das von Liebreiz strahlende Antlitz starrte.

„Nun, gut, Adele," sagte er nach einer kleinen Weile, im milden Tone. „Ich will mein Mißtrauen verbannen, will den Schleier Ihres zwar seltsamen Geheimnisses nicht lüften, und Sie nicht weiter mit Fragen belästigen, wenn Sie mir versprechen, fernerhin nicht mehr solche Komödien zur frühen Stunde aufzuführen, wodurch das sanftmüthigste Herz in Flammen gerathen muß. — Vergessen Sie die Geschichte, Adele, und lächeln Sie mich wieder freundlich an, mein Gemüth ist krank, ich bedarf erheiternde Eindrücke."

„Sire!" rief die Gräfin mit einem bezaubernden Lächeln, „ich danke Ew. Majestät für dieses huldvolle Vertrauen. Ich werde niemals wieder Veranlassung geben, daß die Thür meines Schlafgemaches verschlossen ist," fügte sie mit schelmischer Koketterie zweideutig hinzu.

Der Kaiser nickte, angenehm durch diesen Scherz berührt, mit dem Kopfe, küßte die Purpurlippen dieser reizenden Courtisane und versetzte dann in gleichem Tone, wobei sein zusammengezogenes Auge einen lauernden Blick auf die erregten Züge der Gräfin warf.

„Jetzt muß ich mich wohl entfernen, Adele, damit ich nicht etwa unberufener Zeuge Ihres Geheimnisses werde, welches Sie gerade vor mir ängstlich zu verbergen scheinen."

„Ew. Majestät würden mich in der That sehr zu Dank verpflichten, wenn ich mit meinem Geheimnisse allein bleiben könnte," erwiderte die Gräfin von Castiglione mit jenem Zauber ihres verführerischen Wesens, womit sie gewöhnlich die Herzen der Männerwelt im Sturme eroberte.

„Nun, denn, so leben Sie wohl, schöne Intrigantin," sagte Napoleon noch immer scherzend, „hoffentlich hält sich Ihr Geheimniß von

politischen Tendenzen fern," fügte er halb ernst hinzu, „damit nicht etwa der Herr Polizei-Minister Veranlassung findet, den Schleier in empfindlicher Weise zu heben."

„Beruhigen sich Ew. Majestät!" rief Adele lachend, „mein Geheimniß kennt weder die Liebe noch die Politik. Es umfaßt lediglich einen Act der reinsten Menschenliebe."

Der Kaiser entfernte sich zwar, wie es schien in zufriedener Stimmung, als er aber die Schwelle überschritt, verfinsterte sich seine Stirn und leise murmelten die zusammengepreßten Lippen:

„Wenn Maupas mir nicht das Geheimniß dieses gefährlichen Weibes entdeckt, so ist er ein Stümper, und verdient nicht die Gnadensonne, die ihn bescheint."

Die Gräfin athmete laut auf und schaute ihm nach, bis er aus dem Gemache verschwunden war; sie horchte mit gespanntem Ohr, so lange sie das Geräusch des fortrollenden, kaiserlichen Wagens, unterscheiden konnte, welches endlich immer schwächer und schwächer wurde, dann verschloß sie die Thür, welche nach dem Vorgemache führte, und eilte alsdann nach dem Eingange des Schlafzimmers.

„Moses — Moses!" rief sie mit leiser Stimme, indem sie an die Thür klopfte. „Oeffne — ich bin allein!"

Aber keine Stimme antwortete der ihrigen und vergebens forderte sie wiederholt ein tröstendes Echo.

Endlich konnte sie ihre Unruhe nicht bemeistern. Sie ergriff hastig den Drücker der Thür — derselbe gab nach — die Thür öffnete sich geräuschlos.

Beim Scheine der Nachtlampe, die das Gemach schwach erleuchtete, schaute sie ängstlich umher — doch ihr Auge suchte vergebens die Verborgenen, — das Zimmer war leer.

Fast erstarrt blieb sie auf der Schwelle stehen und glaubte fast, sich geirrt zu haben.

Zum dritten Male wiederholte sie ihren Ruf — doch dasselbe Stillschweigen herrschte.

Plötzlich gewahrte sie, daß ein Fenster offen stand, und daß die erfrischende Morgenluft, in das Zimmer eindringend, die Flamme der Nachtlampe zittern machte.

Nun wurde ihr das räthselhafte Verschwinden des Marquis mit der Tochter Abd-el-Kaders klar.

Sie schloß das verrätherische Fenster und ergriffen von Schmerz und Gram, sank die Gräfin erschöpft auf ihr Lager und drückte das

Schreiben ihres Sohnes — gleichsam als geheiligten Talismann an die klopfende Mutterbrust.

Beglückende Träume führten sie in das luftige Reich des Scheines und ließen das bekümmerte Herz fröhlich und beglückt sein, welches auf Erden vergeblich den Frieden der Seele suchte. . . . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Es war Sonnabend Abend, in der Synagoge zu Constantine herrschte eine heilige, gottgeweihte Ruhe. Die Lippen der Andächtigen murmelten leise ihre Gebete zu dem Gotte ihrer Väter.

Auf den engen Straßen wogte die geschäftige Menge. Ein junger Mann, von hoher Gestalt, in der kleidsamen Tracht der Beduinen-Stämme, dicht in seinem Burnus gehüllt, von welchem die Kapuze das Gesicht ganz verdeckte und nur zwei schwarze — glühende Augen frei ließ, schritt ernst und stolz, gemessenen Schrittes, nach Art und Sitte der Orientalen durch die Menge. Er hatte so eben einen kleinen, freien Platz erreicht, auf dem nur ein einfaches Gebäude stand.

„Ist dies der Tempel der Juden?" fragte er einen zerlumpten Derwisch, der in einer Ecke zusammengekauert saß.

Der Moslem nickte und streckte die Hand aus — der stolze Beduine zog einen Beutel hervor und schüttete den Inhalt in die dürre Hand des heiligen Mannes.

Bestürzt sah ihn dieser an, warf sich in den Staub und rief mit schnarrender Stimme:

„Allah il Allah! — Du thust Wunder an Deinem ärmsten Knecht! — Zu viel, Herr, zu viel ist Deine Gabe!"

„Behalte sie," entgegnete der Fremde herrisch, dann fügte er im milden Tone leise hinzu: „Es ist ein Sühnopfer!"

Und schnell, indem er den Derwisch, der sich ihm in den Weg geworfen hatte, hinwegschob, stieg er die Stufen hinan.

„Deinen Namen, hoher Herr, Deinen Namen!" rief der Bettelmönch mit heiliger Miene, „damit mein Gebet sich mit ihm beschäftigen kann. Allah — segne Dich! Sohn des Wüstenlandes!"

Statt eine Antwort zu geben, schlug der Fremde langsam die Kapuze von seinem Antlitz zurück und zeigte dem Derwisch ein Gesicht, welches bleich und hager war, obgleich die Augen wie schwarze Diamanten unheimlich funkelten.

„Ben-Kasan-Ali!" murmelten die erbleichenden Lippen des Derwischs, indem er mit seinem Gesicht den Erdboden berührte.

„Dein Auge ist mit Blindheit geschlagen, frommer Mann,“ sagte der stolze Kabylen-Häuptling mit leiser Stimme, „und Deine Zunge gelähmt. Du hast mich nicht gesehen.“

„Es geschehe, wie Du gesagt hast, Arabiens Hoffnung!“ flüsterte der Bettelmönch zurücke, und ehe er es noch wagte, die Augen aufzuschlagen, war der Muselmann in das Gotteshaus der Juden getreten.

Ein ernster Mann schritt dem Bekenner des Korans in der Vorhalle des Tempels entgegen, als er sah, daß der Kabylen-Häuptling auf der Schwelle stehen blieb, gleichsam als fürchtete er vorwärts zu schreiten, denn der vorliegende Fall, daß ein Mohammedaner in das Bethaus der Juden trat, konnte wohl als ein Wunder betrachtet werden.

„Wen suchet Ihr, Herr?“ fragte der Jude.

„Den Ober-Rabiner Baruch, Salomon Benjahie,“ antwortete der Kabyle kurz.

„Wer fragt nach mir?“ sagte die zitternde Stimme eines Greises, welcher so eben den Vorhang zurückschob, der den Eingang in das Innere des Tempels verdeckte und in die Vorhalle trat.

„Der Löwe der Sahara überschreitet den Wüstenrand und sucht Zuflucht in dem Hause des Gottes der Juden,“ erwiderte der Moslem im feierlichen Tone.

„Warum sucht Ben-Kasan-Ali, der mächtige Kabylenfürst, eine Zuflucht in dem Hause der verachteten Juden?“ fragte der Alte wieder, während ein wildes Feuer in seinem dunklen, rastlosen Auge loderte.

„Gieb mir eine Bürgschaft, daß Du zu schweigen, und zur Ehre Allahs zu handeln verstehst!“ rief Ben-Kasan-Ali mit unterdrückter Stimme.

„Mächtiger Fürst, die Söhne des Gottes Abrahams vermögen Dir zu bieten keine andere Bürgschaft im Hause Adonai's, als meinen unbefleckten Namen. — Baruch, Salomon Benjahie ist ein Diener des Herrn, welchen Du mit dem Namen Allah anrufst. — Diese Bürgschaft für Treue und Verschwiegenheit ist stärker als hohle Eide. Deshalb sprich zu Deinem Knechte, hoher Gebieter!“

„Nun denn,“ flüsterte der Häuptling, nachdem er den Mann mit einer stolzen Geberde zurückscheuchte, welcher ihn zuerst angeredet hatte. „Die Anhänger des Nazareners verfolgen mich. Die Heere des Frankenkaisers überschreiten die Grenzen der Sahara und dringen in das Herz der Wüstensöhne. Ich bin durch das Lager der Feinde geschlichen und habe Botschaft an die arabischen Stämme gebracht, welche

ihr Haupt beugen unter das Joch der Franken! Die Fahne des Propheten ist entfaltet — der blutige Kampf entbrennt von Neuem gegen die Feinde Allahs! — Man wies mich an Dich, Sohn eines andern Gottes, wenn Verderben meinem Haupte drohen sollte."

„Die Hallen meiner Brüder stehen Dir offen, Ben-Kasan-Ali," entgegnete der Ober-Rabbiner feierlich. „Doch weshalb verwirft Dein Volk die Bedingungen, welche der Abgesandte des Kaisers der Franken ihm bietet?"

„Der Wüstensohn kann nur leben frei wie der Vogel unter dem Himmel!" rief der Kabylenhäuptling, „und nicht ertragen das Joch der Eindringlinge aus dem Abendlande! — Doch, noch ruht die Hand, welche das Erbe Mohammeds vertheidigen wird. Der große Emir, Abd-el-Kader führt die Sache seiner Kinder vor dem Gesandten des Frankenkaisers und seiner Weisheit vertrauen Arabiens Völker. — Die Unterhandlungen ruhen, bis Leila, „der Stolz Arabiens" in unserer Mitte ist."

„Sie wird in Eure Mitte niemals zurückkehren," sagte der Alte dumpf.

„Weshalb nicht?" fragte der Kabyle mit blitzenden Augen, indem seine Hand mechanisch nach dem Dolche in seinem Gürtel griff.

„Weil die Tochter des großen Emirs aus dem Palaste des Frankenkaisers entflohen ist! — Die Blume des Propheten ist entweiht, — vernichtet von dem Herrscher der Franken."

„Verdammt sei die Zunge, die diesen Frevel erzählt — verdorrt die Hand, welche Arabiens Stolz vernichtete!" brüllte der wilde Kabyle im heftigen Zorn, indem er Miene machte, sich auf den alten Mann zu stürzen, welcher furchtlos vor ihm stand.

Da legte sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter und eine Stimme, welche dem Grabe entnommen zu sein schien, sagte:

„Ben-Kasan-Ali!" der Jude sprach die Wahrheit!"

Wie vom Blitz getroffen, stand der Kabyle vor der hohen, gebietenden Gestalt Abd-el-Kaders, welcher unbemerkt durch eine Seitenthür eingetreten war, und starrte in die bleichen Züge des schwergeprüften Fürsten. Endlich ermannte er sich, beugte sein Knie vor dem besiegten Herrscher Constantine's und küßte unterwürfig die unscheinbare Hülle des Emirs.

„Du wirst diese Unwürdigkeit nicht ertragen! — Licht der Gläubigen!" rief Ben-Kasan-Ali im wilden Ungestüm. „Du wirst diese Schmach rächen an den Ungläubigen und die Unehre abwaschen in dem Blute seiner Krieger!"

„Bei dem heiligen Grabe des Propheten, sagte der greise Emir in einem Tone, welcher die Herzen der Anwesenden mit Schauder und Entsetzen erfüllte — bei den Verheißungen Allahs, vor dem ich Abends und Morgens gekniet in preisender Dankbarkeit für das tugendvolle Leben meines geliebten Kindes — schwöre ich — Rache zu nehmen an dem Elenden, welcher das Pfand der Treue vernichtete! — Stehe auf, Sohn meiner Schwester, — diese Stunde schuf einen Rebellen mehr für den Verführer in der Person Abd-el-Kaders!"

Der Kabylen-Häuptling erhob sich und trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als er in das Antlitz des der Sache der Völker Arabiens, durch die verlockenden Versprechungen Napoleons III. abtrünnig gewordenen Emirs blickte. Mit einem Gesicht, so ganz verändert gegen den ihm sonst eigenen offenen und majestätischen Ausdruck — so finster und düster stand der greise Emir da.

„Ein Roß wartet Deiner in der Nähe," sagte Abd-el-Kader nach einer Pause zu dem Kabylenfürsten. „Besteige es und jage zu Agrilka — Deiner Mutter. Dieser würdige Mann wird Deine Schritte sicher leiten." Abd-el-Kader zeigte bei diesen Worten auf den alten Rabbiner, welcher sich zustimmend verbeugte und fuhr dann fort: „Sage Agrilka, sie möge den Muth nicht verlieren, heiße sie aushalten — denn ehe viele Tage verstreichen, werde Abd-el-Kader bei ihr sein. Und Du, mein Enkel, Sohn des großen Ben-Jussuf-Ali! — entbiete den Häuptlingen und Kriegern meinen Gruß und Segen! Laß den Kriegsruf erschallen durch alle Steppen Arabiens, und entflamme die Herzen der Söhne des Propheten zum heiligen Kampfe! — Gesegnet seist Du, Stolz meines Alters! Lebe wohl, und wenn wir uns wieder sehen, gesegnet sei der Arm, der sich zuerst den Weg in die Herzen der Ungläubigen bahnt!"

Soll ich der Fürstin bekennen, daß sich Ew. Hoheit Gesinnungen endlich geändert haben," fragte der Kabyle schüchtern.

„Ja, Ben-Kasan-Ali, bekenne Agrilka, daß ich meinem Volke wieder angehöre," erwiderte der Emir dumpf.

„Auf lange Zeit?"

„Bis in den Tod!"

„Und soll ich den Häuptlingen mit der verruchten That des Ungläubigen bekannt machen?"

„Bei den Gebeinen des Propheten! Du, ein Sohn Agrilka's, kannst Du daran denken?!" brauste der Emir wild auf.

„Vor Arabiens Völkern die verruchte Schmach offenbaren, welche dem Namen Abd-el-Kaders angethan worden ist! — Jedem Märchen-

erzähler Stoff geben zu Gesang und Kunde von der Unbill, die der Ehre Leila's — „Arabiens Stolz" von dem falschen Frankenherrscher widerfahren! — Wie der Verräther in der nächtlichen Stille in ihr Zimmer schlich, und warb und drängte und schwur — und — bei Allah! daß diese morsche Hand sein Herz durchbohren könnte! — Nein, Ben-Kasan-Ali, nein! — Es giebt Thaten, von denen wir nicht sprechen dürfen — die das Herz schwellen und fast tödten, aber wofür es keine Erleichterung giebt — bis das Blut des Verräthers fließt."

„Ich beuge mich in Demuth vor der Weisheit Deines Alters, Sonne der Gläubigen!" sagte der Kabylenhäuptling, indem er die magere Hand des Emirs ergriff und inbrünstig küßte.

Und ohne ein weiteres Wort an den erschüttert dastehenden Enkel zu richten, entfernte sich der Fürst und verließ die Vorhalle des jüdischen Tempels. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Etwa acht Tage nach dieser geheimnißvollen Scene gingen zwei Depeschen nach Frankreich, eine an Louis Napoleon mit dem Berichte seines Gesandten, den Abfall Abd-el-Kaders und die kriegerischen Rüstungen der wilden Stämme Arabiens schildernd. Eine andere von der Hand des greisen Baruch, Salomon Benjahie, an Marquis Posa, welche nur die Worte enthielt: „der Faden ist zerschnitten. Die Würfel sind gefallen!"

Während nun die für Arabien's Bevölkerung folgenschweren Ereignisse von Stunde zu Stunde sich drängten und für Frankreich von unabsehbarer Tragweite sich häuften, saß Napoleon düster in sich gekehrt in seinem Gemache und blickte starr auf die Schriftzüge seines kaiserlichen Verwandten. Unzählige Male las er den Bericht des Prinzen und forschte nach dem Sinne jedes einzelnen Wortes, um zu entdecken, ob der Prinz Kunde von dem verhängnißvollen Vorfalle in den Tuilerien habe. — Doch seine Stirn wurde wieder heiter, als er nichts fand, was den Argwohn seiner Seele bestätigte. —

Bestürzung und Zorn malten sich in seinen Zügen, als er vernahm, daß Leila aus dem Palaste auf unbegreifliche Weise verschwunden sei. Er ließ sogleich den Maler, Felix von Croix vor sich berufen, und forschte nach Leila's Aufenthalt. Doch dieser, darauf vorbereitet, erklärte: die Tochter Abd-el-Kaders auf ihr Zimmer gebracht zu haben, und wisse nichts von ihrer Flucht. Auch Amanda, welche befohlen wurde, bekundete dasselbe. Der Kaiser entließ die Geschwister nach

einigen eindringlichen Mahnungen und Drohungen — über den nächtlichen Vorfall zu schweigen, und da in ihm lebhaft das Bewußtsein der Nothwendigkeit erwachte, eine scheinbare Geschichte zu erfinden, um dem erstaunten Hofe eine Erklärung des plötzlichen Verschwindens seines Gastes zu geben, erkannte er, daß die Person, welche am Besten ein solches Märchen aufbringen und in Umlauf setzen könnte — die Kaiserin sei, und sie suchte er sofort auf mit dem Vorsatze, seine Vertraute da zu wählen, wohin bei dergleichen Vergehen von Ehegatten höchst selten ihr ehrendes Vertrauen fällt.

Mit klug berechneten Worten milderte er jedoch seine Beichte in so weit, daß nur ein Irrthum — ein Mißverständniß übrig blieb.

Was auch Eugenie fühlen, oder wie sie auch sein Geständniß auslegen und deuten mochte — sie handelte mit Umsicht und Klugheit; sie stellte sich nach wenigen Vorwürfen, als schenkte sie ihres Gemahls Mittheilungen unbedingten Glauben, und zeigte sich aus freiem Antriebe bereit, allen verleumderischen Gerüchten vorzubeugen, durch die nicht unwahrscheinliche Angabe, daß Leila bereits abgereist sei. Der rasche Scharfblick ihres Geschlechts sagte ihr, daß, welches frevelhafte Beginnen ihres Gemahls auch Leila zu einer so seltsamen Flucht geängstigt und getrieben haben mochte, der Emir nicht minder als der Kaiser selbst davor zurückbeben müsse, eine That zu veröffentlichen, welche von der Verleumdung so leicht zur Schmach seiner Tochter gedeutet werden konnte, und daß, welches Märchen auch erfunden werden möge, Abd-el-Kader es unter seiner Würde halten werde, zu widersprechen.

Dieses war der Stand der Dinge in den Tuilerien, als die zwölf arabischen Häuptlinge unverrichteter Sache wieder in ihre Heimath zurückkehrten, und sich gegenseitig sagten, daß Leila mit ihrem Gefolge — ohne ihre Begleitung und ohne ihren Schutz, nicht abgereist sein konnte. Sie erriethen oder vermutheten wenigstens, daß über das seltsame Verschwinden der schönen Tochter des Emirs ein räthselhaftes Geheimniß schwebe, welches sie nicht aufzuklären vermochten.

Eilen wir den stolzen Söhnen der Wüstensteppen Arabiens voraus in ihre Heimath und richten wir unsere Blicke auf die sich dort entwickelnden Ereignisse. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

In der Gegend von Nedsjed, im dürren Innern Arabiens, dem Vaterland der Wachabiten, die zwar nicht an die göttliche Sendung



Du wirst diese Unwürdigkeit nicht ertragen! — Licht der Gläubigen! (S. 477.)



des Propheten glauben, aber den Koran annehmen und Mohammed für einen gelehrten Menschen halten, an der Küste Arabiens entlang, über die Landenge vom Suez hinüber, bis in die Wüste Sahara hinein, dehnte sich das gewaltige Heer der Bekenner des Islams.

Die Wüsten von Syrien, Al-Dschesira und Irak, hatten zahlreiche Beduinenstämme zu dem heiligen Kampfe gesendet. Von den Grenzen der asiatischen Türkei, vom persischen Meerbusen und vom rothen Meere her, waren die Anhänger Mohammeds herbeigeeilt und in allen Mundarten Arabiens hörte man den heiligen Namen Allahs preisen und ihn anrufen zur Vernichtung der Franken aus dem Abendlande.

Nicht fern von Mekka — der geheiligten Stadt der Mohammedaner, dem Geburtsorte des Propheten, in welchem sich die Kaaba oder das Haus Gottes befindet, wo der schwarze Stein aufbewahrt wird, den der Prophet durch den Engel Gabriel vom Himmel erhalten hat, und in welche Stadt kein Christ den Fuß setzen darf — befand sich das Hauptquartier der zahlreichen arabischen Fürsten und Häuptlinge, welche ihr Haupt vor Agrilka — der schönen Kabylenfürstin in Demuth beugten und auf die Weisheit ihrer Worte wie auf ein Orakel ihres Propheten horchten.

Die fast unglaubliche Kunde von dem Erscheinen Abd-el-Kaders in ihrer Mitte war zu ihren Ohren gedrungen und erfüllte die Seele der Meisten mit Begeisterung, obgleich viele Feinde des Emirs anwesend waren, welche es ihm niemals verzeihen konnten, daß er ein Vasall Frankreichs geworden war. Unter diesen befand sich selbst Agrilka — die Schwester des Emirs, wogegen ihr wilder Sohn, Ben-Kasan-Ali, zu den glühendsten Verehrern Abd-el-Kaders gehörte und ihn heilig pries, wie die untern Klassen der Gesammtbevölkerung Arabiens.

Das Jubeln der Heerhaufen über das Eintreffen Abd-el-Kaders drang von Mund zu Mund und von Ort zu Ort und zog bis zu den entferntesten Grenzen der Wüstensteppen mit Blitzesschnelle, denn der Oberfeldherr über diese wilden Horden, aus allen Stämmen Arabiens bestehend, war in der Person des greisen Emirs gefunden, obgleich manches Herz sich zagend fragte, wie der verwundete Stolz Agrilka's besänftigt und ihr unbeugsames Gemüth zur Vergebung geneigt gemacht werden könnte.

Agrilka, die Wittwe Ben-Jussuf-Ali's, saß in ihrem Gemache, in welchem sich Fabiola ihre Schwester, Medschid-Ali deren Gatte, Anführer der Hilfstruppen des Kaisers von Fez und Marokko sowie

einige der angesehensten Häuptlinge der Kabylen- und Beduinenstämme befanden. Fabiola, welche ihre ältere Schwester seit Jahren nicht gesehen hatte, war so eben aus Medinah im Hauptquartier eingetroffen. Die Begrüßung zwischen ihnen war so rührend, daß sie den Augen der halbwilden Häuptlinge Thränen entlockten, aber kaum hatte sich die Bewegung des Wiedersehens in der Brust der stolzen Agrilka gelegt, so bewies sie, wie wenig das Unglück ihren hochmüthigen Sinn gedemüthigt, oder ihre zornigen Leidenschaften besänftigt hatte; sie unterbrach ihre Schwester und Medschid-Ali bei jedem Grunde, den sie für die Aussöhnung mit Abd-el-Kader anführten.

„Nicht mit meinen Gefühlen," rief sie aus, „nicht mit der Ehre meines Sohnes ist es verträglich, daß ich dem Urheber des Unglücks unseres Landes verzeihe, umsonst einen hohlen Frieden zwischen ihm und mir erkünstele. Mein Geist kann nie sich mit ihm aussöhnen, nie verzeihen!"

Einige Tage blieb sie bei einer Sprache, welche die Hauptursache ihrer unpolitischen Leidenschaften verrieth, die sie um Macht und Ansehen gebracht hatten.

Endlich traf Ben-Kasan-Ali im Hauptquartier ein, und seine Ueberredung wirkte mehr, als alle Vorstellungen Fabiola's und ihres Gatten. Agrilka liebte ihren heißblütigen Sohn mit jener Innigkeit, welche die einzige sanfte Regung heftiger und ungestümer Naturen charakterisirt. Noch nie hatte sie seinen Wünschen, Launen nnd Plänen widerstrebt, und jetzt sprach der Liebling ihrer Seele mit der Beredsamkeit eines Mannes, der sein Herz, seine Ueberzeugung und das richtige Erkennen des wichtigen Augenblicks in seine Worte legt.

Nach langem, hartem Kampfe willigte sie endlich in eine Zusammenkunft mit dem verhaßten Bruder.

Abd-el-Kader kam, von mehreren seiner Offiziere begleitet, im Lager an, und wurde von den hervorragendsten Häuptlingen mit Ehrfurcht nnd Jubel begrüßt. Man führte sie zur Fürstin Agrilka, welche durch den hohen Ruf ihres kriegerischen Sohnes und ihrer nahen Blutsverwandtschaft mit dem greisen Emir den höchsten Rang einnahm und das größte Ansehen genoß.

Der geneigte Leser stelle sich ein geräumiges Zimmer, ausgestattet mit orientalischem Luxus vor, verdunkelt durch dichte Fenster-Vorhänge, denn die stolze Frau wünschte den Bruder in ihrem Gesicht weder die Spuren der, die Schönheit verwüstenden Jahre, noch die Gemüthsbewegung des beleidigten Stolzes sehen zu lassen. Auf einem Divan, auf der Erhöhung des Gemaches aufgestellt, saß in stolzer Haltung die Kabylenfürstin, ihre Hände krampfhaft die Lehne

des Divans umklammernd, ihre Züge starr und blaß; und hinter dem Divan lehnte die hohe, schlanke Gestalt ihres Sohnes, welche ungeachtet der Magerkeit, eine riesige Stärke verrieth, denn die hohe Brust und die breiten Schultern Ben-Kasan-Ali's verkündeten eine gewaltige Muskelkraft, welche durch frühe Uebung in den Waffen zu Stahl gehärtet war. Sein rabenschwarzes Haar lockte sich dicht um seinen edelgeformten Kopf, sein Auge schaute dunkel und glänzend unter den tiefen Brauen hervor, welche dem menschlichen Angesicht in so hohem Grade den Ausdruck von Energie und Verstand geben. Sein Antlitz war bleich und Alles an ihm, seine Haltung und sein Wesen, schien einen über seine Jahre reifen Geist zu verrathen.

Unter der Erhöhung standen einige der erprobten und tapfersten Anhänger Agrilka's, welche den Haß ihrer Fürstin gegen den Emir theilten und auch offenkundig an den Tag legten. Unter ihnen befand sich die stattliche Gestalt des wilden Beduinenhäuptlings Jussuf Bei, welcher Agrilka mit all der Hingebung eines Arabers für die erhabene, heimlich angebetete Göttin seines Herzens, in allen Streifzügen mit seinen braunen, wilden Reiterschaaren begleitet hatte.

Als die Thür aufging, und den Augen dieser stolzen Häuptlinge die Gestalt ihres mächtigen Feindes sich darbot, welcher sein Haupt unter der Herrschaft Louis Napoleons gebeugt hatte, unterdrückten sie nur mit Mühe ein Gemurmel der Erbitterung, und ihre voll Haß erfüllten Blicke richteten sich forschend auf das farblose Antlitz Agrilka's.

Das Wesen des Emirs selbst war zerstört — sein Schritt weniger fest, sein Haupt weniger stolz emporgerichtet und sein Auge weniger klar und fest.

Aber neben ihm schritt in furchtloser Haltung Medschid-Ali, gefolgt von den zahlreichen Anhängern Abd-el-Kaders.

„Fürstin Agrilka — weise Tochter des Propheten," begann der kaiserliche Heerführer, „wir stellen Dir denjenigen Mann vor, den Dein mildes Herz Bruder nennen wird bis über die Grenzen des irdischen Lebens, und für dessen hohe Weisheit und gefürchteten Ruf wir solche Liebe und Anhänglichkeit hegen, daß wir ihn so hoch schätzen, als nur einen Fürsten dieses Landes und willig unser Haupt beugen unter seinen Willen. In seine Hände legen wir freudig den Oberbefehl über die Streiter des Propheten, seiner Weisheit vertrauen wir gern unser Heil — unsere Hoffnungen an. — Wir haben Vergebung gelobt und ausgesprochen!"

„Und," sagte eine Stimme, so tief und feierlich, daß sie Alle, die sie hörten, den Athem anhalten machte, „und hat Agrilka auch

ein Wort der Verzeihung für den, vom grausigen Schicksale hart betroffenen Bruder, der mehr als alle Andern beitrug, unsägliches Elend über Arabiens Fluren und ihre Bewohner zu bringen, der aber mehr als Alle durch seinen Ruf beitragen kann, die verlorene Freiheit wieder zu erringen und das Geschehene vergessen zu machen.

„Ha!" rief Agrilka, in ihrem Zorne sich erhebend, und die Hand ihres Sohnes von sich schleudernd, womit sie dieser sanft an der Schulter hielt. „Gestehst Du Deine Sünden ein, Verräther an Volk und Heimath!? Kommst Du endlich aus dem Lager der Christen, welche mit grausamer Hand das Blut unserer Söhne vergossen und den friedlichen Herd der Araber's vernichtet haben — um unsere Vergebung zu erflehen? — Schau umher! Du siehst Agrilka umgeben von treuen Männern, welche nicht durch verblendendes Gold und eitle Versprechungen der Franken verlockt werden konnten, ihrer Würden zu entsagen und ihr Haupt zu beugen, unter das Scepter des Frankenkaisers! — Ihr Gut und Blut gehört dem Vaterlande — und wenngleich verarmt durch die Raubsucht der Ungläubigen, stehen sie doch zu dem Kampfe — der Dein Werk ist!"

„Fürstin und Mutter!" begann Ben-Kasan-Ali . . .

„Mache mich nicht rasend, mein Sohn!" unterbrach ihn Agrilka im höchsten Zorne. „Verzeihen geziemt sich für Glückliche — nicht für Mißgeschick und Jammer!"

„Hört mich," sagte der Emir mit milder Stimme, der, nachdem er einmal seinen Stolz zu dieser Unterredung mit der hochmüthigen Schwester gebeugt und sich gestählt hatte gegen die Leidenschaft, die er in seinem Herzen halb und halb verachtete als einen gewöhnlichen Ausbruch weibischer Launen, „denn ich habe ein Recht, gehört zu werden, daß nicht einer dieser edlen Söhne unseres heiligen Propheten mir nachsagen kann, daß ich mich je herabließ, meine Thaten durch gleißnerische Worte zu beschönigen.

„Theuere Waffengenossen, ich erhebe mein Haupt frei von aller Schuld. Als Constantine von den zahlreichen Heeren der Franken belagert wurde, da blickten Arabiens Völker vertrauensvoll auf den Vertheidiger der stolzen Veste und segneten seinen tapfern Arm, denn zwanzig Wochen widerstand die todesmuthige Besatzung den Angriffen des Feindes. Als aber der Hunger in die gelichteten Reihen der Anhänger des Propheten schlich — als Allah uns verlassen zu haben schien — als die zahllosen Geschütze der Franken Bresche an Bresche bahnten und den Feind fast in das Innere der Bergfeste führten, — als der Heerführer der Christen die in eine Höhle geflüchteten Greise,

Weiber und Kinder mit den wenigen Hausthieren, die ihnen zur kümmerlichen Erhaltung ihres Lebens geblieben, in cannibalischer Weise räuchern und verbrennen ließ — als viertausend gläubige Herzen dem Feuertode geopfert waren, da erkannte ich, daß die Stunde gekommen war, in der die stolzen Söhne Arabiens vor den Fahnen der Franken ihr Haupt in Demuth beugen mußten. Nach hartem Kampfe mit mir selbst und mit blutendem Herzen, übergab ich die rauchenden Schutthaufen dem fürchterlichen Barbaren, welcher in seinem unbändigen Grimme hunderte der edelsten Söhne unseres Volkes niedermetzeln ließ. Weiter in das Herz Arabiens wäre das siegreiche Kreuz der Christen gedrungen und weiter hätte die „Hyäne des Abendlandes" das Blut der Söhne Mohammeds vergossen, wenn ich nicht mein Volk vermocht hätte, die Waffen zu strecken und sich auf Gnade und Ungnade dem Sieger zu unterwerfen. Ich selbst ging mit sechs der geachtetsten Häuptlingen meines Stammes als Geisel in das Lager des christlichen Heerführers und unterschrieb — um einem weiteren Blutbad vorzubeugen — die Friedensbedingungen, welche der stolze Franke mir vorschrieb. — Ich wurde ein abhängiger Vasall Frankreichs. Wer vermag nun, mich einer Schuld anzuklagen, daß der Franke mit unerhörter Grausamkeit weiter, als ihm gestattet, um sich griff und danach trachtet, die zahlreichen Stämme Arabiens zu unterjochen und tributpflichtig zu machen? — Meine Vorstellungen beim Frankenkaiser fanden kein Gehör, meine Worte: daß gewährleistete Rechte ein Hohn und Spott wären, wenn sie nicht die Befugniß zum Widerstand und dessen Rechtfertigung in sich schließen, sobald sie, von Wem es auch sei, verletzt und angegriffen werden, wurden als die Sprache eines Rebellen bezeichnet und als die Stämme auf eigene Hand den Kampf für Freiheit und Recht fortführten, wurde ich im Lande des Frankenherrschers wie ein gefährlicher Verbrecher gefangen gehalten und bewacht. Wenn nun meine Feinde die gerechtfertigte Uebergabe Constantines mir nicht vergeben können, und sie als ein Act des Verrathes bezeichnen, auch meinen weitern Handlungen den Verfall ihrer Macht und ihres Ansehens zuschreiben und mich mit dem entehrenden Namen eines Verräthers an Volk und Vaterland, belehnen, so thun sie meinem Herzen großes Unrecht an. — Die Zeit ist gekommen, da weder Friede noch Ehre für uns zu finden ist unter der Herrschaft des Frankenkaisers," fügte der greise Emir dumpf hinzu. „Scheltet mich — wenn Ihr könnt. Söhne meines theuren Vaterlandes, weist mich zurück, wenn Ihr meines schwachen Armes — und meines erfahrenen Verstandes nicht mehr bedürft; aber das, was ich gethan in

den vergangenen Tagen, das schmäht nicht ferner, denn die Umstände rechtfertigen mein Verfahren — und Allah sei gepriesen! mein Herz und meine Seele verblieb, selbst unter der verlockendsten Pracht und dem Glanze des kaiserlichen Hofes des Frankenherrschers — meinem Volke und meinem Vaterlande, auf seinen geheiligten Altar lege ich als Sühnopfer Habe und Gut und schwöre vor dem Angesichte dieser schwergeprüften Söhne Arabiens, die Fahne Mohammeds heilig zu halten für ewige Zeiten!"

Mit emporgehobenen Armen sprach Abd=el=Kader diese Worte, seine hohe Gestalt hatte sich stolz emporgerichtet, während die bleichen Züge Leben gewannen und die dunklen Augen in hoher Begeisterung strahlten.

Nur mit gewaltsamer Anstrengung hatte Agrilka sich zurückgehalten, daß sie nicht die Rede des Bruders unterbrach, welche einen nicht unbedeutenden Eindruck auf die Häuptlinge um die stolze Fürstin gemacht hatte. Und jetzt, als der Emir schwieg, wurden ihre feindseligen Gefühle gegen den vom Schicksale so hart betroffenen Bruder gelähmt durch den Verdruß, den sie empfand, als sie Ben=Kasan=Ali plötzlich seinen bisherigen Platz verlassen und vortreten sah, zu Abd=el=Kader hin.

„Recht sind Deine Handlungen und wahr Deine Worte, erhabener Fürst!" rief der Kabylenhäuptling mit erhobener Stimme, indem er mit größter Verehrung sein Knie beugte vor dem Emir. „Und als Stellvertreter meines Volkes will ich Dir in seinem Namen feierlich zusichern eines unabhängigen Fürsten Vergebung und Vergessen für die Vergangenheit, wenn Du Deinerseits meiner fürstlichen Mutter ihr Verhalten gegen Dich vergeben willst. — Mögen alle Erinnerungen an die Vergangenheit untergehen, welche Scheidewände zwischen den Seelen tapferer Männer ziehen können."

Bis zu diesem Augenblick hatte Soliman=Abdallah, der mächtige Scherif von Mekka, gewöhnlich „der Bettler" genannt, seine Arme in sein Gewand gefaltet, sein mageres, fuchsartiges Gesicht auf den Boden geheftet, schweigend und lauernd auf den Eindruck, welchen die Worte Abd=el=Kaders hervorbringen würden, zugehört. Als Anhänger des Emirs glaubte er den Augenblick gekommen, den Worten Ben=Kasan=Ali's durch seine gewichtige Stimme Nachdruck zu verleihen. Heuchlerisch mit der Hand über die thränenlosen Augen streichend, wandte sich der falsche Scherif zu Agrilka und sagte:

„Gelobt sei Allah! Möge der große Prophet weihen und heiligen das Band, durch das allein Agrilka ihre Macht und Ansehen un=

ter den Stämmen der Kabylen wieder gewinnen, und ihr Volk frei machen kann von dem drückenden Joche der habgierigen Franken."

Nicht achtend auf diesen frommen Erguß des geizigen Scherifs, welcher in seiner ärmlichen Kleidung gegen die prächtig gekleideten Häuptlinge gewaltig abstach, mit wogender Brust, ihre blitzenden Augen von dem Emir auf den knieenden Sohn schweifen lassend, machte endlich Agrilka, wüthend über die Verehrung welche dem verhaßten Bruder von allen Seiten gezollt wurde, ihrer verzehrenden Leidenschaft Luft.

„Dahin ist es gekommen, Fürst Ben-Kasan-Ali, daß Du die Unbilden, die Deinem großen Vater und seinem Volke durch diesen Mann wiederfahren sind, vergissest und Deiner Mutter Schmach nicht zur eigenen machst? Stehst Du Seite an Seite neben meinem Todfeinde, der, statt seinen Verrath zu bereuen und zuzugeben, daß er Deinen Vater durch die Uebergabe Constantines in die Hände der Ungläubigen geliefert und mithin die alleinige Schuld an seinem Tod trägt, es noch wagt, sich über erduldetes Unrecht zu beklagen. Bin ich so tief gefallen, daß meine verzeihende oder verwerfende Stimme nur wie das Heulen des Orkans gilt? — Allah! höre mich!" rief sie mit dröhnender Stimme, welche die Herzen der Anwesenden erschütterte. „Willig reiße ich aus meiner Brust den letzten Gedanken, die letzte Sorge um irdische Größe und Macht! Verhaßt ist mir ein Verhältniß, um dessenwillen ich mich vor einem Verräther beugen muß. Fort, Vasall, des verhaßten Frankenkaisers! Grauenhaft und unnatürlich scheint es Agrilka, dem Weibe des ermordeten Ben-Jussuf-Ali, Dich, an der Seite seines Sohnes zu sehen!"

Jedes Auge wandte sich ängstlich nach dem Antlitz des Emirs hin, jedes Ohr lauschte auf die Antwort, welche sich von seinem tiefbeleidigten Stolze beinahe erwarten ließ — eine Antwort, die vielleicht für immer die letzte Hoffnung Arabiens Völker zerstören würde, denn das Zerwürfniß unter den zahlreichen Häuptlingen über den Oberbefehl des aus so vielen verschiedenen Elementen zusammengesetzten Heeres, war sehr groß, weil ein Jeder von ihnen danach strebte. Aber mochte es nun das Bewußtsein seiner Macht und seines Ansehens unter den Stämmen der Bevölkerung Arabiens sein, dieses tollkühne Weib erheben oder zermalmen zu können, oder war es das Gefühl der Rachsucht gegen den Frankenherrscher über die seinem geliebten Kinde angethane Schmach, genug, Abd-el-Kaders Angesicht, obwohl blaß wie der Tod, blieb unbeweglich und kalt, und er antwortete mit einem ernsten und schwermüthigen Lächeln:

„Mehr achte ich Dich, Agrilka, um der heißen Worte willen, die eine Wahrhaftigkeit bekunden, wie man sie selten unter den herrschenden Umständen auf fürstlichen Lippen findet, als wenn Du Dich bereit hättest finden lassen, eine Versöhnlichkeit zu erheucheln, welche zu fühlen Dir die Lebhaftigkeit Deiner Erinnerungen verwehrt! Nein, Agrilka — ich kenne Dein aufbrausendes Gemüth — ich verstehe Deinen Haß gegen mich und bekenne, daß eine offene und herzliche Aussöhnung zwischen Dir und mir noch nicht stattfinden und ein liebevolles Verhältniß zwischen uns nicht entstehen kann. Auch rühme ich mich nicht der Neigung und Anhänglichkeit, welche jene tapfern Krieger für Dich an den Tag legen. Offen, wie Du gesprochen, erkläre ich, daß die Schmach allein, die ich von einem Andern erduldet habe, mich bewegt, Dir meine Unterwürfigkeit darzubringen! Mögen Andere Dir und Deinem Ehrgeiz dienen, ich suche nur Rache gegen den Unterdrücker meines Volkes. — Sollte das Glück unsern Waffen lächeln, sollten wir mit Allahs Beistand die Feinde von Arabiens Boden vertreiben und wir wieder in Frieden über unser Volk und Land herrschen, so hast Du mir wenigstens keine Dankbarkeit zu zollen und kannst mein Herz nicht verwunden durch maßlosen Stolz. Ich scheide dann aus Deiner Nähe nur mit dem Bewußtsein — in Etwas zu Deinem Glücke beigetragen zu haben.

„Agrilka! wenn Deine kältere Besinnung zurückkehrt; wirst Du erkennen, daß der Bund vor den Augen der Völker Arabiens geschlossen werden muß! Daß Dein Zorn, als Weib, verschwinden muß vor Deinen Pflichten als Fürstin! In der Todtenstille der Nacht wird der Geist Ben-Jussuf-Ali's aus den seligen Gefilden Mohammeds herniederschweben, an Dein Lager treten und Dich fragen: ob Allah den unbesonnenen Grimm Deiner Brust gut heißen wird, der das einzige Werkzeug verwirft, wodurch Arabiens Völker gerächt und vom Frankenjoche gerettet werden können."

Nach diesen Worten verbeugte und wandte sich der Emir, aber beim ersten Zeichen, daß er sich zu entfernen beabsichtige, entstand eine allgemeine Bewegung in dem Kreise der düsterblickenden Häuptlinge. Tief ergriffen von der Würde seines Benehmens, von der Größe seines Ansehens unter den Stämmen, und von der unzweifelhaften Wahrheit, daß Agrilka, wie sie ihn verschmähte, die Existenz der Fürsten Arabiens in Frage stellte und das Erbe ihres Sohnes mit Füßen trete, drängten sich die braunen Wüstensöhne, von dem Gefühle der Selbsterhaltung getrieben, zu Agrilka's Füßen und riefen beinahe in denselben Worten:

„Fürstin Agrilka — Vergebung für den großen Emir!"

„Theuere Schwester," flüsterte Fabiola, „Du bist unser Verderben, wenn Du dem Bruder nicht vergiebst!"

„Quält doch nicht die Fürstin. — Wenn sie Schmach und Gefangenschaft der Freiheit ihres Landes vorzieht, so durchkreuzt nicht ihre Wahl! Der Fluch ihres Volkes wird sie bis weit über das Grab verfolgen!" rief der schlaue Scherif von Mekka mit höhnischer Ironie um seinen zusammengekniffenen Mund.

Ben-Kasan-Ali allein sprach nicht, sondern blieb stolz auf derselben Stelle stehen, den Emir anstarrend, wie er langsam der Thür zuschritt.

„O, mein Sohn — mein Sohn!" rief endlich die in ihrem Stolze gedemüthigte Fürstin, indem sich für einen Augenblick ein heftiges Schluchzen ihrer beengten Brust entwand. „Wenn um des Vaterlandes willen ich die Vergangenheit zu einem weißen Blatt machen muß, so sprich Du statt meiner ein Wort — der Versöhnung!"

„Ich habe gesprochen vor Dir und den Edlen unseres Landes," sagte Ben-Kasan-Ali mit einer Stimme, welche nicht aus der Brust eines menschlichen Wesens zu kommen schien, so kalt, so tonlos, so hart klang sie. „Ich habe nichts mehr zu sagen, mein Leben gehört dem großen Emir!"

Ein kurzes konvulsivisches Schluchzen aus der Brust der mit ihrem Stolze ringenden Fürstin wurde wiederum vernommen, welches aber so plötzlich als es ausbrach auch wieder aufhörte. Dann erhob sie sich von ihrem Platze, nicht eine Spur dieser stürmischen Gemüthsbewegung in der großartigen, kalten Schönheit ihres Antlitz, welches aus Marmor geformt zu sein schien, war mehr zu erblicken. Ihre Stimme, unnatürlich ruhig, hielt den Schritt des Emirs auf.

„Fürst Abd-el-Kader, vertheidige den gemeinsamen Herd unseres Vaterlandes, stelle die Rechte meines Sohnes wieder her, befreie Arabien von dem verhaßten Anblick der Ungläubigen, und Jahre der Qual und des Jammers um den ermordeten Gatten verzeiht Agrilka dem Retter des Vaterlandes!"

In einem Augenblicke stand Ben-Kasan-Ali wieder an des hochverehrten Oheims Seite, noch einen Augenblick und die Kniee der stolzen Feinde, beugten in Gemeinschaft der Anhänger des Emirs, sich vor der hohen Gestalt Abd-el-Kaders. Freudenthränen standen in den Augen, während ein triumphirendes Lächeln auf den Lippen des Scherifs von Mekka schwebte.

Und Agrilka's Antlitz, furchtbar in seiner steinernen, verschlossenen Ruhe, hob sich empor, gleichsam als flehte sie Allah, den Gott der

Moslem, um Vergebung an, — wegen der Verzeihung, die sie dem menschlichen Sünder gewährt hatte!

Die Ereignisse, welche auf diese stürmische Zusammenkunft des Emirs mit der stolzen Schwester folgten, waren von der Art, wie die Nothwendigkeit sie herbeiführte.

In der Kaaba zu Mekka übernahm Abd-el-Kader den Oberbefehl über die arabischen Heerhaufen und schwur, ohne Wanken und Wechsel das Vaterland zu retten und zu befreien vom Joche der Franken. Vor dem schwarzen Steine, dem heiligsten Symbol des Moslem, schwuren die Häuptlinge der zahlreichen wilden Stämme Arabiens dem Oberfeldherrn Treue und Gehorsam. Und am Grabe des Propheten zu Medinah schwur Agrilka, den Bruder als Arabiens unumschränkten Herrscher zu ehren und zu achten, und ihm nie wegen früherer Thaten Vorwürfe zu machen.

II.

Der Messias des neunzehnten Jahrhunderts,

oder:

Das heilige Hemd der Mormonen.

Irland, wo es kein Recht für Juden und Katholiken giebt, gerieth anfangs dieses Jahrhunderts in große Bewegung und legte der ganzen Welt seine Beschwerden vor. Es enthüllte seine Lumpen, um die blutenden Wunden nackt zu legen, mit welchen sie die gierige und barbarische Hand Englands bedeckt hat. Und doch gerade nach London hin wenden sich stets die Blicke der Irländer, wenn ihre Hoffnungen im Vaterlande zu Ende sind. Raphael Elias Benjahie kam nun auch mit seiner Familie nach London und zog, mit geringen Hülfsquellen ausgestattet, nach Bakbridge-Street, im Mittelpunkte des Viertels von St. Giles, dessen Elend einen europäischen Ruf hat.

Jede große Stadt hat gewisse Gegenden, wo die Armuth, durch Laster noch vervielfältigt, Schmutz und Nichtswürdigkeiten in Fülle und Dunkelheit verborgen, darbietet, aber keine Stadt kann London die

Palme des Elends und der Schande streitig machen. Mit einem Worte: St. Giles hat im ganzen Weltall nicht seines Gleichen. Dort erreicht jedes Leiden und jedes Verbrechen den höchsten Grad, dort ist der Mensch auf den Standpunkt der Wildheit zurückgekommen, weiß weder von Gott, noch von Gutem oder Bösem etwas. Benjahie wohnte in einem kleinen, verfallenen Hause. Er war ein Mann von schwacher Körperbeschaffenheit, aber lebhaftem Charakter. Seine Hoffnungen hatte er auf London gerichtet, aber nach einem Monate schon wußte er, woran er sich zu halten hatte, und von nun an ergriff ihn eine tiefe Entmuthigung. Doris, die Tochter, war ein schönes, sechszehnjähriges Mädchen, lebhaft, leicht von Kopf und vielleicht auch von Herzen. Sie war die ganze Freude des Vaters und der Mutter. Ihr reizendes Lächeln war allein nur im Stande die kummervolle Stirn Benjahie's zu glätten. Der Sohn hieß Moses und war ein stattlicher Bursche von achtzehn Jahren. In ganz London hätte man keinen schöner geformten Kopf auf einem herrlichen Körperbau finden können, als der des Moses Benjahie.

Bisher hatte er seinem Vater bei den kleinen Handelsgeschäften geholfen. In London, wo so viele Gewerbe seiner Wahl frei standen, ergriff er das eines Schreibers bei einem Staatsprokurator. Doris arbeitete den Tag über in der armseligen Wohnung ihrer Eltern für ein Modewaarengeschäft, und wenn der Abend kam, trug sie ihre Arbeit dahin. Plötzlich ging eine wesentliche Veränderung mit ihr vor. Sie rückte jeden Tag die Stunde, wo sie ihre Arbeiten ablieferte, um einige Minuten vor. Seit mehreren Wochen schien Doris zu wissen, was weibliche Koketterie ist; denn ihr schönes schwarzes Haar lockte sich anmuthig um ihre Schläfe, und ihr Kleid, das sonst so züchtig zugesteckt war, zeigte, vielleicht aus Nachlässigkeit, vielleicht absichtlich, die zarte Weiße eines vielversprechenden jungfräulichen Busens.

Eines Abends kam Moses Benjahie nach vollbrachtem Tagewerk nach Hause und fand seine Schwester, die er leidenschaftlich liebte, noch nicht zurückgekehrt, obgleich es schon spät war. Die Mutter war unruhig und der Vater litt noch mehr als gewöhnlich. Man wartete, — es wurde Mitternacht und Doris kam nicht. Sie sollte nimmer wiederkehren.

Das war in der armseligen Wohnung der Judenfamilie eine Nacht der Verzweiflung und der Thränen. Nach Verlauf von wenigen Wochen stand Moses Benjahie allein in der trostlosen Welt. Die Eltern waren beide vor Gram, Kummer und Elend gestorben. In dieser Zeit konnte man ihn häufig nachdenklich mit gesenktem Haupte

durch die Alleen von St. James Park irren sehen. Die ahnenstolzen, glänzenden Lady's ließen die Equipagen halten, um den jungen Mann mit der fast mythologischen Schönheit zu betrachten. Sie bewunderten die feinen Züge, welche aber doch einen stolzen Ausdruck hoher Männlichkeit trugen und das prächtige schwarze Haar, welches sich gelockt um seine Schläfe wand. Mehr als eine edle Dame folgte ihm oft mit dem Blicke, während er sich in den Alleen verlor, und bisweilen sah man selbst glänzende Equipagen folgen, aus denen schöne und verlangende Augen blitzten. Aber Niemand ahnte, daß der junge, schöne Mann mit den Feueraugen, ein Bekenner des Talmud war. Moses verfolgte stets ruhig seinen Weg, und bemerkte nicht, daß er der Gegenstand größter Aufmerksamkeit von Seiten der hochgeborenen Damen der englischen Aristokratie war.

Eines Tages wurde er aber durch ein verhängnißvolles Ereigniß aus seiner stumpfen Tiefsinnigkeit gerissen. Es war im Green-Park. Bei der Wendung einer Allee traf ein durchdringender Ruf sein Ohr. Dieser Ruf kam von einer bekannten, heißgeliebten Stimme. Er wandte sich hastig um. Eine Equipage mit fürstlichem Wappen fuhr geräuschlos über den Weg der Allee hin; aus dem Schlage derselben neigte sich der Kopf eines Engelsantlitzes, das bewegt und verschämt ihm freundlich zulächelte. Moses erbleichte, und war nahe daran ohnmächtig zu Boden zu stürzen. Doch er ermannte sich. Eine heftige Bewegung des Zornes trieb wieder das Blut in seine Wangen, denn er hatte in jener stolzen Karrosse ein geschmücktes Weib erblickt, in welchem er Doris, seine Schwester erkannte, und neben dieser saß unzweifelhaft der Verführer. Er wollte der Spur der Equipage folgen, doch er besann sich, seufzte schmerzlich vor sich hin und nahm bald seinen Weg in kalter Ruhe, nach der entgegengesetzten Seite.

Das düstere Verhängniß heftete sich aber an seine Ferse. Im Frühjahr eines Abends, in dem Augenblicke, wo er aus der Synagoge von Belton kam und um die Ecke von Shoots-Garden bog, war ein Cabriolet gegen einen Stein angefahren und verlor eines seiner Räder. Das Pferd hielt erschreckt einen Augenblick inne und dann stürzte es wieder vorwärts. Ein weiblicher Schrei kam aus dem halbumgestürzten Cabriolet. Moses hatte diesen Schrei nicht gehört, seine erste Bewegung war gleich nach dem Köpfe des Pferdes gewesen, dessen mächtiger Lauf sofort unter der Bestrebung seiner kräftigen Hand gehindert wurde. In dem Augenblicke, wo das Pferd in den Knieen zusammenbrach und den Zügel mit blutigem Schaum röthete, sprang ein

Mann auf das Trottoir und reichte einer Dame, welche leichenblaß im Wagen saß, seine Hand hin.

„Erschrick nicht, theure Doris!“ rief dieser zärtlich. „Aber beeile Dich auszusteigen,“ fügte er ängstlich hinzu, „denn dieser junge Mann wird nicht lange mehr Kraft haben, das Pferd zu bändigen.“

Diese Worte waren die Veranlassung, daß Moses sein Auge auf den Mann richtete, welcher den bessern Ständen anzugehören schien und dann seinen Blick auf die Dame gleiten ließ. Ein heftiger Schreck lähmte die Kraft seiner Hand — das stolze Roß fühlte nicht mehr den Druck seines Bändigers, es erhob sich plötzlich, schleuderte den jungen Mann weit von sich und eilte mit dem zerbrochenen Cabriolet davon. Es wurde aber sehr bald von kräftiger Hand wieder angehalten.

„Tölpel!“ donnerte die Stimme des Fremden dem jungen Mann entgegen, als dieser mit keuchender Brust, mit verzerrten Zügen und mit blutenden Händen erstarrt dastand.

Diese Beschimpfung gab Moses die Besinnung wieder, er wurde blutroth vor Zorn und ein Schlag seiner Eisenfaust schmetterte den Fremden zu Boden.

„Nichtswürdiger Verführer meiner armen Schwester!“ brüllte der seiner Besonnenheit nicht mehr mächtige junge Mann, indem er sich auf den Fremden warf. „Glaubst Du in Deinem Schlaraffenleben ein Recht zu besitzen, die Kinder des Volkes elend zu machen?! Deine Stunde hat geschlagen!“

Die Vorübergehenden standen auf beiden Seiten der Straße still und einige murmelten vor sich hin:

„Es ist der wilde Lord, Sohn des Premier-Ministers Palmerston!“

Bald sahen die Umstehenden aber die Züge des jungen Lords sich furchtbar verzerren, denn Moses Benjahie hatte ihn mit Riesenkraft gepackt. — Er versuchte sich loszumachen — aber umsonst! Der Druck von Moses Hand hatte die Festigkeit der Eisenringe, welche man den verurtheilten Verbrechern um die Handgelenke schmiedete. Er sah sich verloren — und plötzlich hörte man ein dumpfes Krachen von zerbrochenen Knochen. Da endlich kehrte die Vernunft bei Moses zurück — er ließ den Lord los, welcher starr und leblos am Boden lag.

„Er ist todt!“ rief man von allen Seiten.

„Wer ist todt?“ fragten plötzlich verschiedene Stimmen.

„Der Sohn Lord Palmerstons!“ antwortete man den Hinzugetretenen, welche Constabler waren.

Moses, welcher erschöpft röchelte und nahe daran war vor Schmerz

und Entsetzen ohnmächtig zu werden, lehnte an dem Pfahl einer Laterne. Man ergriff den Armen und schleppte ihn in's Gefängniß, weil er keine Caution zu leisten vermochte.

Der junge Lord war nahe daran, den Folgen der furchtbaren Umarmung von Moses zu erliegen, aber endlich gewann seine kräftige Natur die Oberhand und er genas. Die Jury erklärte den armen, jungen Uebelthäter, auf Wunsch des allmächtigen Premier-Ministers, für schuldig, und das Urtheil, welches ihn zur Deportation verdammte, wurde wie eine Art der Milde betrachtet, denn offenbar verdiente er gehenkt zu werden, da drei Zeugen eidlich aussagten, daß Moses die Absicht hatte, einen Mord an dem jungen Lord zu begehen.

Moses Benjahie verließ den Gerichtssaal mit stumpfer Gleichgültigkeit — einer Art von Starrsucht zur Beute. In's Gefängniß zurückgekehrt, ergriff ihn ein heftiges Fieber und er verlor das Bewußtsein seines Elendes.

Als er aus dem langen Schlafe zum klaren Verstande erwachte, waren schon einige Wochen seit dem Tage seiner Verurtheilung verflossen. Er befand sich auf der Rhede von Weymouth auf dem Pontonschiff der „Cumberland", ein schwimmendes Gefängniß, welches für die Deportirten bestimmt war, die nach Australien eingeschifft werden sollten.

Der junge Mann lag auf einer engen, schräggehenden Pritsche, in einem niedrigen Gange, der ganz voll Lagerstätten war. Von Zwischenraum zu Zwischenraum standen Schildwachen. Moses Bett stand neben einer Stückpforte, aber er kehrte dem Lichte den Rücken zu. Es war das erste Mal, daß er sich im Besitz des klaren Bewußtseins von seinem Lager erhoben hatte und war mithin nicht im Stande, sich eine Idee von dem Orte zu bilden, wo er sich befand. Das erste Gesicht, welches er erblickte, ließ ihn an der Wirklichkeit alles dessen zweifeln, was er sah. Es gehörte einem der Zeugen an, durch deren falsche Aussagen seine grausame Verurtheilung herbeigeführt worden war.

Moses Benjahie fuhr mit der Hand über sein Gesicht, er hatte zwar das unbestimmte Bewußtsein eines ihn betroffenen Unglücks, aber er konnte sich von der Art und Ausdehnung desselben keine Rechenschaft geben.

„Ich weiß nicht," murmelte er mit schwacher Stimme, „habe ich den Verstand verloren — oder nur geträumt?"

„O, nicht doch, mein schöner, junger Herr," antwortete der Mann, welcher Heinrich Wirtz genannt wurde, und später als Henker der Gefangenen von der Unionsarmee in Amerika eine so berüchtigte Rolle

spielte, daß sein Name von der civilisirten Welt verdammt wurde und sein Körper den Händen des Nachrichters verfiel. „Sie haben nur ein gefährliches Fieber gehabt, — das ist Alles."

Allmälig kehrte bei dem jungen Manne die Erinnerung zurück. Er konnte eine Geberde des Abscheues und der Verachtung nicht zurückhalten, denn das Gesicht dieses herzlosen Menschen erregte in ihm Ekel und Verdruß. Wirtz sah und verstand die Geberde, aber er blieb gleichgültig und lächelte nur hämisch das Opfer seines bezahlten, falschen Zeugnisses an.

„Ich begreife Ihren Abscheu wohl, mein schöner Herr," sagte er kalt, „mein Gesicht macht Ihnen Nervenzucken wegen der Geschichte mit dem edlen Lord Palmerston."

„Palmerston!" wiederholte Moses mechanisch.

Seine Gedanken und seine Erinnerungen wurden plötzlich lichter und mit ungestümer Heftigkeit fuhr er den Elenden an:

„Du bist es, Erbärmlicher, — jetzt besinne ich mich!" Er versuchte es, sich aus seinem Bette zu werfen, aber Wirtz hielt ihn ohne große Mühe zurück.

„Ja, ja!" rief er, „ich kenne das! Ihr Unmuth gegen mich ist begründet! — Ja, wer sich mit großen Herren in dunkle Geschichten einläßt, gewinnt nichts dabei. Der Lohn für mein Zeugniß besteht in Deportation für die Zeit meines Lebens! — Doch nur Geduld, mein edler Lord, noch sind wir nicht in Neu-Süd-Wales!" fügte er drohend hinzu. „Na, verhalten Sie sich nur ruhig, — ich bin Ihr Krankenwärter, und der Teufel weiß, wie genau ich die Verordnungen des jungen Arztes, Dr. Mudd beobachtete, welcher die Kranken hier auf dem Ponton besser behandelt, wie die bewährtesten Aerzte Englands die Patienten auf dem festen Lande."

„Wir sind auf einem Ponton?" rief Moses Benjahie erbleichend.

„Ja, auf dem besten, der sich auf der Rhede befindet. Wir schwimmen zwei Stunden von der Küste entfernt und in wenigen Tagen werden wir von dem Bayship*) an Bord genommen. Sind wir einmal dort, dann ist keine Rettung mehr möglich, aber so lange wir uns auf dem Ponton befinden, brauchen wir die Hoffnung nicht sinken zu lassen. — Hören Sie mir auch zu?"

Moses machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopf, denn seltsame Gedanken erfüllten sein Gemüth.

---

*) Fahrzeug, welches die Gefangenen nach der Strafcolonie in Neu-Süd-Wales bringt.

In diesem Augenblicke hörte man ein Geräusch von Schritten und scheltenden Stimmen über dem Deck des Schiffes.

„Der Appell ist zu Ende," flüsterte Wirtz, „und meine Zeit um. Ich will Ihnen nur noch eine Lehre geben, um einigermaßen den armseligen Spaß zu mildern, den ich Ihnen bereitet habe. Unsere Kameraden wollen nicht nach Neu-Süd-Wales. Sie dürsten nach Freiheit. Hinter Ihrer Pritsche haben sie ein Loch gemacht. Sie würden nun den Plan vereiteln, wenn Sie nicht mit ihnen im Einverständnisse wären, und wenn man sie genirt, so . . ." Wirtz beendete den Satz mit einer ausdrucksvollen Pantomime und fuhr dann fort. „Um Ihnen nun Unannehmlichkeiten dieser Art zu ersparen, ist es das beste Mittel für einen Eingeweihten zu gelten, was nicht schwer ist, weil man im Dunkeln Freund und Feind nicht unterscheiden kann. Merken Sie deshalb wohl auf meine Worte: redet man Sie mit den Worten: „„Alt-England schläft"" an, dann antworten Sie ruhig: „„die Rache wacht.""

Eine Leiter, welche vom Zwischendeck zum Oberdeck führte, begann plötzlich unter dem Gewicht einiger Verurtheilten zu schwanken, welche dieselbe durch die Luke herabzusteigen begannen.

Die Wachen, welche in Abwesenheit der Verurtheilten zusammengetreten waren und plauderten, nahmen schnell ihre Posten wieder ein. Der, welcher Moses Lager am nächsten stand, war ein riesiger Kerl mit anscheinend dummen Gesichtszügen.

Die Nacht brach herein. Die Gefangenen begaben sich in ihre Betten und einige Minuten darauf machte der Capitain des Pontons in Begleitung eines Offiziers und des Doktors Mudd die Runde. Der Capitain blieb am Lager des jungen Mannes stehen, während der Arzt seinen Puls prüfte.

„Hat der Kranke gesprochen?" fragte er Wirtz ernst.

„O ja," antwortete dieser mit einfältiger Miene, „meist aber dummes Zeug."

Mudd gab dem Posten ein Zeichen heranzutreten, dieser nahm augenblicklich eine militärische Haltung an und setzte seine mageren Beine in Bewegung.

„Loof Payne, haben Sie den Kranken sprechen hören?" fragte ihn der Doktor, der uns schon bekannt ist.

„Soll mich der Blitz treffen," antwortete dieser, welchen wir auch kennen zu lernen Gelegenheit hatten, „ich habe nichts gehört."

„Dieser Mensch muß vernünftig und zusammenhängend gesprochen

haben," sagte Mudd zu dem Capitain. „Die Krisis von heute Morgen hat sein Leben gerettet."

„Desto besser, Doktor," erwiderte der Befehlshaber vergnügt. „So ist ein Kopf mehr."

Das englische Gesetz, welches die strebsamen Arbeiter vor Hunger sterben läßt, hat für die Verbrecher ein wahrhaft mütterliches Herz. Es giebt eine Prämie für den Doktor sowohl, wie für den Capitain, wenn ein kranker Verurtheilter gerettet wird. Der Offizier, welcher den Kommandanten begleitete, hatte inzwischen mit Hülfe eines Hammers die Wände des Pontons zwischen jeder Lagerstätte untersucht.

Man hätte bemerken können, daß der Doktor Mudd sich von Anfang an an das Kopfende von Moses Bett gestellt hatte, so daß er den Theil der Wand verdeckte, welcher zwischen dem Lager des Kranken und dem seines Nachbars zur Linken lag. Die Runde entfernte sich, und der Offizier berührte die hölzerne Wand des Pontons nicht, wo Moses Lagerstätte sich befand. Wirtz brachte ihm ein vom Doktor verordnetes Getränk und begab sich dann zur Ruhe. Wenige Minuten darauf herrschte vollkommenes Schweigen. Der geräumige Gefangensaal wurde durch einige Lampen erleuchtet, deren ungenügendes Licht alle Gegenstände in einem zitternden Halbdunkel ließ. Die Wachtposten, vier an der Zahl, saßen in einer Ecke des ihrer Aufsicht unterworfenen Terrains.

Moses Benjahie schlief nicht. Aber der stärkende Trank, welchen er zu sich genommen, machte seinen Geist und seinen Körper bis zu einem gewissen Punkte schläfrig, er träumte, während er Bewußtsein von Allem behielt, was um ihn her vorging.

Nach etwa einer halben Stunde hörte er ein leises Geräusch von Kettengerassel unter der Lagerdecke seines Nachbars zur Rechten, welcher ein kräftiger Mann von entschlossenem Wesen war, wie Moses bei der Ankunft im Zwischendeck hatte bemerken können. Das Geräusch hatte allerdings an einem Orte, wo mehr als fünfzig Gefangene, mit Ketten an Händen und Füßen belastet, schliefen, nichts Außerordentliches; indessen fiel es noch einem andern Ohr als dem des jungen Mannes auf; denn der Wachtposten, Loof Payne, rief unwillig:

„Jack, Sohn des Satans, trauriger Auswurf von Newgate, mein Freund, ich will verdammt sein, wenn Du nicht der lärmendste Schuft bist, den ich kenne — und ich habe hier manchen Schuft kennen gelernt. Jack, soll mich der Teufel holen! verworfener Bandit. Wenn Du nicht aufhörst, so sind für Dich fünfundzwanzig mit der geschwänzten Katze bereit! Hörst Du?"

Loof Payne hatte diese Worte mit lauter Stimme gesprochen, aber das Geräusch der Ketten, weit entfernt schwächer zu werden, nahm nur noch mehr zu. Es ging so weit, daß man hätte versucht sein können, zu glauben, die lärmenden Worte des Wächters hätten keinen andern Zweck als gerade das seltsame Geräusch zu verdecken. Die letzten Worte unterstützte er mit einer Geberde, welche wohl eine Drohung hätten bedeuten können, wenn nicht plötzlich aus seiner Hand ein Gegenstand auf Jack's Lager geflogen wäre, der bei dem flackernden Lichte der Lampen hellglänzte. Der Verurtheilte ergriff schnell den Gegenstand und glitt gleich darauf geräuschlos von seinem Lager auf den Boden. Moses hatte das geheimnißvolle Gebahren des Wächters wohl bemerkt, wie erstaunte er aber, als er Jack ohne Ketten bis an sein Lager vorsichtig, wie eine Schlange, kriechen sah, während Loof mit geräuschvollen Schritten in dem langen Schlafsaal auf- und abging.

Moses rührte sich nicht. Etwa eine Stunde hindurch hörte er hinter sich, dicht unter dem Kopfende seines Lagers, das dumpfe Kreischen einer mit unendlicher Vorsicht und kunstgeübter Hand angewandten Säge. Plötzlich ließ sich auf dem Deck die Pfeife des Hochbootsmanns hören. Wie ein dunkler Schatten schlüpfte der Bandit auf sein Lager und wickelte sich in seine Decke. Die Säge verschwand im nächsten Augenblick in die Hand des Wächters. Gleich darauf stiegen vier Matrosen die Leiter herab, sie kamen, die Posten abzulösen.

„Tom, mein durstiger Kamerad," sagte Loof Payne zu seinem Nachfolger, „ich empfehle Deiner Wachsamkeit diesen gefährlichen Schuft," mit diesen Worten zeigte er auf das Lager von Jack. „Wenn er sich rührt, denke daran, daß ich ihm fünfundzwanzig Hiebe mit der Katze zugesichert habe."

Die abgelösten Mannschaften entfernten sich und es herrschte wieder Grabesstille in den Räumen des Gefängnißsaals.

Am folgenden Tage gingen die Sachen genau ebenso, der junge Doktor Mudd diente abermals der an der rechten Seite von Moses Lager liegenden Wand zum Schirm, so lange die Runde dauerte, und der Hammer des Offiziers seine Pflicht that, ausgenommen da, wo der Doktor stand. Als die Nacht gekommen war, zeigte sich der Wachtposten, welcher Loof's Stelle einnahm, ebenso untüchtig, als Letzterer, denn der Nachbar zur Linken von Moses konnte ein Manöver ausführen, das genau dem Jack's glich. Dies dauerte mehrere Tage, und in einer Nacht, wo Loof Payne wieder die Wache hatte, arbeiteten Jack und der Nachbar zur Linken, welcher Randal Stanton hieß,

unter den Augen des Wächters gemeinschaftlich, um den Durchbruch der Wand des Pontons zu fördern.

Dieser Randal Stanton, den der Leser im Gasthause des Deutschen Kaisers zu New=York kennen zu lernen Gelegenheit hatte, war ein bemerkenswerther Mensch und stach ungemein von dieser Armee von Mördern, Banditen und Einbrechern ab, von denen das Gefängnißschiff vom Kiel bis zur obersten Batterie angefüllt war. Seine Züge waren männlich und auf seiner Stirn lag Intelligenz und besonders fester Wille. Er war zu fünfzehn Jahren Deportation wegen Straßenraubes mit bewaffneter Hand verurtheilt worden.

Eines Tages hatte Stanton sich einen Verstoß gegen die strenge Disciplin, welche auf dem Gefängnißschiffe Zucht und Ordnung aufrecht erhielt, zu Schulden kommen lassen. Während nun Moses auf dem Verdeck stand, und eine Stunde lang die stärkende frische Luft genoß, welche ihm, als einer repräsentirenden Prämie, vom Capitain gewährt worden war, wurde Randal Stanton mit fünfzig Hieben gestraft. Wenn sonst diese harte Strafe vollzogen wird, dann erfüllt gewöhnlich der Getrafte die Luft mit seinem Schmerzensschrei und krümmte sich wie ein Wurm unter der geschwänzten Katze.

Randal Stanton legte sich ruhig auf eine Bank, und bot seinen nackten Körper dem Matrosen dar, welcher das Amt des Strafmeisters hatte. Dieser, ein Mann von wildem Aussehen mit gewaltiger Armkraft, schlug schonungslos zu, und bei jedem Hiebe erschien ein blutiger Streifen auf dem Rücken Randal's, der sich nicht regte und nicht den leisesten Schmerzensschrei laut werden ließ. Das Blut floß bald in Strömen, und bei dem fünfzigsten Hiebe, welchen der durch diesen ungewöhnlichen Starrsinn wüthend gemachte Matrose mit aller Kraft ertheilte, boten die Glieder Randal Stanton's nichts als eine breite Wunde dar. Langsam stand er von der Strafbank auf, ergriff das gefürchtete blutige Marterwerkzeug mit ruhiger Miene und betrachtete es einige Sekunden mit aufmerksamen Blicken, dann gab er es, ohne die geringste Aufregung oder Schwäche zu verrathen, an den Strafmeister zurück.

Bei dieser Gelegenheit nahm Loof Payne den Teufel zum Zeugen, daß er die Wahrheit sage, wenn er Randal Stanton den ersten Platz unter den größten Verbrechern zuerkenne.

Seit jenen Stunden hatte Moses Benjahie eine Art von Sympathie für diesen Mann, dessen Energie so siegreich eine Probe ausgehalten, bei welcher die kräftigsten und muthigsten Verbrecher schwach geworden waren. Nichtsdestoweniger war diese Sympathie ebenso

schweigend als unabsichtlich. Moses und Stanton hatten bisher auch nicht eine Silbe mit einander gewechselt.

Den Abend darauf hatte Loof wieder die Wache und Jack begann sein Werk wie gewöhnlich. Nach kaum einer halben Stunde hörte das dumpfe Geräusch der Säge plötzlich auf.

Vorsichtig schlich sich Jack an das Lager Randal's und flüsterte diesem in's Ohr.

„Das Werk zur Freiheit ist vollendet, das Loch ist gemacht."

Am andern Tage zur Zeit des Appells auf dem Verdeck hätte auch das geübteste Auge kein Zeichen der Aufregung unter den Gefangenen wahrnehmen können; dennoch war der Ausbruch durch Anwendung einer Art von Zeichensprache unter den Eingeweihten beschlossen, und auf die nächste Nacht festgesetzt, als sie in den Gefängnißraum wieder hinabstiegen.

Wirtz, welcher in einem andern Raum des Pontons beschäftigt gewesen war, hatte sich die Tage über nicht sehen lassen, heute schlich er aber an Moses heran und sagte im flüsternden Tone:

„Ei, mein schöner, junger Herr, da sind Sie ja wieder ganz gesund. Ja, ja, Doktor Mudd ist ein geschickter Arzt." Er machte Miene, sich zu entfernen, aber einen Augenblick benutzend, wo Niemand ihn beobachte, flüsterte er ihm noch schnell die Worte zu:

„Heute Nacht geht's los, wenn man Sie nicht tödtet, können Sie sich retten, und man wird Sie nicht tödten, wenn Sie die Parole geben."

Sich retten, England wieder sehen, die Schwester aus den Banden der Schmach befreien, sich dem verhaßten Gegner gegenüber zu befinden, welchen der Groll seines Gemüthes suchte — waren verlockende Bilder. Er wollte an Wirtz noch einige Fragen richten, aber dieser war ein Aal, den man nicht so leicht greifen konnte. Moses bemerkte ihn zwei oder drei Mal auf dem Verdecke, wie er dem Einen bedeutungsvoll zulächelte, einem Andern ein geheimnißvolles Zeichen gab und dann wieder verschwand. Er setzte sich an die Verschanzung und wendete seinen träumerischen Blick nach der Küste hin.

Der junge Mann, welcher seinen Gedanken nachhing, bemerkte nicht, daß sich wie zufällig eine Gruppe von Verurtheilten um ihn herum gebildet hatte, und ihn vollständig von den Wachtposten trennte. Die, welche ihm am nächsten standen, waren Randal Stanton und Jack. Letzterer verbarg unter seiner Jacke ein scharfes Messer.

„Das ist ein hübscher Kerl," sagte einer der Umstehenden leise zu Jack, „ob er wohl zur Loge gehören mag? — Mache doch einmal den

Versuch, ihn zum Reden zu bringen, um zu sehen, von welcher Farbe seine Worte sind."

Moses Benjahie, aus seinen Träumen erwachend, blickte in diesem Augenblicke um sich und fuhr erschreckt zusammen, als er sich auf diese Weise umzingelt sah. Er wollte sich von seinem Platze erheben, doch Randal's Arm drückte ihn nieder und Jack setzte ihm die Spitze des Messers auf die Brust.

„Wenn Du Dich rührst, bist Du des Todes!" flüsterte Jack mit scheuen Blicken. „Und wenn Du schreist — tödte ich Dich. Laß sehen," fügte er forschend hinzu, „ob Du zu sprechen verstehst." Der Verbrecher legte zwei Finger seiner rechten Hand vor die Stirn und sagte:

„Alt=England schläft!"

„Die Rache wacht!" rief Moses Benjahie mit lauter Stimme, denn diese Worte bezogen sich mehr auf seinen Gemüthszustand, als auf das Erkennungszeichen.

Jack verbarg hastig sein Messer und sagte mit zufriedener Miene:

„Es ist einer der Unserigen. Er gehört zur „„Rächerloge.""

„Geht auseinander, Ihr Auswurf von Newgate," schrie Loof Payne, in diesem Augenblicke an die Gruppe herantretend. „Ich will gehängt sein, wie Ihr es Alle doch noch einmal werdet, wenn die Katze nicht noch spielt, ehe der Abend kommt."

Die Gefangenen zerstreuten sich, nur Randal lehnte sich neben Moses an die Schanze, denn der Arzt hatte ihm seines wunden Körpers wegen auf einen Tag die Erlaubniß, auf Deck bleiben zu dürfen, beim Capitain ausgewirkt.

Moses wollte den sonderbaren Mann anreden, doch kaum hatte er den Mund geöffnet, so warf ihm Randal einen Blick kaltester Gleichgültigkeit zu, drehte ihm den Rücken und entfernte sich.

Als die Nacht gekommen war, fand die Runde wie gewöhnlich statt und Moses bemerkte, daß heute alle vier Wächter zu denen gehörten, welche die Säge Jack oder Randal zugeworfen hatten. Sobald die Runde sich entfernt hatte, und die gewöhnliche nächtliche Ruhe herrschte, begab sich ein höchst seltsamer Auftritt im Schlafsaale des Pontons.

Vier Verurtheilte sprangen plötzlich von ihrem Lager und näherten sich den Wächtern, welche freiwillig starke Stricke aus ihren Taschen zogen, mit Hülfe deren sie sich Hände und Füße festbinden ließen.

„Donnerwetter," murmelte Loof Payne, während man seinen Gefährten feste Knebel in den Mund steckte, „der Satan soll mich spießen und braten, auf dem Wege zu ihm bin ich schon, wenn die Loge für

dieses Manöver uns nicht eine gute Rente schuldig ist und aussetzt. Ziehe stärker, Jack, schmutziger Schuft, mein braver Freund! — So ist's recht! — Und nun macht, daß Ihr fortkommt."

Die vier Wächter wälzten sich auf der Erde hin und her, wahrscheinlich um ihre Uniform zu beschädigen, damit man an einen hartnäckigen Kampf glauben sollte.

Endlich begann der ersehnte Ausbruch. Mit unendlicher Vorsicht nahm man den durchsägten Theil des Pontons heraus und einige dreißig Verurtheilte waren schon im Meere, als noch kein verrätherisches Geräusch sich hatte hören lassen, welches die Flucht der Gefangenen bekundete. Die Wachen auf dem Verdeck schienen zu schlafen. Nur etwa zehn Verurtheilte blieben im Schlafsaale des Pontons zurück, weil sie entweder sehr krank waren oder nicht schwimmen konnten. Unter diesen befanden sich Randal Stanton und Moses Benjahie.

Letzterer steckte so eben seinen Kopf durch die Oeffnung, um ebenfalls durch Schwimmen die Freiheit zu erlangen.

„Wo wollen Sie hin, junger Mann?" fragte ihn plötzlich Randal, indem er ihn zurück hielt.

Moses zog verwundert den Kopf zurück und starrte den sonderbaren Mann schweigend an.

„Bleiben Sie, Moses Benjahie," sagte Randal ernst. „In London erwartet Sie gleich mir nur das Elend, wogegen in Botany-Bai es von unerschrockenen, geduldigen, verständigen und unbezähmbaren Männern wimmelt, mit denen man ein Königreich umstürzen könnte. Wir wollen nach Botany-Bai."

Das seltsame Gebahren dieses Mannes, zu dem er sich in unerklärlicher Weise hingezogen fühlte, sein finsterer Blick und das ernste Wesen, machten einen sonderbaren Eindruck auf den jungen Mann. Widerstandslos ließ er sich zurückziehen, und warf sich schweigend auf sein Lager, während Randal die Oeffnung schloß.

. . . .

. . . .

. . . .

Einige Tage später segelte auf der Höhe der Insel vom grünen Vorgebirge das Bayship, das am Bord eine vollständige nach dem Hafen von Sidney bestimmte Ladung Deportirter hatte, unter denen sich Moses und Randal befanden. Der Capitain des Pontons hatte nicht viel Prämien für die seiner Obhut anvertrauten Deportirten zu bekommen gehabt, dagegen hatten Loof Payne und seine drei Gefährten eine ansehnliche Anzahl Peitschenhiebe in Empfang genommen. Die

Bestrafung hatte sich darauf beschränkt, weil Loof klar wie der Tag bewiesen hatte, daß allein sein energisches Verfahren Moses, Randal und die Uebrigen, welche nicht schwimmen konnten, verhindert hatte, zu entfliehen. Was den jungen Arzt anbetrifft, so hatte die „Rächerloge" die Freigebigkeit der Regierung bei ihm mehr als ersetzt.

Ein gutsegelndes Bayship, das eine zahlreiche Gesellschaft am Bord hat, ist ein schwimmendes Capital, denn auch hier erhält der Capitain und der Schiffsarzt für jeden Verurtheilten, den sie gesund und kräftig nach Australien bringen, eine Prämie, in Folge dessen wetteifern diese beiden Beamten der Krone an Pflege und Aufmerksamkeit, gegen die ihrer Aufsicht anvertrauten Missethäter. Da auf dem hohen Meere die Handlungen der Gefangenen nur in Rücksicht der Sicherheit des Schiffes bewacht werden, so entspringt daraus eine vollständige Freiheit.

Wie wir in der ersten Unterredung zwischen Moses Benjahie und Randal Stanton gesehen haben, behandelte letzterer den jungen Mann mit stolzer Miene und verletzender Herablassung. Er war der Mann der That. Wer aber ihn einen Monat nach dieser Zeit befragt hätte, warum die Rollen ausgetauscht seien, warum Moses Benjahie über ihn eine vollkommene Herrschaft erlangt habe, warum er, der älter, erfahrener und kräftiger war, seinen Geist. dem seines jugendlichen Gefährten unterordnete, dem hätte er gewiß keine genügende Antwort geben können.

Randal Stanton war der erste, welcher die Wirkung jenes geheimen, unwiderstehlichen Reizes an sich erfahren mußte. — Tausende und aber Tausende folgten später.

Wer sich dem jungen Israeliten näherte und zum tödtlichen Hasse nicht tiefe Beweggründe hatte, wurde von seiner glänzenden Außenseite angezogen, verführt — unterjocht. Wer Haß gegen ihn hegte, wurde besiegt und vernichtet, Männer und Frauen flogen ihm mit gleicher Neigung zu, er war ein Gott für die Einen, ein König für die Andern und wie die Liebe, welche man für ihn empfand, zum Taumel wurde, so vereinigte sich die Freundschaft, welche er einflößte, unausbleiblich mit der Ehrfurcht.

Die Ueberfahrt war lang. Während der Stunden der Erholung auf dem Verdecke wurde Moses in die Verfassung der „Rächerloge" eingeweiht, welche, abgesehen von ihren hunderttausend Anhängern, auf die eine oder die andere Weise mit engeren oder loseren Banden, alle Verbrecher der drei Königreiche verbindet.

Diese Gesellschaft, deren weitgreifende Organisation den Carbonarismus in Italien, die Freimauerei und andere ähnliche Verbindun-

gen weit hinter sich läßt; schützt ihre Mitglieder so weit sie es nur vermag. Sind diese genöthigt, sich vor den Häschern zu verbergen, und sind sie Verbrecher von Wichtigkeit, so sorgt die „Nächerloge" reichlich für ihre Bedürfnisse; sind es aber Vagabunden von niederer Klasse, Banditen ohne Ruf und Ansehen, so finden sie in dunklen Schlupfwinkeln ihre Zuflucht, wo sie mit kranken Verbrechern und Familien der Verurtheilten auf Kosten der Loge erhalten werden und zusammen wohnen. Diese Schlupfwinkel nennen sie in der Gaunersprache „das Paradies."

Nach einer Fahrt von beinahe drei Monaten, während welcher man ein einziges Mal an der Küste von Brasilien angelegt hatte, konnte man endlich vom Deck des Schiffes aus Sidney sehen. Das Geschütz der Hafenbatterien begrüßte auch bald die Ankunft des Bayship, welches jedesmal durch sein Erscheinen einen Festtag für die Verbrecher-Colonie hervorbringt, denn die alten Bekannten erkennen und begrüßen sich, man erinnert sich gegenseitig an seine Thaten und spricht von der guten alten Zeit.

Aber es war noch ein anderer Grund, warum das Schiff dieses Mal ganz besonders freudig begrüßt wurde. Das Bayship trug nämlich, außer den Verurtheilten, noch eine ganze Ladung von Weibern, welche die ersten Häuser von Sidney und Paramatta von ihren Londoner Correspondenten bestellt hatten.*)

Jedermann war begierig, diese zu sehen, und die Matrosen hatten große Mühe zu verhindern, daß die Neugierigen das Verdeck stürmten. Die Ausschiffung ging erst nach einigen Tagen vor sich, weil es Gebrauch ist, daß der Oberinspektor der öffentlichen Arbeiten erst dann an Bord kommt, wenn die Gefangenen schon mit frischen Lebensmitteln restaurirt und neu gekleidet worden sind, um diejenigen von ihnen auszusuchen, welche von der Regierung benutzt werden sollen. Dies geschah. Sobald die Deportirten an's Land geschafft worden waren, wurden sie in zwei Reihen aufgestellt und dann vom Gouverneur inspicirt, welcher sie mit den Obliegenheiten ihrer Lage bekannt machte.

Als diese Formalität vorüber war, kamen die Geschäftsleute herbei und wählten sich Arbeiter aus, indem sie die Verantwortlichkeit

*) Diese Art von Geschäften ist sehr gebräuchlich und liefert einen großen Gewinn. Die Bestellung geschieht ganz nach kaufmännischen Formen. — „Nach Sicht dieses, belieben Sie uns zu billigsten Preisen fünfzig Weiber von assortirtem Alter, in gutem Geistes- und Körperzustande zu senden, und uns die Kosten in Rechnung zu stellen u. s. w."

für jeden in ihrem Dienste benutzten Verurtheilten zu übernehmen sich verpflichteten. Diejenigen, welche keine solche Bürgschaft fanden, wurden vorläufig in die Kasematten der Citadelle geführt.

Die Geschäftsleute, von denen wir so eben gesprochen, waren Freigelassene, welchen das Bürgerrecht von Neu-Süd-Wales verliehen war, nachdem sie ihre Strafzeit verbüßt, oder sich durch eine in der Colonie vollzogene Heirath davon befreit hatten.

Es ist in der That eigenthümlich, durch welche Mittel England Steuern zu schaffen und beizutreiben versteht.

Auf der einen Seite sieht man einen unverbesserlichen Verbrecher, auf der andern eine weibliche Creatur, welche den Becher des Lasters bis auf die Hefe getrunken; — Beide sind in Ketten. Da verheirathen sie sich und dieser Umstand allein macht sie frei, nur so lange sie leben, müssen sie eine nicht unansehnliche Steuer an die Regierung zahlen, oder diese abarbeiten. —

Moses und Randal hatten in Sidney keinen Bürgen gefunden und wurden deshalb einige Tage später nach Paramatta geschafft. Das Glück wollte ihnen wohl, sie fanden beide Unterkommen bei einem Herrn. Es währte aber nicht lange, so hatten Moses und Randal einen weitumfassenden Plan, wodurch sie zu Macht, Ansehen und Reichthum zu gelangen hofften, reiflich erwogen und fingen bereits an, das Fundament ihres Werkes zu legen. Der erste Schritt welcher geschah, bestand darin, daß sich Randal Stanton verheirathete.

In Paramatta kratzen und spinnen die weiblichen Verurtheilten gegen ein geringes Wochengeld, Wolle, um aus dem Stoffe, der daraus hervorgeht, den Gefangenen Kleider zu machen. Unter diesen Spinnerinnen befand sich unsere alte Bekannte, die Frau Doktorin Mudd. Man hielt sie für französischen Ursprungs und ihre Untersuchungsacten bezeichneten sie in der That mit dem Namen Julie Lablanche. Ihr Leben war ein ganzer Roman und ihre Verurtheilung für die „Rächerloge" ein großer Verlust, denn Julie Lablanche war das geschickteste Weib, das man nur sehen konnte. Sie stand mit den angesehensten Staatsmännern Englands in einem intimen Verhältnisse und wurde als geheimer weiblicher Regierungsagent von Palmerston bei vielen europäischen Höfen benutzt. Durch die Macht ihrer Schönheit, ihres interessanten Wesens und der Schärfe ihres spionirenden Geistes, wurde sie dem Kabinet von St. James zuletzt sehr unbequem, man suchte einen Weg, diese gefährliche Spionin, welche zu viel von dem finstern Treiben der englischen Diplomatie wußte

und ihre Geheimnisse an andere Kabinette verkaufte, für immer zu beseitigen. Sie wurde des Kindermordes angeklagt, zur Deportation verurtheilt und nach Neu-Süd-Wales geschafft.

Während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Sidney verschwendete Julie Lablanche — um sich der Arbeit zu entziehen, alle Feinheiten der weiblichen Koketterie, welche überall ihre Herrschaft unter der Männerwelt gegründet hatte. Sie war jung und schön, listig und verschlagen. — Der Zauber wirkte: ein angesehener Beamter der Krone Englands nahm sie in seine Protektion. Aber es währte nicht lange, so wurde er ihrer überdrüßig und sann darauf, sich dem Drucke dieses herrschsüchtigen Weibes zu entziehen. Er fand ein Mittel — der Verdacht der Veruntreuung von Geldern mußte herhalten und man sandte sie nach Paramatta. Das war ihre erste Verbannung, die erste Stufe ihres Sinkens in der Colonie, denn dort mußte sie arbeiten. Julie Lablanche war aber nicht gewohnt, niedrige Arbeiten zu verrichten, sie entfloh bald darauf, wurde wieder ergriffen und nach Georges River gebracht. Auch hier gelang es ihrer List und Koketterie die Wachsamkeit ihrer Wächter einzuschläfern, sie entfloh noch einmal, wurde aber wieder eingefangen und in die Minen von Coal-River geschickt. Da sie nun auch hier Lust zur Empörung zeigte, so legte man sie in Ketten und bändigte ein Jahr hindurch ihren ungestümen Geist. Als sie endlich Spuren der Besserung zeigte, wurde sie auf Verwendung eines Beamten wieder nach Paramatta geschafft, denn ihre Gesundheit litt in den grausigen Minen von Coal-River entsetzlich. Ihre Gefährten erkannten sie kaum wieder, denn die fesselnde Schönheit ihres Gesichts war verschwunden und hatte einer kalten, abstoßenden Blässe und Härte der Züge Platz gemacht. Sie war alt geworden. Indessen blieb ihr Herz jung und ihr unruhiger Geist behielt seine ganze Lebhaftigkeit und Thatkraft. Sie arbeitete, um nicht wieder in die fürchterlichen Minen zurückkehren zu müssen; aber in ihrer Brust lebte ein tiefer Groll gegen ihre Verfolger, sie wandte alle Intriguen an, war unermüdlich und benutzte die seltene Schlauheit ihres Geistes, um dem Gouverneur viele Unannehmlichkeiten zu bereiten.

Zu der Zeit, wo Moses und Randal nach Sidney kamen, war Julie Lablanche eine Person, mit welcher man sich auf guten Fuß stellen mußte; sie war mit allen Mißvergnügten befreundet, besaß das Vertrauen der gefährlichsten deportirten Mitglieder der „Rächerloge“ und unterhielt mit seltener Geschicklichkeit geheime Verbindun-

gen mit jenem Theile der Colonie, welcher ewig im Kriege gegen das Gouvernement leben wird.

Man erzählte sich offen und versicherte lebhaft, daß Julie Lablanche den Aufenthalt Henry Blackburn's — des Frommen, wie man diesen gefährlichen Mann gewöhnlich nannte — wisse, der einen Mordversuch auf den Gouverneur, General Blesson, gewagt hatte.

Wir werden diesen Mann in seiner Schrecklichkeit kennen lernen. Es ist der Held des gelben Fiebers, der geniale Giftimpfer, der Mann, dessen Namen man den unglücklichen Verwundeten von der Unionsarmee in den Lazarethen der Südstaaten nur nennen durfte, um sie zittern zu machen.

Man sagte von Julie Lablanche weiter, sie hätte schon mehr als einmal gewagt, in nächtlicher Stunde die Barriere zu überschreiten, welcher kein Deportirter bei Nachtzeit sich nahen durfte, und hätte ihren Fuß nach den blauen Bergen gerichtet, um mit dem gefürchteten Büffeljäger Old Seth, den nachmaligen „besten Schützen" im Scharfschützenregiment des Obersten Berdan der Unionsarmee, zu verkehren, welcher auf eigene Hand es gewagt hatte, dem Gouvernement den Krieg zu erklären.

General Blesson nahm von diesen Gerüchten Notiz, stellte überall Späher auf und ließ das intrigante Weib beobachten, aber man konnte keinen Beweis von ihrer Schuld in die Hand bekommen. Julie Lablanche war klüger, erfahrener und vorsichtiger unter ihren Gefährtinnen geworden. Sie hatte die große Kunst des Schweigens zur rechten Zeit und des Redens gelernt.

Dieses gefährliche Weib war es, welche Randal Stanton heirathete, um die Mittel zu erlangen — frei zu sein unter den Deportirten und durch ihre Vermittlung eine Bekanntschaft mit Blackburn, Old Seth und anderen verwegenen Verbrechern zu erlangen, deren Freundschaft sich zu versichern, ihm von großer Wichtigkeit schien. —

Wir machen von unserm Rechte Gebrauch und überschreiten einen Zeitraum von mehreren Monaten, indem wir den verehrten Leser bitten, uns in die Wildniß von Neu-Süd-Wales zu folgen. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Um ein großes Feuer, welches den Mittelpunkt einer kleinen, im dichten Gehölz des Urwaldes gelegenen Lichtung bildete, waren sechs Männer versammelt. Die Nacht war rauh und düster, denn der

Mond wurde von dunklen Wolken verdeckt. Am Feuer hing an einer eisernen Gabel das Viertel eines Büffels, welches halbgebraten die Appetit erregenden Wohlgerüche seines köstlichen Dampfes umher sandte. Im Dunkel erschien in unbestimmten Umrissen, wenn gerade ein Windstoß die Flamme emporlodern machte, eine von Baumstämmen gefertigte und mit Zweigen bedeckte Hütte, an deren Wänden sich einige Büchsen lehnten. Die sechs Männer saßen in einem Halbkreise um das Feuer und schienen auf das Mahl zu warten.

Zuerst sind es Randal Stanton und Moses Bejahie welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Sie tragen noch Gefangenenkleider, haben aber einen Gürtel um ihre Hüften geschnallt, in welchem sich Pistolen befanden. Neben ihnen saß Henry Blackburn, ein Mann von starker, untersetzter Gestalt, von etwa vierzig Jahren, mit kurzem Halse und einem bombenähnlichen Kopfe, dessen Gesicht merkwürdig gefleckt war und den raubgierigen Ausdruck einer Hyäne zur Schau trug, obgleich seine Mienen vortrefflich verstanden, das Wesen eines heuchlerischen Muckers anzunehmen, woher er den Namen des „Frommen" hatte. Der Nachbar von ihm war Old Seth, ein alter Bären- und Büffeljäger, auf dessen Kopf ein hoher Preis vom Gouverneur gesetzt war. Die fünfte Person war Heinrich Wirtz, den wir bereits kennen, und der sechste und letzte von diesen Abenteurern war Oldar, der Mulatte. Natürlich fehlte Julie Lablanche, die Gattin Randal Stanton's nicht. In der Nähe der Hütte standen sechs wohlgesattelte Pferde.

Die Flüchtlinge hatten endlich ihr Nachtmahl beendet. Die Flamme des Feuers war erloschen und augenscheinlich gerüstet zum Aufbruch standen die Männer bereit.

„Wir wollen zu Pferde steigen, meine Freunde," sagte Moses Benjahie, dem man zu gehorchen schien, in diesem Augenblicke, „denn die Nacht ist schon weit vorgeschritten."

Nach einer Minute waren Alle im Sattel und im Galopp verfolgten sie einen Weg, welcher vor ihnen gelichtet schien. Julie befand sich auf dem Pferde ihres Mannes.

Es war noch dunkel, als die Abenteurer die Ufer des Meeres an einer felsigen, wildromantischen Stelle erreichten, aber nicht mehr lange konnte es währen, dann brachen die Strahlen des jungen Tages durch die Finsterniß. Die Männer stiegen von den Pferden, befestigten sie an den einzeln stehenden Bäumen und gingen an den Rand des Ufers. Sie lauschten einige Sekunden, aber öde und schweigend war Alles um sie her.

„Old Seth," flüsterte Moses Benjahie, den der Leser in seiner stolzen Haltung, in dem gebietenden Ausdruck seines schönen Gesichtes und in dem Sprühen des Feuerauges wahrlich nicht wieder erkannt hätte, denn das eigentlich wahre Talent dieses außerordentlichen Mannes war zum eigenen Selbstbewußtsein erwacht. „Das Signal!"

Der alte Büffeljäger blickte zufrieden lächelnd in das von fast überirdischer Schönheit strahlende Antlitz des erregten jungen Mannes, setzte ein Büffelhorn an seinen Mund und stieß in regelmäßigen Zwischenräumen drei rauhe Töne hervor, welche wie das Brüllen eines Stieres klangen, im Echo der Felsen wiederhallten und fernhin im Urwalde langsam erstarben. — — —

Gleich darauf leuchtete ein heller Schimmer auf der entgegengesetzten Seite des Meeres auf, denn das Wasser war an dieser Stelle nicht sehr breit und schien hier und dort die Gipfel der Wellen zu entzünden. Es war dies das Werk einer Sekunde; kaum entstanden, verschwand das Licht auch wieder.

Die Männer legten sich am Strande schweigend nieder und schienen auf ein weiteres Zeichen zu warten.

Im Hafen von Sidney lag ein Regierungsdampfer, welcher nach England abgehen sollte. Die verwegenen Abenteurer hatten den Plan gefaßt, sich desselben zu bemächtigen. Julie, welche in unkenntlicher Tracht nach Sidney abgeschickt worden war, um zu erforschen, ob die Mißvergnügten unter den Deportirten sich hätten ein kleines Küstenfahrzeug und Waffen verschaffen können, hatte zwei Nachrichten statt einer gebracht. — Das Fahrzeug und die Waffen lagen bereit, aber auf der Rhede befand sich ein Kreuzer der englischen Flotte, welcher sich der Küste genähert hatte, um seine Bemannung zu rekrutiren, welche durch ein Gefecht mit einem Kaper gelitten hatte. Es war die Corvette „Green Aldrigge" von achtzehn Kanonen. Der Kapitain, welcher sie kommandirte, hatte, wie das gewöhnlich in solchen Fällen auf allen Küsten von Neu-Süd-Wales geht, zum Gouverneur geschickt, und von diesem eine Anzahl Verurtheilter verlangt, welche ihre Strafe verbüßt hatten, und geneigt waren, nach England zurückzukehren. Auf die Weigerung des Gouverneurs, welche vorauszusehen war, weil dieser von jedem steuerzahlenden Kopfe eine Prämie bezieht, half sich der Kapitain so gut wie er konnte. Er legte sich auf Schleichwege. Zwei von seinen Offizieren begaben sich an's Land, um angeblich die Einrichtungen der Strafkolonie kennen zu lernen, hauptsächlich aber, um sich mit dem Ober-Inspektor der öffentlichen Arbeiten zu besprechen, welcher im Rufe stand, durchaus der Mann für dergleichen Anwer-

bungen und Geschäfte zu sein. Der Ober-Inspektor empfing eine ansehnliche Summe im Voraus und versprach dreißig kräftige und entschlossene Männer zu liefern. Die Art der Werbung war die einfachste von der Welt. Fünf bis sechs Vertraute des Ober-Inspektors wurden von diesem beauftragt, den zukünftigen Matrosen bei passender Gelegenheit, welche natürlich herbeigeführt wurde, tüchtig zuzutrinken, um sie im sinnlos betrunkenen Zustande bis an den Strand, etwa eine gute Meile von Sidney, ohne Aufsehen in der Nacht schaffen zu können. Der Ort war genau verabredet. Drei Stöße in ein Büffelhorn sollten der Corvette zum Signal dienen, daß der Coup gelungen sei, und die Waare zum Abholen bereit liege. Eine Schaluppe sollte sie vom Ufer holen und nach dem Schiffe bringen, welches auf hoher See kreuzen würde.

„In welcher Entfernung vom Ufer liegt die Corvette?" fragte Moses Benjahie die Gattin Randal's, welche eine verzehrende Leidenschaft für den schönen jungen Mann in ihrer Brust verbarg.

„Etwa drei bis vier Meilen," antwortete Julie mit einem Flammenblick ihres nicht uninterressanten Auges.

„Und der Dampfer?" fragte er weiter.

„Nicht weit entfernt vom Hafen in Sidney.

„Auf diese Weise also," sagte Randal, „werden wir, wenn wir uns des Dampfers auch bemächtigen, von der Corvette in den Grund gebohrt."

„Zum Teufel, ja," brummte Old Seth. „Ich muß Euch gestehen, ich habe kein Vertrauen zu der gefährlichen Sache."

„Das wird sich finden," versetzte Moses Benjahie kalt. „Wo sind unsere Verbündeten aufgestellt?" wandte er sich fragend an Julie.

„Am jenseitigen Ufer, unterhalb der Spitze von Cowhill," antwortete diese. „Sie werden bald am diesseitigen Ufer landen."

„Wir haben noch eine halbe Stunde vor uns, Freunde," sagte Moses, „denn früher können unsere Brüder nicht hier sein. Jedenfalls steht durch ihr Signal fest, daß sie die Absichten des Ober-Inspektors vereitelt haben, und daß wir uns am richtigen Orte befinden."

Der junge Mann schwieg eine Weile, blickte sinnend vor sich hin und sagte dann plötzlich auffahrend:

„Freunde, der Dampfer ist ein armseliges Fahrzeug für uns, wir müssen die Corvette nehmen. Randal führen Sie unsere Brüder hierher, sobald sie am verabredeten Punkte landen. Ich habe einen Entschluß, einen Plan gefaßt, welcher gelingen muß — die Corvette ist unser."

Randal Stanton gehorchte, ohne zu antworten, die Macht des Genies hatte die Oberhand gewonnen. Der Plan ihrer Flucht aus Sidney war ein Meisterwerk, von Moses entworfen und vollführt.

„Bei diesem Unternehmen bin ich nicht dabei," sagte Old Seth, „denn die Corvette muß mindestens von zweihundertundfünfzig Leuten bemannt sein. Das Wagniß schmeckt nach Wahnsinn."

„Dann werden wir es ohne Ihre Hülfe ausführen, Old Seth!" rief Moses lebhaft. „Sind wir nur erst auf der Corvette, dann haben wir gewonnen. Ein gutes Schiff mit achtzehn Kanonen ist unser und macht uns zu Herren der Meere. Wäre die Corvette übrigens nicht bemannt, so könnten wir mit ihr nichts ausrichten, denn wir würden mit dreißig Mann keinen Kampf gegen andere Schiffe bestehen können."

Die Barke, worauf sich die Mitverschworenen befanden, war gelandet, und kamen dieselben so eben unter Randal's Führung heran. Es waren achtundzwanzig kräftige und entschlossene Männer. Es gab unter ihnen gewöhnliche Verurtheilte, aber die meisten gehörten zu jenen unbezähmbaren und verwilderten Verbrechern, welche eine erste Strafe nicht zurückhält, und die man vergeblich in die grausig kalten Minen von Coal-River bringt. — Sie sind gefesselt, abgesperrt, bewacht, sie leben zweihundert Fuß unter der Erde, aber so wie ein Aufruhr, ein verzweifelter Versuch sich zu befreien, unter den Gefangenen auftaucht, sieht man sie sich erheben wie wilde, entfesselte Dämonen. Sie ermorden die Wachen mit den Resten ihrer durchfeilten Ketten, bringen Wunder von Kraft, Geduld und Muth zu Stande, und man muß gestehen, daß der Elendeste unter ihnen in seinem Leben mehr Muth und Geschicklichkeit gezeigt hatte, als nöthig wäre, um ein halbes Dutzend Helden damit auszustatten.

Die Dunkelheit herrschte noch immer, aber man erkannte sich doch gegenseitig.

Moses Benjahie musterte mit prüfenden Blicken die Ankömmlinge. Endlich nahm er Randal bei Seite und richtete die Frage an diesen:

„Sie kennen diese Männer von früher, Randal?"

„Fast Alle," antwortete er, „sie gehören meist zur Rächerloge."

„Kann man auf die Männer in der Stunde der Gefahr mit Bestimmtheit rechnen?"

„Das kommt darauf an, wenn der Streich ihnen gefällt. Aber der Teufel soll mich holen, wenn ich begreife, Benjahie, was Sie im Schilde führen!" rief Randal verwundert über den Ernst des jungen Mannes.

„Sind die Männer entschlossen und tapfer? — Ich will Alles auf eine Karte setzen!"

„O, was das anbetrifft, Benjahie, das sind sie wie der Teufel und nach Umständen auch gehorsam."

„Lassen Sie die Leute herantreten, Randal, die Zeit drängt," sagte Moses ernst. „Mir ist, als höre ich schon Ruderschläge," fügte er horchend hinzu.

Randal gehorchte, und der junge Mann befand sich bald in der Mitte der achtundzwanzig Verbrecher.

„Meine Freunde!" begann er in einem Tone und mit einem Wesen, welches ihm alle Herzen im Fluge gewann. „Sie haben ungefähr fünf Minuten Bedenkzeit. Hören Sie mich an, ich habe folgenden Plan in Ausführung zu bringen: die Schaluppe des auf hoher See kreuzenden Kriegsschiffes wird in kürzester Zeit hier landen, um dreißig Mann in Empfang zu nehmen. Nämlich dreißig von der Trunkenheit sinnlos gewordene Menschen, die man wie schwere Wollsäcke oder Waarenballen aufladen kann. Sie sind nur achtundzwanzig an der Zahl, meine Freunde, aber Old Seth und der Mulatte Oldar werden die Zahl von dreißig ergänzen. Wollen Sie sich auf diese Weise an Bord der Corvette bringen lassen?" fragte Moses Benjahie mit der Geberde eines Königs.

„Eine verteufelte Idee," brummte der alte Büffeljäger.

„Und zu welchem Zwecke?" fragten zwei oder drei Stimmen.

„Um die Gefahren des Enterns zu ersparen, meine Freunde!" rief Moses mit blitzenden Augen. „Um ohne Kampf mit einem Male auf das Verdeck eines der besten Schiffe Alt-Englands zu kommen, dessen achtzehn Kanonen Ihnen dann den Rücken zukehren!"

Blackburn und Wirtz — die Hyänen des neunzehnten Jahrhunderts — welche anscheinend mit großer Aufmerksamkeit zugehört hatten, schlugen sich an die Stirn und riefen fast zugleich:

„Meiner Seele, jetzt begreife ich Alles! Auf, Kameraden, das ist ein Streich, welcher der Mühe lohnt! — Ein Hurrah auf den Anführer!"

Benjahie lächelte kaum merklich über den plötzlichen Enthusiasmus dieser Blutsauger, dann wurden noch einige weitere Maßregeln besprochen, welche das Gelingen des Planes fördern sollten, worauf sich die dreißig Männer, unter ihnen Oldar und Old Seth, in den Sand warfen, nachdem sie vorher ihre Messer und Pistolen unter den Gefangenenkleidern wohl verborgen hatten.

Moses Benjahie, Randal Stanton, Henry Blackburn und Heinrich

Wirth verbargen gleichfalls ihre Waffen, und gingen, nachdem man den Pferden die Freiheit gegeben hatte, anscheinend sorglos am Ufer hin und her, während Julie auf einer Felsenklippe saß und ihr Haar ordnete.

Kaum waren zehn Minuten vergangen, so hörte das geschärfte Ohr Moses Benjahie's die gleichmäßigen Ruderschläge von der Schaluppe, welche mit Blitzesschnelle herankam.

„Rührt Euch nicht, Brüder!" rief er mit leiser Stimme. „Es gilt unser Aller Leben. Auf der Schaluppe und auf dem Schiffe selbst seid Ihr geradezu sinnlos betrunken. Ihr schlaft!"

„Holla!" rief man plötzlich von der Schaluppe.

„Holla!" entgegnete Randal.

„Wer seid Ihr!" ertönte es wieder von der Schaluppe.

„Gott verdamme mich — wer seid Ihr selbst und was wollt Ihr?" fragte Randal.

„Offiziere Ihrer Majestät Kriegscorvette Green Aldrigge!"

„Und wir sind vier gute, loyale Unterthanen aus dem Hause des Herrn Oberinspektors, der dem Herrn Kapitain Napier seine Empfehlung sagen läßt," erwiderte Randal.

„Und was weiter?" fragte eine Stimme von der Schaluppe.

„Und Ihnen schickt, was Sie wohl wissen werden."

Das kleine Fahrzeug war nur noch einige Fuß vom Gestade. Mit einem kräftigen Ruderstoße flog es beinahe bis auf den Sand. Ein Offizier, der Hochbootsmann und fünf oder sechs Matrosen sprangen an's Ufer.

„Wir erwarteten Sie diese Nacht nicht mehr," sagte der junge Offizier.

„Wir kommen etwas spät, das ist wahr," entgegnete Randal, der seines Alters wegen die Rolle eines Bevollmächtigten des Oberinspektors spielte, „aber diese braven Burschen vertragen den Grog so gut, daß wir wohl sechs volle Stunden gebrauchten, um sie in diesen Zustand zu versetzen."

Mit diesen Worten zeigte er lachend auf die Schläfer.

„Wie viel Kerls haben Sie?" fragte der Offizier.

„Dreißig Mann — Kerls wie die Riesen!" rief Randal noch immer lachend.

„Donnerwetter! sind die Schufte besoffen," schrie in diesem Augenblicke der Hochbootsmann, der sie näher betrachtet hatte, voll Bewunderung, denn er liebte das heiße Getränk sehr. „Aber hübsche, stramme Burschen sind es, meiner Treu!"

Der Offizier nahm eine wichtige Miene an und sagte:

„Der Oberinspektor würde es wohl nicht gewagt haben, den Oberbefehlshaber eines Kriegsschiffes Ihrer Majestät zu betrügen. Nur vorwärts, Burschen, die Schufte eingeladen!"

Drei Matrosen nahmen sogleich Old Seth bei den Schultern und Beinen.

„Einer!" zählte der Offizier.

Der alte Büffeljäger fiel schwer in die Schaluppe.

„Zu trinken, Kamerad, — zu trinken!" lallte er mit heiserer Stimme.

Die Matrosen brachen in ein lautes Gelächter aus.

„Zwei — drei — vier — fünf!" zählte der Offizier jedesmal, wenn einer der Betrunkenen wie ein Waarenballen in die Schaluppe geworfen wurde. „Macht schnell, Burschen, der Tag bricht schon an," fügte der Offizier ungeduldig hinzu. „Sechs — sieben — acht!"

„Schwerenoth, die Schufte sind gemischt!" rief der Hochbootsmann lachend, „sogar ein Mulatte ist dabei! Na, die Peitsche wird seine Haut schon weiß bleichen!"

„Ich denke, Sie folgen uns an Bord," wandte sich der Offizier plötzlich an Randal, wobei er das Zählen nicht vergaß. „Der Kapitain wird Ihnen seine Zufriedenheit bei einem Glase Wein bezeugen und die Restsumme für den Oberinspektor aushändigen."

„Teufel, dieser Vorschlag kommt gelegen," murmelte er vor sich hin, dann fügte er laut hinzu. „Sehr gern, Sir, ich werde mit meinen Leuten folgen. Meine Frau dort," er zeigte auf Julie, „hat schon lange gewünscht, das Innere eines ansehnlichen Kriegsschiffes Ihrer Majestät Marine in Augenschein zu nehmen. Das trifft sich ja vortrefflich. Julie mache Dich fertig!" rief er vergnügt seinem Weibe zu.

„Die Narren!" flüsterte der Hochbootsmann dem Offizier zu, „was machen wir aber mit dem Weibe?"

Der Offizier gab ihm einen Wink zu schweigen und zählte weiter. — Die Zahl war richtig.

„Harrison, geben Sie doch der Dame den Arm," sagte er dann zu dem Hochbootsmann, und Sie, meine wackeren Freunde, steigen Sie ein, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Man beeilte sich, den Wunsch des Offiziers zu erfüllen. Die Verurtheilten stiegen in die Schaluppe, die Ruder senkten sich in die Wellen, das Fahrzeug schwankte und flog bald darauf durch die Bran=

dung. Alles schwieg, bis man nach Verlauf von etwa einer Stunde die hohe See erreichte.

Der Offizier prüfte mit neugierigen Blicken während der Fahrt seine vier Gäste. Moses Benjahie schien seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zu ziehen.

„Harrison," flüsterte er vergnügt lächelnd dem Hochbootsmann zu, „wir haben einen prächtigen Fang gethan. Der Kapitain wird sich über unsere List freuen. Diese vier Kerls sind allein das Geld werth, was der Schurke von Oberinspektor von uns erpreßt hat, und das Weib schaffen wir wieder an's Land, es ist nur eine Fahrt mehr."

„Nun, das Frauenzimmer ist so übel nicht," murmelte Harrison, mit lüsternen Blicken Julien's Gestalt musternd. „Ich freue mich wie ein Waschbär, wenn er in's Wasser fällt, auf die Entwicklung," fügte er halblaut hinzu. „Die Schufte werden Augen machen, wenn die Katze tanzt."

Die Corvette zeigte schon in unbestimmten Umrissen an dem schwachgerötheten Himmel die schwarzen, blanken Linien ihres Takelwerks; ihre Masten schwankten und waren vornüber gebeugt, während der Kiel im Schaume der hochgehenden Wellen verschwand. Am Bord war Alles ruhig und schweigsam, und erst als die Schaluppe in's Fahrwasser der Corvette kam, rief die Wache vom Deck an. Die Losung erfolgte und eine Sekunde darauf ließ man die Talje über Bord.

In wenigen Minuten war die ganze Mannschaft auf das Verdeck gehißt, wo die Trunkenbolde wie leblose Körper liegen blieben.

Der erste Corvetten-Offizier, ein kurzer, untersetzter Mann, von hartem, abstoßendem Wesen, steckte den Kopf aus der Luke hervor und rief:

„Nun, Kamerad, Sir Wattson, Alles gut abgelaufen?"

„Vortrefflich, Sir, ganz vorzüglich abgelaufen!" antwortete der Gefragte lachend. — „Kommen Sie nur herauf, Sie werden Wunderdinge erleben!"

Der erste Lieutenant stieg auf's Verdeck und ließ sich eine Laterne herbeiholen, um die gepreßten Mannschaften in Augenschein zu nehmen. Während dieser Inspektion gab er bald diesem bald jenem der anscheinend schwer Betrunkenen einen derben Fußtritt und fluchte in einer Weise, daß Moses Benjahie ganz blaß vor Entsetzen wurde. Er schwur bei allen Furien der Unterwelt, daß die Schurken ein Monat hindurch nichts als Wasser sollten zu trinken bekommen. Als der Corvetten-Offizier endlich seine Musterung beendigt und seine Brust

noch durch einen herzhaften Fluch erleichtert hatte, warf er plötzlich seine Augen auf Moses und seine Gefährten.

„Was soll's denn mit Denen da, Wattson?" fragte er mürrisch auf die Verurtheilten zeigend.

Der junge Offizier näherte sich seinem Vorgesetzten und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

„So, so!" rief er kichernd. „Die Sache ist wichtig. Melden Sie sich beim Capitain, Wattson, zehn Flaschen Portwein sind Ihnen gewiß!"

Der junge Seemann fühlte sich ungemein geschmeichelt, verbeugte sich lachend und entfernte sich. Etwa vierzig Matrosen waren nach und nach auf's Verdeck gestiegen und nahmen die gewöhnliche Morgenarbeit in Angriff. Der junge Tag brach immer mehr durch die Dämmerung, es wurde zusehens heller.

Randal Stanton berührte plötzlich Moses Benjahie's Arm.

„Nun," flüsterte er leise, „was zaudern Sie?"

Der junge Mann antwortete nicht. Er war bleich wie der Tod — ein leises Zittern bewegte seinen Körper — seine Lippen zuckten heftig, und sein dunkles Auge starrte planlos vor sich hin.

„Wollen wir warten, bis die ganze Mannschaft auf dem Verdeck ist?" fragte Blackburn mit der Miene eines Tigers, welcher im Begriff steht, sich auf seinen Feind zu werfen.

Moses Benjahie gab noch immer keine Antwort. Etwas Seltsames ging in seinem Innern vor. War es Furcht, was seine Seele mit Zaudern erfüllte? — O, nein! — Das von ihm verlangte, geheime Zeichen, gab vielen Menschen den Tod, die ihm niemals etwas zu Leide gethan hatten. Er zauderte.

„Haben Sie Furcht?" fragte Wirtz verächtlich.

„Nein," antwortete Moses, unter seinen Kleidern den Griff eines Pistols suchend.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke stieg der Befehlshaber der Corvette mit sämmtlichen Offizieren auf's Verdeck und ging auf die von Moses und seinen drei Gefährten gebildete Gruppe zu.

„Bringen Sie diese Männer in den untersten Schiffsraum," sagte der Capitain zu dem Hochbootsmann, nachdem er die Deportirten genau betrachtet hatte. „Unsere geschwänzte Katze wird vortreffliche Matrosen aus ihnen machen."

Diese Worte des Kapitains brachten das Blut in die Wangen Moses Benjahie's zurück. Er richtete sich stolz empor und ergriff mit

fester Hand das Pistol. Das Blatt hatte sich gewendet, er hatte jetzt um seine Freiheit zu kämpfen, und nicht kaltblütig zu morden.

„Bei Ihrem Leben! Kommen Sie nicht heran!" rief er mit donnernder Stimme, dem Hochbootsmann entgegen, der auf ihn zu kam, um den Befehl des Capitains in Ausführung zu bringen.

Das ungewisse Tageslicht gestattete dem stutzenden Seemanne nicht, wahrzunehmen, daß der junge Mann bewaffnet war. Der Hochbootsmann zog seinen Degen, um die Verurtheilten mit flacher Klinge in den Schiffsraum zu treiben.

„Auf, zum Kampfe! Ihr Söhne der „Rächerloge!" schrie Moses Benjahie mit einer markerschütternden Stimme, indem er sein Pistol auf den Seemann abfeuerte, welcher, von der Kugel durch die Stirn getroffen, zu Boden sank.

Ein furchtbares Geschrei war die Antwort auf den Pistolenschuß. Es war das verabredete Signal. Die dreißig Verbrecher fuhren mit einem Schlage in die Höhe und warfen sich wie Tiger auf die bestürzten Matrosen. Es war ein wüthender, nnwiderstehlicher Angriff. — Die Matrosen ergriffen zwar den ersten, besten Gegenstand zu ihrer Vertheidigung und das Blut floß in Strömen, aber die Angreifenden waren wohl bewaffnet und deshalb der Kampf zwar blutig — aber kurz. Bald lagen zwei Drittel der auf dem Verdeck befindlichen Matrosen dahin gestreckt, mit ihnen sämmtliche Offiziere und der Capitain.

Es war Randal, Blackburn und Moses gelungen, rechtzeitig die Luken zu den Kajüten und zu dem Schiffsraum, wo sich die übrigen Matrosen befanden zu schließen, so daß diese verhindert waren am Kampfe Theil zu nehmen.

Der Angriff war gelungen und der Kampf vorläufig eingestellt, denn die wenigen, am Leben gebliebenen Matrosen, hatten sich den Siegern ergeben, unter ihnen befand sich Lpof Payne, welcher sich auf der Corvette hatte anwerben lassen, da seine Dienstzeit auf dem Ponton abgelaufen war.

Die Verbrecher jubelten über den leichten Sieg, denn er hatte ihnen nur einen Todten und vier Verwundete gekostet. Indessen hatte die Lage der Männer nichts Beruhigendes, da unter ihren Füßen sich noch hundertundfünfzig gut bewaffnete, wohlausgeruhte und vorbereitete Feinde befanden. — Das Geringste war also erst vollbracht.

Moses Benjahie, welcher mit scharfem Verstande die drohende Situation erwog, rief die Gefährten um sich und hielt mit ihnen eine Art von Kriegsrath. Ueber einen Punkt waren alle Meinungen gleich,

nämlich, daß man sich der Corvette durchaus bemächtigen und Herr über den Feind werden müsse, aber auf welche Art, darüber konnte man zu keinem Resultate kommen.

„Mit Verlaub, Ihr Herren," sagte Loof Payne plötzlich, welcher mitten unter den Verbrechern stand, als ob er zu ihnen gehöre, „ist's gestattet, Ihnen einen Rath zu ertheilen?"

„Donnerwetter, Loof Payne!" rief Wirtz verwundert, welcher ihn bisher nicht bemerkt hatte. „Redet, alter Freund, Euch sendet der Himmel oder auch die Hölle!"

„Was habt Ihr zu sagen, Freund? sprecht!" sagte Moses Benjahie mit herzgewinnender Stimme.

„Es giebt auf der Corvette noch Vier, die mit mir auf dem Ponton gedient haben, diese und noch fünfzig Andere sind gewiß mit Vergnügen bereit, unter Eurer Flagge zu dienen, denn da wird's bestimmt reiche Beute und ein prächtiges Leben geben. Lassen Sie mich nur die Sache machen."

Mit diesen Worten ergriff Loof Payne, ohne eine Antwort abzuwarten, eine Axt, und eilte nach der großen Luke. Auf dem Wege dahin bemächtigte er sich noch des Sprachrohrs des getödteten Kapitains. Dicht an der Luke hieb er mit der gewichtigen Axt rüstig in den Boden und hatte in wenigen Minuten ein Loch, wie zwei Hände groß, gemacht. Er setzte das Sprachrohr in dieses Loch, brachte den Mund an den Rand desselben und schrie mit verständlicher Stimme in den Schiffsraum hinab:

„Kameraden, das Schiff ist von zweihundert Seeräubern genommen, wir sind bis auf wenige Mann niedergehauen. Ergebt Euch, denn sonst fliegt Ihr mit der Corvette in die Luft, die Kannibalen sprachen schon davon — Feuer anzulegen. Beeilt Euch mit Eurer Antwort."

„Sind es Brasilianer, die am Bord sind?" fragte man von unten herauf.

„Natürlich!" rief Loof Payne hinab. „Zweihundert braune Banditen, die so scheußlich aussehen, daß der Satan neidisch darauf sein könnte!"

„Verspricht man uns das Leben zu sichern?" rief man zurück.

„Wenn Ihr Euch beeilt, wird man Euch das Leben lassen und als Freunde behandeln, gleich mir, wo nicht, nun" so . . ."

„Wir ergeben uns — öffnet die Luke," rief man nach einer kurzen Pause.

Loof Payne wollte sich erheben — Moses Benjahie hinderte es.

„Kündigen Sie den Männern an," sagte er im befehlenden Tone,

„daß hundert Büchsen auf die Oeffnung der Luken gerichtet sind, und daß sie ohne Waffen zu zwei und zwei Mann heraus treten sollen, sobald der Ausgang geöffnet worden ist. Fügen Sie hinzu, daß beim geringsten Zeichen des Widerstandes Feuer gegeben würde und daß nach Ablauf von fünf Minuten die Corvette im Brand stände."

Loof Payne starrte Moses Benjahie verwundert in's Antlitz, er konnte die seltsame Veränderung, welche in dem Wesen des früher so stillen jungen Mannes vorgegangen war, nicht begreifen.

„Nun, wollen Sie meinen Befehl ausführen oder nicht?" fragte Moses drohend.

„Donnerwetter!" rief Loof erschreckt zusammenfahrend. „Natürlich, will ich!"

Er beugte sich auf das Sprachrohr und wiederholte Wort für Wort den Befehl.

Die Verbrecher stellten sich, die Messer in der Hand, von beiden Seiten der Luke auf, welche geöffnet wurde, jedoch so, daß die Matrosen nicht die geringe Anzahl der Sieger und die Art ihrer Bewaffnung sehen konnten.

Die beiden ersten Matrosen stiegen die Leiter hinan und traten auf's Verdeck, — im nächsten Augenblicke waren sie überwältigt und gebunden.

„Zwei Andere!" schrie Loof durch das Sprachrohr.

Diese erschienen und erfuhren dieselbe Behandlung. Sie wurden mit der Drohung: „keinen Laut oder der Tod lähmt Eure Zunge!" empfangen. Die schüchtern und erschreckt um sich blickenden Männer hüteten sich wohl gegen diesen Befehl zu handeln, da auf ihrer Brust die scharfe Klinge eines Messers drohend glänzte. Als den letzten beiden Matrosen das Loos ihrer Kameraden wiederfahren war, befanden sich auf dem Verdeck der Korvette „einhundertundneunzig" kräftige Matrosen, welche durch vierunddreißig Deportirte bewacht wurden.

Es war eine seltsame Scene, die schmerzlich überraschte Miene dieser kühnen Seemänner zu sehen, welche durch eine grobe List von einer handvoll Abenteurer besiegt worden waren. Mit Ingrimm zählten sie die Köpfe ihrer Sieger, und suchten vergeblich die angedrohten Feuerwaffen. Verächtliche Blicke warfen sie auf den Urheber ihres Unglücks und verfluchten im Herzen ihren ehemaligen Kameraden Loof Payne.

„Wir gehören jetzt keinem Lande mehr an, Freunde!" rief Moses Benjahie mit leuchtenden Augen. „Von diesem Augenblicke an, erklären wir der Welt den Krieg! Diese Flagge," seine Hand deutete

nach einer rothen Flagge, die man auf sein Geheiß aus der englischen gefertigt und aufgehißt hatte, „ist das Symbol des Krieges! Wir werden um des Goldes wegen kämpfen, denn nur Besitzthum macht in jetziger Zeit den Menschen geachtet und geehrt. Der Arme ist nur zur Beschwerde seiner Mitmenschen auf der Welt! — Schaffen wir uns Macht und Ansehen durch die Gewalt des Goldes! Mit leeren Händen hat man uns, gleich verachteten Subjekten, aus der Gesellschaft der Menschen ausgestoßen, treten wir mit vollen Händen wieder unter sie, und man wird unsern Namen ehren und unsere Brust dekoriren — das ist der Zeitenlauf! Ich verspreche Jedem von Euch, der mir treu dienen und Gehorsam meinen Befehlen zollen will, reich und nach Kräften glücklich zu machen, wenn ihn der Tod nicht ereilt, reich von den Gütern der Mächtigen, welche so lange unsere Bedrücker waren. Giebt es unter Euch entschlossene Männer," wandte er sich mit Hoheit an die gefangenen Matrosen, „welche geneigt sind, das heitere Loos freier Männer zu theilen?"

Er hielt einige Sekunden ein und ließ den Blick seines Feuerauges über die wettergebräunten Gesichter der Matrosen gleiten, durch deren Reihen ein Gemurmel, anscheinend des Beifalls, ging.

Moses Benjahie erkannte den günstigen Eindruck, den seine Worte auf die Gemüther der Matrosen hervorgebracht hatte.

„Wählt!" fuhr er mit erhobener Stimme fort, „zwischen einem freien Leben und der dumpfen Sklaverei, unter welcher Ihr gestern Euch noch beugen mußtet; wählt zwischen Reichthum und Armuth!"

„Ich will verdammt sein, wenn ich Euch nicht gehorche!" rief der Untersteuermann, „bindet mich los, ich bin mit Leib und Seele der Eurige!"

Dieses Beispiel ihres ehemaligen Vorgesetzten wirkte wie mit Zaubermacht auf die Gemüther der etwa noch schwankenden Matrosen, und mehr als hundert Kehlen brüllten aus Leibeskräften.

„Auch wir, — auch wir, wollen Euch folgen!"

„Man löse die Fesseln!" rief Moses Benjahie im Tone des Befehlshabers, „und bewirthe die neuen Kameraden!"

Nach Verlauf einer halben Stunde gab es keine Gefangenen am Bord der Corvette mehr. Zweihundertundvierundzwanzig kräftige und todesmuthige Männer rührten freudigen Herzens die Hände und arbeiteten unter dem Befehl Loof Payne's, welcher mit der Würde des Hochbootsmannes bekleidet worden war.

Die Sonne stand noch ziemlich tief am Horizont, als die wohlgerüstete Corvette mit schwellenden Segeln sich anmuthig unter der

frischen Landbrise bog und im raschen Laufe die hohe See gewann. Stolz hob sich die Brust Moses Benjahie's als er die Corvette — — wie von Geisterhänden getragen, durch die Fluthen dahinfliegen sah und freudig wurde seine Seele bewegt, als er wahrnahm, mit welchen ergebenen Blicken die Augen der Matrosen und der seiner früheren Gefährten auf ihm hafteten. Wie der Schlachtengott stand die hohe, schöne Gestalt des junges Mannes auf dem Verdeck und suchte mit scharfem Auge das erste Ziel seines Rächerarmes. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Seit einem Jahre gab es auf dem indischen Meere ein geheimnißvolles Schiff, welchem kein neugieriger Kreuzer nahe zu kommen wagte, denn achtzehn Kanonen drohten jeden unberufenen Frager in den Grund zu bohren. Es schwamm unter allen Flaggen der mächtigsten Staaten. Bald sah man von seinen Masten die Seeflagge Frankreichs wehen, bald war es wieder die große englische Flagge, die es aufgehißt hatte, dann wieder die drei holländischen Farben, das Doppelwappen Spaniens oder das Sternenbanner der Vereinigten Staaten. — Es war die Corvette, welche unter den Namen „Columbia" segelte. Die Bemannung nannte sie gewöhnlich der „Blitz" — denn wie der Blitzstrahl des Himmels fiel die Columbia über den Feind her und vernichtete ihn in ihrem Grimme.

Achtzehn Monate waren verflossen, seit Moses Benjahie als Commandant der Corvette die Meere durchsegelte. Seitdem hatte er beständig ein Leben der Mühe und Abenteuer geführt. Keine Stunde ging bei ihm verloren, er arbeitete und studirte See- und Länderkunde, Physik und Mathematik abwechselnd.

Jene verborgene, geheimnißvolle Kraft der Bestechung oder Unterjochung, welche wir schon an ihm bemerkbar gemacht haben, hatte nicht gesäumt, ihre mächtige Wirkung auf die aus so vielen Elementen zusammengesetzte Mannschaft der Corvette zu üben. Schon nach wenigen Monaten übte Moses Benjahie am Bord eine Art von göttlicher, über jede Kontrole erhabener Gewalt aus. Und doch waren unbezähmbare Naturen unter den ehemaligen Insassen der Strafcolonie von New-Süd-Wales. Andere Monate gingen hin und „der Blitz" wurde der Schrecken des indischen Oceans.

Wir wollen den Leser nicht ermüden mit den Schilderungen des Kampfes, der Plünderung, überhaupt des Lebens, welches am Bord der Columbia geführt wurde. Demgemäß werden wir uns nur auf

gewisse Thatsachen beschränken, welche zum Verständniß unseres Romans erwähnt werden müssen.

Moses Benjahie hatte das verwerfliche Geschäft eines Piraten nicht des Gewinnes wegen allein ergriffen, sondern in seiner Seele, glühte ein Gedanke, welcher täglich mehr und mehr zur That reifte. Ihm lag noch etwas Anderes im Sinne, als eine mehr oder minder reichliche Plünderung, und jede seiner Handlung während der vier Jahre, da er die Meere unsicher machte, fügte dem gigantischen Bau seines Planes einen Stein nach dem andern zu. Vorzüglich waren es englische Schiffe, welche die Stärke seines Armes fühlen mußten und er bohrte mehr Schiffe der ostindischen Compagnie in den Grund, als alle Corsaren anderer Nationen zusammengenommen.

Der junge Piraten-Chef benutzte das Kreuzen der Columbia im indischen Ocean, um die ganzen Küstenstriche zu erforschen und seinen Geist durch die Erfahrung zu bilden. Randal Stanton das Kommando der Columbia überlassend, ging er oft an Bord einer Prise und machte lange Excursionen im Golf von Bengalen, in den Meeren von China oder Arabien. Sein scharfer Verstand und der unwiderstehliche Drang seines Gemüths nach Aufklärung und Wissen, lauschten auf die Geheimnisse der Natur in allen Welttheilen und bereicherten den reichen Schatz der Wissenschaften, der in ihm wohnte. Er hatte sich in den Besitz richtiger und ausreichender Papiere gesetzt und gab sich bald für einen Kauffahrer-Capitain, bald für einen auf eigene Rechnung handeltreibenden Kaufmann aus. Auf diese Weise lernte er alle Niederlassungen der Engländer, Franzosen, Spanier, Holländer und Portugiesen kennen und knüpfte überall Verbindungen an, welche segensreiche Früchte zum Gelingen seines Planes tragen sollten.

Moses Benjahie, der wißbegierige Weltverbesserer, drang selbst in's Innere der Länder, sobald ein wichtiger Punkt dazu vorlag und ihn zur Prüfung oder Bereicherung seines Wissens aufforderte. Seine vorbereitenden Studien hatten ihn in allen Ländern auf zahllose Keime der Verderbniß aufmerksam gemacht; diese Keime erforschte er auf's Genaueste und war somit im Stande, den Schlachtplan seines Geistes gegen die Tyrannen der Erde zu verstärken, und den Erfolg seiner geheimnißvollen Mittel sicherer zu machen.

Ueberall auf diesen unendlichen Meeren gab es keinen Fuß breites Ufer, wo nicht die Menschen — also das Ebenbild des Schöpfers — unter dem Drucke der Mächtigen seufzten, überall fand er den englischen Namen bekannt, gefürchtet und verabscheut. Ueberall hatte der Handel Großbritaniens, von zahllosen Kanonen unterstützt, sich un-

billige Verträge zu erzwingen gewußt, und das Joch der Civilisation Völkern aufgebürdet, welche in ihrer Unwissenheit bisher glücklicher lebten, als unter den habsüchtigen Händen der Engländer oder Franzosen. . . . .

. . . .

An einem nebligen Morgen, gegen Ende des Monats August 1826 steuerte eine stattliche Handelsbrigg dem Hafen von Venedig zu und warf, etwa eine Meile von ihm die Anker aus. Gleich darauf bildeten die sauber gekleideten Matrosen auf dem Verdeck eine Reihe und nahmen die Hüte ab, als zwei Männer aus der Kajüte auf's Deck stiegen. Das Boot wurde hinabgelassen, bemannt, mit Gepäck beladen und als die beiden Männer es bestiegen hatten, steuerte es dem Lande zu. Etwa eine halbe Stunde darauf landete das Boot und Moses Benjahie und Randal Stanton sprangen an's Land.

„Auf Wiedersehen!“ rief Moses Benjahie den Matrosen freundlich zu, nachdem sie das Gepäck herbeigeschafft hatten.

„Gott segne Sie, Herr Kapitain!“ riefen die Seeleute und schwenkten ihre Hüte.

Der Befehlshaber der Handelsbrigg machte eine Geberde mit der Hand und das Boot entferte sich wieder.

Wohl eine Stunde lang blieben die beiden Männer am Hafen stehen und warfen schwermüthige Blicke auf die Brigg, welche die Anker wieder gelichtet und in das Meer hinaus gesteuert war. Das Schiff verschwand immer mehr und mehr aus ihren Blicken, bis sie zuletzt in weiter Ferne nur noch die hohen Masten erkennen konnten.

„Noch einen winzigen Augenblick,“ sagte Moses Bejahie zu Randal, „dann sehen wir sie nicht mehr. Der Vorhang ist hinter dem ersten Akte unsers Dramas gefallen — wie wird der zweite sein? — Nur Gott allein weiß es! Sein Wille geschehe! Jetzt sind es nun schon vier Jahre, daß wir an unserm eigenen Herd arbeiten, Randal,“ fügte er in einem ernstern Tone hinzu, offenbar bemüht, seinen trüben Gedanken eine andere Richtung zu geben.

„Und seit drei Jahren schon reich genug, Benjahie, um ein fürstliches Leben führen zu können, versetzte Randal mit heiterer Miene. „Doch Ihr Geist scheint höhere Zwecke zu verfolgen, ein zufriedenes, häusliches Leben, behagt Ihnen nicht. Sie wollen nun einmal geschehene Sünden wieder abwaschen, dadurch, daß Sie der leidenden Menschheit helfen und sie retten wollen, aus den Banden der Knecht-

schaft. — Gut, Benjahie, ich bleibe bei Ihnen, ich arbeite mit an dem großen Befreiungswerke. Weihen Sie mich ein in ihre Pläne, ein treueres Werkzeug finden Sie nicht."

Gerührt von den herzlichen Worten seines geprüften und so oft bewährt gefundenen Freundes, blickte Moses ihn eine Weile schweigend an, dann sagte er mit wohlwollender Stimme:

„Nun denn, Randal Stanton, so bleibe mein treuer Begleiter und fördere mein Werk, welches nur langsam reifen kann." Und unmerklich entzündete sich sein dunkles Auge, bis es glühte von Haß und Wuth.

„Ich werde Deinen Lebensnerv vernichten," flüsterte er vor sich hin, „werde eines Tages auf Deinen von Millionen Lippen verfluchten Boden meinen Fuß setzen — aber nicht eher, als bis ich Dich mit Feinden und Schlingen gehörig umstellt und umgarnt habe. — Mit Ausdauer, Scharfsinn und Geduld werde ich die Laufgräben gegen Englands Macht eröffnen, bevor ich zum Sturm schreite. Ist dieser Koloß gestürzt, dann athmet die Welt freier und das Werk ist zur Hälfte gethan."

Die beiden Männer winkten einen Gondelier herbei, bestiegen dessen Fahrzeug, ließen das Gepäck hineinschaffen und fuhren durch die zahllosen Lagunen dieser aus 136 Inseln bestehenden Stadt, welche durch 134 Kanäle von einander getrennt und durch 450 Brücken mit einander verbunden sind, in das Hôtel Sanjajo.

Venedig! — beim Klange Deines Namens schlägt der Widerhall von hundert geheimnißvollen Geschichten an das in Furcht lauschende Ohr — Gondeln, schwarze Masken, Dolche, Mönchskapuzen, Foltern und Gift gehen in verworrenen Massen vor dem innern Auge — der Seele vorüber, und das Gedächtniß überschaut eine unabsehbare Reihe großer Thaten, weiser Einrichtungen, aber auch schlau gesponnener Kabalen und entsetzlicher Verbrechen. Doch verfolgen wir den Verlauf unserer Erzählung.

Etwa einen Monat später finden wir Moses Benjahie in seinem eigenen Palaste, welchen er von dem Grafen Morentali gekauft hatte, wieder. Mit fürstlicher Pracht umgeben und mit einem erborgten Namen ausgestattet, trat der Piratenchef in die Zirkel der stolzen Nobili dieser weltberühmten Stadt, deren Thüren sich bereitwilligst öffneten, da die gewichtigsten Empfehlungen dem Marquis zu Gebote standen. Man erstaunte über die wunderbare Schönheit dieses Nabobs, welcher das Gold mit vollen Händen ausstreute. Der Marquis seinerseits verfolgte lebhaft seinen Zweck. Rußland, Oesterreich, Preußen,

Spanien und Frankreich sahen ihn nach einander mit dem einen Gedanken — der Menschenbeglückung beschäftigt, welchen er mit dem glänzenden Mantel eines Don Juan bedeckte.

Die hinreißend schönen Italienerinnen liebten und bewunderten ihn wie ein höheres Wesen, und er schlummerte so häufig zu den Füßen schöner Weiber ein, daß Niemand an die Existenz eines so erhabenen, geduldigen, unversöhnlichen Gedankens hinter dieser mit Küssen gekrönten Stirn glauben konnte.

Fünfzehn Jahre vergingen unter verschiedenartigen, unablässigen Arbeiten, ehe der Marquis zur derjenigen Macht gelangte, welche der Welt Schach zu bieten vermochte. Verfolgen wir diese Jahre der Mühen und Arbeiten.

Es war im Jahre 1832 als der Prinz Napoleon Ludwig Carl Buonaparte sich in Venedig befand. Er hatte während des Aufstandes in der Romagna in den Reihen der Insurgenten mit seinem älteren Bruder, dem ehemaligen Großherzog von Berg, welcher am 17. März 1831 auf dem Schlachtfelde zu Forli verstarb, tapfer mitgekämpft. Seine Anhänger hatten ihm zu Ehren eine glänzende Regatta veranstaltet. — Die Regatta ist ein Nationalfest der Venetianer und sie wissen weder Gott noch dem heiligen Marcus etwas Besseres anzubieten, diese aber hatte durch ihren Glanz und die Gewandtheit der Gondeliere alle anderen in Schatten gestellt.

Von einem wahrhaft fabelhaften Luxus prangte die vergoldete Barke des Marquis, welcher dem Feste beiwohnte. In dem Augenblicke nun, wo die Gondel des Marquis unter der Rialto-Brücke hindurchfuhr, traf sie mit einer größeren Gondel zusammen, auf welcher die Töne einer angenehmen Musik erklangen. Dem Marquis war es bekannt, daß die venetianischen Gondeliere die Musik so leidenschaftlich lieben, daß sie ganze Nächte hindurch den auf den Lagunen schwimmenden Gondeln folgen, auf welcher sich Töne der Mandoline oder der Zither hören lassen; er wunderte sich daher nicht, daß auch seine Gondel sich langsamer, als bisher vorwärts bewegte. Der Marquis lehnte sich an das kleine Fenster, um, wie die Gondeliere, der wollüstigen Musik zu lauschen. Es konnte in der That auch nichts Verführerisches geben, als diese halbverschleierten Töne. Die Musiker schienen sie nur für die unsichtbaren Geister der Nacht hervorzubringen, nicht aber für die Ohren staubgeborener Menschen. Die Instrumente seufzten so zart und so leise, daß man neben der Gondel die Wassertropfen von den Rudern herabträufeln hörte.

Wie in einem Traume befangen und durch die Ohren und Augen

besiegt, bemerkte der schöne Marquis nicht, daß seine Gondel fortwährend auf dem großen Kanal der geheimnißvollen Harmonie folgte, deren Töne immer zauberhafter und liebeathmender wurden.

Unbemerkt näherte sich in diesem Augenblicke geräuschlos eine kleine Gondel mit schwarzsammetner Decke und rothseidenen Quasten derjenigen, auf welcher sich der Marquis befand. Nur ein Gondelier, in reicher venetianischer Tracht, mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht, lenkte sie mit leichter Hand. Geschickt wußte er sein zierliches Fahrzeug neben die Barke des Marquis zu bringen und einige Minuten neben dieser zu steuern, vielleicht in der Absicht, daß sein Gebieter im Stande sein sollte, das Antlitz des Marquis näher betrachten zu können. Dann schien es, als erhalte der geheimnißvolle Gondelier einen Befehl, denn sein Kopf neigte sich plötzlich der Gondel des Marquis zu und sein Mund flüsterte den Gondolieren einige unverständliche Worte in's Ohr, worauf diese sogleich die Ruder einzogen und die Barke sanft von den Wellen fortbewegen ließen.

Der Marquis hatte von dem Allem nichts bemerkt. Verdrießlich darüber, daß die Gondel mit der hinschmelzenden Musik sich immer mehr und mehr aus dem Bereiche seines Gehörs entfernte, wollte er so eben die Gondeliere nach der Ursache ihres Anhaltens befragen, als sich die Barke plötzlich unter der Last eines Gegenstandes nach der rechten Seite hinüber neigte, und ein eigenthümliches Geräusch vor der Eingangsthür hörbar wurde, worauf ein dunkler Schatten im Innern der Gondel erschien.

Verwundert richtete der Marquis sein dunkles Auge auf denselben, und ehe er noch ein Wort zu sprechen vermochte, bemerkte er die Gestalt einer Dame, welche rückwärts, wie es gebräuchlich ist, sich ihm näherte. Die weibliche Gestalt wandte sich alsdann und nahm schweigend auf einem weichen Polster Platz. In dem nämlichen Augenblicke setzte sich die Gondel wieder in Bewegung, und der Marquis bemerkte das kleine Fahrzeug der Geheimnißvollen neben seiner Barke, gerudert von dem maskirten Gondelier.

Mit dem Wesen eines Mannes von Welt und Bildung näherte sich der Marquis der Unbekannten, um ihr einige Complimente über Schönheit, Grazie und Anmuth zu sagen, aber er blieb sprachlos vor ihr stehen, denn die Dame war ebenfalls maskirt und ganz in einen seidenen, mit breiten Spitzen besetzten Ueberwurf gehüllt. Kein Strahl ihres Blickes, nicht die geringste entblößte Stelle ihres Gesichtes oder ihrer Hand, nicht einmal der leise Hauch eines Athemzuges gab dem



'Auf, zum Kampfe! Ihr Söhne der „Rächerloge!" (S. 519.)



Marquis die Gewißheit, daß er sich in Gesellschaft eines lebenden Wesens befand.

Als er den Mund öffnete, um eine Frage an sie zu richten, erhob die Gestalt den Zeigefinger ihrer rechten Hand und legte ihn dann mit bedeutungsvoller Geberde an ihre Lippen, offenbar um ihn um Schweigen zu bitten, und er gehorchte. Sie ließ hierauf die Hand wieder auf den Schooß herabfallen und verharrte in ihrem Stillschweigen. Aber beim Scheine eines auf dem Quai der Giudecca stehenden großen Candelabers, der die Strahlen seiner zahlreichen Lampen weit über die Lagunen warf und die Gondel des Marquis erleuchtete, sah der Marquis aus den Augenlöchern der Maske zwei Flammen hervorblitzen. Die Unbekannte betrachtete ihn, — sie betrachtete ihn mit ganzer Seele. Sie blickte starr und unverwandt in die männlich schönen Züge des Marquis, etwa, wie die neugierigen Sterne, die, halb in den Falten einer dunklen Wolke verborgen, beständig auf die Erde herabschauen.

Inzwischen fuhren die beiden Gondeln dicht nebeneinander, mit einer nach dem Takte der Musik förmlich berechnenden Langsamkeit. Die Töne, welche immer sanfter, träumerischer und einschmeichelnder wurden, schwebten über dem Wasser von einem Ufer des Canals der Giudecca zum andern. Venedig hatte noch nie eine so milde, klare Nacht gesehen.

Der Marquis, von der geheimnißvollen Scene angezogen und lebhaft erregt, wagte es ebenfalls, die Unbekannte genauer zu betrachten, deren Augenlider sich nicht senkten; er streckte seine Hand aus, um die der seltsamen Fremden zu ergreifen, welche vor wenigen Minuten ihm Stillschweigen geboten hatte. Doch eine kalte, stolze Geberde scheuchte ihn von seinem Vorhaben zurück, und als er sein Erstaunen durch ein höfliches Wort ausdrückte, und die Gewalt seines Feuerauges auf sie in Anwendung brachte, wandte sich plötzlich die Geheimnißvolle nach dem Ausgange und warf ihre Blicke seufzend, bald nach dem leuchtenden Firmament, bald auf die klaren Gewässer der Lagunen, weniger um den feenhaften Glanz zu bewundern, welcher sich in den Fluthen widerspiegelte, als um dem unwiderstehlichen Manne ihre Verwirrung und das stürmische Wogen eines Busens zu entziehen, den die seidene Hülle nicht zu verbergen vermochte.

Der Marquis benutzte diese Gelegenheit die Gestalt der Unbekannten näher zu betrachten, ohne ihr durch seine Neugierde lästig zu fallen.

Die Fremde war von hoher, gebietender Gestalt, sie trug den

Kopf mit einem den Venetianerinnen eigenen, die zum Herrschen geboren zu sein scheinen, königlichen Anstand. Unter dem mit Gold- und Silberfäden gestickten Netze, dessen Fransen auf ihre vollen Schultern herabfielen, sah das glühende Auge des Marquis die reichen Flechten ihres rabenschwarzen Haares glänzen; eine reine, schön gebogene Linie zeichnete ihren Nacken und ihren Oberkörper, während die seidenen Wellen ihres Kleides über die schönsten Hüften herabflossen.

Aber war sie jung? — war sie schön? Was bedeutete der seltsame Einfall sich ihm schweigend zu nahen und ihm jedes Wort der Galanterie zu verwehren? Wozu diese scheue Zurückhaltung neben diesem freien Benehmen? —

Die Gondeln hatten jetzt die Gewässer des Giudecca-Canals verlassen, die Musiker machten eine Wendung, als wollten sie den Weg nach Fusine einschlagen, aber sie umschifften plötzlich die Spitze von Santa Maria, fuhren längs des Quais des Marsfeldes, durch den schmalen Rio San Andrea-Canal und bogen dann wieder in den Giudecca-Canal ein.

Während dieser langen Fahrt hörte die Unbekannte nicht auf, den Marquis sprachlos zu betrachten, der nach einigen wiederholten Bemühungen, sie zum Sprechen zu bringen, zu der Vermuthung gelangte, daß sie stumm sein müßte. Er ergriff noch einmal zärtlich ihre Hand, senkte den Blick seines dämonischen Feuerauges auf das maskirte Antlitz der Dame und drückte einen glühenden Kuß auf die Hand, die sie ihm, jetzt weniger streng und schüchtern, überließ. Die Fremde schien, den geheimnißvollen Einwirkungen dieses außerordentlichen Mannes offenbar unterliegend, ihre Zurückhaltung aufzugeben, denn sie erfaßte die nervige Hand des Marquis, hob sie empor, und betrachtete genau einen Ring, welchen der Marquis am vierten Finger der linken Hand trug.

Dieser einfache Goldreif schien weniger ruhige Gedanken in ihrer Brust zu erwecken. Man konnte aus dem lebhaften Spiel ihrer Finger, aus der Unruhe ihres Wesens und dem finsteren Blick ihres Auges wahrnehmen, daß der Ring ihren Absichten im Wege war und sie offenbar beängstigte.

Als sie den unscheinbaren Reif hinlänglich betrachtet und nach allen Seiten hingedreht hatte, um die darauf eingegrabenen Schriftzüge möglichst zu entziffern, ließ sie langsam die Hand des Marquis wieder fallen, senkte sinnend den Kopf und bemühte sich nicht, die tiefe Niedergeschlagenheit zu verbergen, die auf ihre fieberhafte Aufregung erfolgt war.

Der Marquis versuchte den ganzen Zauber seines anziehenden

Wesens, um die Unbekannte zu einer Erklärung zu vermögen, aber alle Versuche waren vergeblich, sie widerstand allen Künsten der Verführung mit unerschütterlicher Ruhe und Hoheit ihres Wesens.

Plötzlich verkündete mit lauten Schlägen die Uhr vom San Marcus die erste Stunde des neuen Tages. Erschreckt fuhr die Fremde zusammen, klopfte hastig dreimal mit dem Fächer an das Fenster der Gondel und sogleich schoß wie ein Pfeil, die kleine Barke der Unbekannten vor der des Marquis vorüber, diese zugleich am Weiterfahren hindernd, und legte sich an die rechte Seite derselben, wo der gewandte Gondolier seiner Gebieterin unterwürfig den Arm bot.

Diese hatte sich von ihrem Sitze erhoben und durch eine zierliche Handbewegung von dem Marquis verabschiedet. Leicht, wie eine Sylphide sprang sie in ihre Gondel, welche so plötzlich verschwand, daß der Marquis, der sie zurückzuhalten versuchte, nichts Anderes mit seiner Hand erfaßte, als das kalte Ruder eines seiner Gondoliere.

Augenblicklich gab er den Befehl, der davoneilenden Barke zu folgen; aber wie auf ein Geheiß eines Mächtigen legte sich das große Fahrzeug der Musiker quer über den Canal und verhinderte dadurch die beabsichtigte Verfolgung.

Die kleine Gondel flog, wie von unsichtbaren Geisterhänden getragen davon und verschwand bald aus den Blicken des schweigend dastehenden Marquis, welcher sie mit den Augen, so weit er es nur vermochte, verfolgt hatte.

Verdrießlich über das Resultat dieses seltsamen Abenteuers, wandte er sich an die Gondoliere seiner Barke, um von diesen Auskunft über die Unbekannte zu erlangen. Doch diese erklärten ganz unbefangen, daß sie, der Sitte gemäß, der Musik gefolgt wären, da er ihnen keinen andern Befehl ertheilt hätte. Die Gondel der geheimnißvollen Dame, wollten sie nicht kennen. Der maskirte Gondolier hätte ihnen anzuhalten befohlen, und sie hätten es gethan, weil es die Sitte erheische. Diese Männer fanden übrigens nichts Auffallendes in der Sache, sie erklärten dem Marquis ganz treuherzig, dergleichen geschehe wohl täglich in Venedig, nur stiege gewöhnlich der Cavalier in die Gondel der Dame.

Er mußte sich mit diesen Erklärungen begnügen und Alles, was er aufbot, um den Scharfsinn seiner Gondoliere zu wecken, damit sie den Namen und Stand der Unbekannten erforschten, war ohne allen Erfolg, denn die Verschwiegenheit der venetianischen Gondoliere ist weltbekannt und unbestechlich, weil hinter jedem Geheimnisse Gift und Dolch für den Verräther lauert.

Der Marquis kehrte in seinen Palast ärgerlich zurück. Um sich aber zu trösten machte er die Bemerkung, daß das Abenteuer eben nicht sehr zu seinem Vortheile spreche, und daß die Dame, nachdem sie ihn so lange betrachtet, ihn weniger nach ihrem Geschmack gefunden hatte, als sie gehofft. Und er entschlummerte, nachdem er zu dem Schlusse gekommen war:

„Entweder ist es eine Alltäglichkeit und dann lohnt es sich nicht der Mühe, daran zu denken — oder es ist eine Niederlage, die ich erlitten, und dann muß ich sie vergessen, obgleich es die erste wäre."

Er entschlief unter den ersterbenden Tönen der Musik, welche den Prinzen Napoleon bis zu dem Palast Foscari, den ihm venetianische Gastfreundschaft damals einräumte, begleitet hatte. Dieses stolze, erhabene Gebäude lag neben dem Palast des Marquis.

Am folgenden Tage hatte er jedoch nichts von dem seltsamen Abenteuer vergessen, denn seine Eitelkeit war in einer Weise verletzt worden, wie sie ihm bisher noch nicht vorgekommen war. Als er das Bett verließ, brachte ihn sein Kammerdiener einen kostbaren Blumenstrauß von Rosen und Lilien, auf denen noch der Morgenthau perlte. Aus der Mitte des Bouquets ragte eine große Pensée mit Blättern von dunklem Sammet und einem goldenen Kelche hervor, in welchem ein kleiner, von zierlicher Damenhand geschriebener Zettel stak, auf welchem nur die Worte standen:

„Ich denke an Dich zu jeder Stunde des Tages!"

Am nächsten Morgen wiederholte sich das duftende Geständniß der Liebe. Doch dieses Mal war an die Pensée mit blauer Seide ein kleines Billet befestigt, das der Marquis hastig öffnete, denn seine Neugierde wurde durch das geheimnißvolle Auftreten der Unbekannten mächtig erregt.

Er las Folgendes:

> „Wenn der Ring an Eurer linken Hand bedeutet, daß Ihr durch einen Schwur an ein weibliches Wesen gefesselt seid, dann verbrennt dieses Schreiben — ich fordere es bei Euerem Leben! — und werfet die Asche in den Wind. Seid Ihr aber frei von allen derartigen Verbindlichkeiten, dann findet Euch um zehn Uhr auf dem Platze Moncenigo — dem Arsenal gegenüber, ein."

Das Billet trug keine Unterschrift.

Der Marquis stieß einen Freudenruf aus, denn er fand, daß er noch immer der unbesiegbare und unwiderstehliche Eroberer aller Frauenherzen Venedigs war.

Als die uralte Glocke vom Palaste des Dogengeschlechtes der Borgia die zehnte Stunde verkündete, hielt der Marquis in seiner Gondel unter den Platanen, mit welchen die Ufer des Platzes Moncenigo besetzt sind, und deren auf dem Wasser verlängerte Schatten ihn vor Aller Blicken verbargen.

Er hatte kaum fünf Minuten gewartet, als er ferne Ruderschläge vernahm und bald darauf die kleine Barke mit der schwarzen Sammetdecke erblickte, welche dicht an seine Gondel heranschoß und sich an die linke Seite legte. Der Marquis erkannte die Gestalt des maskirten Gondoliers, der sich schweigend auf sein Ruder beugte.

Ohne eine Ansprache desselben zu erwarten, sprang er gewandt in die Gondel der Dame, trat in das Innere und sah sich erstaunt um — denn sie war leer.

Enttäuscht, wollte er seinen Gondolieren den Befehl geben, ihn hier zu erwarten; aber der Mann mit der Maske gebot ihnen mit einer herrischen Geberde, nach dem Palaste zurückzukehren, was sie auch sogleich thaten.

Die Barke setzte sich in Bewegung und steuerte den weniger befahrenen Lagunen zu, wo sie sich von sicherer Hand geführt, zwischen den unzähligen Pfählen, welche dort überall zum Schutze und zur Befestigung der Fahrzeuge angebracht sind, hindurch schlängelte.

Die Nacht war dunkel, der Wind kam von der See her und bildete lange Wellen, auf deren Rücken die leichte Barke mit sanftem Schaukeln gehoben wurde. Der Marquis sah in der Dunkelheit die Inseln San Lasaro, San Michele und San Murano auftauchen und wieder verschwinden, deren brennende Oefen Feuer und glühenden Rauch aus ihren hohen Schornsteinen ausspeien.

Nachdem die zierliche Barke die Lagune diagonal durchschnitten hatte, gelangte sie in ruhigeres, mit blühenden Ufern eingefaßtes Wasser, zum Theil von Schilf und Wasserlilien bedeckt und mehr als einmal riß der blanke Schnabel des Fahrzeuges mit seinen scharfen Kanten Zweige von den Granatbäumen, die den Canal auf beiden Seiten wie eine dichte Hecke einfaßten.

„Wohin führt mich dieser Mensch?" fragte sich der Marquis, „ich muß schon weit von Venedig entfernt sein."

Es kam ihm nicht in den Sinn, daß man ihm, dem verhaßten Fraueneroberer, eine Schlinge legen könnte. Er richtete nicht einmal eine Frage an den schweigsamen Gondolier, der sein Fahrzeug mit auffallender Geschicklichkeit regierte, und mit gleicher Schnelligkeit

zwischen den zahllosen Krümmungen dieser einsamen Gegend hindurchführte.

Nachdem es nach einer Weile unter einer steinernen Brücke von einem einzigen kühnen Bogen hindurchgefahren war, berührte die Gondel endlich das Land an einer mit hohem Gras und Weidengebüsch bewachsenen Stelle. Der Gondolier sprang an das Ufer und bot dem Marquis schweigend die Hand, um ihm beim Aussteigen zu helfen.

Er betrat den Boden und blickte verwundert um sich, denn er befand sich unter einer Art von Thor, das durch die Verschlingungen von wilden Weinreben und Lianen gebildet wurde. Ein dicht belaubter Granatbaum ragte über die schmale Oeffnung einer Thür empor, welche unter seinen Zweigen und Blüthen kaum sichtbar war.

Der schweigsame Gondolier zeigte mit einer entsprechenden Geberde auf diese Thür, die sich wie durch einen Zauberschlag geräuschlos öffnete. Marquis Posa trat furchtlos ein, während er noch bemerkte, daß die Gondel sich vom Ufer entfernte, und sogleich schloß sich die Thür hinter ihm. Sein Herz klopfte in gespannter Erwartung.

Er befand sich in einem kleinen, dunklen, vernachlässigten Garten, wo kein Lichtstrahl seine Schritte leitete, und schon blieb er stehen und wollte wieder irgend einen Ausgang suchen, als ein schwacher Lichtschein durch die Bäume drang. Eine andere Thür hatte sich geöffnet und der Marquis unterschied den Eingang zu einem Hause. Nach einigen Schritten stand er in einem mit Marmor getäfelten Vorgemache, von dessen Decke, an silbernen Ketten, eine brennende Ampel herabhing. Auch diese Thür schloß sich auf geheimnißvolle Weise, als der Marquis eingetreten war.

Eine Portière von dunkelgrünen Goldstoffen verbarg den Eingang nach den weitern Gemächern. Er schob diese kühn bei Seite und trat in ein Zimmer, wo auf einem, reich mit Elfenbein ausgelegten Tische von Ebenholz, in prächtigen silbernen Gefäßen Erfrischungen servirt waren. Alle Früchte der reichen Lombardei, die Weine des Archipels in Krystallgefäßen von Murano, kaltes Geflügel und die seltensten Fische des adriatischen Meeres, boten dem einzelnen Marquis eine Mahlzeit, welche zehn hungernde Könige gesättigt haben würde.

Von der Decke hing einer der venetianischen Kronleuchter herab, mit Blumen von blauem, rothem, gelbem und weißem Glase, deren zierliche Umrisse, schöne Verschlingungen und phantastische Windungen, die Bewunderung des Marquis erregten. In den Kelchen von zwölf verschiedenen Blumen brannten, je nach der Farbe des Glases, ebenso

viel blaue, rothe, gelbe und weiße Kerzen, welche mit einem angenehmen Wohlgeruche verbunden, ein mattes Licht im Zimmer verbreiteten.

Dieser kleine Zauberpalast war mit prächtigen Möbeln aus Rosen- und Cedernholz möblirt, an deren reiches Schnitzwerk jeder Künstler ganze Jahre seines Lebens und seiner Kunstfertigkeit verwendet hatte. Dagegen verschwanden die kostbaren Tapeten, die Gemälde von Bellini, Giorgionne und Palma in dem unbestimmten Lichte, gleichsam als ob der Besitzer dieser Kunstschätze nur wenig sie achtete und die Aufmerksamkeit auf andere von größerem Werthe lenken wollte.

Der Marquis bewunderte diese Pracht und staunte über diese geisttödtende Einsamkeit. Er setzte sich in einen Sessel und wartete darauf, daß ein menschlisches Wesen erscheinen und ihn bewillkommen werde.

Endlich öffnete sich eine geheime Tapetenthür und herein trat eine Dame, in der er die stolze Unbekannte zu erkennen glaubte. Es war die nämliche Gestalt, der nämliche Gang, das nämliche Haar, die schwarze Maske und der nämliche starr auf ihn gerichtete Blick, der ihn vor wenigen Tagen so sehr befrembet und genirt hatte.

Die Dame blieb auf der Schwelle des Gemaches stehen, ohne zu grüßen oder zu sprechen, starrte sie in das lächelnde Antlitz des verführerischen Mannes. An ihrem Busen war eine große Pensée auf ihrem Kleide von weißen Seidendamast befestigt. Wenn man die schweren aus Zechinen gebildeten Armbänder sah, die fast bis auf die Mitte ihrer kleinen Hand herabfielen, mußte man glauben, daß diese Last nicht allein ihre Arme herabzog, sondern auch ihren Körper gebeugt hatte. Aber die Aufregung der Unbekannten war der einzige Grund der Senkung ihres Hauptes, und bald war sie sogar, wie vom Schwindel ergriffen, genöthigt, sich an das Schnitzwerk eines Rahmens zu halten, um nicht niederzusinken.

Der Marquis eilte ihr entgegen und beugte als galanter Cavalier ein Knie vor der schweigsamen Gestalt.

Ohne ihre sinnende Stellung zu verändern sagte sie endlich mit wohlklingender Stimme:

„So viel ich weiß, Signor, sprecht Ihr alle lebenden Sprachen, laßt uns also in meiner Muttersprache reden. Steht auf, Signor, und hört mich an."

Der Marquis gehorchte unwillkürlich und blieb vor ihr stehen, sich zu ihr herabbeugend, um keines ihrer Worte, keinen ihrer Athemzüge zu verlieren.

„Ihr seid also frei," fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, „da Ihr gekommen seid! Doch Ihr tragt einen Ring."

„Diesen Ring habe ich von meiner Mutter auf dem Sterbebette erhalten," erwiderte der Marquis, indem er sich verbeugte. „Ich bin ganz frei und bindet mich durchaus kein Schwur an irgend ein weibliches Wesen."

„Ich habe also recht gehandelt," sagte die Unbekannte aufathmend, „daß ich ihn nicht von Eurem Finger zog und in den Canal warf, wie ich so gern gethan hätte?"

„Das würde mich allerdings sehr betrübt haben," antwortete der Marquis im ernsten Tone.

„Wenn ich nun aber verlangte, daß Ihr ihn mir geben solltet?" fragte die Unbekannte schelmisch.

„So würde ich gezwungen sein, es Euch abzuschlagen."

„Er ist also wirklich von Eurer Mutter?"

„Ich sage nie eine Unwahrheit, Signora, und bestätige eine Wahrheit nie zweimal," versetzte Posa mit Würde.

„Es ist wahr, der gefeierte Marquis Posa kann nur die Wahrheit sagen!" rief die Venetianerin.

Sie schwieg und ging, ruhiger geworden, zu einem Lehnstuhle, auf den sie sich niederließ, indem sie den Marquis mit einer Handbewegung einlud, ihr gegenüber Platz zu nehmen.

„Da Ihr niemals die Unwahrheit saget," begann sie wieder, „so sprecht frei heraus, ob Ihr wohl im Stande seid, mich zu lieben?"

„Ich glaube es fast, Signora," sagte Posa verbindlich, „und ich würde es noch bestimmter sagen können, wenn es mir vergönnt wäre, Euer holdseliges Antlitz schauen zu dürfen."

„Ist denn das Gesicht nothwendig, um Liebe zu erwecken?" fragte die Unbekannte zagend. — „Ich kenne eine weibliche Person, die sich auf den bloßen Ruf eines Mannes in ihn sterblich verliebt hat, und ich sollte vermeinen, daß die Worte, die Berührung eines liebenden Weibes oder Mannes hinreichen müßten, um Gegenliebe zu erwecken."

„Es liegt Wahrheit in Euren Worten, Signora," erwiderte der Marquis beinahe verlegen, „indessen ist der Anblick eines schönen Gesichtes sehr mächtig."

„Aber warum werden denn auch häßliche Frauen geliebt?"

Der Marquis erschrak bei diesen Worten, denn er war auf dieses Gespräch nicht vorbereitet.

„Uebrigens ist die Schönheit sehr relativ," fuhr die Dame fort, ohne die Aufregung des Marquis zu beachten. „Man kann für Andere

schön, bezaubernd gelten, und dann, dem man gefallen will, häßlich, abstoßend erscheinen."

„Es ist ganz so, wie Ihr saget, Signora," versetzte der Marquis verwirrt.

„Seht!" rief die Venetianerin lebhaft, indem sie aufstand, um Posa ein prächtiges Gemälde von Giorgionne zu zeigen, welches „Diana in Gesellschaft der Nymphen nach der Jagd im Bade" darstellte. „Hier findet das Auge verschiedene Schönheiten, — findet Ihr dies nicht, Signor?"

„Wahrhaftig, es sind herrliche Frauengestalten," sagte der Marquis entzückt von der Schönheit des Meisterwerks.

„Und diese Madonnen von Bellini, welche weniger profan und wollüstig in den Formen gehalten sind. Finden auch diese Euren Beifall?"

„Ganz gewiß!" rief Posa eifrig. „Es sind vollendete Schönheiten."

„Und was sagt Ihr zu dieser Susanna von Palma?"

Mit diesen Worten ergriff die Venetianerin eine Kerze, um die Gemälde besser zu beleuchten. Diese etwas gezwungene Stellung ließ unter ihren Armen eine Taille erkennen, welche der der Nymphen glich, und da sie, um sich zu erhöhen, auf einen kleinen Fußschemel hatte steigen müssen, so bemerkte der Marquis einen feinen, zierlich geformten Fuß und eine volle Rundung aller Körperformen, welche die Falten des Damastes aufblähten und Posa bewiesen, daß dieses Weib keines schönen Gesichtes bedurfte, um wirklich schön zu sein und heiße Liebe zu erwecken.

Er dachte es nicht allein, sondern er sagte es ihr auch.

„Wirklich?" rief sie freudig erregt, „was werdet Ihr mir aber dann sagen, wenn Ihr mein Antlitz gesehen haben werdet?"

„Was ich von den Nymphen, den Madonnen und der Susanne gesagt habe!" entgegnete der Marquis mit einem Gluthblick.

„O, vergleicht mich doch nicht mit diesen gemalten Gesichtern!" rief sie im stolzen Tone. „Dies Alles ist kalt und todt. — Ich bin unendlicher schöner . . . urtheilt selbst!"

Die Unbekannte warf plötzlich die Maske ab. — Der Marquis stieß einen Ruf der höchsten Bewunderung aus, denn noch nie hatten seine Augen eine so vollkommene Schönheit erblickt.

Unter zwei schwarzen, schön gebogenen Brauen, glänzten zwei große klare Augen, deren Blick mächtiger zündete wie ein Blitzstrahl aus dunklen Wolken. Wenn dieser Blick sprach, veränderte sich aber

das Gesicht merkwürdiger Weise nicht, es blieb kalt und unbeweglich als wäre es aus Wachs oder Marmor geformt. Sie hatte einen blassen, wenig gerötheten Teint, aber Lippen von der frischesten Röthe, perlenweiße Zähne, die Nase einer Niobe, den Kopf einer Aspasia auf dem Körper einer Venus und schien kaum zwanzig Jahre alt zu sein.

„Ja, ich liebe Euch, Signora!" rief der Marquis berauscht und geblendet zu ihren Füßen niedersinkend.

„Und ich liebe Euch gleichfalls mit der ganzen Gluth einer Italienerin," lispelte sie, ihn aufhebend, indem sie fast besinnungslos in seine Arme sank. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die Kerzen waren herabgebrannt und der blasse Schein des anbrechenden Tages begann die Dunkelheit zu verscheuchen, als der Marquis seine schweren Augenlider öffnete und die verführerische Venetianerin an seiner Seite vermißte.

Endlich erschien sie wieder, geschmückt wie eine Königin und strahlend von Glück und Freude. Der Marquis machte der schönen Italienerin scherzhafte Vorwürfe über ihre kurze Abwesenheit. Doch mit einer Stimme, welche noch freundlicher war, als ihr Lächeln, erwiderte sie:

„Beruhige Dich, Geliebter, jetzt verlassen wir uns nicht wieder — wir sind für das ganze Leben mit einander verbunden!"

„Ja, für das ganze Leben!" rief Posa berauscht, obgleich sich seiner Brust ein seltsames Gefühl bemächtigte, als er den beinahe leblosen Ausdruck ihres engelgleichen Gesichtes wahrnahm.

Die schöne Venetianerin ergriff seine linke Hand, berührte den Ring und sagte:

„Jetzt gehört der Ring Eurer Mutter uns Beiden zu gleichen Theilen."

„Wie das?" fragte der Marquis immer aufmerksamer werdend.

„Weil wir von nun an Alles gemeinschaftlich besitzen werden. — Zuerst dieses hier."

Mit diesen Worten deutete sie mit der Hand nach einem Kästchen, dessen Deckel sich nach der Berührung einer Feder öffnete und das eine ansehnliche Menge von Schmuckgegenständen und Edelsteinen enthielt, welche den Neid einer Königin erweckt haben würden.

„Aber ..." begann der Marquis forschend das Gesicht der Signora betrachtend.

„Und dieses,“ unterbrach sie ihn lebhaft. „Seht her!“

Sie öffnete eine eiserne Kiste von drei Fuß Höhe und zwei Fuß Länge, welche ganz mit Goldstücken gefüllt war.

Der Marquis glaubte zu träumen. Sprachlos blickte er bald auf die unermeßlichen Schätze, bald auf die mit der Freude eines Kindes lächelnde Venetianerin.

„Und jetzt,“ sagte sie nach einer Weile mit leuchtenden Augen, „da Ihr die Braut und Ihre Mitgift kennt — gebt mir Euren Arm, Signor.“

„Wohin gedenkt Ihr mich zu führen, Signora?“ fragte Posa, erstaunt einen Schritt zurücktretend.

„Folgt nur, Marquis — nur wenige Schritte genügen, um das Ziel zu erreichen.“

Mit diesen Worten trat sie in eine Nische, wo sie mit einem schwachen Drucke ihrer zierlichen Hand eine Feder in Bewegung setzte.

Geräuschlos öffnete sich eine verborgene Thür und ließ einen langen, dunklen Gang sehen, an dessem Ende man hell erleuchtet die Marmorsäulen und die vergoldete Decke einer kleinen Kapelle erblickte.

Der Altar war geschmückt, ein knieender Priester im kostbaren Gewande schien zu warten. An seiner Seite knieten zwei Ministranten.

„Was bedeutet das?“ fragte der Marquis bestürzt. „Wenn ich recht sehe, so führt dieser Gang in eine Kirche?“

„Ja wohl!“ rief die schöne Venetianerin. „In die Kapelle dieses Hauses!“

„Aber ich verstehe nicht . . .“

„Ihr sollt es sogleich verstehen, Signor,“ unterbrach ihn die Dame lebhaft. — „Hört mich an. — Ich bin aus fürstlichem Geschlecht, reich und liebe Euch mit ganzer Seele. Meinen Namen werdet Ihr vor dem Altar aus dem Munde des Priesters erfahren. Mein Vermögen habt Ihr bewundert und meine Liebe habe ich Euch bewiesen. Gewisse Umstände benutzt meine Familie, um mich mit Anwendung aller unwürdigen Mittel zur Annahme des Schleiers zu bewegen. Ich halte nun aber diese Umstände nicht für stichhaltig genug, um die irdischen Freuden mit den himmlischen vertauschen zu müssen, namentlich, da ich zu dem einförmigen Leben einer Nonne keine Neigung verspüre. — Man hat nun behauptet, ich würde niemals die Liebe eines Mannes zu gewinnen im Stande sein. Daß nun diese Behauptung eine irrige war, beweisen die vergangenen Stunden und Eure Gegenwart, Marquis. — Ihr habt vielleicht eine schlechte Meinung von dem jungen Mädchen bekommen, daß sich einem Geliebten

hinzugeben schien, aber beruhigt Euch, Signor, es war ein Gatte, den ich durch meine Liebe gefesselt zu haben glaube, und zwar den schönsten und bewundertesten Mann Venedigs. — Folgt mir, Marquis, der Priester erwartet unser Gelübde am Altar!"

Wenn ein Blitzstrahl die Wände zertrümmert hätte — wenn das geheimnißvolle Haus von der Explosion einer Mine zusammengestürzt wäre — wenn die bezaubernde Schönheit der Venetianerin sich in ein Medusenhaupt verwandelt hätte, so wäre der Marquis nicht so heftig zusammengefahren, als er über diesen seltsamen Antrag erschrak. Er, der Bekenner des Talmud sollte ein bindendes Gelübde vor dem christlichen Altare in die Hände eines Priesters der römisch-katholischen Kirche niederlegen. Unmöglich! — Er schwankte wie betäubt von dem unerwarteten Ansuchen gegen die Wand und seine Hand wurde eiskalt in der des schönen Weibes.

Durch seine Seele flog der Gedanke, daß dieser überraschende Antrag und diese kirchlichen Vorbereitungen nur eine Hinterlist sei, um ihn an ein Wesen zu knüpfen, mit dem es ganz sonderbare Umstände haben müßte. Die Schönheit der jungen Venetianerin, ihre bezaubernde Hingebung, dieses unbegreifliche Gemisch von jugendlicher Unschuld und verwerflicher Verwegenheit, dieser blendende Reichthum, diese feenhaft ausgestattete Wohnung, waren dies nicht ebenso viele Schlingen des Teufels, um ihm seine Seele zu rauben und ihn in die ewige Verdammniß zu stürzen, wenn er den uralten Glauben seiner Väter in schwacher Stunde verleugnete?

In der Verwirrung, die ihn ergriffen hatte, bildete sich der Marquis ein, der seinen Glauben über Alles heilig hielt, er werde in der nächsten Minute diesen ganzen Zauber, diesen ganzen Apparat zu den Versuchungen des bösen Wesens in Dunst aufgehen sehen, das schöne Weib werde sich in eine Schlange, das Gold in dürre Blätter, die Lichter in Grabesflammen verwandeln; auf das süße Liebesgeflüster werde das höhnische Gelächter des triumphirenden bösen Engels folgen, und er werde allein, vernichtet an Leib und Seele in einer grausigen Einöde zurückbleiben. Er war nicht im Stande, auch nur einen einzigen dieser Gedanken gegen das verführerische Weib auszusprechen. Fragend blickte sie in die bleichen Züge des schönen Mannes und schien zu glauben, der Rausch eines unerwarteten Glückes habe ihm die Sprache geraubt. Unmöglich konnte er ein Geheimniß, welches obwaltete, auch nur ahnen. Sie hielt sich in ihrem Herzen festversichert, daß, nachdem sie ihm, dem Geliebten, ihre Ehre, ihr Lebensglück ohne Rücksicht geopfert hatte, nur noch Zartgefühl oder Hochher=

zigkeit der Grund davon sein könnte, wenn er noch unschlüssig war. Sie ergriff daher das Wort und sagte mit einem ermuthigenden Lächeln:

„Es muß sein, Signor, — Ihr müßt mit der Braut schon zufrieden sein, trotz ihrer Häßlichkeit und Armuth.“

„Unmöglich!“ rief der Marquis sich ermannend, obgleich ihm bei diesem wiederholten Antrage der kalte Schweiß auf die Stirn trat.

„Unmöglich?“ wiederholte die Venetianerin tonlos. — „Und warum unmöglich?“ fragte sie forschend.

„Weil ein Abgrund — ein unübersteigliches Hinderniß zwischen uns obwaltet, welches Euch mitzutheilen, ich außer Stande bin“, erwiderte der Marquis gefaßter.

Die Venetianerin wurde todtenbleich, sie trat einen Schritt zurück und sagte im Tone der heftigsten Verzweiflung:

„Ihr stoßt mich zurück? — Ihr verschmähet die Hand einer Fürstin aus dem Hause der . . .“

Sie hielt plötzlich erschreckt ein, gleichsam als sträubten sich ihre Lippen ein Geheimniß zu verrathen, welches dem Horcher nur den Tod bringen konnte.

„Auf mein Wort,“ sagte der Marquis sanft, „wären keine unübersteiglichen Hindernisse vorhanden, so . . .“

„Hört auf mit nichtigen Versicherungen!“ rief die Venetianerin mit einem ganz veränderten Wesen, „und antwortet mit der Offenheit eines Ehrenmannes einfach: „Ja oder nein!“

Der Marquis schwieg eine Weile, es that ihm leid, die Wünsche dieses jungen Wesens nicht erfüllen zu können. Träumerisch starrte er vor sich. — Da traf sein Ohr die vor Wuth und Zorn bebende Stimme der Venetianerin.

„Man sagt, Ihr besitzet Muth!“ rief sie funkelnden Auges. — „So beweiset doch Euren Muth, kaltherziger Mann! — Ja oder nein — ich dächte, dies wäre doch nicht schwer zu sagen.“

„Nun denn,“ antwortete der Marquis mit fester Stimme, indem er seine Hände mit einer Kraft zusammenpreßte, daß die Nägel das Fleisch zerrissen. „Nein!“

Das seltsame Gesicht der Venetianerin nahm einen entsetzlichen Ausdruck von Verzweiflung an. Es schien dem erstarrt dastehenden Marquis, als ginge eine ihm ganz unbegreifliche Veränderung mit dem Antlitz dieses Weibes vor. Die Wangen blähten sich zu einer unnatürlichen Höhe auf. Augenscheinlich tobte die entfesselte Wuth in ihrem Innern und lähmte die Sprachorgane. Aber

plötzlich lösten sich die Bande des Starrkrampfes. Die Wangen schrumpften wieder zusammen, — schlugen in einer Weise Falten, wie man sie niemals in einem jugendlichen Gesicht gesehen haben würde und das Antlitz einer Matrone starrte den Marquis mit unheimlichen Augen an. Nicht ein Schrei — nicht ein Seufzer entwand sich ihrer Brust. Ihre blitzenden Augen, ihre zitternden Lippen, waren beredte Zeichen von dem, was in ihrem Innern vorging und sprachen den stummen Fluch aus, unter dem der Marquis sich vernichtet beugte.

In diesem verhängnißvollen Augenblicke legte sich eine gewichtige Hand auf die linke Schulter des Marquis und eine barsche Stimme sagte in drohendem Tone zu ihm:

„Hören Sie nicht auf die Worte dieses wahnsinnigen Weibes, welches durch eine glatte Maske die Männer in ihr buhlerisches Netz lockt, um sie ihren Gelüsten zu opfern."

Der Marquis, welcher sich schnell umwandte und bestürzt sein Stilet zog, um, wenn es nothwendig erscheinen sollte, sich den Rückzug zu erzwingen, sah eine hohe, vermummte Gestalt, mit einer schwarzen Maske vor dem Gesicht, vor sich stehen.

„Ich weiß nicht, Signor, ob Ihr ein Recht habt," sagte der Marquis mit finstern Blicken die Gestalt anstarrend, „diese schöne Dame zu beleidigen, jedenfalls werde ich es aber nicht zugeben, daß man sie in meiner Gegenwart mit elenden Verleumdungen beleidigt!"

„Diese schöne Dame?" wiederholte die Gestalt höhnend. „Verblendeter Thor!" fügte er mit rauhem Lachen hinzu, „wo hattest Du Deine Augen, daß Du Dich in dieses Scheusal vergaffen konntest? —. Sieh her!"

Mit diesen Worten trat der Unbekannte schnell auf die vor Entsetzen sprachlos dastehende Venetianerin zu, ergriff, ohne daß sie es zu verhindern vermochte, ihren Kopf, warf ihn in seinen linken Arm, und riß mit der Rechten eine Maske von ihrem Gesicht, welche bisher die Backentheile, Nase und den Oberkiefer bedeckt hatte.

Der Marquis trat, unwillkürlich erschreckt, einige Schritte zurück, denn ein Gesicht, von dem furchtbarsten Krebs zerwühlt, starrte ihn, fast einem Todtenschädel ähnlich, entgegen.

„O Gott! welch ein unglückliches Wesen!" rief der Marquis mitleidsvoll. „Doch, wie war es möglich, daß ich in meiner Verblendung keine Spur von der Maske entdeckte?" fügte er halblaut hinzu, indem er diese Frage mehr an sich selbst, als an den Fremden richtete.

„Das will ich Euch erklären, Signor!" versetzte dieser kichernd, „weil diese Maske" — er stieß in rauher Weise mit dem Fuße gegen

die am Boden liegende Hülle, — „von feinster Gutta-Percha gearbeitet und so gestaltet, daß sie sich an die Körpertheile fest ansaugt und den Krebsschaden dieses mannestollen Weibes vollständig bedeckt. Der Blutstrom erwärmt diese meisterhaft gefertigte Hülle und macht sie biegsam und geschmeidig. „Ich gebe zu," fügte er im ernstern Tone seiner Worte bei, „daß schon ein geübtes Auge dazu gehört, dieses maskirte und von unzähligen Toilettenkünsten hergestellte Gesicht von einem echten zu unterscheiden, namentlich wenn das venetianische Netz das Haupt bedeckt, und die Wangen umschließt."

Der Marquis konnte sich von seinem Erstaunen noch immer nicht ganz erholen. Bald blickte er auf die halbohnmächtig auf einem Divan liegende Venetianerin, welche ihr entstelltes Gesicht unter einem Schleier verbarg, bald auf die unheimliche Gestalt des Fremden. Er rieb sich mehrfach die Augen, denn er glaubte zu träumen, doch die grausige Wirklichkeit ließ nicht lange auf sich warten.

„Nun, was sagt Ihr, Signor, zu Eurem schönen Liebchen?" fragte plötzlich die rauhe Stimme des Fremden, „wollt Ihr sie, wie sie es wünscht, zu Eurer Gattin haben?"

„Verzeiht, Signor," erwiederte der Marquis kalt, „Eure Sprache ist nicht die eines Mannes, welcher geneigt ist, dem Unglücke Rechnung zu tragen. Ich vergebe von Herzen der Bedauernswerthen ihr Beginnen und kann nicht zugeben, daß Ihr ferner ein so liebloses Verfahren gegen sie in meiner Gegenwart an den Tag legt. Ich habe der Dame, ohne eine Ahnung von ihrem Gebrechen zu haben, schon vor Eurer Ankunft erklärt, daß mich Verhältnisse ernsterer Art zwingen, von ihren Absichten zurückzutreten."

„Ich weiß es," unterbrach ihn der Fremde, „denn ich war ein unberufener Zeuge Eures Gespräches. Ihr widerstandet allen Verlockungen der Schätze dieses Weibes, nur in einem Punkte waret Ihr schwach," fügte er höhnisch lachend hinzu. — „Ich habe die Närrin ihr buhlerisches Spiel — von dem ich, ungeachtet ihrer angewandten List, unterrichtet war, vollbringen lassen, damit sie von den Freuden dieser Welt noch einmal den Becher der Wollust kostete. Jetzt ist das Maß voll, die finsteren Mauern eines Klosters und die strengen Bußübungen, werden das ungestüme Blut dieser Wahnsinnigen schon abkühlen und die tollen Grillen ihres romantischen Kopfes vertreiben."

„Mit welchem Rechte, Signor, maßt Ihr Euch an, über die Zukunft eines Wesens zu verfügen, welches, soweit ich eine Meinung darüber zu äußern vermag, keine Neigung zu dem Klosterleben verspürt?" fragte der Marquis im herausfordernden Tone, den Fremden

mit finsteren Blicken messend. „Das fürchterliche Unglück der Armen sollte Euer Herz zum tiefsten Mitleiden herabstimmen, aber nicht zur grausamsten Härte Veranlassung geben."

„Mein vorwitziger Herr!" rief der Fremde drohend, „sorgt nur für Euer Leben, und nicht für das dieser entwürdigten Buhlerin und fragt nicht nach Sachen, die Euch gar nichts angehen! Das Weib nimmt den Schleier, so ist es der Wille ihres erhabenen Bruders, des regierenden Herzogs von . . . Hört!" fügte er, plötzlich abbrechend gleichsam als hätte er schon zu viel gesagt, und seinen Worten eine andere Wendung gebend, hinzu, „es giebt Geheimnisse, welche dem Mitwisser den Tod bringen, deßhalb forscht nicht weiter nach Dingen, die ich nur allein zu verantworten habe."

„Wenn ich nun aber meine Gesinnung geändert hätte," sagte der Marquis die Drohungen des Mannes nicht beachtend, „wenn ich jenes Mädchen ungeachtet ihrer tödlichen Krankheit dennoch zum Weibe begehrte, was würdet Ihr dann antworten?"

„Daß die Bleidächer von Venedig Dir nicht viel Zeit übrig lassen werden, Dein verwirrtes Gehirn auf andere Gedanken zu bringen, vorlauter Schwätzer!" donnerte der Fremde mit vor Wuth blitzenden Augen, wobei er mit sicherer Hand eine Schlinge über das Haupt des arglos dastehenden Marquis warf und diesen halberdrosselt zu Boden zog.

Ein unheimliches Gelächter, welches von den Lippen eines bösen Wesens zu kommen schien, erscholl durch das dunkle Gemach.

„Eitler Thor!" rief der Fremde dann höhnend, „Du wagst es, den Plänen des Ordens Jesu hemmend in den Weg zu treten? — Du bist aus der Zahl der Lebendigen gestrichen. Deine Zunge wird — wie Dein Gehirn, verdorren unter den fürchterlichen Bleidächern und kein Ohr erfahren, daß Du die jungfräuliche Braut des Klosters zur grauen Büßerin umarmtest. — Sieh' her, Victorine von Parma!" Mit diesen Worten wandte er sich an die mit stieren Blicken zu Boden starrende Venetianerin, welche in wahrhaft abschreckender Gestalt auf dem Divan saß. „Dort liegt der schönste Mann, der je geboren wurde, im Staube vor der Allgewalt der Kirche. Er wäre wahrlich, durch alberne Großmuth getrieben, im Stande gewesen, Dich zu seinem Weibe zu machen, wenn ich nicht Deinen hinterlistigen Plan durchschaut und vereitelt hätte. — Noch in dieser Nacht werden Dich die schützenden Mauern des Klosters umfangen. Dort magst Du über das genossene Glück und den Rausch dieser Nacht nachdenken und lernen, daß es nur einen Willen auf Erden giebt, dem zu gehorchen

man sich bestreben muß, wenn einem das Leben lieb ist. Es ist der Wille der Jünger Loyola's."

Das durch den Willen, eines von Priesterränken umgarnten Fürsten, in die Hände dieser habsüchtigen Menschen gegebene Weib, vermochte nichts auf die Wuthausbrüche dieses kaltherzigen Mannes zu erwidern. Tief im Herzen beklagte sie ihr Vergehen, welches den heißgeliebten Mann in die Gewalt dieser finsteren Genossenschaft geliefert hatte, welche niemals einem lebenden Wesen verzeihen, sich ihren Plänen hemmend in den Weg gestellt zu haben. Sie fühlte, daß der Marquis für immer verloren sei, wenn die Todeskammern des halbverfallenen Dogenpalastes von Venedig ihn einmal zu ihren Bewohnern zählten. Obgleich die verrufenen Zellen der Bleidächer — diese mittelalterlichen Gefängnisse des geheimnißvollen Blutgerichts — nicht mehr im Gebrauch waren, so schmachtete doch noch so manche arme vergessene Menschenseele, welche der pfäffischen Gewaltherrschaft lästig geworden war, in fürchterlichen Todesqualen unter den glühenden Bleidächern. Diese Zellen roher Barbarei, lagen im fünften Stockwerke des Dogenpalastes und waren nur drei Fuß hoch und vier Fuß lang, so daß sich der unglückliche Bewohner weder aufrichten, noch genügend ausstrecken konnte. Die Decke dieser fürchterlichen Gefängnisse bestand aus starken Bleiplatten, auf welchen die glühende Mittagssonne Italiens fast unausgesetzt brannte, sie in ein Gluthmeer verwandelte und den nach Kühlung wimmerden Opfern, das Gehirn und das Mark ihrer Glieder austrocknete, so daß sie dem Wahnsinne und der grausigsten Tobsucht verfielen. Ein weißer Gischt trat auf die blutleeren Lippen der verlorenen Wesen, welcher mit vorsichtiger Hand von den Wächtern hinweggenommen und oftmals von dem hohen Rath der Zehn benutzt wurde, um andere Opfer durch dieses fürchterliche Gift unter den unbeschreiblichsten Qualen der Tollwuth dem Tod in die Arme zu liefern.

Dem Dogen-Palaste zu Venedig vermag kein Land des Welltalls ein ähnliches Gebäude ebenbürtig an die Seite zu stellen. Grausenerregend war das geheime Zimmer des Raths der Zehn. Ein großes, hohes Gemach, nicht durch Tageslicht, sondern durch wenige Lampen erleuchtet, welche so angebracht waren, daß sie die Sitze der Richter dunkel ließen, dagegen aber ihren vollen Schein auf den mit einem Geländer umgebenen Mittelpunkt des Zimmers warfen, starke Mauern, zolldicke Tapeten und dreifache wohl verwahrte Thüren machten es für den Schall undurchdringlich. Der Fußboden war mit dichten Teppichen belegt, ausgenommmen an dem erwähnten Punkte, welcher ungefähr

zwölf Fuß im Durchmesser hatte und von losen Bretern gebildet schien. Unzählig sind die Bluttthaten, die innerhalb dieses Raumes von den Gewalthabern verübt worden sind, bei deren Nennung das menschliche Blut zu Eis gerinnt. Eine verborgene Thür hinter den Tapeten führte zu einem kleinern Zimmer, wo alle Maschinen zum Verrenken der Glieder, zum Zermalmen der Knochen und zum Zerquetschen des Fleisches durch die unermüdlichen Henkersknechte venetianischer Tyrannei in Menge aufgestellt waren. Die von dem Gitter umgebenen Bretter konnten einzeln, ohne große Vorrichtung aufgehoben werden, und der noch halbathmende Körper ward, nachdem er die Todesqualen jenes Zimmers erduldet hatte, in einen Abgrund von fürchterlicher Tiefe gestürzt, wo — wie das „rothe Buch des heimlichen Blutgerichts" nachweist, eine Maschine aufgestellt war, welche durch den fallenden Körper in Bewegung gesetzt, diesen in Tausende von Atomen zermalmte. —

Eine in der Ecke befindliche Wendeltreppe, ebenfalls durch Tapeten verborgen, führte zu der sogenannten Todtenbrücke, welche die Verbindung mit den erwähnten Bleidächern herstellte. Jedes Opfer, welches einmal diese Brücke zu den todtbringenden Zellen beschritten hatte, kehrte niemals über sie zum Leben zurück. Dann und wann trug der laue Zephyr auf seinen Schwingen leise Klagetöne an das Ohr eines den schmalen Canal befahrenden Gondoliers und „Nur einen Tropfen Wasser, um Gottes Willen!" waren die Worte, welche die mit dem Tode Kämpfenden, unter den fürchterlichen Bleidächern flüsterten. Jeder Venetianer beeilte sich, aus dem Bereiche dieser gefährlichen Gegend zu kommen, und Monden vergingen oftmals, ohne daß ein lebendes Wesen es wagte, seinen Weg durch den verrufenen Canal „del Tribolio amio" mit seinem Fahrzeuge zu nehmen.

In eine dichte schwarze Decke gehüllt, durch die Strangulation von der nervigen Faust des Priesters dem Tode fast nahegebracht, wurde der Marquis auf den Schultern von vier kräftigen Dienern des Cardinals Alboni über die Todtenbrücke in die Bleidächer-Gefängnisse geschafft.

Sein Erwachen war entsetzlich. Der Kopf brannte ihm wie von einem höllischen Feuer erfüllt und seine Glieder waren erstarrt, als wäre das Blut seines Körpers zu Eis geronnen. Allmälig kehrte die natürliche Wärme zurück, aber ein peinigender Durst trat an Stelle der übermäßigen Hitze im Kopfe. Er versuchte sich in der tiefen Dunkelheit aufzurichten, um sich zu überzeugen, ob er im Himmel oder auf Erden sei, denn die vor Kurzem erlebten Scenen flogen in schnellen

Bildern an seiner Seele vorüber, doch ein empfindlicher Schmerz am Kopfe, durch einen Stoß gegen das Bleidach herbeigeführt, überzeugte ihn, daß sein Aufenthalt nicht geeignet sei, darin aufrecht stehen zu können.

„Mein Gott!" flüsterte die erbleichende Lippe, „dieser Käfig ist eine der grausigen Zellen jener Gefängnisse, wo unter gräßlichen Todesqualen der Mensch vergißt, daß es ein allmächtiges und allwissendes Wesen giebt, welches in seinem räthselhaften Walten gestattet, daß sein Ebenbild von der Hand dieser finstern Diener seiner Kirche einem so grausamen Tode geopfert werden darf. — „Soll ich sterben, Gott meiner Väter," fügte er vor Durst fast verschmachtend, leidenschaftlich hinzu, „so mache es kurz mit mir und lasse mich nicht die Todesqualen des Wahnsinnes kosten. — Und doch — nein, nein! Fort mit dem Tode! Ich will nicht sterben — ohne mein Werk vollbracht zu haben! Du Schöpfer der Welten! Strafe mich — nimm mir Alles, was meine Eitelkeit und meinen Stolz geweckt — arm will ich werden — bettelarm — nur laß mich wieder Dein Eden sehen und Deine Himmelsluft athmen!"

Doch keine tröstende Stimme ließ sich vernehmen, nur vier nackte schwärzliche Mauern stellten sich seinen, allmälig an die Dunkelheit gewöhnten Augen und seinen ängstlich forschenden Blicken dar. Sein Herzblut stockte, denn auch die letzte Hoffnung entfloh seiner Seele und dunkle Ahnungen, die beim Erwachen aus dem Starrkrampfe schon drohend vor sein Gemüth getreten, erfüllten sich immer mehr, je höher die Sonne stieg und ihre brennenden Strahlen auf die fürchterlichen Bleidächer warf, so daß diese erglühten und sich fast bogen unter der sengenden Hitze der Alles verzehrenden Mittagssonne.

Moses Benjahie, der von allen Frauenherzen Venedigs hochgefeierte Marquis, lag verlassen und vielleicht auch vergessen in dem von verruchten Gedanken erfundenen Bleikäfig und erlitt in windender Todespein das erste Stadium seines ihm bevorstehenden martervollen Todes. Seine Adern, angeschwollen zu einer unnatürlichen Höhe, drohten zu bersten. Die Pulse schlugen unter der Einwirkung eines heftigen Fiebers und seine Augen traten mit Blut unterlaufen aus ihren Höhlen, während ein weißer Schaum auf seine Lippen trat. Ein fürchterliches Gekreisch unterbrach periodisch die Grabesstille, welche in dem gigantischen Gebäude herrschte und ein aufmerksames Ohr hätte dann und wann aus entfernteren Zellen dumpfe Töne vernommen, welche wie ein Echo oder wie ein Mahnruf an die Gottheit — dieses furchtbare Elend seiner, von Bestialitäten mit wilder Lust hingeopferten Menschenkinder ein schnelles Ende zu machen, vorwurfsvoll klangen.

Doch der Ewige schwieg. Aber er sandte den Unglücklichen den kühlenden Schatten der Abendstunde und schlug das Bewußtsein in die Bande der finstern Nacht, welche sich mit erbarmender Muttergüte um die Herzen der Schwergeprüften legte. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Zwei Monate sind nach den letzten Ereignissen verflossen. Die hochherzige Handlungsweise des Marquis gegen das unglückliche Weib dem unheimlichen Fremden gegenüber, trug seine segensreiche Früchte. Victorine von Parma vergaß nicht den heißgeliebten Mann, welcher sie, ungeachtet ihres abschreckenden Uebels, dennoch durch eine Heirath aus den Händen des fanatischen Priesters retten wollte und welcher jetzt so unaussprechliche Qualen litt. Sie beugte ihr Haupt in Demuth vor dem verhaßten Cardinal Alboni. — Sie nahm den Schleier und überwies ihr ganzes Vermögen geistlichen und anderen milden Stiftungen, wogegen sie das Leben des Marquis forderte, welches nach einem harten Kampfe ihr endlich von dem stolzen Kirchenfürsten gewährt wurde.

Tiefe Nacht herrschte in den Straßen Venedigs, als ein von schnellen Pferden gezogener Wagen sich durch das Labyrinth von Gassen und Straßen wand und endlich vor dem Portal des Palastes Mortali hielt, welchen der Marquis mit Randal Stanton bewohnte. Ein Diener sprang vom Trittbrette, läutete heftig mit der Hausglocke, ergriff dann eine im Wagen anscheinend leblos liegende Gestalt, legte sie auf die Stufen der großen Freitreppe und wenige Augenblicke darauf, war die Carrosse aus dem Bereiche des schlaftrunkenen Blickes, des mürrisch über die ungewohnte nächtliche Störung herbeigeeilten Portiers verschwunden.

Man war nicht wenig im Palaste erstaunt, den Marquis in einem durchaus hülflosen Zustande vor der Thür seines Hauses zu finden, obgleich man daran gewöhnt war, ihn oft Wochen und Monden lang plötzlich spurlos verschwinden und dann ebenso plötzlich wiederkehren zu sehen. Der Kammerdiener des Marquis brachte zwar den leblosen Körper seines Gebieters in ein erwärmtes Bett und weckte sogleich Randal aus seinem tiefen Schlafe, aber beide standen rathlos am Lager des fürchterlich im Gesicht entstellten Kranken und horchten auf die leisen Athemzüge seiner Brust, welche allein nur bekundeten, daß noch Leben in diesem wie Leder zusammengeschrumpften Körper sei.

Man rief einen der geschicktesten Aerzte Venedigs herbei. Dieser untersuchte den gefährlichen Zustand des Marquis, empfahl die größte Ruhe in dem weitläufigen Gebäude, verordnete kalte Umschläge um das, wie siedend Blei brennende Haupt und verschrieb einen kühlenden und stärkenden Trank.

Furchtbare Stunden der heftigsten Tobsucht hatte der Körper des Marquis zu bestehen und alle angewandten Mittel schienen keine Linderung in dem Zustand des Kranken herbeiführen zu wollen. Sein Häuptübel bestand in einer Kopfkrankheit, einer Entzündung der Zellgewebe der Hirnhaut — der sogenannten Spinnwebenhaut, welche das entsetzliche Delirium hervorbrachte. Fast in jeder Nacht wurde der Kranke eine Beute der seltsamsten Sinnestäuschungen, die ihm in anscheinender Wirklichkeit allerlei fantastische Bilder vorspiegelten, welche sein Geist dann erfaßte und sich damit beschäftigte gleich als mit Dingen, die mit dem wirklichen Leben verknüpft sind.

Unter diesen fieberhaften Schöpfungen sah er unaufhörlich eine große hagere Gestalt, eine Art Skelett, mit elenden Lumpen bekleidet, an seinem Lager erscheinen, und unter schauerlichem Getöse allerlei Anstrengungen machen, ihn mit sich fortzuschleppen.

An der andern Seite des Bettes erschien dann fast immer gegen Ende des Kampfes in etwas undeutlichen Umrissen die Gestalt eines bildschönen Mädchens, mit blassem, lächelndem Gesicht, die sich den Bemühungen der hageren Gestalt entgegenstellte, und nach einem jedesmaligen harten Kampfe über dem Lager des Kranken den Sieg davontrug, manchmal fühlte er sich von der Gestalt aus seinem Bette und Gemache fortgeschleppt, und an einen kalten verödeten Ort, an ein unbekanntes Ufer versetzt, wo ungeheure Felsen eine Art Höhle bildeten, deren Krümmungen und Steinmassen die Gestalt von allerlei häßlichem Gewürm hatten. Die Stimme des Kranken strengte sich vergebens in einem fast heiseren Gebrüll an, das engelschöne Mädchen, seine hülfreiche Fee, herbeizurufen. Erst nach längerem Ankämpfen gegen den schrecklichen Alp sah er sie wieder erscheinen und fühlte sich dann aus seiner Ohnmacht befreit. Dann befand er sich wieder auf seinem weichen Lager gegenüber einem Fenster, das die Aussicht auf die See gewährte und wo man eine herrliche Perspektive nach der Insel San-Giorgio-Maggiore mit ihrem aus rothen Banksteinen erbauten Kloster — der grauen Büßerinnen — hatte. Die abschreckende Gestalt aber, besiegt in jedem Kampfe um seinen Besitz, schwebte dann drohend im Zimmer umher, gleichsam um ihre Beute zu überwachen, und aufs Neue über sie herzufallen, wenn sich sein Schutzengel entfernen würde.

Dieses entnervende Delirium, daß jede Nacht unter der nämlichen Form und mit den gleichen Gestalten wiederkehrte und sich nur dann und wann durch mehr oder minder lästige Einzelnheiten unterschied, war der Schrecken des Kranken geworden. Den Tag über, wo das heitere Sonnenlicht und das Treiben der ihm wohlbekannten Gestalten seiner Diener, sowie die seines Freundes Randal um ihn her solche Erscheinungen aus dem nervösen Gehirn verjagten, war er meist ruhig und fast im Besitz seines Verstandes. Mehrmals drückte er sogar dem Arzt seine Unruhe und Angst vor diesen allnächtlich wiederkehrenden Qualen aus. Der verständige Jünger Aesculaps, ein erfahrener Mann im geheimnißvollen Gebiete der Seelenkunde, beschloß selbst eine Nacht am Lager des Kranken zu vollbringen, in der Hoffnung, dem Patienten eine Zerstreuung dadurch zu verschaffen, wenn er dessen Idee von seinen nächtlichen Erscheinungen auf entgegengesetzte Dinge lenkte.

Er schrieb jedes Wort, welches aus dem Munde des Kranken kam, nieder und beobachtete mit größter Ruhe den von Minute zu Minute sich immer mehr entwickelnden Zustand seines seltsamen Patienten.

Ein weiblicher Name, ohne Zweifel der Name, welchen er bei dem unheimlichen Kampfe seinem hülfespendenden Engel beigelegt, ertönte fortwährend von seinen bleichen Lippen.

Es war dies ein sonderbarer Name.

„Adele Gondolemona!“ rief der Kranke unaufhörlich.

Der Arzt notirte nicht nur diesen, sondern noch eine Menge anderer Sonderbarkeiten in seinem ärztlichen Notizbuche.

Ein anderer Ausruf entwischte dem Patienten öfters.

„Ach — das grausige Elend der Menschen! Welch' eine verworrene Religion!“

Das „Elend“ war wahrscheinlich die Idee, welche dem Kranken die hagere, zerlumpte Gestalt, die ihn peinigte, darstellte. Und die übrige Deutung lag vielleicht in den Worten, welche das Phantom zu ihm sprach.

Nach neun Wochen hörten die Anfälle plötzlich bei dem Marquis auf, und der Kranke trat in die Periode, welche der Genesung vorangeht. Neun Wochen nachher konnte man ihn als geheilt betrachten, so daß er den Tag seiner Abreise nach Neapel festsetzen konnte, denn der sorgsame Arzt bestand auf Veränderung seiner Umgebung.

Gegen Ende des Monats Mai trat er in Gesellschaft seines Freundes Randal und einiger Diener die Reise an. Nur eine gewisse Körperschwäche und geistige Abspannung blieben ihm noch als Nachwehen seiner Krankheit. Aber eine beständige, unfreiwillige Rücker-

innerung an die überstandenen Leiden, brachte ihm immer wieder den bizarren, halb poetischen Namen: „Adele Gondolemona“ in's Gedächtniß.

Und dieser Name kam ihm immer und immer wieder fast jeden Augenblick in den Sinn; dies dauerte mehrere Wochen, dann in größeren Zwischenräumen noch mehrere Monate. Endlich nach Ablauf eines Jahres hatte die geheimnißvolle Mahnung fast aufgehört, und um ihrer los zu werden, vermied der Marquis mit ängstlicher Scheu an die grausigen Scenen und Erlebnisse in Venedig zu denken, so lieb ihm auch manche Erinnerung aus der Lagunenstadt und an die mit seinen Fieberträumen so eng verknüpfte Erscheinung der Jungfrau war; nur wenn seine Augen von Zeit zu Zeit auf die Schrift des venetianischen Arztes fielen, welche er als Curiosum mitgenommen hatte, erneuerten sich seine alten Erinnerungen an die fürchterlichen Bleidächer von Venedig. Seine Kräfte waren wieder hergestellt, und die Röthe der Gesundheit blühte auf seinen Wangen.

Eines Tages, es mochte etwa um die fünfte Stunde gewesen sein, ging der Marquis langsamen Schrittes am Quai des Golfes von Neapel entlang, um die erfrischende Seeluft zu genießen, welche sich um diese Stunde, gewöhnlich nach einer erdrückenden Hitze, einzustellen pflegte. Ein Herr, dem Anschein nach ein Fünfziger, mit einem Ordensband im Knopfloche, der Kleidung nach den höheren Ständen angehörig, ging an ihm vorüber, drehte sich dann plötzlich um und betrachtete ihn mit forschenden Blicken. Dann ging er einige Schritte weiter, blieb plötzlich wieder stehen und that, als ob er das bunte Treiben im Golf in Augenschein nahm, während er offenbar nur den Marquis herankommen lassen wollte, um das anziehende Gesicht und die stolze Gestalt noch einmal betrachten zu können. Hierauf ging er abermals an ihm vorüber und wiederholte dasselbe Manöver, wie wenn er in den Gesichtszügen einen Freund zu erkennen glaubte.

Dem Marquis verdroß dieses fast ungenirte Anstarren des alten Herrn und schon war er im Begriff seinen Mißmuth in passenden Worten zu äußern, als der Fremde plötzlich an ihn heran trat und zu ihm in herzlicher Weise sagte:

„Mein Herr, es muß Ihnen in der That nichts lächerlicher vorkommen, als mein Verfahren, und ist deshalb Ihre ganze Nachsicht nöthig, um zu hoffen, daß Sie meine seltsame Frage nicht übel aufnehmen werden, welche ich mit Ihrer Erlaubniß gern an Sie richten möchte.“

Der ältliche Herr schwieg und sah den Marquis fragend an.

„Nun, fragen Sie nur immer hin," erwiderte der Marquis lachend. „Ich werde mir alle Mühe geben, Ihre Frage nach bestem Wissen zu beantworten.

Der Alte schien zu zögern. Endlich ermannte er sich und sagte im ernsten, beinahe feierlichen Tone:

„Nun denn in Gottesnamen! Mein Herr — haben Sie schon zu Mittag gespeist?"

„Aber, mein Herr! . . ." rief der Marquis fast ärgerlich. „Ihre Frage ist sehr indiscret!"

„O, ich wußte es wohl, daß eine solche seltsame Frage Sie beleidigen mußte," versetzte der Fremde verbindlich. „Und doch, wenn Sie wüßten, welchen großen Dienst Sie mir leisten könnten, wenn Sie noch nicht gespeist hätten!" fügte er mit freundlichen Blicken hinzu.

„In der That mein Herr, ich begreife nicht . . ."

„Ich bin der Graf von Castiglione," unterbrach ihn der Fremde, „Oberst im Heere Sr. Majestät König Franz II. . . ."

Der Marquis verbeugte sich höflich und sagte lakonisch:

„Sehr erfreut, den Herrn Grafen kennen zu lernen. Aber . . ."

„Erlauben Sie mir, mein Herr, zu vollenden, wenn Sie dann meine Einladung nicht annehmen, bin ich wenigstens sicher, daß Sie mich verstanden haben. Eine Anverwandte von mir, Frau von Gondolemona, welche in der Straße Toledo wohnt . . ."

„Gondolemona! . . . Gondolemona! sagen Sie!" unterbrach ihn der Marquis hastig, indem er heftig zusammenfuhr und Todtenblässe sein Gesicht bedeckte.

„Ja, Frau von Gondolemona," wiederholte der Graf, ohne auf den Zustand des Marquis zu achten. Meine Anverwandte hatte fünfzehn Personen zu Tische geladen. Gerade im Moment, wo man sich zu Tische setzen will, lassen zwei Personen sich entschuldigen. Frau von Gondolemona ist auf den Antillen geboren, sie ist eine etwas abergläubische Creolin. Der Gedanke zu dreizehn bei Tische zu sein, erfüllt sie mit Verzweiflung. Man schickte die Diener nach allen Richtungen aus, um noch einen, zwei oder drei Gäste zu rekrutiren; aber die Einen waren abwesend, die Andern krank oder selbst schon bei Tische. Kurz, wir sitzen zu dreizehn und dürfen Niemand den Aberglauben der Frau vom Hause merken lassen. Da mich nun gewisse Gründe veranlassen, nicht von der vorzüglichen Tafel der Frau von Gondolemona wegzubleiben — um die Zahl zwölf herzustellen, so sagte ich zu dieser, daß ich in der Nachbarschaft einen Freund zu finden hoffe, den ich todt oder lebendig als Vierzehnten zur Tafel selbst

herbeiholen wollte. — Nun, mein Herr, ich habe diesen Freund nicht, ich habe auf den Zufall eines Zusammentreffens mit einer anständigen Persönlichkeit gerechnet, doch dieser war mir bisher nicht günstig, unmuthig wollte ich schon wieder zurückkehren, da bemerkte ich Sie. — Lassen Sie mich es frei heraussagen, mein Herr, eine geheimnißvolle Zauberkraft zog mich zu Ihnen, Ihr offenes und edles Gesicht, die Eleganz Ihres Wesens nahm mich für Sie ein und ließ mich in Ihnen ohne Zweifel einen Mann von Geburt finden, denn mein Vorgefühl hat sich, seitdem ich die Ehre habe mit Ihnen zu sprechen, nur bestätigt. — Also noch einmal, mein Herr, — haben Sie schon zu Mittag gespeist?"

Der Marquis fand die Sprache und das Wesen des Grafen, im Zusammenhange mit dem seltsamen Zusammentreffen des geheimnißvollen Namens so originell, daß in ihm der Wunsch erwachte, Frau von Gondolemona zu sehen, welche sich vor der Zahl dreizehn so sehr zu fürchten schien.

„Wie alt ist Frau von Gondolemona?" fragte der Marquis sinnend vor sich hinstarrend.

„Nun, zweiundfünfzig etwa," antwortete der Graf lächelnd.

„Und Sie nennen sie?"

„Ich hatte die Ehre Ihnen schon mehrfach den Namen von Gondolemona zu nennen, versetzte der Graf von Castiglione erstaunt, bald die anziehende Gestalt des Marquis, bald den träumerischen Ausdruck seines fesselnden Gesichts betrachtend.

„Aber der Vorname? — Verzeihen Sie meine seltsame Frage, Herr Graf!" fügte er verbindlich hinzu, denn er fühlte, daß sein drängendes Fragen dem Fremden lästig werden mußte.

O, bitte, bitte!" rief der Graf heiter, „es ist ganz natürlich, daß man sich erkundigt, bei wem man speisen soll. Ich hoffe, Sie werden mir meine Bitte nicht versagen?"

„Ich bin der Ihrige, Herr Graf," versetzte der Marquis höflich, indem er sich verbeugte. „Doch den Vornamen wollten Sie mir noch nennen."

„Meine Anverwandte nennt sich Septima, denn auf den Kolonien nummerirt man in zahlreichen Familien die Kinder."

„So, so," entgegnete der Marquis wieder starr vor sich hinblickend, „dies wäre also nur Zufall," fügte er leise hinzu.

„Wie beliebt?" fragte der Graf.

„O, nichts — nichts!" rief der Marquis verwirrt. „Lassen Sie

uns gehen, damit die Gesellschaft auf den eingeladenen Freund nicht zu lange zu warten nöthig hat."

„Tausend Dank für dieses Wort, mein Herr!" sagte der Graf, erheitert durch den herzlichen Ton, welchen der Marquis anschlug. „Aber mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?"

„Marquis Posa," erwiderte der Gefragte.

„Nun denn, Herr Marquis, gehen wir also. Meiner Unhöflichkeit die Krone aufzusetzen, werden Sie mir nun noch erlauben, um einige Details über Ihre werthgeschätzte Person zu bitten. Sie wissen, ich muß Sie Frau von Gondolemona als einen Freund von mir vorstellen."

„Ganz recht, Herr Graf."

Während des Gehens erzählte nun Posa dem Grafen so viel ihm für das sonderbare Verhältniß nöthig däuchte, und wurde von der Freimüthigkeit und der originellen Herzlichkeit des Grafen zuletzt so angezogen, daß er ihn fast lieb gewann.

„Ist die Tafel gut besetzt und sind die Gäste liebenswürdig, so bin ich wahrhaftig dem Zufall sehr zum Danke verpflichtet für dies seltsame Zusammentreffen," dachte er bei sich, „denn es gewährt mir doch einigermaßen Vergnügen und Zerstreuung."

Der Marquis wurde als der fragliche Freund des Grafen von Castiglione der Frau von Gondolemona vorgestellt. Die artige Wirthin fragte nicht lange; die Gäste verriethen Ungeduld und man begab sich sofort in den Speisesaal. Das Innere desselben war zwar nicht aristokratisch, aber elegant und bequem eingerichtet.

Die Gäste bestanden außer der Frau vom Hause und dem Grafen, aus drei Damen und sieben Herren, lauter Personen die, wie es schien, den höheren Ständen angehörten. Der Marquis, als der „Freund" des Grafen erhielt seinen Platz neben diesem. Ein Stuhl ihm gegenüber blieb leer.

„Nun — wo ist denn Adele?" fragte Frau von Gondolemona eine der Damen, indem sie mit den Augen die Gäste stillschweigend zählte.

„Adele!" rief unwillkürlich der Marquis, als der Vierzehnte.

„Was ist Ihnen? fragte der Graf erstaunt.

Der Ausruf des Marquis war bei dem Lärm, den das Rücken der Stühle verursachte, von den Andern überhört worden.

„Nichts . . . ich habe . . . ich konnte . . . stotterte der Marquis verwirrt.

„Befehlen Sie Geflügelsuppe oder à la reine?“ fragte der Diener plötzlich hinter ihm.

In diesem Augenblicke trat ein schönes junges Mädchen mit feurigen Augen, schwarzem Haar und blassen Gesichtszügen in den Saal.

„Wo bleibst Du, Adele?“ fragte die Hausfrau freundlich der Tochter zunickend. „Meine Tochter, Adele von Gondolemona — Herr Marquis Posa!“ fügte sie höflich hinzu.

„O, mein Gott, sie ist's!“ murmelte er erbleichend.

Adele war eine der seltenen Schönheiten, die geschaffen scheinen, um die Männerwelt am Gängelbande zu führen und sie zu Narren zu machen, eine der Schönheiten, die auf empfängliche Seelen einen augenblicklichen Eindruck machen, der dann aber absolut, ja selbst verhängnißvoll werden kann. Sie war von schlanker Gestalt, feiner, zierlicher Tournüre und blaßgelbem Taint. Es war mit einem Worte eine seltene Erscheinung, welche sich den Blicken des sprachlos dasitzenden Marquis darbot. Ihre großen Augen glänzten im tiefsten Schwarz unter den kühngebogenen Brauen hervor. Der Kopf klein, wie ihn die Griechen so sehr lieben, war mit einer überreichen Fülle eines seltenen rabenschwarzen Haares geschmückt.

Adele von Gondolemona setzte sich dem Marquis unbefangen gegenüber, auf die Frage ihrer Mutter sich mit einem bittenden Blick entschuldigend. Bei der Vorstellung richtete sie ihr herrliches Auge forschend auf das interessante Gesicht des Marquis, der wie vom Schlage getroffen, betäubt und leichenblaß da saß und weder zu grüßen wußte, noch konnte. Ein Dritter, der unbefangen Alles beobachtet hätte, würde gewiß die Ueberraschung bemerkt haben, die sich in der schnellen Bewegung der Augenbrauen des schönen Mädchens bei diesem Mangel an Höflichkeit kundgab. Aber dieses Zürnen ging schnell vorüber. Die schwarzen Augen Adelen's schweiften über die Gäste hin, um endlich auf einer Person zu haften, welche der Marquis nicht genau sehen konnte, ohne den Kopf über die schickliche Linie vorzustrecken. Er versuchte es auch nicht, da er sich noch in einer Art Betäubung befand, so sehr hatte ihn die Erscheinung des Mädchens überrascht. Doch, da seine Blicke das ihm so seltsam, man könnte fast sagen — geisterhaft erschienene Gesicht nicht mehr verließen, so sah er bald das reizende Mädchen mit fröhlicher Miene jener Person zulächeln, die es offenbar gleich anfangs gesucht hatte. — Dieses verführerische Lächeln machte ihn mißgelaunt.

„Nun, Herr Marquis, beliebt Ihnen denn keine Suppe?“ fragte

der Graf beinahe ärgerlich über das unbegreifliche Wesen seines Nachbars.

Suppe — dieses prosaische Wort brachte ihn wieder einigermaßen zur Besinnung. Er versuchte sich zu orientiren, aber während er ganz mechanisch ein wenig Geflügelsuppe nahm und davon kostete, murmelte er vor sich hin:

„Ist dies ein Traum? — Sie ist's wirklich. — Meine geheimnißvolle Beschützerin von Venedig — nicht allein der Name, auch das Gesicht, das ich nie vergessen werde."

Nachdem sich der Marquis von der ersten Ueberraschung ein wenig erholt hatte, fragte er sich, ob er nicht vielleicht einen neuen Rückfall der Gehirnentzündung bekommen, ob er wirklich wache und von Menschen mit Fleisch und Blut umgeben sei, oder ob die sonderbare Art seiner Einführung bei diesen unbekannten Personen nicht der Anfang eines neuen Deliriums wäre.

Man servirte jetzt Fasan mit Trüffeln. Der Marquis kostete davon — es waren echte Perigordtrüffeln. Auch der Fasan schien ihm ganz unbestreitbar in Fleisch und Knochen zu bestehen. Er setzte die Messerspitze auf den Finger und fühlte den Schmerz und das Blut bereit, hervorzuspritzen.

„Ich träume durchaus nicht," sagte er sich, „was mich umgiebt ist Leben und kein Traum — wenn nicht etwa das Leben selbst eine Lüge und die Wirklichkeit ein Traum ist. Also Adele von Gondolemona ist kein Phantom — sie lebt — wer erklärt mir dieses unerforschliche Räthsel — dieses wunderbare Spiel der erhitzten Phantasie und die unbegreiflichen Fügungen der Vorsehung."

Ganz in Sinnen verloren und von der Idee beherrscht, daß er der Spielball in der Hand eines mächtigen Wesens gewesen, achtete er nicht darauf, wenn ihm der Diener die Namen der weiteren Gerichte zuflüsterte, unberührt ließ er die Schüsseln vorübergehen.

„Sie spielen aber Ihre Rolle als Vierzehnter ganz miserabel, Herr Marquis," flüsterte ihm der Graf wüthend, doch im kalten höflichen Tone zu. „Wenn Frau von Gondolemona Ihr seltsames Benehmen bemerkt, wird sie wohl reklamiren und behaupten, daß mit dem Gast, den ich ihr zugeführt, wir auch nicht mehr — als dreizehn seien!"

„Herr Graf!" versetzte der Marquis hastig, ohne den rauhen Ton seines Nachars zu beachten oder seinen Worten eine passende Erwiderung zu gönnen. „War Frau von Gondolemona vor etwa einem Jahre vielleicht in Venedig?"

„Vor einem Jahre war meine Anverwandte auf Martinique, von wo sie ihre Tochter, die Ihnen hier gegenüber sitzt, abholte. Aber nun machen Sie auch unsere liebenswürdige Wirthin nicht böse — und essen Sie endlich."

Die reizende Adele begriff wohl, daß man von ihr sprach, aber zum großen Verdrusse des Marquis wandte sie auch nicht einmal die Augen nach ihm, so daß man deutlich bemerken konnte, daß nach ihren neugierigen und dann halbverachtenden Blicken sie sich Mühe gab, den schönen, anziehenden Fremden, der doch als ein Freund ihres Verlobten, des Grafen von Castiglione, eingeführt war, gänzlich zu ignoriren.

Die Tafel ging zu Ende, ohne daß der Marquis von einzelnen Speisen mehr als gekostet oder einen Blick von seinem bezaubernden vis-à-vis erhalten hätte. Man erhob sich und nahm in einem Nebenzimmer den Kaffee ein. Der Marquis wollte sich entfernen, aber mit magischen Banden fühlte er sich zu dem geheimnißvollen Wesen hingezogen. Er nahm eine Tasse Kaffee mit einem solchen hölzernen Benehmen, daß der Graf im Herzen bereute einen solchen unbeholfenen Gast mitgebracht zu haben. Aergerlich zog er den Marquis in eine Fensternische und sagte:

„Aber, mein Herr Marquis, Sie sind wirklich ein sonderbarer Gast. Es ist nur gut, daß Sie Niemand beobachtet hat. Was zum Teufel haben Sie denn? Sie fragen mich bald über Frau von Gondolemona, bald über ihre Tochter in einer Weise, die mich bestürzt macht. Kennen Sie denn die Damen?"

Der Marquis fühlte das dringendste Bedürfniß, sich mitzutheilen; er brannte vor Verlangen, Licht in dieses Chaos zu bringen, das alle Kräfte seiner Seele in Anspruch nahm und beeilte sich deshalb, dem Grafen die Gründe seiner Unruhe und seines seltsamen Benehmens zu erklären. — Die Krankheit in Venedig, mit Hinweglassung der näheren Umstände, die geheimnißvolle Erscheinung, die vollkommene Uebereinstimmung des Traumes mit der gegenwärtigen Wirklichkeit; Adele, die er vor etwa einem Jahre gesehen, die ihn unter ihrem wirklichen Namen während des Fieberdeliriums im Palaste Morentali zu Venedig vor der grausigen Gestalt beschützte, während sie doch mit ihrer Mutter von den Antillen nach Neapel reiste — es bedurfte wahrlich keines sehr empfänglichen Gemüthes, keines zum Mysteriösen geneigten Geistes, um von solchem seltsamen Zusammentreffen überrascht und so zu sagen betäubt zu werden.

Der Marquis empfahl sich. Ein mißtrauisches, eifersüchtiges Gefühl hatte ihn gehindert, sich zu versichern, nach wem Adele wäh-

rend der Tafel so oft ihre Blicke richtete. Nachdem er von der Gesellschaft und der Frau des Hauses in höflicher Weise Abschied genommen, wandte er sich an die Tochter, stammelte einige unzusammenhängende Worte und ließ einen jener Blicke aus seinem Feuerauge über ihr reizendes Antlitz gleiten, der gewöhnlich die Herzen der Damen in Feuer und Flammen zu setzen pflegte. Auch Adele empfand die Zaubergewalt dieses Blickes, denn sie erbebte und erröthete bis über beide Ohren.

Der Marquis fühlte Bedürfniß nach frischer Luft und Einsamkeit; bis nach Mitternacht irrte er in den Straßen und Anlagen Neapels umher, ohne die gehoffte Ruhe gefunden zu haben, mit Adelen's Bild im Herzen kehrte er in seine Wohnung zurück.

Am nächsten Morgen sandte er, der Sitte gemäß, seine Karte zu Frau von Gondolemona und ließ sich nach dem Befinden der Damen erkundigen. Er hoffte eine weitere Einladung zu erhalten — aber diese erfolgte nicht.

Acht Tage hindurch hatte eine heftige Aufregung den Geist des Marquis beherrscht, er sann hin und her, unter welchem schicklichen Vorwande er wohl Eintrit in den Zirkel der Frau von Gondolemona erlangen könnte, aber sein Sinnen war vergebens, er fand den Vorwand nicht.

Da trat eines Morgens der Graf von Castiglione plötzlich in sein Zimmer.

„Ich habe da eine schöne Geschichte gestern Abend angerichtet!" rief er wüthend, indem er vor Aufregung den Schweiß von seiner Stirn trocknete. „Denken Sie sich, Marquis, Frau von Gondelemona und deren Tochter, die das sonderbare Benehmen des von mir gelieferten Gastes und den gänzlichen Appetitmangel desselben bemerkt haben, sprachen fast jeden Tag von Ihnen und gestern Abend beging ich die Thorheit, den Damen Ihre merkwürdige Fiebergeschichte mit den gespensterhaften Erscheinungen zu erzählen, und nun ist der Teufel los!" fügte er ärgerlich lachend hinzu. „Frau von Gondolemona, im Aberglauben fast erzogen, hat die Tochter fast von ihren Grillen — die ich nicht weiter erwähnen will — angesteckt und beide Damen bestehen nun darauf, mit Ihnen unter allen Umständen zu sprechen. Meine Anverwandten haben mich nun gebeten, Sie, Herr Marquis, für diesen Abend einzuladen. — Ich muß Ihnen aber gestehen, daß diese Geschichte aus Venedig mir gar nicht gefällt, und mir durchaus nicht aus dem Kopfe will.

„Weshalb denn das?" fragte der Marquis zerstreut.

„Weil ich Adelens Verlobter bin!“ entgegnete der Graf frostig.

„Ihr Verlobter?“ rief Posa erbleichend.

„Ja, mehr noch nicht. Ich erwarte die Erlaubniß des Königs zur Heirath von Tag zu Tag. Nun — Marquis — wollen Sie kommen, oder nicht? Ich muß schon gute Miene zum bösen Spiele machen, obgleich mir diese verdammte Geschichte gar nicht gefällt!“

„Ich werde mir die Sache überlegen,“ erwiderte der Marquis nach Fassung ringend, „denn Vorsicht scheint mir hier am Platze zu sein.“

Der Graf entfernte sich einigermaßen beruhigt. Der Marquis überlegte den ganzen Tag — er konnte zu keinem Entschlusse kommen. Der Abend kam — und Posa ging nicht zu den Damen.

Seinen Gedanken nachhängend, machte er am nächsten Tage einen Spaziergang. Er glaubte aber zu bemerken, daß ihm in gewisser Entfernung ein Lazarone folgte, und so war es in der That. Die Damen wollten von einer möglichen Abreise des Marquis unterrichtet sein, doch dieser dachte gar nicht daran, denn das Verhängniß hielt ihn an Neapel mit unsichtbaren Banden gefesselt.

Den dritten Tag erhielt er folgendes Billet:

„Mein Herr! Eine meiner Freundinnen beauftragt mich, Sie zu bitten, die bewußte Erzählung, welche Sie mündlich zu machen, nicht geneigt scheinen, schriftlich an mich gelangen zu lassen.

Gräfin Delcomigo.“

„Das wäre eine Unbesonnenheit! Nein — nein, das geschieht nicht,“ sagte der Marquis zu sich selbst.

Einige Tage später, traf ihn, wie es schien ganz zufällig, ein Freund der Frau von Gondolemona, welchen er an jenem verhängnißvollen Tage an der Tafel oberflächlich kennen gelernt hatte, im Foyer des Theaters.

„Ah, Herr Marquis!“ rief dieser anscheinend erfreut und verwundert, den Marquis zu treffen. „Das muß ich gestehen, die Wilden am Ontario und Chipo-Kale sind wahre Höflinge gegen Damen im Vergleich zu Ihnen,“ fügte er lachend im scherzhaften Tone hinzu. „Kommen Sie mit in meine Loge, ich muß Ihnen von Frau von Gondolemona und ihrer schönen Tochter Einiges erzählen.“

Der Marquis hatte keinen Grund, dem Herrn auszuweichen. Er nahm die freundliche Einladung an und ging mit.

Beim Eintritt in die Loge sah er aber daß diese nicht leer, son=

dern von Damen besetzt war. Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er Frau von Gondolemona mit der Tochter erkannte.

„Hier ist der Flüchtling," sagte der Verräther lachend. „Ich denke, schöne Adele, Sie werden ihn zu bannen wissen."

Mit diesen Worten zog sich der Helfershelfer zurück. War dieses Zusammentreffen ein Zufall? — Der Marquis dachte unwillkürlich an den Lazarone, der ihm den Tag über, wieder wie ein Schatten gefolgt war.

Frau von Gondolemona drückte dem Marquis in herzlichen Worten ihre Freude aus, ihn wieder zu sehen und er war höflich genug, dieses Zusammentreffen als einen Zufall zu betrachten. Als der zweite Act begann, zog er sich in den Hintergrund der Loge zurück, doch die Damen ahmten ihm stillschweigend nach. In dem Halbdunkel der rothdrapirten Loge rief das blasse und engelgleiche Antlitz des schönen Mädchens, das den Marquis unverwandt betrachtete, ihm mit erschreckender Wahrheit all' die grausigen Scenen und die nächtlichen Fiebererscheinungen in Venedig in sein Gedächtniß zurück.

„Sie betrachten meine Tochter mit großer Aufmerksamkeit, Herr Marquis," begann Frau von Gondolemona plötzlich." Ist es wahr, was der Graf erzählt, daß Sie dieselbe schon irgendwo angetroffen zu haben glauben und zwar in einer Stadt, wo wir noch niemals waren?"

Der Marquis begriff, daß er jetzt sprechen mußte. Er that es, aber es geschah mit einer so berechneten kalten Ruhe, daß er glaubte, dieser seltsamen Geschichte aus dem Bereiche der geheimnißvollen Seelenkunde, alle Bedeutung genommen und sie als einfache Ausgeburt seiner Fieberphantasie dargestellt zu haben. Die Mutter bezeugte bei jeder Einzelheit ihre Verwunderung und brachte die Fügungen des Himmels mit in's Spiel. Die Tochter sprach kein Wort, sie starrte sprachlos in das edele Antlitz dieses Halbgottes, welcher ihr jetzt ganz anders erschien, als an dem Tage, wo er die Rolle des Vierzehnten zu spielen übernommen hatte. Sie fühlte schon die Einwirkung dieses für das weibliche Geschlecht so gefährlichen Mannes und doch hatte sie ihn noch nicht in seiner ganzen Glorie kennen zu lernen, Gelegenheit gehabt.

Der Marquis hatte so eben seine Mittheilungen beendet, als plötzlich die Logenthür geöffnet wurde, und der Graf von Castiglione hastig eintrat.

„Ah," sagte er halbunfreundlich, „endlich finde ich Sie, meine Damen! — Aber was haben Sie denn?" fügte er forschend hinzu, als er die Bestürzung der Damen bemerkte. „Störe ich etwa?"

„Herr Marquis Posa“ sagte Frau von Gondolemona auf ihn zeigend, welcher sich mehr in den Schatten zurückgezogen hatte und von dem Grafen bisher nicht bemerkt worden war.

Dieser grüßte auffallend kalt. Der Marquis ergriff den Vorwand, nicht lästig fallen zu wollen, empfahl sich und ging.

Welche Nacht er vollbrachte, vermögen wir nicht zu schildern. Freude, Hoffnung, Seligkeit auf der einen Seite, Furcht, Schmerz, wilde Raserei bei dem Gedanken, daß für ihn Adele so gut wie verloren sei, tobten verworren in seinem Innern. Es war das erste Mal, daß der von allen Frauenherzen vergötterte Marquis wahrhaft liebte. Er empfand diese Himmelslust — und diese Höllenpein.

Am nächsten Morgen fanden sich zwei höhere Offiziere der neapolitanischen Armee bei ihm ein.

„Wir sind von dem Grafen von Castiglione, unserm Kameraden, beauftragt, Sie, Herr Marquis, zu bitten, uns zwei Ihrer Freunde zu bezeichnen, mit welchen wir die Bedingungen des nächsten Zusammentreffens ordnen können,“ sagte Einer von ihnen.

Der Marquis, obwohl sehr erstaunt, begriff sogleich, daß an eine Ausgleichung der Sache nicht zu denken sei. Er forderte deßhalb die beiden Offiziere auf, in einer Stunde wieder zu kommen und ging unmittelbar nach ihnen zu Randal, um ihn von dem Duell zu benachrichtigen und zu bitten, einen zweiten Sekundanten zu beschaffen.

Das Duell wurde auf den andern Morgen festgesetzt, der Degen als Waffe und ein öder Platz in der Gegend von Solfatára als Kampfplatz gewählt.

Es war schon spät, als der Marquis noch mit Randal in seinem Arbeitszimmer zusammensaß und mit ihm über die möglichen Folgen des sonderbaren Duells sprach. Plötzlich trat der Diener des Marquis ein und meldete einen der Sekundanten des Obersten von Castiglione.

„Herr Marquis,“ begann der eintretende Offizier. „Der Herr Oberst haben vor einer Stunde dieses Billet von Signora Gondolemona erhalten, wollen Sie gefälligst lesen?“

Der Marquis, überrascht von dieser ganz unerwarteten Einleitung, nahm das Schreiben und las Folgendes:

> „Herr Graf von Castiglione! Ich beschwöre Sie bei Ihrer Ehre als Edelmann und Soldat, mir mein Wort zurückzugeben; ich habe mich über den Zustand meines Herzens getäuscht. Adele von Gondolemona.“

„Nun mein Herr?“ fragte der Marquis mit erkünstelter Ruhe.

„Nun — Sie begreifen wohl, Herr Marquis,“ erwiderte der

Offizier im freundlichen Tone, „daß jetzt von keinem Duell mehr die Rede sein kann. Der Herr Oberst forderte Genugthuung von einem Manne, von dem er glaubte, daß er sich auf unlegale Weise, mit Hülfe einer Art von Phantasmagorie in eine Familie eingeführt. Von dem Augenblicke an, wo das Herz seiner Verlobten ihm nicht mehr angehört, zieht er seine Forderung zurück. Entschuldigen Sie, mein Herr, daß ich nicht die Ehre haben konnte, mich Ihnen schon früher zu präsentiren."

Dies sagend, zog sich der Offizier mit einer höflichen Verbeugung zurück, ohne das Billet Adelens mitzunehmen.

Der Marquis konnte sich kaum fassen vor Ueberraschung. Sein Herz hüpfte vor Entzücken.

Randal begriff Alles.

„Sie liebt Sie!" rief er im heitern Tone.

Er ging einen Theil der Nacht mit ihm spazieren, um seine Hoffnungen, seine Freudenausbrüche — aber auch seine Befürchtungen anzuhören.

„Gott hatte sie mir im Traume gezeigt!" flüsterte er Randal zu, „wie einen Engel, der mich vom Wahnsinne — vom Tode errettete. Mag die Wissenschaft sich diese geheimnißvolle Erscheinungen — dieses bestimmte Vorhersehen erklären oder nicht. Was liegt mir daran. Ich mußte dieses bezaubernde Wesen antreffen. — Es mußte so kommen."

Während der Marquis sich in solchen und ähnlichen Ausrufen erging, dachte Randal an die hagere, in Lumpen gehüllte Gestalt — an das „Elend", aus deren Händen die hülfreiche Fee den Marquis befreite. Er dachte an den Unterschied des Glaubens bei beiden Personen, denn es war ihm bekannt geworden, daß Moses Benjahie ein Bekenner des Talmud war.

Früh am andern Morgen trat der Fremde, welcher ihn in die Loge gelockt und ihm eigentlich zu seinem Glücke verholfen hatte, in sein Gemach.

„Nun," rief er heiter lachend, „ich hoffe, es bedarf jetzt keiner List mehr, um den seltenen Vogel ergreifen zu können. Ich gehe also kurz zur Hauptsache über. — Wann soll die Hochzeit sein, Herr Marquis?"

„Was wollen Sie damit sagen?" rief der Marquis erbleichend, während das Herz aufjauchzte in nie geahnter Lust.

„Ich will sagen, daß Sie das Köpfchen Adelens verdreht, oder auch umgedreht haben, denn sie hat ihrer Mutter genau

nachgewiesen und sie überzeugt, das Schicksal habe sie Beide für einander bestimmt, und das räthselhafte Elend habe Sie beide nicht zusammenführen wollen, ihr Schutzgeist hätte aber dennoch gesiegt. Frau von Gondolemona, etwas abergläubisch und romanhaft, hält die ganze Begebenheit für das Einwirken übernatürlicher Kräfte und kurz und gut — die Damen erwarten Sie diesen Mittag, und lassen Sie bitten, das Blatt mitzubringen, auf dem der venetianische Arzt die Worte verzeichnete, welche Sie in Ihrem krankhaften Zustande sprachen. — Ich benachrichtige Sie von dem, was vorgeht — das Andere ist Ihre Sache. Aber ich sage Ihnen auch im Vertrauen, daß Sie sehr ungeschickt sein müssen, wenn wir uns in einigen Tagen nicht wieder um die Tafel vereinigen, wo Sie anstatt der Vierzehnte, — der Erste sind."

Die Stunden des hellen Tages waren verflossen. Der Abend mit seinen dunklen Schatten war gekommen und zu den Füßen der reizenden Adele von Gondolemona saß der glückliche Geliebte, während sie in seligem Entzücken das männlichschöne Antlitz des Marquis betrachtete, und vor Wonne erbebte, wenn ein Strahl seines Feuerauges das ihrige traf. . . . .

. . . .

. . . .

. . . . :

Zwei Jahre später finden wir den Marquis in Rom wieder. Das Verhältniß desselben zu der bezaubernden Adele von Gondolemona schien eine leichte Erschütterung erfahren zu haben. Worin diese bestand, werden wir später erfahren.

In den prachtvollen Räumen des Palastes Casati fand ein glänzender Ball statt. Die Salons waren das Rendezvous der Notabilitäten Roms und der Anhänger der neuen Aera, welche für Italien hereinzubrechen drohte. Unter den Anwesenden befand sich der Fürst Victor von Dagobert mit seiner Schwester Comtesse Eleonore, welche sich der Erziehung der einzigen Tochter des Fürsten unterzog.

Comtesse Eleonore war einst reizend gewesen, sie hatte aber bereits einen beträchtlichen Theil ihrer Schönheit verloren, aber damit doch nicht den Wunsch aufgegeben, zu gefallen. Ihre Anbeter waren die Blüthe der Ton angebenden jungen Männerwelt; was sie auch thun mochte, man verehrte sie nicht blos, sondern man liebte sie sogar.

Die Tochter des Fürsten, Prinzeß Therese von Dagobert, war achtzehn Jahr alt und besaß eine zarte, jugendliche Schönheit. Ihr Wuchs war hoch und neigte sich leicht vorwärts. Eine durchsichtige,

schmelzreiche Weiße bildete den Grund ihrer Gesichtsfarbe. Ihr blondes Haar von ausgezeichneter Feinheit schmiegte sich in leichten Locken um ihre Wangen. Ihre Augen, von zartem Blau, hatten etwas Glänzendes, Feuchtes. Ihr Lächeln war das eines Kindes, aber wenn sie ernst wurde, spielte eine zitternde und leichte Falte um ihre Lippe und gab ihrem Munde einen Ausdruck von Verachtung. Sie war das einzige Kind des Fürsten und hatte von mütterlicher Seite eine jährliche Revenüe von Dreihunderttausend Franken.

Man kann sich denken, daß eine solche Erbin der Anbeter nicht entbehrte. Der Mächtige unter den Mächtigen war ein Sohn des stolzen Fürsten Farnese und alle Welt glaubte bald ein schönes vom Schicksal so sehr bevorzugtes Paar am Altar begrüßen zu können, aber plötzlich trat ein neuer Kämpfer in die Schranken, welcher den Streit erneuerte und ihn wie es schien, mit Siegesgewißheit durchzuführen bemüht war.

Dieser neue Kämpfer war der in der Jugendfrische strahlende Marquis Posa. Alle Welt kannte den unvergleichlich schönen Marquis. Alle Journale und Zeitungen Italiens sprachen von ihm. Viele Personen von Distinction, welche sich in Rom aufhielten, behaupteten ihn gesehen zu haben, die Einen in den Tuilerien, Andere am Hofe des Sultans, noch Andere in den vertrauten Soiréen der Königin Christine von Spanien und Einige endlich in einer verrufenen Schenke von Paris.

Er stand angeblich mit der ganzen europäischen Diplomatie in Verbindung und kam zu allen Banquiers des Weltalls.

Mit einem wahrhaft orientalischen Prunke trat er in Rom auf und verausgabte in einem Winter über drei Millionen Ducati. Er schien in der That ein Nabob, ein Crösus im strengsten Sinne des Wortes. Er kam im Gefolge einer Armee von Dienern und Lakaien. Das geringste Pferd seines fürstlichen Marstalles, war so viel werth, als drei oder vier Renner des Fürsten Dagobert. Fast mit ihm kamen einige Gräfinnen und Baroninnen, welche von Liebesschwärmerei über seinen bleichen Teint und seine leuchtenden Augen sterben wollten.

Gewöhnlich kommt Rom nur bei außerordentlichen Gelegenheiten in Aufregung. Fremde Prinzen, Söhne von Kaisern und Königen gehen, in diesem Stapelplatze von Fremden, allen Nationalitäten der Welt angehörend, ganz unbemerkt vorüber. Um in dieser ewigen, sieben Hügelstadt Wirkung hervorzubringen, muß man aus Asien oder Afrika kommen und mit nie gesehener Pracht auftreten.

Moses Benjahie — das Kind des Juden aus dem elenden Viertel St. Giles in London — war nur ein gewöhnlicher Marquis. Nichtsdestoweniger machte er drei Tage nach seiner Ankunft in allen Zirkeln Roms die einzige Unterhaltung aus. Und doch konnte sich Niemand rühmen, den strahlenden Marquis in seinem Hause gesehen zu haben, der alle Welt von sich sprechen machte, und der alle Blätter von Bedeutung in seinem Solde zu haben schien.

Der Marquis brachte die ersten drei oder vier Tage, welche seiner Ankunft in Rom folgten, in der Einsamkeit seines prächtigen Palastes in Albano zu. Jedermann stellte sich den geheimnißvollen Marquis nach dem natürlichen Gange seiner Ideen vor, welche durch die verschiedenen Berichte der französischen Journale noch mehr verwirrt wurden. Man kann sich denken, wie sehr das Geheimniß und die Ungewißheit die Begierde vermehrten, welche Jeder empfand, den gerühmten Marquis zu sehen. Einige Zeitungen erzählten, daß der bildschöne Marquis der geheime Abgesandte einer fremden Macht von erstem Range beim päpstlichen Stuhle sei. Dreißig Einladungen kreuzten sich, mit Unterschriften von Namen versehen, welche die gewichtigsten von Rom waren und von denen der Geringste den Fürstentitel trug.

Der listige Marquis schien dies erwartet zu haben, denn er legte keinen Werth darauf und beeilte sich nicht in der Auswahl. Er ließ eine entsprechende Zeit vergehen, und dann, als er eines Tages einen Ausflug nach Tivoli gemacht, fuhr er bei Frau von Gondolemona vor, welche sich, wie die meisten Bewohner Neapels, die auf Rang und Reichthum Anspruch machen, den Winter über in Rom aufhielt.

Als man den Marquis anmeldete, lief eine stumme Aufregung durch die Reihe der Damen, welche sich in dem Salon der Frau von Gondolemona befanden. Der Marquis trat ein. Man war geblendet von seiner fast überirdischen Schönheit. Er fing an zu sprechen und da wirkte der Zauber seiner verführerischen Persönlichkeit noch mächtiger. Die jungen Römerinnen ließen ihr Herz vom Strome seines elektrischen Wortes und dem Gluthblick seines Feuerauges fortreißen. Man wurde bald gewahr, daß der Halbgott der Frauen ein ausgewählter Geist sei. Seine kräftige und gewaltige Intelligenz umfaßte Alles, er war zu gleicher Zeit ein ernster und ein glänzender Mann. Seine hinreißende Beredtsamkeit konnte, wenn er es wollte, nie versiegen, und dennoch besaß er im höchsten Grade jene Kunst, welche die erste von allen ist: — die Kunst des Schweigens. Zu gleicher

Zeit wurde man von dem königlichen Prunke geblendet, welchen er entfaltete.

Wer war aber nun dieser Beherrscher der vornehmen Welt? — Niemand wußte es! — Vielleicht selbst Frau von Gondolemona nicht!

Ob es die schöne Adele wußte? — Wir glauben es kaum! Und dennoch mußte sie ein Geheimniß des Marquis in ihrer Brust tragen, denn finsteren Blickes betrachtete sie die hohe Gestalt und das hinreißend schöne Gesicht des von allen Seiten vergötterten Marquis, und unterdrückte einen Seufzer, welcher sich fast unbewußt auf ihre Lippe drängte. Was war geschehen, um eine solche Umwandlung in ihrem Wesen hervorzubringen? — Wir werden es sehr bald erfahren.

Also Niemand wußte zu sagen, wer eigentlich dieser außerordentliche Mann war. — Er war da, wie es schien, ein Crösus und unerreichbar schön, das war der leicht bestechlichen Frauenwelt genug. Die Männer mußten sich dem Ausspruche der Damen fügen, und so geschah es, daß nach Verlauf einer Woche, der Marquis der Mann des Tages, der König der Frauenherzen, der Gott der feinen Welt war.

Die einzige Geliebte, welche das ganze Herz des schönen Marquis einst besaß, war Adele von Gondolemona. Sie liebte ihn mit der heißen Liebe, welche dieser gefährliche Mann einzuflößen wußte, und er liebte sie, durch die seltsamen Bilder seiner Phantasie während seiner Krankheit in Venedig mächtig angeregt, mit aller Herzlichkeit und Innigkeit wieder. Doch wie erschrak Adele, als der Marquis in schwacher Stunde ihr das Geständniß seines von aller Welt verachteten Glaubens machte und in süßberedten Worten sie bat, sein Loos mit ihm für dieses Leben zu theilen und überzutreten zu der Kirche seiner Väter, welche ihren Bund nach den Gesetzen Moses einsegnen würde. Mit welcher Verachtung stieß sie den liebenden Mann zurück, der ihr Alles bot — aber auch Alles von ihr forderte. — Sie liebte ihn in unveränderter Weise fort, aber sie konnte sich nicht entschließen, unter den von ihm gewünschten Formen die Seine zu werden.

Seit zwei Jahren hatte sie den Marquis nicht gesehen, welcher in Neapel erklärte, daß seine Bemühungen bei Adelen gescheitert seien. Einige schenkten dieser Erklärung Glauben. Andere meinten, daß er nur zu sehr reüssirt habe — und so war es auch. Der Marquis selbst liebte heftig und schnell. Seine Leidenschaft brannte zu sehr, um Dauer haben zu können. Im Anfange, wo seine Hoffnungen

durch Adelens Weigerung vernichtet wurden, warf er sich im wüthenden Schmerz dem Rausche der Leidenschaft in die Arme. Mancher Schönen legte er sein Herz zu Füßen und versprach ihr die Zukunft, ja Alles zu Füßen zu legen. Aber er irrte in diesem Punkte nur zu häufig und nahm es mit der Aufrichtigkeit der Gefühle nicht genau. Er hatte keine Gewissensbisse darüber, er war eine reiche Natur.

Die Salons der vornehmen Welt rissen sich überall um ihn und mit Erbitterung machten sie sich die Gunst streitig, von ihm vorgezogen zu werden.

Es gab reizende Frauen von Banquiers und Kaufherren und weiter aus dem Bürgerstande, die über Millionen zu gebieten hatten, welche sich mit Freude compromittirt hätten, nur in der Hoffnung, die stolzen Damen des römischen Adels eifersüchtig und neidisch zu machen. Der schöne Marquis ging ruhig und strahlend mitten zwischen diesen feindlichen Parteien hindurch. Er besuchte die Salons der feinen Welt und verachtete nicht die Bourgeoisie. Er allein gab zuletzt in allen Dingen despotisch den Ton an. Wenn man von ihm sprach, war man stets sicher, die Damen zu gewinnen und zu interessiren. Man sagte ihm eine so ungeheure Zahl von galanten Abenteuern nach, daß dieselbe alle Wahrscheinlichkeit überstieg.

Eines Tags sah er die Tochter des Fürsten Dagobert, und dachte bei sich, daß dieses bleiche Kind mit der fast nebelhaften Schönheit eine sehr unbedeutende Person sei. Als sie aber sang und ihre herrliche Stimme sein Ohr berührte, da widmete er der schönen Therese von Dagobert mehr Aufmerksamkeit. Nach einigen Tagen wurde der Marquis schon wie ein Freund der Familie betrachtet und man sprach in allen Kreisen der guten Gesellschaft davon, daß der unvergleichliche Marquis die Fürstin Therese von Dagobert heirathen würde. Als dieses Gerücht sich verbreitete, lächelte Adele von Gondolemona darüber und als man sie nach dem Grunde ihres sonderbaren Lächelns fragte — schwieg sie und umgab ihr holdes Antlitz mit der Miene einer Person, welche über ein wichtiges Geheimniß nicht sprechen dürfe. Sie nahm aber, wahrscheinlich aus Verdruß über die Handlungsweise des Marquis, die Huldigungen des Grafen von Castiglione, welcher den Jahren nach ihr Vater sein konnte, in Gnaden wieder an und verlobte sich mit ihm von Neuem.

Gegen seine Gewohnheit fand aber der Marquis bei Therese von Dagobert mehr Widerstand und Hindernisse zu besiegen, als er erwartet hatte. Zuerst weigerte sich die Schwester des Fürsten, Comtesse Eleonore, ihn in seinen Bewerbungen zu unterstützen. Die gegenseitige

Liebe des jungen Fürsten Farnese und ihrer Nichte, war ihr Werk und und zweitens hatte Fürst Dagobert dem jungen Manne sein Wort gegeben. Deshalb bekam der Marquis von allen Personen einen abschläglichen Bescheid.

Dieser Widerstand reizte seine Eitelkeit. Er ließ auf seinem schönen Gesichte eine düstere Traurigkeit sich verbreiten, küßte Eleonorens Hand mit verstellter Entmuthigung, und zog sich plötzlich zurück wie ein Mann, der befürchtete, sich gegen das Unglück zu schwach zu zeigen.

Als er sich in seinem Zimmer befand, entwarf er in seinem Kopfe das glänzendste Geschenk, welches die überreizte Einbildungskraft eines jungen, koketten Mädchens nur hätte ersinnen können.

Comtesse Eleonore war untröstlich. Es reute sie sehr, dem jungen Fürsten ihren Beistand versprochen zu haben, der zwar ein ansehnlicher Cavalier war, aber doch nicht den geringsten Vergleich mit dem Marquis aushalten konnte. Sie sann nach, aber rein vergebens, sie suchte Mittel und fand keine. Glücklicherweise haben die Frauen von ihrem Geiste stets noch eine letzte Hülfsquelle bei der Hand, nämlich die, sich selbst zu täuschen. Eleonore sondirte zunächst die Gefühle ihrer Nichte und fand, daß diese dem schönen Marquis mehr zugethan war, als dem jungen Fürsten.

Sie hatte nun so viel Beredtsamkeit, daß Therese, welche schwach und gewöhnt war, ihr Herz nicht allzustreng zu prüfen und alle Gedanken zu den ihrigen zu machen, sich überreden ließ. Diese Sache könnte fremdartig erscheinen, aber man sieht sie ja alle Tage.

Weit entfernt noch zu schwanken, hielt Eleonore ihr Handeln jetzt für einen Ehrenpunkt; was ihr früher für eine Schwäche gegolten hatte, schien ihr nun eine ernste Pflicht, den galanten Marquis aus allen Kräften zu unterstützen. Therese dagegen lebte in einer Art von Betäubung, voll Verlegenheit und Verdruß. Der bezaubernd schöne Marquis hatte auf sie einen seltsamen Eindruck gemacht, den sie sich nicht zu erklären vermochte. Da ihre Tante aber das entschieden Liebe nannte, so mußte es auch Liebe sein. Und doch lebte das Bild des jungen Fürsten im Grunde ihres Herzens.

Der Marquis durfte bald seine Gefühle Theresen wiederholt in beredtsamen Worten schildern, und da sich der junge Fürst zufällig auf Reisen befand, so wurde das weiche Herz des Mädchens sehr bald von der heißen Liebe des schönen Marquis gerührt.

Plötzlich traf der junge Fürst Farnese in Rom ein und empfing bald darauf eine Einladung des Fürsten Dagobert. An jenem Tage fand gerade der Ball im Palaste Casati statt. Die hohen Fenster

des alten Schlosses waren glänzend erleuchtet, und die Stunde, zu welcher man auf dem Balle zu erscheinen hatte, war herangenaht. Die mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Säle füllten sich nach und nach. Der Tanz hatte noch nicht begonnen, aber die Reihen der an den mit venetianischen Spiegelscheiben bedeckten Wänden der Säle aufgestellten Sessel wurden schon von den Damen eingenommen, besonders der Hauptsaal, wo die erlauchten Sprossen der alten römischen Fürstengeschlechter Barberino, Colonna, Farnese, Orsini, Borghese in höchster Gala-Toilette thronten.

Man plauderte. Comtesse Eleonore mit ihrer Nichte waren stets von einer zahlrejchen sich immer erneuernden Gruppe umgeben.

„Es geht das Gerücht," sagte Fürst Casati, der höfliche Wirth soeben, „daß der Marquis Posa seine Equipagen und das Mobiliar seines Hauses erneuert."

„Es sind aber noch nicht volle zwei Monate her, daß die Gemächer ganz neu hergerichtet wurden," erwiderte die stolze Fürstin Barberino.

„Der bezaubernde Marquis hat seine Gründe dazu," fuhr Casati fort.

„Und welche Gründe?" fragte Comtesse Eleonore.

„Eine Heirath," antwortete der Fürst lächelnd. „Das ist die große Neuigkeit des Tages. Unsere Damenwelt ist in Aufruhr, der göttliche Marquis ist für sie verloren!"

Das Lächeln, welches fortwährend auf den Lippen der reizenden Therese geschwebt hatte, verschwand mit einem Male. Ihr Kopf glühte und die Hände wurden kalt. — Comtesse Eleonore sah sie flüchtig an.

„Wie sie ihn liebt!" dachte sie, und fühlte Mitleid mit ihrer jungfräulichen Schamhaftigkeit, denn sie fragte nicht nach dem Namen der glücklichen, von aller Welt beneideten Braut.

„Ich finde, der Marquis ist ganz verändert," sagte die, von Juwelen wie ein Stern schimmernde Herzogin von Colonna.

„Was bemerken Sie denn, Frau Herzogin, an dem Marquis so Außergewöhnliches?" fragte Comtesse Eleonore pikirt.

„Er ist ernstlich verliebt," antwortete die Gefragte spöttisch.

„Ja wohl, auf drei Tage!" rief eine ältliche Baronin mit verschämtem Lächeln.

„O, nein," versetzte Fürst Casati mit einem Seitenblick auf das blasse Antlitz der schüchternen Therese von Dagobert, „für das ganze Leben!"

Diese empfand eine Bewegung des Stolzes, aber auch ein Frö-

steln der Angst. Den Stolz mußte man der Tochter Evas nicht zu hoch anrechnen, denn man hätte unter den stolzen Damen der römischen Aristokratie wohl nicht eine Einzige gefunden, die sich dessen erwehrt, wenn sie den strahlenden Marquis zu ihren Füßen gesehen. Die Angst aber war eine unbestimmte Mahnung des Herzens, ein halbes Erwachen, ein erstickter Schrei des Gewissens.

Der Ball wurde eröffnet. Fürst Casati ergriff Theresens Hand, um sie zur Quadrille zu führen. Der Marquis fehlte noch immer.

Es gab sich eine allgemeine Bewegung in den Sälen kund, die abgesonderten Gruppen mischten sich untereinander. Comtesse Eleonore, ohne ihren männlichen Hof ganz zu verlieren, fand sich von einem Kreis von älteren Damen umgeben, denen das Gesetz der guten Gesellschaft zwar nicht streng genommen zu tanzen verbietet, aber, die es nicht wagen, fortwährend zu tanzen.

Die Unterhaltung ging leichtfertig, spöttisch, geistreich fort.

„In der That, wenn unser geistreicher Marquis Posa fehlt,“ sagte eine von den stolzen Damen mit kaum wahrnehmbarem Spötteln, „so ist Sr. Durchlaucht, Prinz Marena, die Seele unserer Unterhaltung.“

„O, meine Damen,“ stotterte der Gesandte des Herzogs von Modena,“ beschämen Sie mich nicht, denn. . .“

„Heucheln Sie keine Bescheidenheit, Durchlaucht!“ rief die Dame weiter. „Sie haben immer irgend eine pikante Anekdote von diesem Vogel Phönix im Hinterhalte. Also heraus damit, wenn Sie nicht aus unserm Kreise verbannt sein wollen.“

„Aber meine Damen . . .“

„Gehen Sie, Durchlaucht,“ sagte die Fürstin Orsini schmollend, „diese Bescheidenheit steht Ihnen schlecht. Ich wette, daß Sie sogar in diesem Augenblick uns eine Spötterei von pikanter Färbung zu bringen im Stande sind.“

„Nun denn, ich will die geheimste und pikanteste Begebenheit aus dem Leben des Marquis zum Besten geben, wenn die Damen mich nicht verrathen wollen,“ sagte der Gesandte, sich durch das Drängen der Damen ungemein geschmeichelt fühlend.

„O, erzählen Sie, Durchlaucht, bitte — bitte, schnell heraus damit, wir geloben Verschwiegenheit,“ riefen die Damen im Chor.

„Stellen Sie sich vor, meine Damen, daß während des Aufenthaltes des Marquis in Paris, vor etwa einem Jahre, die Fürstin Lieven und die Prinzessin Murat in den unvergleichlichen Marquis zum Sterben verliebt waren. Eines Tages hörte der Wildwächter im

Gehölz von Boulogne zwei Schüsse im Dickicht. Er stürzte hinzu, und erblickte die beiden Nebenbuhlerinnen mit bewaffneter Hand sich gegenüberstehend . . ."

„Ein Duell zwischen zwei fürstlichen Damen? — So etwas kann wahrlich nur der himmlische Marquis zu Stande bringen!" rief Alles im Chor und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Warten Sie nur, meine reizenden Damen," entgegnete der Prinz im fröhlichen Tone, „das Beste kommt noch, nämlich die Ursache des Duells. — Die Fürstin Lieven und die Prinzessin Murat hatten einen Vertrag untereinander dahin abgeschlossen, daß, sobald die Eine von ihnen die Eroberung des Marquis gemacht haben würde, sollte die Andere ihr weichen und jeglichen Anspruch aufgeben . . ."

„Aber das ist ja die umgekehrte Welt," unterbrach Comtesse Eleonore. „Sollte man nicht meinen, es handelt sich um die Sache von Männern? Diese Damen entehren ja unser ganzes Geschlecht."

„In der That!" versetzte die brünette Fürstin Metternich mit wogendem Busen, „diese Damen vergaßen ganz den guten Ton."

„Hören Sie weiter, meine Gnädigen. Nach etwa acht Tagen schien die Schlacht entschieden zu sein. Der Wagen der Fürstin Lieven hatte zwei volle Stunden vor der Thür des Marquis in nächtlicher Zeit gehalten. Die Prinzessin Murat brachte einen Tag damit zu, ihren Kummer und ihre Verzweiflung über den Sieg ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin in Thränen aufzulösen. Endlich beruhigte sie sich und zog Erkundigungen ein. — Denken Sie sich den gewaltigen Schreck der Prinzessin, meine Damen, als sie erfuhr, daß ihre listige Nebenbuhlerin es so gemacht hatte, wie die verwerflichen Bösewichter unter Ludwig XIV., welche eine Dame dadurch compromittirten, daß sie ihre leeren Carrossen vor der Thür der Schönen in nächtlicher Stunde halten ließen. Die Fürstin Lieven hatte also den schönen Marquis nur compromittirt.

„Reizend — allerliebst!" riefen die Damen lachend, ungemein neugierig, das Ende dieses Scandals zu erfahren.

„Sie begreifen wohl, meine schönen Damen," fuhr der Prinz heiter gestimmt fort, „daß die Prinzessin Murat wüthend wurde über den listigen Plan der Fürstin. — Als sie die Nebenbuhlerin in den Sälen der Tuilerien nach der scandalösen Katastrophe wieder traf, sagte sie zu der Fürstin im verächtlichen Tone:

„Madame, Sie sind eine alberne Gans!"

Die Fürstin Lieven empört über diese unpassende Bezeichnung

antwortete nach dem guten Tone des russischen Hofes durch einen heftigen Schlag mit dem Fächer auf die Wange.

„Genug!" rief die Prinzessin vor Wuth bebend. „Kein Aufsehen! — Ihre Waffen, Madame?"

„Die Pistole!" erwiderte die Fürstin hastig.

„Welche Stunde?" fragte die Prinzessin Murat weiter.

„Zwölf Uhr! — Morgen im Wäldchen von Boulogne! Ohne Zeugen. — Duell auf Leben und Tod!" flüsterte die muthige Russin.

Sie drückten sich die Hand und Alles war abgemacht.

„Wahre Dragoner, diese Damen!" rief die Fürstin Barberino verächtlich.

„Ja, meine Damen," erwiderte der Prinz höhnend, „dieser hinreißend schöne Marquis verwandelt Lämmer in Tiger!"

Die Quadrille ging zu Ende. Fürst Casati führte Therese an ihren Platz zurück.

Kaum saß sie neben ihrer Tante, so beherrschte die weitschallende Stimme des fürstlichen Ceremonienmeisters plötzlich alle lauten Gespräche und meldete den jungen Fürsten Farnese.

Therese verlor augenblicklich die zarten Farben, welche der Tanz auf ihre Wangen gerufen hatte, sie wurde bleicher als Marmor und fuhr mit der Hand hastig nach dem Herzen, das still zu stehen drohte.

Comtesse Eleonore neigte sich schnell zu ihr und sagte im flüsternden Tone.

„Muth, mein Kind, Muth! Der arme Fürst Farnese glaubt sich gewiß noch in seinem Rechte. Die Zusammenkunft wird peinlich sein — aber Du warst noch so jung, Dein Herz hatte Dich betrogen. Und wer weiß, ob der Fürst nicht selbst andern Sinnes geworden ist."

Dies letzte Wort, welches eine Tröstung sein sollte, drängte eine Thräne in Theresens Auge.

„Keine Schwäche!" begann Eleonore wieder, „wenn ein Mann ein Weib weinen sieht, glaubt er noch an einen Rest von Zärtlichkeit. Und Du liebst den Fürsten nicht mehr, nicht wahr, mein süßes Kind?" fügte sie mit Besorgniß hinzu.

Therese antwortete nicht.

„Wie könntest Du ihn auch lieben," fuhr Eleonore flüsternd fort. „Der Fürst ist bedauernswerth. Es ist ein wahres Unglück für ihn, daß der unwiderstehliche Marquis nach Rom gekommen."

Der junge Fürst Farnese wurde von Theresens Vater mit offener und freudiger Herzlichkeit begrüßt. Der alte Fürst Dagobert nahm

ihn selbst bei der Hand und führte ihn zu seiner Tochter — aber hier veränderte sich die Scene. Therese empfing ihren Bräutigam mit einer um so größeren Kälte. Sie schlug vor seinem glühenden Blick die Augen nieder und erwiderte seinen mit bewegter Stimme ausgesprochenen Gruß nur, indem sie einige unzusammenhängende Worte stotterte. Der junge Fürst betrachtete sie erstaunt, er fühlte eine schreckliche Furcht sich seines Herzens bemeistern. Er wollte weiter sprechen, aber Eleonore berührte mit ihrem Fächer leicht seinen Arm.

„Sie haben eine gute Reise gehabt, lieber Farnese," sagte sie freundlich, indem sie ihm einen bedeutungsvollen Blick zuwarf, worauf der Fürst neben ihr Platz nahm.

Dann änderte sie plötzlich ihren Ton, neigte sich zu seinem Ohr und flüsterte ihm hastig die Worte zu:

„Nicht heute Abend — ich beschwöre Sie — alle Blicke sind auf Theresen — auf uns gerichtet!"

Der Fürst verstand augenblicklich nicht, was Comtesse Eleonore eigentlich sagen wollte. Doch ehe er noch um Aufklärung bitten konnte, fuhr Eleonore ängstlich mit einer Stimme zu reden fort, in der zu viel erborgtes Mitleid lag, als daß er noch länger in Zweifel über die Absicht der Comtesse hätte bleiben können.

„Morgen werde ich Ihnen Alles erklären. — Halten Sie mich stets für Ihre Freundin, lieber Farnese, das arme Kind hat lange wiederstanden und viel gelitten, aber der Marquis . . ."

„Hören Sie auf, Comtesse Eleonore!" rief der Fürst bestürzt, indem seine Wangen erbleichten. „Was soll ich von Theresens seltsamem Benehmen und Ihren eigenen Worten denken?"

Elenore ergriff die Hand des jungen Mannes, drückte sie mit verstellter Herzlichkeit und wiederholte im bittenden Tone:

„Morgen, Fürst, morgen sollen Sie Alles erfahren. Ich erwarte Sie!"

Mit verstörten Blicken grüßte Farnese die Damen kalt aber höflich und entfernte sich — den Tod im Herzen.

Comtesse Eleonore athmete auf und sagte tröstend zu ihrer Nichte, die wie eine Marmorstatue schweigend da saß:

„Das Schlimmste ist geschehen, mein Kind, das Uebrige soll meine Sache sein."

Sie küßte das arme Mädchen auf die Stirn, welche kalt und feucht war.

Der junge Fürst irrte durch die Säle und suchte die schmerzliche Befürchtung von sich zurückzuscheuchen, welche seinen Sinn gefangen

hielt; er versuchte noch zu hoffen. Hier und dort hielten ihn Freunde an, reichten ihm die Hand und hießen ihn willkommen im Vaterlande.

„Wie traurig Sie sind, mein theurer Fürst," sagte der Prinz Marena zu ihm. „Sollten Sie schon wissen?"

„Was soll ich wissen, Durchlaucht?" fragte Farnese in heftiger Bewegung.

„Armer Freund!" murmelte der modenesische Gesandte. „Aber vielleicht sind es nur bloße Gerüchte . . ."

„Was für Gerüchte?" unterbrach er ihn hastig.

„Nun — man sagt, der Marquis Posa wird die Fürstin Therese von Dagobert heirathen."

Farnese fuhr mit der Hand nach dem Herzen.

„Wer ist dieser Posa?" fragte er dann finster.

„Sie kennen diesen glänzenden Marquis nicht?" fragte der Prinz Marena erstaunt, „haben von diesem Halbgott der Damenwelt nichts gehört noch gelesen? O, es giebt keinen zweiten auf der Erde. Dieser verteufelt schöne Marquis weiß sein Schiff sehr geschickt zu steuern. Und dann, lieber Farnese, hat er mehr Millionen Renten, als Sie hunderttausend Franken besitzen. Mit einem Worte: es ist ein gefährlicher Nebenbuhler."

Der Fürst brach die Unterhaltung plötzlich ab. Er ging ohne zu sehen, denn seine Augen wurden feucht, und schwankte wie ein trunkener Mensch. Da fühlte er einen weichen Arm sich in den seinigen legen.

„Ich beklage Sie von Herzen, Fürst," sagte eine melodische Stimme leise zu ihm. „Sie sind sehr unglücklich, denn Sie scheinen ohne Zweifel schon zu wissen, daß . . ."

„Ich weiß Alles — Alles, Signora Gondolemona!" entgegnete Farnese, von dieser unberufenen Theilnahme unangenehm berührt.

„Alles?" mein theurer Fürst," erwiderte Adele schmerzlich lächelnd. „Sie wissen nicht die Hälfte. — Hören Sie mir zu — auch ich leide entsetzlich und doch möchte ich Ihren Schmerz lindern," fügte sie leise hinzu, wodurch sie die Aufmerksamkeit des Fürsten erregte. — „Vielleicht gebe ich Ihnen ein Mittel an die Hand, um den Marquis zu vernichten, denn ihn kann man nicht mit gewöhnlichen Waffen besiegen."

„Immer und ewig dieser Mann!" murmelte Farnese und ein wüthender, unbegrenzter Haß bemächtigte sich seines schmerzhaft zusammenzuckenden Herzens.

„Beehren Sie mich morgen," sagte Adele leise, „die Dinge, welche ich Ihnen zu sagen habe, müssen bei verschlossenen Thüren verhan=



„Hören Sie nicht auf die Worte dieses wahnsinnigen Weibes." (S. 544.)



delt werden, denn jeder Verrath bringt uns den Tod. Auf morgen also, mein Fürst!"

Sie verneigte sich anmuthig und lächelnd, als habe sie mit Farnese ein unbedeutendes Gespräch geführt. Der Fürst hatte nicht diese Kraft, seine Qualen waren auf jedem Zug seines Gesichts zu lesen. Er ging weiter, suchte einen Sessel in einer Ecke des Saales und wollte sich soeben niederlassen, als seine Cousine, die schöne Borghese, ihn bemerkte und zu sich rief.

„Setzen Sie sich neben mich, Farnese," sagte sie mitleidsvoll, indem sie ihn aufmerksam betrachtete. „O, ich wußte es wohl, daß dieser Schlag Sie grausam berühren würde . . ."

„Sie sind Theresens Freundin, Juliana," unterbrach sie der Fürst hastig, der kaum vor innerer Bewegung zu sprechen im Stande war. „Sie müssen die Geheimnisse ihres Herzens kennen. Sagen Sie mir frei heraus, was . . ."

„Ich will Ihnen Alles sagen, was ich weiß, mein armer Vetter," unterbrach sie ihn, „aber nehmen Sie allen Ihren Muth zusammen und unterdrücken Sie die Gefühle Ihres Herzens. Man spricht allgemein davon, Comtesse Eleonore unterstütze die Absichten des Marquis Posa und Therese setze keinen Widerstand entgegen."

„Sie setzt keinen Widerstand entgegen?" wiederholte Farnese mechanisch.

„Nein, der Marquis hat sie mit seinem Feuerauge bezaubert," versetzte Juliana seufzend.

„Immer dieser Unbekannte!" flüsterte er zähneknirschend vor sich hin. „Kennen Sie diesen Marquis, Juliana?" fügte er laut hinzu.

„Ach ja, ich kenne ihn wohl," antwortete die schöne Borghese erröthend, indem sich ihre volle Brust lebhaft hob und senkte.

„Zeigen Sie mir diesen Teufel — und sagen Sie mir, ob er so unbeschreiblich schön ist."

„Ja, er ist überirdisch schön. Es ist ein Mann, dem nichts widersteht," flüsterte verschämt die junge Fürstin Borghese. „Eine edle, hohe Gestalt von kräftigen Formen, die nicht ihres Gleichen hat. Wehe seinen Nebenbuhlern, Vetter."

„Nein, wehe ihm!" rief Farnese mit funkelnden Augen! „Zeigen Sie ihn mir, Cousine, ich muß ihn Auge in Auge sehen, diesen Teufel, ich muß . . ."

Die monotone und volltönende Stimme des Ceremonienmeisters unterbrach den Fürsten in diesem Augenblicke und meldete:

„Don José Maria, Telles de Alarcon, Marquis de Posa!"

Dieser Name zerriß das Ohr des jungen Fürsten und tönte darin wie ein aufrührerischer Mißklang wieder. Gerade in dem Augenblicke, wo er nach dem unbekannten, aber schon verhaßten Nebenbuhler fragte, führte diesen das Schicksal geräuschvoll ihm entgegen. Farnese zitterte vor Aufregung und Zorn. Er wurde von jener wilden Freude elektrisirt, welche muthige Naturen beim Nahen der Feinde ergreift; er schüttelte seine bisherige Haltlosigkeit von sich, und durcheilte die Menge mit schnellem Schritte. Eine Art Instinkt ließ ihn sich auf halbem Wege zwischen der Eingangsthür und dem Theile des Saales, in welchem Comtesse Eleonore mit ihrer Nichte sich befanden, stellen. Der junge Fürst errieth, daß der verhaßte Nebenbuhler dort vorbeikommen müsse.

Und in der That, der Marquis erschien nach wenigen Minuten.

Es war ein Mann von hohem Wuchse und heroischer Haltung, sein Gesicht mit den feinen und zartgehaltenen Zügen hatte jenen Ausdruck übermenschlicher Ruhe, welchen man so selten findet. Er war wahrhaft schön, so schön, wie die berühmtesten Maler nur eine Gestalt aus der Götterlehre zu zeichnen pflegen. Das reine Oval seines Gesichtes war damals ohne Bart, er trug nur einen leichten Schnurrbart, schwarz wie Ebenholz. Seine natürlich gelockten Haare legten sich in nachlässig fallenden Locken um eine hohe breite Stirn voll Offenheit und Stolz. Seine glühenden Augen hatten unter den kühn gezogenen Bogen seiner Augenbrauen etwas Gebieterisches. Der Gang war königlich, aber seine Majestät hatte nichts Fremdartiges, da sie sich mit einer unnachahmlichen Anmuth vereinigte. Er trug einen schwarzen Anzug von tadelfreier Eleganz. Drei hohe Orden fremder Potentaten glänzten auf seiner Brust.

In den zwei Jahren, wo wir den Marquis aus dem Gesicht verloren, führte er fast ein doppeltes Leben. Bald trug ihn eines seiner Schiffe an irgend einen fremden Hof eines fernen Welttheils, wo er geduldig dem Faden seiner Unterhaltung folgte und ein Stück von der Schlinge drehte, in welcher die Tyrannen der Welt sich fangen sollten, bald erschien er wieder plötzlich in Europa, wo Randal Stanton in seinem Namen den Plan der Weltverbesserung förderte.

Gegen Ende des Jahres 1831, wo er in Brasilien war, stand der Kaiser Juan VI. auf dem Punkte, nach Portugal abzugehen. Moses Benjahie hatte an diesem Hofe unter einem in der Handelswelt berühmten Namen hohe Verbindungen zu erlangen gewußt, in

deren erste Reihe Leopoldine, Erzherzogin von Oesterreich, und Kaiserin von Brasilien, sich befand. Moses Benjahie hatte ein angeborenes, vornehmes Wesen, und die englischen Kaufleute rangiren sehr häufig mit den Fürsten. In Portugal giebt es vorzugweise viele heimliche Juden, selbst unter den Vornehmsten und unter der Geistlichkeit.

Die Kaiserin Leopoldine nahm ihn unter ihren erhabenen Schutz, und die bösen Zungen am Hofe hatten Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, daß Moses Benjahie der schönste Cavalier sei, den man jemals in Brasilien gesehen habe. Vielleicht aus dieser Ursache, aber auch wegen wirklicher Dienste, welche er Juan VI. leistete, erhob ihn dieser Monarch nach einer Reihe schnell aufeinander folgender Begünstigungen zum ersten Range des Adels. Achtzehnhundertzweiunddreißig, ein Jahr nach der Restauration des Hauses Braganza, war Moses Benjahie, der irländische Judenknabe und flüchtiger Deportirter von Neu-Süd-Wales, Grand von Portugal erster Klasse, Großkreuz des Delphin-Ordens und Herzog von Paraiba.

Er wurde durch kaiserliches Rescript in den Namen und Titel eines edlen, erloschenen Geschlechtes, eingesetzt, welches die Alarcon von Coimbra waren, so daß, als wir in den glänzenden Salons der vornehmen Welt in Rom „Don Josè Maria, Telles de Alarcon anmelden gehört haben, dies nicht der Name eines gewöhnliches Abenteurers war, der durch Betrug geadelt ist, und sich mit einem gestohlenen Titel brüstet; es war vielmehr ein großer Herr von legitimer Fabrik, ein Herzog von Gottes Gnaden, eine hohe Persönlichkeit, die berechtigt war, Titel und Namen zu führen und auf deren Brust, erworben und verdient, die am meisten begehrten und am wenigsten gewährten europäischen Orden strahlten.

Als sein Name genannt wurde, lief ein verhaltenes Geflüster durch die Menge. Einige der jungen Damen verdarben die Touren beim Tanze, andere vergaßen auf die Fragen ihrer Tänzer Antwort zu geben. Das Geflüster verschwand sehr bald, aber die Aufregung blieb. Es war, das empfand Jeder, bei dem Feste jetzt ein Element mehr, und jedes weibliche Herz fühlte seinen Instinkt zur Koketterie größer werden. Der junge Fürst konnte in Beziehung auf äußere Vorzüge nicht mit dem glänzenden Marquis verglichen werden, ungeachtet er eben nicht häßlich war.

Farnese betrachtete fest und lange seinen Gegner, dem er den Weg vertrat, welchen die Menge geöffnet hatte. Beim ersten Anblicke schien es ihm, als ob dieses Gesicht ihm schon irgendwo aufgestoßen sei, aber dieser Eindruck war kurz und flüchtig; was der Fürst sah,

was er mit leidenschaftlicher Eifersucht bemerkte, das war die außerordentliche Schönheit des Marquis. Sein Haß vermehrte sich mit allem Schrecken, der seine Seele erfüllte, er fühlte sich durch die zauberhafte Schönheit seines Nebenbuhlers besiegt und niedergeschmettert.

Er betrachtete ihn unausgesetzt und blieb trotzig in seinem Wege stehen. — Der Marquis begann erst langsamer zu gehen, dann blieb er stehen, indem er Comtesse Eleonore und ihre Nichte mit den Augen zu suchen schien. Er hatte den jungen Fürsten nicht einmal bemerkt.

„Dort, Marquis, dort!“ rief der dienstfertige Prinz Marena, indem er die Stelle des Saales bezeichnete, wo Comtesse Eleonore mit ihrer Nichte saß. „Die Damen beklagen sich sehr über Ihre so späte Ankunft. Haben Sie doch die Güte, mein bester Farnese, uns Platz zu machen.“

Der junge Fürst wich nicht von der Stelle und legte in seine, unausgesetzt auf den Nebenbuhler gerichteten Augen, den Ausdruck der tiefsten Verachtung und der beleidigsten Herausforderung.

Der Marquis ließ auf ihn seinen klaren Blick fallen und antwortete der stummen Herausforderung Farnese's nur durch einen Gruß voll Höflichkeit, welchen der Fürst aber nicht erwiderte.

Bevor nun der modenische Gesandte durch seinen unzeitigen Eifer die Situation noch mehr verschlimmern konnte, machte der Marquis ein kaum bemerkliches Zeichen mit dem Kopfe, welchem eine Person antwortete, die soeben auf der Schwelle des Hauptsaales erschien und auf deren Weg Jedermann Platz machte.

Es war der fast blinde hochgelahrte Astrologe Guido Guiseppo, hochgeehrt und gepriesen seines tiefen Wissens wegen.

Auf die Bewegung des Marquis änderte er seinen Weg, ging gerade auf Farnese zu und blieb fast vor ihm stehen, so daß dieser den Nebenbuhler aus dem Auge verlor.

„Gehen Sie aus dem Wege, mein Herr!“ rief der Fürst im unterdrückten Tone, indem er sich bemühte, den Ausbruch seiner Wuth zu verbergen.

Der Gelehrte einer bisher wenig aufgeklärten Wissenschaft aus dem dunklen Reiche der Natur, wandte seine starren, fast erloschenen Augen auf ihn und fragte im leisen Tone:

„Sprechen Sie zu mir, mein Herr?“

„Ja wohl, mit Ihnen. Ich finde es sehr unpassend, daß Sie, mein Herr . . .“

„Halt, halt, mein theuerster Fürst!“ rief der Gesandte lachend, „auf welches Kraut sind Sie denn heute getreten? Sie werden es

doch nicht wagen, mit dem hochweisen Professor Guiseppo — dem Fürsten und Beherrscher der dunklen Geheimnisse der Vorsehung, Streit zu suchen? — Unser Meister und Günstling der ganzen Damenwelt, welche aus dem Gebiete des unergründlichen Firmaments durch seine Kunst und seine Weisheit ihr Schicksal erfahren will, ist ja fast blind."

„Ich wußte das nicht, mein Herr," sagte der Fürst verbindlich, indem er einen von Aberglauben und Furcht erfüllten Blick auf den blinden Professor warf. „Ich bitte Sie um Entschuldigung."

„O, nicht doch, mein Fürst," erwiderte der Gelehrte freundlich, „ich habe Sie um Nachsicht zu ersuchen."

Fürst Farnese verbeugte sich oberflächlich und bestrebte sich die hohe Gestalt des Marquis in der Menge zu erspähen. Doch dieser schien spurlos verschwunden zu sein.

„Ist dieser glänzende Marquis etwa ein Feigling?" fragte sich der junge Fürst, indem er sich vor Wuth auf die Lippen biß und mit den Augen unausgesetzt den gefährlichen Nebenbuhler suchte.

Er durcheilte die Säle in ungestümer Hast und fand nirgends Denjenigen, in dessen Blut er seinen Zorn zu kühlen gedachte.

„Sollte er wirklich ein erbärmlicher Feigling sein?" wiederholte er halblaut. „O, ich wünsche das Gegentheil!"

„Sie sollen ihn so finden, wie Sie ihn brauchen, mein junger Brausekopf," sagte plötzlich eine fremde, tiefe Stimme spöttisch dicht vor seinem Ohr.

Farnese wandte sich, wie von einem elekrischen Funken unangenehm berührt, hastig um, und Niemand anders, als der blinde Gelehrte stand hinter ihm. Ohne sein Erstaunen über diesen seltsamen Mann, welcher trotz seiner Blindheit ihm wie ein Schatten unbemerkt durch die Menge gefolgt zu sein schien, verbergen zu können, fragte er im stolzen Tone:

„Was sagen Sie da, Herr?"

„Ich — ich sagte kein Wort zu Ihnen," antwortete der Astrologe sanft, indem er seinen erloschenen Blick auf den jungen Fürsten richtete.

„Sie haben in diesem Augenblicke das Wort an mich gerichtet, mein Herr Professor!" rief Farnese drohend.

„Sie scheinen zu träumen, mein Fürst," versetzte Guiseppo höhnend. „Ich hatte nicht das Glück an Sie das Wort zu richten."

Mit diesen Worten entfernte sich der Gelehrte und ließ Farnese bestürzt stehen.

Der Marquis war inzwischen zu Comtesse Eleonore und ihre

Nichte getreten, welche ihren Platz verändert hatten. Die Ecke des Saales, in welcher sie saßen, wurde plötzlich der Mittelpunkt des Festes. Alle Blicke kreuzten sich dort. Eleonore empfing den gefeierten Marquis, wie eine Mutter ihren langentbehrten Sohn.

„Therese war traurig,“ sagte sie zu ihm, während er die Hand der schönen Fürstentochter küßte.

„Und wäre meine Abwesenheit das Einzige, was die Göttin dieses Festes traurig machen könnte?“ fragte der Marquis mit bezauberndem Lächeln.

Therese versuchte auch zu lächeln, aber es gelang nicht vollständig. Dem Marquis gegenüber, und namentlich, wenn sie seinen Feuerblick aushalten mußte, verlor sie in der That alles Bewußtsein dessen, was in ihr vorging. Auch sie erlag dem mächtigen Zauber und der geheimnißvollen Gewalt, die dieser außerordentliche Mann gleich von Anfang an über jedes weibliche Wesen ausübte und auch auszuüben wußte. An jenem Abende war er noch beeiferter, seine Macht geltend zu machen.

Der junge Fürst hatte endlich den verhaßten Nebenbuhler entdeckt. Er stand in einer Fensternische, aber doch zu entfernt, um das Gespräch hören zu können, aber er sah Alles und trank mit zerstörender Gier den bittern Kelch der entsetzlichsten Eifersucht.

Als der strahlend schöne Marquis sich zu der jungen Fürstin hinneigte und sie mit dem ganzen Zauber seines berauschenden Blickes umgab, zitterte der stolze Römer vor Neid und Wuth, und als Therese die Augen zu dem Halbgotte aufschlug, glaubte er in ihnen eine schüchterne, aber in ihrem Schweigen beredte Liebe zu lesen, und die verzehrenden Qualen seiner Brust kamen dem Todeskampfe gleich.

Die Stunden des Festes verrauschten. Der junge Römer stand noch immer auf derselben Stelle, er trank den Becher der Eifersucht bis auf den letzten Tropfen.

Plötzlich wurde er auf einen Gegenstand aufmerksam, der ihm viel Veranlassung zum Nachdenken gab. In dem Augenblicke, wo die Unterredung der von Eleonore beherrschten Gruppe den höchsten Grad der Heiterkeit erreichte, runzelte der Marquis, wahrscheinlich von der Hitze der Unterhaltung lebhaft fortgerissen oder von einem Gegenstande derselben unangenehm berührt, flüchtig die hohe Stirn. Das strahlende Licht eines Candelabers fiel gerade auf sein schönes Gesicht. Farnese, der ihn fortwährend mit innerer Aufregung betrachtete, mußte sich zum zweiten Male fragen, wo er diesen geheimnißvollen Menschen oder Teufel schon gesehen habe? — Aber die Züge des Marquis

nahmen bald wieder ihre normale Haltung an, während der junge Fürst in seinem Gedächtniß die Erinnerungen wach rief, welche ihm aber keinen Anhalt boten, denn eine Begebenheit aus seinem Leben, welche ihm durch den Sinn ging, knüpfte sich an ein so schreckliches Ereigniß, sein Gedächtniß, mochte es nun durch eine wirkliche oder eingebildete Aehnlichkeit dazu veranlaßt worden sein, rief in ihm ein so scheußliches Bild zurück, daß selbst der Haß, oder, was noch schlimmer ist, die Eifersucht, der edlen und gebietenden Gestalt des Marquis keine Stelle darin geben konnte. Er glaubte sich geirrt zu haben, und zwar um so bestimmter, als es Wahnsinn gewesen wäre, das Gegentheil zu vermuthen.

Ein furchtbares Unglück hatte ihn einst unter den seltsamsten Umständen getroffen. Der Mann, welcher bei diesem schrecklichen Verbrechen, das wir später erfahren werden, die Hauptrolle gespielt hatte, dieser Mann und der stolze, hochgefeierte Marquis Posa sahen sich ganz ähnlich — wie überhaupt ein Mörder einem König ähnlich sehen kann. Der junge Fürst warf jeden Verdacht weit von sich, er hatte viel zu neue Beweggründe zu seinem Hasse, als daß er seine Abneigung an zweifelhafte, auf längst vergangene Verbrechen begründete Verdachtspunkte hätte zu knüpfen brauchen.

Endlich erhob sich der Marquis, um in den Sälen die Runde zu machen und den verschmachtenden Damen einen Liebesblick, ein flüchtiges Wort der Höflichkeit und Galanterie zu Füßen zu legen.

Farnese, welcher auf diesen Augenblick mit Ungeduld gewartet hatte, verließ seinen Platz und trat schnell an ihn heran.

„Mein Herr!“ sagte der Fürst mit der erkünstelten Ruhe, welche der Mann von Welt stets über die größte Aufregung zu legen weiß. „Ich wünsche wohl, Sie näher kennen zu lernen. Mein Name ist Maletto Farnese!“

„Ah,“ entgegnete Posa höflich, doch kalt. „In der That, ich bin erfreut, die Bekanntschaft eines Cavaliers zu machen, der einen so berühmten Namen trägt, und von dem Comtesse Eleonore von Dagobert häufig mit einer fast mütterlichen Zuneigung gesprochen und den die Fürstin Therese von Dagobert wie einen Bruder liebt und den ich gleichfalls schätze und liebe . . .“

„Sind Sie schon so weit gekommen, mein Herr Marquis Posa aus dem Himmelreich, denn aus jenen Regionen entlehnen Sie doch wohl nur Ihren Titel und Ihren Namen, daß Sie Alles lieben — was sie liebt?“ fragte der stolze Römer höhnend, indem er die größte Verachtung in Wort und Blick legte.

„Es muß wohl ganz so sein, Durchlaucht, wie Sie sagen," versetzte Posa mit einer Hoheit und einem Spotte, daß der Fürst vor Zorn erbebte.

„Mein Herr!" rief er im leisen Tone und unterdrückte die Aufwallungen seines Gemüths. „Sie haben die schöne Rolle, und mir verfällt wider meinen Willen die lächerliche eines vergessenen Geliebten, den Jedermann genirt, und den Jedermann verspottet und bemitleidet. — Ich liebe die Fürstin Therese von Dagobert."

„Ich weiß es," sagte der Marquis im gleichgültigen Tone. „Comtesse Eleonore hat es mir mitgetheilt. Ich hoffte — oder vielmehr wir hofften, daß die Abwesenheit . . ."

„Von wem, Herr, sprechen Sie," unterbrach ihn Farnese drohend.

„Ich spreche von Eleonore von Dagobert und mir . . ."

„Das ist genug, mein Herr Marquis," unterbrach ihn der junge Fürst abermals mit gebieterischer Stimme. „Ich erkläre Sie für einen frechen Lügner, wenn Sie es wagen noch einen andern Namen an dieses „hoffen" zu knüpfen!"

„Und auch von Therese von Dagobert," sagte langsam der Marquis mit ruhiger und fester Stimme. „Durchlaucht," fügte er dann im höflicheren Tone hinzu, „ich glaube diese Herausforderung nicht hervorgerufen zu haben. Ich hätte Ihre Freundschaft zu erwerben mich bestrebt. Sie haben es anders beschlossen, so möge denn Ihr Wille geschehen."

Farnese erröthete vor Vergnügen.

„Auf morgen also, mein Herr," sagte er dann, „mein Wille ist, daß einer von uns sterbe, und ich bin erfreut, daß ich bei Ihnen den Muth eines Edelmannes finde. Auf morgen denn!"

Der Fürst entfernte sich, während der Marquis mit der heitersten Miene seinen Weg fortsetzte. . . . .

Adelele von Gondolemona erwachte am Tage nach dem Ballfeste im Palast Casati lange nach Mittag. Ihre schönen Züge trugen die von Ermüdung des vorigen Tages. Es war ein kalter, regnichter Tag und das Schlafgemach daher mäßig durch ein Feuer im Kamin erwärmt, und doch wickelte sich Adele fröstelnd in die weichen Decken und versuchte weiter zu träumen.

Aber es giebt eine Stunde, in welcher der Schlaf ermüdet, die

Berührung der Betten die Nerven beunruhigt, eine Stunde, in der man aufstehen, thätig sein — leben muß.

Diese Stunde hatte längst geschlagen. Statt des herbeigewünschten Schlafes kamen lästige Gedanken, die man nicht wünschte. Erinnerungen mit ihrem Gefolge von Sehnsucht und — Reue.

Adele warf schnell ihre Decken von sich, sprang aus dem Bette, und schob die zierlichen Füße in Pantoffeln von Atlas. Plötzlich ging ein leises Frösteln durch ihren Körper, sie fühlte sich unwohl, dicht hüllte sie sich in ihr Morgengewand und setzte sich in einen Fauteuil beim Kamin. Trübe Erinnerungen aus früheren Zeiten tauchten in ihrer Seele wieder auf und sie starrte sinnend in die lodernde Flamme.

Endlich streckte sie die Hand hastig aus, um das Frühstück zu fordern. In dem Augenblicke, als ihre Hand die Glocke berührte, erklang der Klopfer an der äußern Thür des Hauses. Adele richtete sich horchend auf. Ihr dunkles Auge strahlte, ein Schimmer von freudiger Hoffnung fuhr über ihre reine Stirn.

„O, wenn er es wäre!" murmelte sie leise vor sich.

Aber diese Hoffnung hielt nicht lange vor. Sie erinnerte sich plötzlich der Ereignisse des vorigen Abends. Ihre Züge verfinsterten sich und nahmen einen drohenden Charakter an.

„Es ist der junge Fürst Farnese," murmelte sie wieder kaum hörbar, indem ihre Wangen erbleichten. „Er kommt, um mich an mein Versprechen zu mahnen. Soll ich ihm die fürchterlichen Mittheilungen machen?" fügte sie zaghaft hinzu. — „Ja, ich will mich rächen an dem Vernichter meines Daseins!" schrie sie mit funkelnden Augen. „Ich will dem Fürsten sagen . . . Und doch, o, mein Gott, ich vermag es nicht. Er ist der Vater meines Kindes, welches ich nicht sehen, nicht anerkennen darf. Nein, nein, ich liebe ihn noch so sehr, ich kann, ich darf ihn nicht verrathen. Aber ich ertrage dieses unnatürliche Verhältniß nicht länger. Warum sträubt sich dieser Mann so hartnäckig zum Christenthum überzutreten und mir die Hand zu reichen? — Allein will ich ihn endlich besitzen — oder mit ihm untergehen!"

Die Kammerfrau öffnete plötzlich leise die Thür und unterbrach ihr Selbstgespräch.

„Die gnädige Comtesse sind schon auf?" fragte sie verwundert. „Ein Herr bittet um die Ehre, der gnädigen Comtesse seinen Respect bezeigen zu dürfen. Hier ist seine Karte."

„Es ist nicht Farnese," murmelte Adele, indem sie einen Blick auf die Karte warf, auf welcher der Name Percy Brocentia stand.

„Ich kann den Fremden nicht annehmen, Lucia," sagte sie zu der Dienerin hastig. „Ich lasse mich entschuldigen, ich sei unwohl! Doch ziehe die Vorhänge auf" fügte sie im befehlenden Tone hinzu, wobei sie die Karte genauer betrachtete. „Es scheint etwas mit Bleistift auf die Karte geschrieben zu sein."

Die Kammerfrau befolgte den Befehl. Die Dunkelheit des Zimmers verschwand, und das volle Tageslicht drang in das Gemach.

„Von Fürst Maletto Farnese," las sie flüsternd. „Was soll das heißen? — Laß den Herrn in den Salon treten und komme dann sogleich zurück, um mich anzukleiden."

Die Kammerfrau entfernte sich.

„Was soll das heißen?" wiederholte Adele erstaunt, indem sie noch einmal die Karte las. „Von Farnese! — Der junge heißblütige Fürst hat gewiß irgend einen verzweifelten Entschluß ausgeführt," fügte sie zagend hinzu.

Das Kammermädchen trat so eben wieder in das Gemach. Adele warf ein Kleid über, befahl der Dienerin ihr den Gürtel umzulegen und das Haar zu glätten und ließ ihr kaum Zeit, die Toilette zu beenden.

„Es ist genügend!" rief sie zerstreut. „Laß nur, Lucia."

Und mit hastigen Schritten verließ sie das Schlafgemach.

Der Fremde wartete im Salon. Er grüßte Adele von Gondolemona sehr höflich und sagte im ernsten Tone:

„Entschuldigen Sie, gnädigste Comtesse, meinen unerwarteten Besuch. Ich habe leider nicht die Ehre vorgestellt zu sein, aber ich erfülle eine Pflicht und komme mich eines Auftrages meines Freundes, des Fürsten Maletto Farnese, zu entledigen."

Adele verbeugte sich und deutete schweigend auf einen Sessel.

„Der Fürst hat nicht persönlich erscheinen können?" fragte sie den Fremden forschend anblickend.

„Leider nein, Comtesse," antwortete Percy Brocentia, „und um ihn von diesem Besuche abzuhalten, hat es einer höchst tyrannischen Nothwendigkeit bedurft."

„Was ist ihm geschehen, mein Herr?" fragte Adele weiter.

„Der Fürst ist in einem Duell verwundet worden."

„In einem Duell!" wiederholte Adele bestürzt.

„Ja, gnädige Comtesse," sagte der Fremde traurig, „schwer verwundet."

„Und durch wen, mein Herr!" fragte sie hastig.

„Der junge Fürst hat mir den Namen seines Gegners nicht genannt," antwortete Brocentia.

„Haben Sie keine Vermuthung?"

„O ja, gnädige Comtesse," versetzte der Fremde im ernstern Tone, „die Vermuthungen, die ich habe, sind fast eine Gewißheit. — Aber ich komme zu Ihnen meines Freundes wegen, und ich muß es machen wie er, nämlich, das Duell vergessen, um mich mit einer wichtigeren Angelegenheit zu beschäftigen."

„Und die wäre, mein Herr," sagte Adele, indem sie einige Unbehaglichkeit an den Tag legte.

„Es sind etwa drei Stunden her, als man den Fürsten ohnmächtig, sterbend nach Hause brachte. Ein schreckliches Ereigniß, von dem ich Ihnen nicht den Grund anzugeben vermag, hat die erste Hülfe verzögert, und es fehlte nicht viel, so wäre der Fürst fast unter meinen Augen als Opfer eines nichtswürdigen Mordes gestorben."

„Sie erschrecken mich, mein Herr!" rief Adele von Gondolemona leichenblaß, „ein Mord an einem Verwundeten versucht?"

„Eine Vergiftung, gnädige Comtesse," entgegnete Brocentia mit finsterer Miene. „Ich bin Arzt, Madame, und kam gerade noch zur rechten Zeit, um die Anlage eines vergifteten Verbandes zu verhindern."

„Und meinen Sie — können Sie glauben, daß der Gegner des Fürsten . . . . das wäre fürchterlich, mein Herr! — bei diesem verbrecherischen Versuche betheiligt wäre?"

Der junge Arzt antwortete nicht sogleich; diese Frage hatte er sich offenbar selbst noch nicht vorgelegt, und ein unbestimmter Verdacht fuhr ihm durch den Sinn. Aber Nichts gab einem solchen Verdacht genügenden Halt und er antwortete daher im zweifelhaften Tone

„Ich kann es nicht glauben, gnädige Comtesse."

Adelele athmete wieder freier, und die Farbe kehrte einigermaßen auf ihre Wangen zurück.

„In jedem Falle," fuhr der Arzt fort, „ist die Gefahr vermieden, und ich habe es daher unterlassen, den Vater meines Freundes, Se. Durchlaucht den Fürsten Rienso Farnese von dem Vorfalle zu unterrichten, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Als der junge Fürst Maletto Farnese die Sprache wiedergefunden hatte — es ist etwas über eine Stunde her — war das erste Wort, welches er aussprach, der Name einer theuren Person . . ."

„Therese von Dagobert?" unterbrach ihn Adele schmerzlich lächelnd.

Percy Brocentia verneigte sich zustimmend und begann wieder:

„Das zweite war Ihr Name, gnädige Comtesse," sagte der junge Arzt forschend, indem er die Worte langsam und mit Nachdruck sprach.

Adelens Verlegenheit nahm merklich zu, sie wußte in der That nicht, wohin sie ihre Augen richten sollte, um nur nicht dem forschenden Blick des Fremden zu begegnen.

„Mein Name?" fragte sie tonlos. „Ach ja, ich erinnere mich," fügte sie nach einer Sekunde gefaßter hinzu, „ich glaube zu wissen, weshalb. Gestern auf dem Balle des Fürsten Casati habe ich Farnese gebeten, mich heute zu besuchen. — Ich bin wahrhaftig untröstlich, daß seine Verwundung ihn hindert . . ."

„Der Fürst hat mich an seiner Statt und um seine Stelle zu vertreten, gesandt, gnädige Comtesse," unterbrach sie der Fremde im würdevollen Tone.

„Sie, mein Herr?" rief Adele bestürzt. „Der Fürst kann unmöglich fordern . . . . was ich ihm zu sagen habe, ist ganz und gar vertraulicher Natur," fügte sie gleichgültig hinzu.

„Ich bin sein bester, sein vertrautester Freund, Comtesse," versetzte der junge Arzt vorwurfsvoll.

„Ich zweifle nicht daran, Herr Doktor," sagte Adele freundlich, „aber ich kann nicht eine so wichtige Angelegenheit . . .

„Der Fürst leidet unaussprechlich, Madame — und wartet auf mich," unterbrach sie Brocentia wehmüthig.

„Ich bin untröstlich, mein Herr!" rief Adele unschlüssig. „Doch hören Sie, was ich Ihnen vorläufig mittheilen will," fügte sie nach einer kleinen Pause entschlossener hinzu. „Der Marquis ist . . ."

Adele von Gondolemona hielt plötzlich erschreckt ein und horchte in größter Bestürzung auf. Die Glocke des Hauses war in einer ganz eigenthümlichen Art leise erklungen.

„Das ist er!" murmelte sie in fieberhafter Angst. „O, mein Gott, mein Gott, was wollte ich in verblendeter Wuth thun!"

Ihre Verlegenheit und Bestürzung nahmen in einer beängstigten Weise zu, so daß der junge Arzt schon vermuthete, Adele würde dem Andringen eines Starrkrampfes erliegen.

„Mein Herr," begann sie doch im nächsten Augenblicke wieder. „Diese Unterredung muß sogleich beendet werden. „Ich weigere mich entschieden, Sie als Stellvertreter des Fürsten anzunehmen. — Beurtheilen Sie mich nicht falsch, Herr Doktor," fügte sie mit Wärme hinzu, „denn meine Beweggründe sind so sehr gewichtiger Natur, daß der Fürst allein sie erfahren darf. Sind Sie mir nicht böse über

meine Weigerung, denn diese hat durchaus Nichts, was für Sie persönlich sein kann."

Der junge Arzt erhob sich mißmüthig von seinem Platze und sagte im kalten Tone:

„Ich hoffte dem armen Verwundeten einen Trost, ein Linderungsmittel seiner Qual bringen zu können," begann er.

„Sagen Sie ihm!" rief Adele mitleidsvoll und halb zerstreut, „daß er sehr bald Alles erfahren soll. Sagen Sie ihm, daß . . ."

„Der Herr Marquis Posa!" unterbrach die Kammerfrau, indem sie die Thür des Salons halb öffnete.

„Laß den Herrn Marquis in's Boudoir treten, Lucia," sagte Adele fast verzweifelnd.

„Mein Herr, bitten Sie den Fürsten, mich zu entschuldigen, lassen Sie ihn wissen, wie sehr ich an seinem Unglücksfalle lebhaften Antheil nehme und verzeihen Sie selbst mir, daß ich so plötzlich diese Unterredung abbreche."

Der Arzt grüßte kalt und entfernte sich.

Adele von Gondolemona sank erschöpft auf ihren Sessel zurück.

„Nein, nein!" rief sie mit unter Thränen erstickter Stimme, „ich kann dies gefährliche Geheimniß nicht verrathen, das hieße ihn — nnd mein Kind verderben, obgleich mich die entsetzlichste Eifersucht und die fürchterlichste Wuth über seine grausame Gleichgültigkeit verzehren. O, heilige Jungfrau! hilf mir!"

Als Percy Brocentia die Treppe hinabstieg, begegnete er einem Manne, dessen tief in die Stirn gedrückter Hut einen Theil seines Gesichtes verdeckte. Dieser Mann warf von der Seite einen Blick auf ihn und fuhr leicht zusammen.

Er war es, den das Kammermädchen gleich darauf in den Salon einließ, indem sie meldete:

„Gnädige Comtesse, der Herr Marquis Posa!"

Der Marquis drückte scheinbar ehrfurchtsvoll die Lippen auf die Hand der schönen Adele und blieb vor ihr stehen. In seinen herrlichen Zügen lag ein Ausdruck, welcher der Ergebenheit, Zärtlichkeit und selbst der Leidenschaft glich, aber es war dies offenbar nur eine Maske, deren Dasein ein erfahrener Menschenkenner wohl bald bebemerkt hätte, so geschickt sie auch auf Täuschung berechnet war.

Adele von Gondolemona war eine feine Beobachterin, aber in des hinreißend schönen Marquis Gegenwart wurde alle ihre Wissenschaft stets zu nichte.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick schweigend. Ihr erst trau-

riger und dann wie von einem Schleier umzogener Blick klärte sich mehr und mehr auf, bis er endlich sogar eine Art von glücklichem Ausdruck trug.

Der Marquis lächelte sanft und legte sich auf die Lehne ihres Sessels.

„Sie waren gestern wunderbar schön, Adele," flüsterte er mit dem ganzen zauberhaften Wohllaut seiner Stimme in ihr Ohr.

Diese wandte sich hastig um, und ihre Stirn berührte beinahe den Mund des Marquis. Sie zuckte heftig zusammen und beugte sich vornüber, um die Röthe zu verbergen, welche ihr Gesicht überzog.

„Sie sind mir böse, Adele," begann er wieder, „und Sie haben Recht, denn ich fühle mich selbst schuldig, daß ich Ihnen so großen Kummer verursacht. Indessen kennen Sie mein Geheimniß in seinem ganzen Umfange, und heißt das nicht innig lieben, wenn man sich so ohne Rückhalt Jemandem anvertraut?"

„Sie haben seit vierzehn Tagen mich nicht besucht," sagte Adele vorwurfsvoll und ihre dunklen Augen füllten sich mit Thränen, denn die Brust drohte unter den mannigfachen Gefühlen zu zerspringen.

„Aber heute, Adele, heute komme ich zu Ihnen. Glauben Sie mir, ich sehne mich eben so sehr als Sie — mehr noch vielleicht — nach jenen Tagen zurück, wo wir, ohne lästige Lauscher, so glücklich waren, mehr als Sie, verwünsche ich das Verhängniß, das mich auf meinem Wege vorwärts treibt. Für mich giebt es kein Rückwärts mehr, denn Niemand entgeht seiner Bestimmung. Ich muß mein Ziel erreichen und mit ihm sterben."

Der Marquis hatte sich aufgerichtet, sein edles Gesicht strahlte von unzähmbarem, grenzenlosem Stolze.

Adele betrachtete ihn einige Sekunden mit verzehrender Leidenschaft.

„O, ich liebe Sie noch immer!" flüsterte sie dann im zärtlichsten Tone. „Gott hat kein Erbarmen mit mir! — Ich liebe Sie mehr als jemals — ich werde Sie ewig lieben! — ich bin vom Schicksal dazu verdammt, ich fühle es."

„Dank, Adele, tausend Dank!" rief der Marquis stürmisch und beugte sein Knie. „Wenn Sie wüßten, wie sehr ein Wort von Ihnen mein Herz mit Muth erfüllt, und meinen Geist gedankenstark macht! — Sie sind mein Genius — auch ich liebe Sie und werde Sie bis an's Ende meiner Tage lieben."

Er setzte sich auf ein Kissen, das zu den Füßen Adelens lag,

und diese liebkoste mit den Händen die glänzenden Locken seiner schönen schwarzen Haare.

„Sie sprechen die Wahrheit, — Sie täuschen mich nicht, ich fühle es!" rief Adele mit funkelnden Augen. „O, mein Gott, diese Liebe, welche Sie mir schenken, diese heimliche, verstohlene Liebe, der Abfall von dem, was meine Nebenbuhlerin unbeachtet läßt. Ich halte darauf — ich halte mehr darauf, als auf das Leben, mehr als auf meine Ehre! — Ja, es ist meine Schuld, daß ich nicht als Ihre Gattin an Ihrer Seite lebe. Aber ich bin auch nur ein armes, schwaches Weib, daß Ihnen nicht die Macht geben kann, welche Sie fordern und welche Ihnen so nothwendig erscheint. Und doch ist es meine Schuld, daß ich weder hoffen noch glauben kann, daß Sie, der gefeierte stolze Marquis Posa, Grand von Portugal, zu mir wieder in alter inniger Liebe zurückkehren werden . . ."

„Thörichtes Kind," unterbrach sie der schlaue Marquis vergnügt vor sich hinlachend, indem er die weiße, blutlose Hand Adelens mit Küssen bedeckte.

Sprachlos vor Entzücken und Wonneschauer blickte sie auf den geliebten Mann, dessen Liebe sie für immer verscherzt zu haben glaubte, ihre feuchten Augen trockneten sich wieder und leuchteten in verzehrender Gluth. — Sie athmete schwer und die reizenden Linien ihres vollen Busens wogten heftig auf und nieder.

In dem brennenden Blicke des überirdisch schönen Marquis lag jetzt leidenschaftliche, verlangende Liebe. Er war gekommen, Komödie zu spielen, seine Rolle gelang ihm auch über alle Erwartung gut. Adele schwelgte in diesem Augenblicke wieder in den Empfindungen eines so lang entbehrten Glückes und klammerte sich fest an den Hoffnungsanker, gleichsam als befürchtete sie, die süße Täuschung für immer verschwinden zu sehen. .

„O nein, nimmermehr werde ich ihn verrathen!" flüsterte sie im Taumel seligen Entzückens halblaut vor sich hin, ohne zu bedenken, daß sie sich durch ihre unüberlegten Worte selbst verrieth. „Was gehen mich die Menschen mit ihren Leiden an? — Er liebt mich wieder — er ist mein — dieses mein für Leben! Ihn zu verrathen wäre eine Todsünde!"

Ihre halbgeschlossenen Augen sahen nichts mehr, sie schwelgte im Reiche der Erinnerungen und ihre Gedanken verloren sich in Wünsche und Hoffnungen.

Der Marquis dagegen stand in drohender Haltung vor ihr. Er hatte jede Silbe ihres Selbstgespräches gehört. Seine Augenbrauen

zogen sich finster zusammen, und mitten auf seiner gerötheten Stirn wurde eine von oben nach unten gehende Narbe bemerkbar. Die Lippen zitterten und erbleichten vor Zorn, während die dunklen Augen feurige Blitze auf die reizende Sünderin zu schleudern schienen. Eine seltsame Veränderung war mit ihm vorgegangen. Er war nicht mehr der unvergleichlich schöne Marquis Posa — es war der Fürst der Unterwelt!

Er ergriff Adelens Hand und drückte sie ohne Zweifel vor innerer Aufregung sehr heftig, denn das arme, liebeglühende Weib öffnete mächtig erschreckt die Augen und stieß einen gellenden Schmerzensruf aus.

Sie zitterte und erblaßte, als sie die drohende Haltung und den vernichtenden Blick des vor Zorn bebenden Marquis wahrnahm.

„Was ist Ihnen, Moses Benjahie!" rief sie zagend.

„Madame," sagte er mit harter, halbunterdrückter Stimme. „Sie sollen mir antworten — hören Sie! Auf der Stelle antworten! Was sprachen Sie von Verrath — und wer ist der Mann, dem ich auf der Treppe begegnet bin?"

Adele starrte ihn sprachlos an. Vorüber rauschten die Zauberbilder ihrer Träumereien, und die rauhe Wirklichkeit trat drohend, in der Gestalt des beleidigten und verrathenen Vaters ihres Kindes, vor ihre Seele. Sie schwieg, denn Körper und Geist schienen gebannt vor dem Blicke des Feuerauges Moses Benjahie's.

„Nun, Madame, werden Sie endlich sprechen!" rief er drohend, „oder soll ich andere Mittel in Anwendung bringen?"

Adele fuhr heftig zusammen.

„Was wollen Sie von mir, Moses?" fragte sie tonlos.

„Sie haben von Verrath gesprochen. Sie haben daran gedacht, Madame, ich lese die Absicht in Ihrer Seele. Ich sah einen Mann von Ihnen gehen und dieser ist ein Freund des Fürsten Maletto Farnese."

„Das letztere ist wahr," erwiderte sie gefaßter, indem sie schon dem forschenden Blick des Marquis mit Ruhe begegnen konnte. „Er kam in seinem Auftrage."

„In seinem Auftrage?" wiederholte der Marquis bitter lächelnd. „Gut," fügte er heftig zu, „ich habe Sie gestern auf dem Ballfeste im Palast Casati mit dem jungen Fürsten Farnese sprechen sehen, Madame, ich habe zwischen Ihnen Beiden Blicke des Einverständnisses bemerkt. Haben Sie vergessen, daß mir nichts entgeht, und daß, wenn meine Augen schlummern oder mit anderen Dingen be-

schäftigt scheinen, tausend Blicke vorhanden sind, um an ihrer Statt zu wachen und zu sehen?"

„O, ich weiß, daß Sie sehr mächtig sind, Herr Marquis Alarçon de Posa," antwortete Adele von Gondolemona und warf ihren schönen Kopf mit stolzer Würde und unnatürlicher Ruhe zurück. „Mächtig im Bösen, wie der Teufel auf Erden und in der Hölle. — Aber ich fürchte Sie nicht!"

„Sie fürchten mich nicht?" wiederholte der Marquis, dessen Stimme immer unheilvoller und drohender wurde.

„Nein, ich fürchte Sie nicht, — denn ich liebe Sie grenzenlos!" rief Adele nach einem Augenblicke des Schweigens und mit dem Ausdrucke schmerzlicher Verzweiflung.

Ein triumphirendes Lächeln spielte flüchtig um seinen Mund; er bezwang seinen Jähzorn und sagte in einem liebevollen Tone:

„Adele, Sie müssen mir die plötzliche Aufwallung meines leicht erregbaren Temperaments verzeihen, durch welche mein geheimes Leiden sich gegen meinen Willen öfter Bahn bricht. — Ich bin nicht glücklich, Sie wissen es, zwei Leidenschaften theilen sich in meine Seele und liegen in beständigem Kampf miteinander. Meine Liebe zu Ihnen . . ."

Adele hob ihr schönes, dunkles Auge forschend auf das strahlende Gesicht des Unwiderstehlichen.

„Meine Liebe zu Ihnen," wiederholte der Marquis entschlossen, „und mein Ehrgeiz ohne Grenzen. Dieser Fürst Farnese trat mir auf meinem Wege entgegen; ich wich ihm aus. Ich hatte Mitleid mit diesem Knaben, der gestern nur noch ein unbedeutendes Hinderniß war, aber dieser Knabe hat mich wie ein Mann beleidigt — und ich mußte ihn dafür strafen . . ."

„So waren Sie also sein Gegner?" unterbrach ihn Adele hastig.

„Ah, Sie wissen schon darum, Madame?" versetzte der Marquis kalt. „Ja, ja, was Sie Ihre leidenschaftliche Liebe zu mir nennen, hat nur zu oft den Anschein des Hasses. — Ja, ich war sein Gegner, aber indem ich ihn nur züchtigte, empfand ich noch Mitleid, anstatt ihn ohne Erbarmen zu tödten, wie ich das Recht hatte, und wie es mein Interesse erheischte, habe ich ihn nur kampfunfähig gemacht. Was hat mir aber meine Schonung geholfen? Sie haben ihm gestern eine Zusammenkunft bewilligt, er glaubte hier bei Ihnen Mittel zu finden, mir zu schaden. — Sagen Sie nicht nein, Madame," fügte er rauh hinzu, als er eine abwehrende Geberde Adelens bemerkte. „Und das Erste, woran Farnese dachte, als er wieder in's Leben zurückkam,

in das Leben, welches er mir verdankt, war die Absendung eines Vertrauten an Sie. — Was veranlaßt Sie nun, mich verderben zu wollen, Madame? — Sie wollen sich aus thörichter Eifersucht rächen, und doch bin ich viel unglücklicher als Sie!"

„Nein, Moses Benjahie!" rief Adele schluchzend. „Ich will mich nicht rächen. Nichts treibt mich, Sie zu verderben. Der Zufall, oder vielmehr Ihr nichts achtender Jähzorn hat mich in den Besitz eines Geheimnisses gebracht, welches eine ewige Scheidewand zwischen uns bilden wird, wenn Sie sich nicht endlich entschließen sollten, in die Arme der alleinseligmachenden Kirche . . ."

„Nicht ein Wort weiter, Adele!" unterbrach sie heftig der Marquis. „Sie kennen meine Ansichten über diesen Streitpunkt zwischen unsere Liebe."

Adele schwieg bestürzt, und eine Thräne der Wehmuth schlich sich verstohlen über ihre blassen Wangen. Sie fühlte, daß der stolze Abgott des ganzen Frauengeschlechts, niemals der ihrige werden könne, und doch liebte sie ihn so unaussprechlich.

Es lag zwischen ihm und der Mutter seines Sohnes so manches Liebesgeheimniß, aber es war noch ein anderes, das sie mit einander verknüpfte. Wäre dieses verrathen worden, so hätte der Marquis seine liebsten Pläne zerstört und sein Leben in Gefahr gesetzt gesehen. Nun hatte er die Gewißheit erlangt, daß Adele, sei es nun aus Rache, Eifersucht oder jedem andern Grunde, daran gedacht hatte, es zu verrathen. — Da er nun die Gefahr kannte, so galt es, dieselbe zu beseitigen. Dies schien ihm nicht schwer zu sein, denn Adele liebte ihn noch immer leidenschaftlich, und das brachte Alles wieder in's Gleichgewicht. Nach und nach ging er eine Reihe von geschickten Uebergängen hindurch, von der Bitterkeit ging er zur Traurigkeit, dann zur Schwermuth und endlich zur Zärtlichkeit, von dieser aber zu den wärmsten Ergießungen der Leidenschaft über.

Adele horchte voll Entzücken auf die Worte dieses verführerischen Mannes und würde Den schmählich behandelt haben, der jetzt nach den Geheimnissen des Marquis gefragt hätte.

Das Gespräch rann zärtlich und süß weiter — die Stunden entschwanden beiden unbemerkt. Wer hätte an des Marquis Stelle nicht an seinen vollkommenen Sieg geglaubt?

Und doch hatte er keinen Sieg errungen, sondern vielmehr die Gefahr vergrößert. — Wer vermag ein Frauenherz zu ergründen?

Adele von Gondolemona wurde plötzlich zerstreut, ihre Aufmerk-

samkeit schien im Geheimen von einem Gedanken, einer Hoffnung oder einer Furcht in Anspruch genommen zu werden. — Der Marquis war stürmisch in seinen Betheuerungen und von entzückender Beredsamkeit — aber er ging über sein Ziel hinaus.

In dieser Minute hatte er mit leidenschaftlicher Stimme gesagt:

„Ich schwanke und leide um so mehr, ich weiß, daß, wenn ich meine Pläne aufgeben wollte, es mir den Tod bringen würde, aber zu gleicher Zeit frage ich mich, ob es nicht besser wäre, mit Ihnen zu sterben, Adele, als ohne Sie zu leben."

„Ich werde heute die Vesperandacht in der Peterskirche verrichten," sagte Adele nach einer kurzen Pause nachdenklich. „Wollen Sie mich begleiten? — Ich weiß, Ihre Grundsätze finden keinen Anstoß darin, eine christliche Kirche zu besuchen."

„Ich werde Sie dort hinführen, Adele," antwortete Posa zärtlich, „denn ich kann meinen Gott überall anbeten und ihm dienen."

„Haben Sie die Güte, einige Minuten auf mich zu warten," versetzte Adele hastig, „ich werde meine Toilette schnell beendigt haben."

Sie klingelte, die Kammerfrau erschien und bekam Befehl, die Toilette vorzubereiten. Der Marquis blieb allein im Zimmer. Er warf sich in die Ecke eines Divans und fiel fast unbewußt in seine gewöhnliche Träumerei, wenn er allein war. — Was er seinen Ehrgeiz nannte, war ein kräftiges, ausdauerndes, unbesiegbares Gefühl, und verdiente jedenfalls einen andern Namen.

Don Alarçon de Posa hatte ein großes Ziel, seine Blicke reichten weit, sein Arm hatte Kraft genug, zu erlangen, wohin er zunächst blickte, und sein Muth und seine Ausdauer waren noch größer, als die Kraft und Macht seines Arms. Was im Innern seiner Seele in Wahrheit vorging, wußte Niemand. Er ging mit festem, sicherem Schritt, wie wir bereits gesehen, auf dunklen, geheimnißvollen Wegen, und die Mittel, welche er öfters anwandte, waren, gelinde gesagt, sehr seltsam. Wir werden später darüber besser urtheilen können.

Nach alldem haben wir wohl kaum nöthig hinzuzufügen, daß der große Demagoge zu weit gegangen war, wenn er zu Adelen gesagt.

„Sie kennen mein ganzes Geheimniß!"

Die Kammerfrau hatte die Toilette der reizenden Gebieterin beendigt und sich bereits auf einen Befehl derselben aus dem traulichen Boudoir entfernt.

Adele war allein. Nachdenklich saß sie vor ihrem Schreibtische und hielt eine Feder in ihrer zitternden Hand.

„Ich muß — ich muß seinen vielgepriesenen Ruf, seinen stolzen Namen, seine Ehre vor der Welt vernichten," murmelte sie, endlich die Feder entschlossen in die Dinte eines kostbaren Schreibzeuges tauchend. „Hat er mir nicht gesagt, daß, wenn er mit seinen Plänen mißglückte, er in meinen Armen . . ."

Sie brach plötzlich ihr Selbstgespräch ab und blickte erschreckt um sich. Die Feder entfiel ihrer Hand.

„Mein Gott," begann sie nach einer Pause wieder, „ich weiß nicht, was ich thun soll. Wenn ich den Nimbus, der seine Person umgiebt, vernichtet, wenn ich die Glorie seines Namens verwischt, sein Leben aber vor dem Schaffot bewahrt habe, dann muß er in meine Arme zurückkehren, und mein sein für dieses irdische Leben."

Sie stützte den Kopf in ihre linke Hand, und überließ sich ihren unheimlichen Gedanken. Nach wenigen Minuten ergriff sie auf's Neue die Feder und warf schnell einige Zeilen auf das Papier.

„Ich werde mir sein fürstliches Wort geben lassen," sagte sie halblaut vor sich hin, „sein heiliges Wort, welches bindet, wie ein Eid vor dem Altar. Der Fürst hat ein edles Herz — er soll mir sein Leben verbürgen. Es muß sein, ich kann nicht mehr länger diese Höllenqualen erdulden. Der Gedanke einer Verbindung mit dem Grafen von Castiglione macht mich wahnsinnig."

Sie beendigte den Brief und schrieb die Adresse darauf. Sie lautete:

„Sr. Durchlaucht dem Fürsten Maletto Farnese."

Sie ließ das Billet auf dem Schreibtische liegen und ging in den Salon zurück.

Zuvor sagte sie aber zu der Kammerfrau vor der Thür ihres Boudoirs:

„Lucia, Du wirst einen Brief auf meinem Schreibtische finden, besorge ihn sogleich an seine Adresse."

Eine halbe Stunde darauf rollte die glänzende Equipage des Marquis nach der Richtung der Peterskirche.

In dem Augenblicke, wo der Marquis vor dem Eingange der Kirche ausstieg und Adelen die Hand bot, welche alsdann das mächtige Portal betrat, berührte ein Mann im Gewande eines Bettelmönchs leise seine Schulter, drückte ihm ein Papier in die Hand und entfernte sich mit eiligen Schritten.

Während er Adele von Gondolemona folgte, entfaltete der Marquis, heftig erregt, das Papier und las, hinter einem Pfeiler der Vorhalle verborgen, verstohlen die Worte:

„Lieber Farnese!

Wenn die Nacht mit ihren dunklen Schatten die Zeit beherrscht, werde ich an Ihrem Lager stehen und Ihnen die Beweise an die Hand geben, woraus Sie erkennen werden, daß der stolze Marquis Alarçon de Posa — Ihr siegreicher Nebenbuhler — ein Jude und gleichzeitig ein gefährlicher Demagoge und gefürchteter Verbrecher ist. In Eile.

Adele von Gondolemona."

„O, diese listige Schlange!" murmelte der Marquis finster und betrat sinnend das Innere der Peterskirche.

Adele lag unter einer zehnfachen Reihe von Andächtigen auf den Knieen und schien ganz in ihr Gebet versunken. Endlich richtete sie ihr schönes Haupt empor und blickte um sich. Plötzlich aber fuhr sie lebhaft zusammen, ihr Kopf senkte sich schnell wieder, während eine fahle Blässe die frische Farbe von ihren Wangen verscheuchte.

„Was bedeutet das?" fragte sich der Marquis, der dies seltsame Erschrecken Adelens wohl bemerkt hatte, „welcher Gegenstand konnte sie in ihrer Andacht so merklich stören?"

Unwillkürlich zog er sich hinter einen Pfeiler zurück. Nach wenigen Sekunden streckte er den Kopf vorsichtig wieder vor und beobachtete unbemerkt die Gestalt Adelens. Obgleich die Menge sich erhoben und in den Kirchenstühlen Platz genommen hatte, lag Adele mit wenigen Frauen noch immer auf ihren Knieen. Eine geheimnißvolle Macht schien ihre Glieder unbeweglich zu machen, und ihr ängstlich forschender Blick wandte sich nicht von dem Pfeiler ab, hinter welchem der Marquis lauernd stand.

„Das ist doch sonderbar," dachte Posa, „was mag sie nur haben? ich habe sie noch niemals so unruhig und scheu umherblicken sehen. Sollte sie mich etwa bemerkt haben? Unmöglich! Bin ich es auch, nach dem sie sieht?"

Um Gewißheit zu erlangen, ging er schnell um den riesigen Pfeiler herum und befand sich einem Manne gegenüber, der sich an den Pfeiler lehnte. In diesem erkannte der Marquis sogleich den Fremden wieder, welchem er auf der Treppe im Hause Adelens vor wenigen Stunden begegnet war, und welcher als Vertrauter des Fürsten Farnese sie mißmüthig verlassen hatte.

„Für unsere Missionaire!" sagte in diesem Augenblicke eine liebliche Stimme hinter dem Marquis.

Er wandte sich und erkannte freudig überrascht Therese von Dagobert, welche ihm die Büchse entgegenhielt, um nach dem Gebrauche

der Kirche für das Seminar zum „barmherzigen Samariter" zu sammeln. Der Marquis zog lächelnd seine Börse und warf mit einer angenehmen Verbeugung zehn Guineen in die Büchse.

Der Fremde ballte convulsivisch die Fäuste und biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten. Er hatte genau die reiche Gabe des Marquis bemerkt.

„Zehn Guineen!" murmelte er, „und ich nur einen Scudo!"

Der Marquis verfolgte eine Zeit lang die herrliche Gestalt Theresens mit brennenden Blicken, während sie zu sammeln fortfuhr. Als sie sich in der Menge verloren hatte, richtete er plötzlich seine hohe Gestalt empor und warf die Blicke um sich. Sein Auge fiel gleichgültig auf den jungen Arzt Brocentia.

„Wo, Teufel, habe ich nur dieses Gesicht schon einmal gesehen?" sagte dieser so eben zu sich.

Vergebens durchwühlte er seine Erinnerungen. Er mußte sich aber bald überzeugt haben, daß ihn eine unbestimmte Aehnlichkeit verleitet habe, denn er wandte sein Auge von dem Gesicht des Marquis und wechselte mit dem Adelens einen bedeutungsvollen Blick.

Es war schon finster geworden auf den Straßen Roms und deshalb der Theil der Kirche, wo die Andächtigen sich aufhielten, glänzend erleuchtet, während das Schiff und die gigantischen Säulengänge verschwanden und in vollkommenes Dunkel gehüllt waren. Der Marquis wandte sich langsam nach einem von den Seitengängen.

Zu derselben Zeit rührte sich ein schlecht gekleideter Mann mit einem Galgengesicht, der beim Anblicke des Goldes, welches Theresen gegeben worden war, die Augen weit aufgerissen hatte. Dieser Mann ging, anstatt dem Marquis zu folgen, nach dem entgegengesetzten Seitengange, so daß bei ihrer kreisförmigen Promenade sich Beide mitten im Schiffe der Kirche, also im dunkelsten, einsamsten Theile derselben begegnen mußten.

Der Marquis erging sich mit langsamen Schritten. Er schien über einen wichtigen Gegenstand nachzudenken, ohne zu einem Entschlusse gelangen zu können, denn er hielt mitunter an, kehrte wieder um und begann dann wieder seine Promenade. Er gelangte endlich in jenen Gang, wo der Boden mit Binsenmatten bedeckt ist, so daß das Geräusch der Schritte fast unhörbar wird.

Die andächtige Menge hatte so eben ihren letzten Gesang angestimmt. Der Marquis wurde durch die himmlische Musik aus seinen Träumen erweckt, er warf sich nachlässig auf eine Bank, um von den ergreifenden Tönen nicht einen einzigen zu verlieren.

Als er sich setzte, glaubte er ein leises Geräusch hinter sich zu hören, er achtete nicht sonderlich darauf, aber es bedurfte bei ihm nicht viel, um seine ganze Aufmerksamkeit wach zu rufen. Das ungeheure dunkle und einsame Schiff der Kirche zeigte sich ihm plötzlich in einem düsteren Lichte. Die letzten Klänge der heiligen Musik schienen ihm geeignet, um ein Todesröcheln zu ersticken. Das Dunkel konnte einen wagehalsigen Banditen verbergen, und während man dort hinten inmitten von blendenden Kerzen zu Gott und der heiligen Jungfrau betete, wachte der Satan vielleicht in der Nacht und lenkte hohnlachend den behutsamen Schritt eines Mörders.

Der Geist des Marquis beschäftigte sich so eben mit diesem neuen Gedanken, als wieder ein seltsames Geräusch gleichfalls nur leise, aber mehr in der Nähe, sein Ohr erreichte; es war, als ob ein Körper auf der Binsenmatte am Boden wie eine Schlange heranschlich. Der Marquis blieb unbeweglich, aber sein Traum entfloh gänzlich und sein Geist, der plötzlich in das Gebiet der Wirklichkeit eindrang, prüfte mit Ruhe seine Lage.

Mit einer langsamen, kaum wahrnehmbaren Bewegung wendete er das Haupt und sah eine schwärzliche, unförmliche Masse kriechend sich ihm nähern.

Er rührte sich nicht und wartete die Dinge ab, welche da kommen würden. Nach einigen Sekunden richtete sich die Gestalt eines Mannes, welche bisher wie ein Aal am Boden herangeschlichen war, zur Hälfte auf und machte dann plötzlich einen Sprung vorwärts; — aber ihr Messer, obgleich mit großer Geschicklichkeit geworfen, traf nur die Lehne der Bank. Der Marquis hatte sich hastig bei Seite gewendet.

Als der Bandit seine Absicht vereitelt sah, wollte er sich schnell zurückziehen, doch es war zu spät, er fühlte seine Fäuste wie von einer Schraube umspannt. Er stieß einen leisen Schmerzensruf aus und sagte, sich unter der gewaltigen Faust des Marquis ohnmächtig hin- und herwindend:

„Ich glaubte, daß es nur *eine* Faust in der Welt gäbe, die im Stande sei, mich zu überwinden!"

Er näherte sein Gesicht dem des Marquis, ihre Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt und sie schienen sich zu gleicher Zeit zu erkennen.

Es war der schlecht gekleidete Mann.

„*Heinrich Wirtz!*" murmelte der Marquis finster.

„Gnade, Herr Marquis, Gnade!" rief der ehemalige Gefährte

seiner Unglückstage, indem er auf's Knie sank. „Wo hatte ich meine Augen, daß ich Sie nicht erkannte!"

Der Marquis ließ den Arm des ungeschickten Banditen los, welcher alsdann bittend seine Hände rang.

„O, Herr Marquis!" sagte er zerknirscht, „Sie haben eine ganz andere Gestalt angenommen, Ihr Gesicht hat sich merklich verändert. Ich erkannte Sie wahrlich nicht wieder!"

„Und ist das ein Grund, das Messer eines Banditen zu führen, um zu morden und noch dazu in einem Gotteshause?"

„Ich leide Noth, Herr Marquis, man zahlt uns schlecht, und das Leben in Rom ist verdammt theuer. Ja, wenn es so wäre, wie . . ."

„Still!" unterbrach ihn der Marquis gebieterisch, denn es schien sich ihnen die Gestalt eines Mannes in einiger Entfernung zu nahen. „Was machen Deine Kameraden?"

„Nicht viel, Herr Marquis, das Leben ist zu kostspielig hier," antwortete Wirtz voll Ehrfurcht.

„Ich werde dafür Sorge tragen, daß Euer Sold verdoppelt und Euch morgen ausgezahlt wird. Aber zum Teufel, keine solchen bösen Streiche mehr, wie diesen, Wirtz, Du kennst mich!"

Der Marquis verließ seinen Platz und lenkte seine Schritte nach den hellerleuchteten Räumen der Peterskirche. Heinrich Wirtz folgte ihm, die Hände in den Taschen, mit der Miene eines Hundes, den sein Herr gestraft hat.

Der junge Arzt Brocentia, welcher dem Marquis in gemessener Entfernung gefolgt war, und Wirtz in seiner armseligen Kleidung viel früher bemerkt hatte als er, hatte sich so eben dem Theil der riesigen Kirche genähert, wo die Menge sich zum Weggehen anschickte. Mit unbeschreiblichem Erstaunen sah er den Marquis in Begleitung des ärmlich gekleideten Menschen daher kommen. Nach wenigen Augenblicken schritt der Marquis mit erhobenem Haupte und stolzer Haltung an ihm vorüber, wie ein Mann, der zu gebieten und zu herrschen gewohnt ist. Plötzlich blieb er stehen, warf den Handschuh weg, mit welchem er Wirtz berührt und zog ein anderes Paar auf seine feingeformten Hände. Während dieses Vorhabens richtete er seinen Blick auf Adele von Gondolemona, welche in nicht zu weiter Entfernung mit Theresen von Dagobert stand und mit dieser einige Worte wechselte.

Der Marquis gab Heinrich Wirtz ein Zeichen, sich ihm zu nähern.

Als dieser demüthig herangetreten war, neigte er sich zu dessen Ohr und sagte:

„Siehst Du dort jenes schöne Mädchen, welches mit der Dame im weißen Kleide spricht?"

„Ich sehe mehrere in weißen Kleidern," erwiderte Wirtz und ließ den hyänenartigen Blick umher schweifen.

„Dort neben der Kanzel, welche jetzt ihr Gebetbuch schließt," versetzte der Marquis ärgerlich.

„Die, welche für das Missionair=Seminar sammelte?"

„Ja, diese! Du wirst nicht nur dieses Mädchen, Therese von Dagobert, sondern auch die Dame, die neben ihr steht, Adele von Gondolemona, genau beobachten und mir über Beide Bericht erstatten.

Heinrich Wirtz machte ein bejahendes Zeichen. Der Marquis entfernte sich, ohne den Banditen auch nur eines Blickes zu würdigen. Er kam dicht bei dem jungen Arzte vorbei, aber er wurde den Blick voll Haß nicht gewahr, welchen ihm Percy Brocentia zuwarf. Adele folgte ihm verstohlen mit den Augen bis zum Ausgange.

Kaum war die hohe Gestalt des Marquis verschwunden, so eilte der junge Arzt auf Heinrich Wirtz zu.

„Kennen Sie diesen Mann?" fragte er hastig, indem er auf den Marquis zeigte, welcher am Ausgange des Portals noch einmal aus der Menge auftauchte.

„Welchen Mann?" fragte Wirtz anstatt zu antworten.

„Den Menschen, welcher vor wenigen Minuten mit Ihnen sprach."

„Das ist kein Mensch," sagte Wirtz mit Wichtigkeit, „das ist ein Gott!"

„Seinen wahren Namen will ich wissen!" rief Brocentia ärgerlich, „denn den, welchen er führt, scheint mir nur erborgt zu sein."

„Ich weiß es nicht," antwortete Heinrich Wirtz lächelnd, „ich kenne seinen Namen nicht."

Der junge Arzt langte ein Goldstück aus seiner Börse und ließ es in die Hand des Banditen gleiten.

„Das ist etwas Anderes," sagte dieser und brachte das Goldstück in Sicherheit. „Sie wollen seinen wahren Namen wissen?"

„Ja wohl — ja wohl!" rief Percy Brocentia freudig erregt.

„Den möchte ich auch wissen," entgegnete der Bandit höhnend. „Ich weiß ihn nicht."

Dann machte er jene Art von Verbeugung, welche in allen Ländern den Dank der Bettler begleitet und fügte dann mit leiser Stimme und scheuen Blicken hinzu:

„Die Heiligen mögen Sie beschützen, Signor! denn Sie scheinen mildthätig gegen Arme zu sein. — Hören Sie meinen Rath, —

hüten Sie sich vor jenem Manne, er ist gefährlicher als der Fürst der Finsterniß und mächtiger als die Kaiser und Könige dieser Erde!"

Mit diesen Worten verschwand er plötzlich in der Menge und ließ den erstaunt dastehenden jungen Arzt mit seinen Gedanken allein.

Die Equipage des Marquis führte Adele von Gondolemona nach Hause. Der Diener desselben entschuldigte seinen Gebieter. Als das schöne Mädchen sich in das weiche Polster des Wagens niederließ und die Karrosse gleich darauf davon rollte, verspürte sie einen feinen, süßlich riechenden Duft, welcher den Wagenkissen zu entströmen schien und ihre Sinne im Augenblicke betäubte. Vergebens bestrebte sie sich, die Wagenfenster zu öffnen, aber mit der Absicht verschwand das Bewußtsein und sie fiel, starr wie eine Leiche, leblos in die weichen Polster der Equipage zurück.

Die zahlreichen Diener des Marquis waren gewöhnt, seltsame Dinge im Hause ihres Gebieters vor sich gehen zu sehen. Ohne Erstaunen über den Zustand der reizenden Adele zu verrathen, ergriff er die leblose Gestalt und legte sie in die Arme der bis zum Tode erschreckten Mutter. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Der Marquis hatte wiederum die ganze Nacht gearbeitet, gegen Morgen war er vor Mattigkeit in seinen Sessel zurückgesunken, und kaum noch im Stande gewesen, Randal die Stunde zuzuflüstern, in welcher er geweckt sein wollte. Es war bereits die vierte Nacht, welche er außerhalb seines Bettes zugebracht hatte. Wir werden noch in diesem Kapitel Kenntniß von seinen geheimnißvollen, nächtlichen Arbeiten erhalten.

Die Stunde war gekommen, zu welcher der Marquis hatte geweckt sein wollen. Bei der ersten Berührung Randal's, welcher nur allein sein Arbeitszimmer betreten durfte und fast als Geheimsecretair des Marquis fungirte, öffnete er die Augen, aber er schloß sie auch gleich wieder.

„Schon!" murmelte er mit Mattigkeit. „O, Randal, ich bin von diesem Schlafe wie zerschlagen in allen Gliedern."

„Gönnen Sie sich einige Stunden wirklicher Ruhe," sagte der treuergebene Randal, indem er mit Besorgniß die Züge des Marquis betrachtete, welchen er mit seinem frühern Namen nur sehr selten an-

zureden wagte. „Morgen wird es immer noch Zeit sein, Ihre Arbeiten wieder aufzunehmen.“

Der Marquis richtete den Blick auf den liebgewonnenen Gefährten und lächelte ihm freundlich zu.

„Meine Arbeiten,“ wiederholte er sinnend. „Sie haben einen so durchdringenden Blick, Randal, wie ein eifersüchtiges Weib, Sie wissen Alles, obwohl Sie niemals fragen, und so lange Ihre Gegenwart unnütz ist, sieht man Sie nicht, aber in der Stunde der Gefahr sind Sie an meiner Seite und wachen über mich.“

„Bei dem Grabe meines Vaters, Herr Marquis!“ rief Randal mit einem Blicke, welcher die unbegrenzte Ehrfurcht bekundete, die in ihm wohnte. „Ich schwöre Ihnen, daß auch nicht ein Atom von unbescheidener Neugier über Ihr Thun sich in das Gefühl mischte, das mich bewog, stets über Sie zu wachen.“

„Weiß ich das nicht, alter Freund?“ entgegnete Posa mit einem Lächeln, wofür manche Schöne ihren Ruf, ihre Ehre willig geopfert hätte, indem er ihm seine Hand reichte, die Randal freudig und herzlich drückte. „Wenn man in dieser Welt nur einen einzigen, wahren Freund hat, kennt man ihn und beurtheilt ihn. Ich habe Sie übrigens zu bitten, Randal, heute in meiner Gesellschaft zu bleiben.“

Randal verneigte sich mit zufriedener Miene.

„Dann schicken Sie mir Aleppo,“ fuhr der Marquis fort. „Ich fühle mich zwar sehr entkräftet, aber ich kann keine Zeit verlieren.“

Sobald sich Randal entfernt hatte, versuchte er sich zu erheben, aber seine Schwäche war zu groß. Drei Mal mußte er beginnen und immer wieder sank er in den Sessel zurück. Endlich gelang es ihm die erstarrten Glieder gefügiger zu machen und sich auf die Beine zu richten. Ein Geräusch von Schritten verkündete Aleppo's Eintritt in das anstoßende Gemach.

Der Marquis öffnete ein Fenster und ließ die erquickende Morgenluft in das Zimmer, welche er auf wenige Augenblicke in langen Zügen einschlürfte. Dann verließ er wankenden Schrittes das Gemach.

Aleppo war ein kleiner Neger von etwa vierzehn Jahren, welchen der Marquis aus Portugal mitgebracht hatte. Seine bewunderungswürdigen Formen wurden durch die enganschließende Kleidung und einen um die Hüften geschlungenen Cashmirshawl prächtig hervorgehoben. Der Marquis fand ihn unbeweglich mitten im Salon stehen.

„Zu trinken!“ rief Posa in spanischer Sprache, indem er sich auf die Lehne eines kunstvoll gearbeiteten Sessels lehnte.

Aleppo nahm einen kleinen Schlüssel, der ihm an einer goldnen

Kette um den Hals hing und öffnete ein prachtvoll verziertes Kästchen, das auf einem Tische stand. Aus diesem nahm er ein Krystallglas und eine seltsam geformte Phiole. Er goß alsdann Wasser in das Glas und ließ sechs Tropfen von dem dunkelgrünen Inhalte der Phiole hineinfallen. Das Wasser bedeckte sich mit schäumenden Blasen und wurde goldfarbig. Der Marquis leerte das Glas mit einem Schlucke und sagte dann zu Aleppo im Tone des Gebieters:

„Mein Kammerdiener soll die Toilette zurecht machen."

Der kleine Neger kreuzte die Arme, verbeugte sich und verließ alsdann das Gemach.

Der Marquis ließ sich in den Sessel nieder, schloß die Augen auf wenige Sekunden und streckte die Beine von sich, indem er die Glieder nach allen Seiten hin renkte. Als er eine Minute später sich wieder erhob, war Feuer in seinem kurz vorher erstorbenen Blicke, und in die zarte Haut seiner Wangen stieg Blut. Sein reicher Wuchs richtete sich von selbst in seinem ganzen Stolze in die Höhe, er ging mit festem Schritte nach dem Ankleidezimmer. Und als er nach einiger Zeit darauf mit jener edeln Eleganz gekleidet heraustrat, deren Synonym sein Name geworden war, würde man nicht den kraftlosen Mann von vorhin erkannt haben, welcher vier Nächte kein Bett berührt hatte.

Jetzt war er wieder jener stolze Marquis, der König jener glänzenden Armee von Fremden, welche in den goldschimmernden Sälen der stolzen Paläste Roms und auf dem weltberühmten Carneval ihr Wesen treibt. Er war heute der vorzugsweise, schöne, unwiderstehliche Gott ohne Nebenbuhler, der sogar die schönen Erinnerungen von Frauen zu besiegen wußte, die das Alter der Liebe bereits überschritten hatten, er war der Held der Liebe, der stets in den süßen Träumen aller weiblichen Wesen eine Rolle spielte, der Mann, der keine Grausame fand, der Sultan, der das Taschentuch in allen Staatengruppen des Weltalls nach Willkür auswarf; der Götze, dessen Blicke man sich streitig machte, und dessen Gunst über ein Weib hinwegging, wie einst und heut zu Tage noch die königlichen Launen, ohne ihr die Verachtung der Welt zuzuziehen, im Gegentheil, man beneidete die Glückliche um die genossenen Stunden der Liebe. — Er war der Gott, unter dessen Füßen die ganze stolze Aristokratie Roms und fremder Mächte sich gruppirte, sich drängte, um ein lebendiges Piedestal seines Ruhmes zu sein. Und zu gleicher Zeit war es auch Moses Benjahie und unser Marquis Posa, wie wir ihn kennen, der Mann, welcher dem ungestümen Haß gegenüber ruhig blieb und stark

unter dem erdrückenden Gewicht seiner gigantischen Pläne. Der wißbegierige Schüler des weltberühmten Astrologen, Guido Guiseppo, in dessen Gesellschaft wir in die Geheimnisse der Vorsehung und in die Tiefen der Erde in Gemeinschaft des Marquis dringen und mit klaren Augen die Wunder der schaffenden Gottheit schaüen werden.

Der außerordentliche Mann war wieder zum Leben erwacht, seine hohe Stirn leuchtete, in dem verhaltenen Blitz seines Feuerauges lag eine Welt von Versprechungen — und Drohungen.

Randal reichte ihm voll von Bewunderung und Erstaunen die Hand, um ihm auf den niedrigen Tritt seines Wagens zu helfen, vor dem vier herrliche arabische Hengste ungeduldig mit den Füßen scharrten.

Don Josè Maria, Telles de Alarcon, Marquis de Posa betrachtete ihn lächelnd. Randal, der sich von seinem gerechten Erstaunen nicht erholen konnte, trat, beinahe furchtsam verwundert, einige Schritte zurück, so viel markige Kraft und unbezwingliche Gewalt sah er in dem Körper dieses Mannes, der vor kaum zwei Stunden noch bis zum Tode erschöpft gewesen.

„O, Herr Marquis!“ rief er im unterdrückten Tone, „was die kräftigsten Naturen zu Boden wirft, gleitet über Sie machtlos dahin, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ich habe Sie fast sterben sehen — und im nächsten Augenblicke sind Sie wieder im Stande, Ermüdungen und Anstrengungen zu ertragen, bei denen ich mich wie ein Kind erschöpfen würde. Hat denn Ihre Seele für Ihren angegriffenen Körper stets einen Vorrath von jenen übermenschlichen Kräften?“

Der Marquis lächelte abermals und sprang leicht in die glänzende Equipage. Randal bemerkte die Geschmeidigkeit der kurz zuvor erstarrt gewesenen Glieder und sagte, indem er in den Wagen stieg, im Tone einer abergläubisch festen Ueberzeugung:

„Sie werden siegen, Herr Marquis, Sie werden bestimmt siegen! Wehe den Tyrannen dieser Erde!“

Das Pflaster ertönte von den Hufen der muthigen Pferde, und dahin rollte der Wagen leicht und anmuthig auf dem vortrefflichen Wege von Albano und hielt nach etwa einer halben Stunde vor dem Hause der Frau von Gondolemona.

„Ich kehre in einer Viertelstunde wieder zurück, Randal,“ sagte der Marquis, bevor er ausstieg. „Lassen Sie den Wagen in der Straße auf- und abfahren, damit man ihn nicht vor der Thür der Frau von Gondolemona halten sieht.“

Der Marquis stieg die Stufen der Treppe hinan und ließ sich von Lucia bei Adelen anmelden. Er wurde sogleich angenommen.

Adele war allein und hing trüben Gedanken nach. Ihr war der seltsame Vorfall im Wagen des Marquis, von dem sie erst vor einigen Stunden erwacht war, unerklärlich, doch ihr weiblicher Scharfsinn sagte ihr, daß diese plötzlich eingetretene Bewußtlosigkeit ein Werk des gefürchteten — aber auch so unaussprechlich geliebten Mannes sei und daß ein ganz besonderer Umstand ihn zu diesem Vorhaben Veranlassung gegeben haben mußte. Mehr denn zehn Mal befragte sie Lucia nach dem verhängnißvollen Schreiben, ob sie dasselbe auch richtig in die Hände des Fürsten abgeliefert hätte und jedesmal beschwor die fromme Römerin bei ihrem heiligen Schutzpatron, daß nur Farnese den Brief erhalten und gelesen hätte. — Aber Adele zweifelte dennoch daran, eine innere Stimme schien ihr das Gegentheil zuzuflüstern, während ihr Herz von namenloser Angst erzitterte, als der Name des Verrathenen von den Lippen Lucia's an ihr Ohr drang. Sie hatte zwischen Therese von Dagobert und den Marquis ein gefährliches Hinderniß legen wollen, weil sie, wie bereits erwähnt wurde, glaubte, daß eine gänzliche Niederlage seiner Pläne und Absichten, ihn glücklich zu ihren Füßen zurückführen würde. Er halte zwar selbst die Möglichkeit in diesem Falle halb und halb in Aussicht gestellt. — Aber konnte Don Josè Maria Telles de Alarçon, Marquis de Posa eine Niederlage erleiden, gab es Hindernisse, welche er zu beseitigen nicht im Stande gewesen wäre?

Mit aller jener Inconsequenz eines schwärmerischen Herzens fürchtete sie auch gleich tödtlich für die Sicherheit dieses Gottes der Männer. Vor ihrer Furcht nahm er plötzlich die Verhältnisse eines gewöhnlichen Menschen an, und jetzt verwünschte sie sich, daß sie sein Geheimniß, sein Leben in die Hände eines Feindes gelegt habe, dem daran liegen mußte, ihn um jeden Preis zu verderben. Sie hatte in ihrer blinden Eifersucht ihren feierlichen Schwur gebrochen, den sie ihm in stiller Stunde des Glückes geleistet. Konnte nun dieser, von ihr so herzlos betrogene Mann, sie wohl noch ferner lieben? Zitternd verbarg sie die erbleichende Wange in ihrer eiskalten Hand bei diesem fürchterlichen Gedanken.

Die Liebe ist wie der Ehrgeiz: sie macht das Gewissen bei Ausübung einer finstern That stumm und wirft einen Schleier der Vergessenheit über die heiligsten Versprechungen. Aber die Stimme des göttlichen Wesens, welche in uns wohnt, und dem Schöpfer der Welten ähnlich macht, sie ruht nie gänzlich, in stiller, dunkler Stunde kommt die bittere Reue und das Gewissen bringt uns die Höllenpein.

Der Marquis trat ein und fühlte die Hand zittern, welche er zu

seiner Lippe erhob, um sie flüchtig zu küssen. Diese Aufregung Adelens war ansteckend, Posa ließ die Hand sinken, ohne sie mit den Lippen berührt zu haben und heftete auf ihr erbleichendes Gesicht einen von jenen Blicken, welche schwache unterjochte Herzen auf die Folter spannten. Adele hatte die Augen gesenkt, aber durch ihre geschlossenen Augenwimpern fühlte sie diesen mächtigen Blick schwer auf ihr lasten.

Posa zuckte leicht mit den Achseln, er sah eine Thräne zwischen den Wimpern der schönen Adele von Gondolemona durchdringen. Er wußte, was er wissen wollte. Er sah und erkannte die Reue in ihrer Brust. Noch einmal ergriff er die Hand Adelens, drückte kalt einen Kuß darauf und ging nach der Thür.

„O, Moses Benjahie!" rief sie endlich unter heftigen Thränen, „verlassen Sie mich nicht so gleichgültig!"

Der Marquis stand zögernd still.

„Nicht wahr," sagte er mit eisiger Ruhe, „es reuet Sie, mich an den Fürsten Farnese verrathen zu haben? O, ich glaube es," fügte er im verachtenden Tone hinzu, „Sie möchten Ihre verwerfliche That um jeden Preis wieder gut machen."

„Um jeden Preis meines Blutes, Benjahie!" versetzte Adele mit einem herzzerreißenden Blicke, indem sie verzweifelnd die Hände rang.

„Gut," sagte er noch immer kalt, „setzen Sie sich an Ihren Schreibtisch, nehmen Sie eine Feder um dem Fürsten Farnese zu schreiben."

Adele gehorchte augenblicklich.

„Schreiben Sie dem Fürsten, daß Sie ihn morgen Abend um neun Uhr in Ihrem Wagen am Platz Campo-vaccino erwarten werden."

Adele schrieb zögernd und sah öfters zu dem Marquis furchtsam auf. Sie konnte den Zweck nicht errathen.

„Und soll ich mich dahin begeben?" fragte sie kaum hörbar.

„Ihre Equipage, Adele, aber n i c h t Sie" antwortete der Marquis mit fürchterlicher Ruhe. „Ich werde den Fürsten empfangen."

Das arme Weib wandte sich, wie von einer giftigen Natter gebissen, schnell um und heftete auf den Marquis einen unruhigen Blick.

„Ich gebe Ihnen mein Wort, daß des Fürsten Leben geschont werden wird. Machen Sie die Adresse darauf, aber schnell, denn unsre Stunden sind gezählt."

Der Brief wurde vollendet und durch einen Diener besorgt. Der Marquis sah nach der Uhr, nahm dann seinen Hut und sagte zu Adele von Gondolemona in einem rauhen Tone:

„Wir scheiden wahrscheinlich für ewig von einander, Adele, nehmen

Sie Ihr Schreiben an den Fürsten, welches mich vernichten sollte, zurück."

Mit diesen Worten reichte er der halbohnmächtigen Adele den Brief, welchen sie fast unbewußt nahm, denn nur ihre Hand verrichtete den Dienst, während ihr starrer, geisterhafter Blick bekundete, daß sie vor Entsetzen kaum begriff, um was es sich augenblicklich handelte.

„Für ewig?" hauchte sie kaum hörbar, indem ihre Kniee zu brechen drohten.

„Ja, für ewig, wenn es Gott will!" wiederholte der Marquis feierlich. „Unsere Wege scheidet dieses Schreiben," er zeigte auf den verrätherischen Brief, den sie noch immer in ihrer Hand hielt, „Ihre Reue kommt zu spät, meine Verachtung will ich Ihnen nicht zurücklassen, wohl aber mein Mitleid und meine Verzeihung. Erziehen Sie unsern Sohn zu einem guten, brauchbaren Menschen und sagen Sie ihm niemals, wer sein Vater war und daß Sie diesen in die Hände seiner Feinde liefern wollten."

Es ist mit den menschlichen Stürmen, wie mit den himmlischen Orkanen: Der Horizont bedeckt sich, der Blitz leuchtet, der Donner rollt, die Erde scheint auf ihrer Achse zu wanken, es giebt einen furchtbaren Augenblick, in dem man an die Vernichtung der Dinge und der Menschen glaubt, in welcher Jeder zittert, bebt, und die Hände zum Himmel als zur alleinigen Barmherzigkeit erhebt. — Dann bildet sich allmälig die Ruhe, die Nacht verschwindet, der Tag kommt wieder, die Sonne wird neugeboren, die Blumen öffnen sich wieder, die Bäume richten sich gerade auf, die Staubgeborenen gehen an ihre Geschäfte, das Leben lacht und weint am Rande der Wege und auf der Schwelle der Wohnungen, aber man bekümmert sich nicht viel um die Verwüstungen, die da, wo das furchtbare Gewitter niedergefallen, entstanden sind.

Eben so war es im Zimmer Adelens: lange Zeit tobte ohne Zweifel ein furchtbarer Sturm im Herzen des Marquis, aber zuletzt verscheuchte die Besonnenheit den Rachegedanken.

Nie waren die Gesichtszüge, die immer einen festen unbeugsamen Willen bei Adelen zeigten, so stark und deutlich ausgeprägt gewesen, wie nach den letzten Worten des Marquis.

Es wäre schwer gewesen zu sagen, welchen Entschluß sie gefaßt hatte, aber es war leicht wahrzunehmen, daß der einmal gefaßte Entschluß unwiderruflich war.

Der Marquis, der scharfe Beobachter, der philosophische Seelenarzt, erkannte dies auf den ersten Blick.

„Moses Benjahie!" sagte Adele in einem Tone, welcher nicht mehr

dieser Welt anzugehören schien. „Ich habe ein Recht, von Ihnen wenigstens noch einen Dienst zu verlangen, den ich von Niemand anders fordern möchte. . ."

„Sie haben ein solches Recht, Adele," unterbrach sie der Marquis mit Wärme. „Sie sind die Mutter meines Kindes, fordern Sie Alles, selbst mein Leben."

„Nun, denn, so geben Sie mir ein schnell und sicherwirkendes Gift!" versetzte Adele bitter. „Ich weiß, daß Sie ein großer Forscher im Gebiete der Chemie sind. Geben Sie mir das Gift, und ich will mit dem innigsten Dankgefühl für Sie aus dem Leben scheiden."

„Madame," sagte der Marquis leicht zusammenfahrend. „Ist es Ihr fester Entschluß?"

„Ja, Benjahie," antwortete Adele tonlos. Der Tod aus Ihrer Hand ist mir das angenehmste Geschenk und die beste Verzeihung, die Sie mir angedeihen lassen können!"

„Noch heute soll Ihr Wunsch erfüllt werden, Adele," sagte der Marquis nach einer Pause, indem er mit der Hand über die Stirn strich, gleichsam als sei er unschlüssig, welchen Entschluß er in dieser grausigen Situation fassen sollte.

„Ich danke Ihnen, Benjahie," flüsterte Adele, indem sie leblos zusammenbrach.

Der Marquis klingelte, empfahl der herbeieilenden Kammerfrau die Sorge für die ohnmächtige Gebieterin und verließ das Gemach, indem er noch einen schmerzlichen Blick — den letzten — auf Adele warf.

Seit einigen Minuten befand sich der Marquis schon wieder in seiner Karrosse, ohne daß Randal es wagte, ihn anzureden, denn eine finstere Wolke lagerte drohend auf seiner hohen Stirn, und als der Kutscher fragte, welche Richtung er nehmen solle, antwortete Posa zerstreut:

„Magazin Frasetti. Platz Dellaro Andrea!"

Augenblicklich setzte sich die Equipage in Bewegung.

„Randal," begann der Marquis darauf mit bewegter Stimme. „Sie sprachen von Sieg! Der Kampf wird hier in Rom beginnen. Die Gefahr treibt mich dazu."

„Desto besser, Herr Marquis!" rief Randal zufrieden lächelnd. „Die Langeweile tödtet mich fast. Ich muß Arbeit haben, oder ich gehe zu Grunde!" fügte er mit unheimlichen Blicken hinzu. „Jemehr Gefahr, desto größer der Erfolg!"

Der Marquis schüttelte langsam den Kopf und sagte im zagenden Tone:

„Rom ist noch nicht reif für die Zustände einer Republik. Aber ich glaube annehmen zu dürfen, daß der Orden Jesu für meine Zwecke unbewußt gearbeitet hat. Der Feuerbrand muß von hier aus über ganz Italien geschleudert werden. Wir wollen sehen, meine geheime Correspondenz erwartet mich im Magazin Frasetti. Wie dem auch sei, der Augenblick ist gekommen, Randal! — Ein unvorsichtig gesprochenes Wort . . ." Der Marquis brach plötzlich ab und fügte dann im erstern Tone hinzu: „Vertrauen Sie niemals Ihr Geheimniß einem Weibe, Randal!"

„Lassen Sie den Kampf beginnen, Herr Marquis!" rief Randal mit Wärme. „Unsere Leute in den Katakomben erwarten sehnlichst das Zeichen! — Ich werde neben Ihnen stehen, Herr Marquis!"

„Ich danke Ihnen, Randal," erwiderte Posa mit einem freundlichen Blick, „ich weiß, daß Ihr Leben mir gehört."

Der Wagen hielt plötzlich an der Ecke der Straße Rivalto.

„Randal," sagte der Marquis ernst, „eilen Sie nach Subiaco und holen Sie mir . . ." er brach hastig ab, und flüsterte ihm einige Worte leise in's Ohr, denn der Diener öffnete so eben den Wagenschlag. „Um sieben Uhr Abends müssen Sie aber zurück sein!"

„Ich werde zurück sein, Herr Marquis," antwortete Randal mit einem seelenvollen Blick auf das ernste Antlitz seines Freundes.

„Gleichfalls zu derselben Stunde muß ich sichere Nachrichten aus den Katakomben haben, denn ich bedarf Haufen Goldes, Randal."

„Sie sollen ganz genaue Nachrichten empfangen, Herr Marquis!" sagte Randal. „So viel ich weiß, ankert die Columbia im Hafen von Del Ferrara, und die übrigen Schiffe im Hafen von Del Ancona. Unsere Gefährten haben sich schon unter verschiedenen Gestalten und in prächtigen Costümen blicken lassen. Einige von ihnen sehen aus, als wären sie eben der Hölle und dem Satan entlaufen."

„Nun denn auf Wiedersehen, Randal," versetzte der Marquis freundlich, sprang aus dem Wagen und ging um die Ecke von Rivalto, wo er den Platz Dellaro Andrea betrat, an welchem das Handelshaus Frasetti seine Bureaux und Magazine hatte. Der Wagen folgte im langsamen Schritt.

Randal hatte ebenfalls den Wagen inzwischen verlassen und einen Fiaker bestiegen, welcher gleich darauf die Richtung nach Subiaco einschlug.

Der Marquis war durch den finsteren Flur des Gebäudes ge-

gangen und stand auf dem Hofe vor einem Speicher still, dessen Fensterladen hermetisch verschlossen waren. Aleppo, der kleine Negerknabe, welcher seinen Platz hinten auf dem Wagen zu gleicher Zeit verlassen hatte, als der Marquis ausstieg, und seinem Gebieter gefolgt war, zog einen Schlüssel ohne Bart mit viereckigem Loche aus der Tasche, mit Hülfe dessen er eine hölzerne Platte drehte, welche aus dem Schlosse der Hauptthür hervortrat. Im Innern wurde ein Geräusch von Federn, welche in Thätigkeit gesetzt waren, gehört, und die Thür bewegte sich in ihren Angeln.

„Gehe und schlage an die Glocke im Mittelsaale!“ sagte Posa zu dem Neger, indem er den Flur betrat.

„Wie viel Schläge, Herr Marquis?“ fragte Aleppo, aufmerksam seinen Gebieter anblickend.

„Einen einzigen!“ erwiderte der Marquis leise, „aber schnell!“

Der kleine Negerknabe verschwand im Augenblicke. Der Marquis folgte ihm, stieg die Treppe hinan und betrat langsamen Schrittes einen Saal, dessen Thür Aleppo bereits geöffnet hatte.

Eine Glocke von feinem Metall welche sich in einer Ecke des Saales befand, bewegte sich noch und ließ einen summenden Ton hören, als der Marquis sich nachlässig in einen Sessel warf.

Nicht fünf Minuten waren vergangen, so öffnete sich eine geheime Thür, und Signora Elvira Frasetti trat herein. —

Sie mußte noch vor fünf oder sechs Jahren ein wunderbar schönes Geschöpf gewesen sein, und ihre in galanten Abenteuern und Vergnügungen verbrachte Jugend hatte in ihrer ganzen Person Spuren zurückgelassen, welche nicht im Stande gewesen waren, ihre Schönheit zu vernichten. Sie war seit einem Jahre Wittwe.

Alles an diesem Weibe athmete die erstorbenen oder erstickten Flammen der Wollust. Sie schien eine Venus, welche der Liebeskämpfe müde geworden ist. Elvira Frasetti liebte in der That nicht mehr, weil sie zu viel geliebt hatte, oder vielleicht auch, weil der Mann ihrer letzten Liebe sie zwang, alle Andern zu verachten, die sie nach ihm noch hätte lieben können. Sie hatte sich entschlossen, den Mann vergessen zu lernen, der wie ein Meteor über wenige Monden ihres Lebens hingegangen war, nach dem Glücke, welches er ihr im Vorbeigehen hingeworfen, wollte sie vorläufig von keinem anderen Glücke mehr wissen. Und doch hatte Elvira viel gesündigt, bevor sie den schönen Marquis kennen lernte, der sie eines Tages seiner geheimnißvollen Zwecke wegen genommen, um sie am folgenden Tage wieder zu verlassen.

Signora Frasetti trug, als sie in den Saal trat, ein Kästchen mit eingelegter Arbeit, auf welchem ihr Namenszug eingravirt war.

„Geben Sie, Elvira, geben Sie!" rief der Marquis, indem er sie freundlich grüßte und hastig nach dem Kästchen griff.

„Sind viele Briefe eingegangen?"

„O, ja," erwiderte Signora Frasetti, indem sie sich neben den Marquis niederließ.

„Und der Schlüssel?" fragte er gespannt.

„Lassen Sie mich öffnen, Marquis, Ihre Hand zittert," sagte Elvira besorgt.

Und in der That zitterte die Hand des Marquis.

Sobald die Römerin den Schlüssel im Schlosse herumgedreht hatte, hob er den Deckel empor und sah begierig hinein. Es waren etwa zwanzig Briefe darin.

Mit einem einzigen Blick entdeckte er ein Couvert von grobem Papier, auf welchem sich ein schottländischer Poststempel befand. Er stieß einen Freudenruf aus und erbrach hastig das Couvert.

Der Marquis verschlang fast den Inhalt des Briefes und je weiter er las, je mehr glänzte sein Auge, und seine Stirn strahlte vor Freude.

„Zehntausend!" rief er endlich mit begeisterter Stimme, „zehntausend irländische und schottländische brave und muthige Herzen! — Aber dieser Brief trägt das Datum von vor zehn Tagen," murmelte er, „diese Leute müssen schon angekommen sein. Wahrscheinlich befindet sich noch ein zweites Schreiben im Kasten."

Er schüttete das Kästchen aus. Zwei Briefe fielen ihm sogleich in die Augen, der eine war von London und der andere aus Schottland, beide waren von der Hand jenes geöffneten Briefes geschrieben. Der Marquis erbrach den von London. Dieses Schreiben war eine Ergänzung des ersteren, der die Abreise von zehntausend Irländern und Schottländern in kleinen Trupps und auf verschiedenen Wegen, nach London gemeldet hatte; dieser zeigte nun die Ankunft dieser Art von Armee an, welche bereits nach Rom abgegangen war, um, wie es hieß, sich in der päpstlichen Armee anwerben zu lassen.

Der Marquis hatte also in wenigen Tagen zehntausend Männer in Rom, Irländer und Schottländer, unerschrockene Leute, verhungert, muthig und zu Allem bereit. Rechnet man hierzu noch die Besatzung der Schiffe, so war seine Macht größer als die des Papstes. Er lehnte sich auf seinen Sessel zurück, und seine Lippen

murmelten ein leises Gebet, während sein herrliches Gesicht von Glückseligkeit und Wonne strahlte.

„Ach, wie glücklich muß ich gewesen sein, als ich glaubte, er liebe mich nur allein!" dachte Elvira, deren Blick das erregte Antlitz des Marquis nicht einen Augenblick verließ.

Die schöne, liebeathmende Römerin war übrigens das Centrum, in welches von allen Seiten des Erdballs die weiten Verbindungen seiner Correspondenz unter der in der Handelswelt berühmten Firma Racino Frasetti mündeten. An diese Firma allein waren jene ereignißreichen und intriguenvollen Briefe adressirt, deren unbedeutendster vielleicht den Tod zur Folge gehabt hätte, wäre er in die Hände der päpstlichen Regierung gelangt.

Der Marquis richtete sich wieder auf und sah schnell die anderen Briefe durch. Sie waren von den verschiedensten Orten der Welt und meist in Sprachen geschrieben, welche die Gelehrten sämmtlicher Universitäten Europa's Mühe gehabt haben würden zu verstehen. Alle diese Briefe schienen ihm, als er sie wie eine stumme Verschwörung neben einander legte, Erfolg und Sieg zu versprechen, und ein ungeheurer Stolz stieg in sein Herz; er fühlte, wie der abgefallene Erzengel, die Kraft in sich, gleichsam mit Gott zu kämpfen.

Elvira schlug seufzend die Augen nieder, als sie sein voll überirdischer Schönheit erregtes und strahlendes Antlitz gesehen hatte. Sie fühlte sich an jenem Tage, nach langer Zeit wieder unglücklich, sie hatte den Marquis zu lange und zu aufmerksam betrachtet.

Er stand endlich auf und brachte alle diese Briefe in ein Packet zusammen; seine Hände erzitterten bei ihrer Berührung, wie von einer nicht zu besänftigenden Kampfeslust. Er fühlte, daß sie unter seinen Händen wie schwere Gewitterwolken für die Welt gefährlich waren, deren furchtbarer Zusammenstoß das Weltall erschüttern mußte.

„An's Werk!" sagte er, ohne zu wissen, daß er sprach, aber in dem Augenblicke, als er nach der Thür zuging, um Aleppo zu rufen, sagte Elvira zu ihm:

„Sie haben noch einen Brief übersehen, welcher dort auf dem Tische liegt, Marquis!"

Er drehte sich hastig um und entgegnete, indem er zuvor die Purpurlippen Elvira's in einer Weise küßte, daß sie vor Wonne erbebte.

„Es ist wahr, Elvira! Ich danke Ihnen, Sie sind mein guter Engel. Sie wachen Tag und Nacht über meine Geheimnisse, ohne

einen Versuch zu machen, sie zu errathen. Ich habe keine treueren Seelen, als Sie und Randal."

Elvira versuchte zu lächeln, aber ihre Augen wurden feucht. — Es hilft nichts, daß man täglich älter wird und sein Herz mit einem Wall von Eis umgiebt, die Seele bekommt doch immer wieder unerwartete Rückfälle.

Sie reichte dem Marquis den Brief, dieser nahm und öffnete ihn.

„Einen Brief aus Montevideo zu vergessen," murmelte er lächelnd. Ohne sich auf der ersten Seite aufzuhalten, sah er gleich nach der Unterschrift und kaum hatte er diese gelesen, so verbreitete sich ein Ausdruck von ernster Ehrfurcht über seine stolze Physiognomie. Er setzte sich wieder und las den Brief von einem Ende zum andern, zwei Mal hintereinander, er war — von Garibaldi und enthielt den Plan zu einem Aufstande und zur Herstellung der Republik Uruguay.

Eine halbe Stunde darauf ließ der Marquis sich im Salon Sr. Durchlaucht, des Fürsten Anatoile Eugen d'Auvergne, Gesandter Sr. Majestät des Königs Louis Philipp anmelden. Der Fürst hatte so eben seine Toilette beendet, er wollte an den päpstlichen Hof. Bei des Marquis Anblick nahm er eine freundliche Miene an und befahl seinen Wagen wieder auszuspannen.

„Herr Marquis," sagte der französische Gesandte lebhaft, „die Ehre Ihres hohen Besuchs erfreut mich ungemein. Ich hoffe, daß wir lange und Wichtiges mit einander besprechen werden."

„Sehr Wichtiges, Durchlaucht, und unsere Unterredung wird längere Zeit dauern," antwortete Posa mit dem eleganten Wesen eines vollendeten Hofmannes.

Der Gesandte verneigte sich anmuthig und führte seinen Gast zu einem kostbar gestickten Sessel. Der Marquis nahm Platz, während der Fürst einen zweiten Sessel herbeizog und sich niederließ.

„Herr Marquis," begann der Letztere, „unsere Angelegenheiten schreiten mächtig vorwärts. Ich habe in allen Punkten Ihre Instruction befolgt, und soll es mich gar nicht wundern, wenn binnen zwei bis drei Monaten . . ."

„Durchlaucht," unterbrach ihn der Marquis mit Hoheit, „mit oder ohne Hülfe Ihres Königs wird Alles in Ansehung Roms und hiermit Italiens in zwei bis drei Wochen vollendet sein."

Der Fürst betrachtete den Marquis mit Verwunderung und mit einer Miene, welche zu fragen schien: „ist dieser Mensch nicht verrückt?"

Der Marquis schien darauf nicht zu achten. Er fuhr vielmehr unbeirrt zu reden fort.

„Vor Ausführung meines Specialplanes in Beziehung der Befreiung Irlands vom englischen Joche ist es nothwendig, daß die übrigen Staaten im Innern tief erschüttert werden und mit ihren Angelegenheiten genug zu thun bekommen, ohne daß England aber davon ganz verschont bleibt. Ein Phantom, welches sich von Amerika daher wälzt, wird die Börsen der Handelswelt in ganz Europa mächtig erschüttern und mithin selbst Frankreich nicht unberührt lassen . . ."

„Wollen der Herr Marquis sich etwas klarer darüber aussprechen," sagte der Gesandte ungemein neugierig, den entsetzlichen Demagogen betrachtend.

„Die englische Regierung hat wahrscheinlich noch heute und in den vergangenen Wochen ein Packet niederschlagender Depeschen erhalten."

Der Marquis zog seine Briefe hervor, durchlief sie hastig und sagte:

„Dreißig Niederlassungen der ostindischen Compagnie sind von den Afghanen zerstört worden . . ."

„Kleinigkeit!" unterbrach ihn der Gesandte lächelnd.

„So scheint es, Durchlaucht," fuhr der Marquis ruhig fort. „Aber die Symptome eines furchtbaren Bürgerkrieges tauchen in ganz Amerika auf. Ein Krieg, von geheimnißvollen Agenten, welche, wie man glaubt, von Europa gekommen sind, angeregt, droht mit seinen unheilvollen Wirren den Wohlstand Englands in Frage zu stellen."

„China hat die vereinigten Geschwader von England, Frankreich und Amerika, welche Handelsverbindungen anknüpfen sollten, mit blutiger Nase heimgeschickt. Ein Krieg von unabsehbaren Folgen wird sich auch hier entspinnen."

„Mexiko liefert den Spaniern und Engländern, unterstützt von geheimnißvollen Mächten eine blutige Niederlage nach der andern und schon rüstet sich, wie Sie wissen, Ihr König, um den Kampf allein aufzunehmen."

„Aber woher kommen mit einem Male alle diese Unglücksnachrichten, Herr Marquis?" unterbrach ihn der Gesandte beinahe erschreckt von dem drohenden Ausdrucke, welcher auf dem Gesicht des Marquis lag.

„Diese Verwicklungen sind wahrscheinlich durch geheime Agenten, Leute aus Europa hervorgerufen worden," entgegnete Posa ironisch lächelnd.

„Ah!" sagte der Fürst wohl schon zum dritten Male, und sein Blick wurde unruhig, fast furchtsam.

„Die Japanesen hat man gezwungen, Handelsverträge mit

Europa abzuschließen. Ein Aufruhr im Innern dieses geheimnißvollen Reichs ist die Folge davon.

„In den englischen Besitzungen des Oregongebiets ist eine furchtbare Negerempörung ausgebrochen, und die Truppen sind in zwei Gefechten unterlegen."

„In Uruguay macht sich ein Besorgniß erregender, auflehnender Geist bemerklich. Garibaldi, der Mann der That, wird uns bald ein kühnes Meisterstück seines unruhigen Geistes liefern."

„Es liegt auf der Hand, daß die Staatengruppen Europas — zunächst aber, und am allerempfindlichsten England, durch den unheimlichen, finstern Geist, welcher aus fernen Welttheilen zu uns herüberdringt, berührt und in Aufruhr versetzt werden."

„In Rußland, namentlich in Petersburg, wühtet die Brandfackel, und in Polen drängt der böse Geist zur raschen That."

„Die Staaten Deutschlands drohen einander in die Haare zu gerathen, und die Völker fordern die versprochene und mit ihrem Blute besiegelte Freiheit."

„Italien bleibt bei diesen politischen Wirren der Welt natürlich nicht zurück, und Frankreich, Ew. Durchlaucht, wird eine schwere Stunde der Prüfung zu bestehen haben, schon ziehen sich schwere Gewitterwolken über den heitern Himmel."

„Sie sind ein großer Politiker, Herr Marquis," sagte der Fürst im ehrfurchtsvollen Tone. „Aber, verzeihen Sie," fügte er lachend hinzu, „alle diese aus Europa gekommenen Leute haben mir das Ansehen, als ob sie Ihre politischen Commis Voyageurs seien, ausgeschickt, um das Feld des Zufalls zu besäen und dem Handel der Welt, vorzugsweise aber dem Lebensnerv Englands zu schaden, wenn nicht ihn mit einem Schlage zu vernichten. Ja, ja," fügte er nachdenkend hinzu, „der Plan ist gut durchdacht, ist der Handel ruinirt, sind die Börsen in Angst und Schrecken, dann fehlt Geld, Vertrauen und Unternehmungsgeist und an Stelle des Wohlstandes tritt das Schreckensgespenst — der Hungertyphus. Mit ausgehungerten Seelen läßt sich die sicherste Revolution überall vollbringen."

„Die Ereignisse scheinen Ihren Beifall zu haben, Durchlaucht," entgegnete der Marquis von dem zufriedenen Blicke des Gesandten angenehm berührt. „Aber das ist noch nicht Alles, in kürzester Zeit werden zehntausend todesmuthige Irländer hier sein und sich in Ancona für die päpstliche Armee anwerben lassen, denn die stolzen Cardinäle wittern schon die hereinbrechende Gefahr und haben überall in den Legationen Werbebüreaux errichten lassen, um die Armee auf den

Kriegsfuß zu bringen. Meine zehntausend Irländer müssen angeworben werden, Durchlaucht, und zwar in Folge Ihrer Verwendung. Ist dies geschehen, so liegt Rom in den Händen Frankreichs, und ist die Macht des übermüthigen Clerus für immer gebrochen."

„Dieser Streich ist zwar überraschend," sagte der französische Gesandte sinnend, „doch erwartete ich ihn. Sie scheinen kein Land vergessen zu haben, Herr Marquis," fügte er im heitern Tone hinzu, „nur Frankreich ist von der mächtigen Hand des Herrn Marquis eher belohnt als gestraft, eher beschützt als heimgesucht worden."

„Ew. Durchlaucht sind zu gütig, mir dies Alles beizumessen," entgegnete Posa höflich aber ernst, wobei ein sardonisches Lächeln fast unbemerkt über seine Züge flog. „Indeß habe ich doch noch Ew. Durchlaucht zu benachrichtigen vergessen," sagte er plötzlich in verändertem Tone, „daß die meisten amerikanischen Handelshäuser bereits ihre Zahlungen eingestellt haben, und daß der Credit der ostindischen Compagnie ernstlich erschüttert ist durch die gleichzeitige Flucht der Hälfte ihrer Rechnungsbeamten, unter denen eine wahre Epidemie von Unterschlagungen ausgebrochen ist."

„Wahrhaftig!" rief der Fürst fröhlich und rieb sich die Hände, „diese Nachricht ist der Gipfel! — Bei Gott, Marquis, wenn Sie ein Agent Sr. Majestät wären, anstatt für einen unbekannten Zweck zu arbeiten, der mir entgeht und, ich muß es gestehen, mich beunruhigt, dann wollte ich bei Ihnen in die Lehre gehen."

„Ich bin Eurer Durchlaucht sehr verbunden für dieses Kompliment," erwiderte der Marquis ausweichend. „Aber diese Unglücksnachricht ist noch nicht der Gipfel zum Ruin Englands. — Die Hauptsache ist die kleine Finanzoperation, bei welcher mir zu helfen, Sie die Güte haben werden. Eine einzige Seite bleibt dem Credit Englands noch auf, Europa nämlich, wo sein Handel, der an den vier Welttheilen empfindlich angegriffen ist, einen Versuch machen könnte, sich dafür zu entschädigen. Vor diese Seite stelle ich Eure Durchlaucht als Wächter auf, der Schlag, welchen Sie, ohne sich groß zu bemühen, ausführen, wird das Mißgeschick vollständig machen und eine gefährliche Geldkrisis über ganz Europa bringen, wobei Frankreich durch geschickte Operationen Millionen verdienen wird. Die letzte Nachricht, welche ich Ihnen seiner Zeit mittheilen werde, wird ganz das Gepräge einer Weltumwälzung haben. Sie werden mir das glauben, Fürst, wenn ich Ihnen sage, daß ich die Inhaber von fünfundzwanzig Millionen Pfund Sterling für mich habe, und wohl weiß,

daß der Staatsschatz Englands durch den Ruin der ostindischen Compagnie nicht mehr als zehn Millionen wird aufbringen können."

„Aber die Bank!" unterbrach ihn der Fürst hastig, indem er dem Giganten mit weitaufgerissenen Augen in das edele Antlitz starrte.

„Die Bank wird in diesem Falle nur unser Guthaben zahlen," versetzte der Marquis lächelnd.

„Wie das?" fragte der Gesandte im höchsten Grade verwundert.

Der Marquis erhob sich mit stolzer Würde.

„Durchlaucht," sagte er, indem er sich verbeugte, um Abschied zu nehmen, „es liegt nicht in meiner Macht, Sie über diesen Punkt aufzuklären. In wenigen Tagen werde ich die Ehre haben, Ihnen weitere Nachrichten zuzustellen."

„Herr Marquis, ich werde Ihre Befehle erwarten," entgegnete der Fürst zuvorkommend, indem er seinen geheimnißvollen Gast bis zur untersten Stufe der Treppe begleitete und die von dem stolzen Gespann im Galopp dahinrollende Karrosse mit den Augen verfolgte.

„Es ist unnütz, die Pläne dieses räthselhaften Mannes zu bekämpfen," flüsterte er vor sich hin, indem er langsam wieder nach dem Salon zurückkehrte, „ich thue besser, dem Wagen seines Glückes zu folgen. — Aber ich will mich gleich an den päpstlichen Hof begeben. Beim Himmel, es kann vielleicht mein letzter Besuch dort sein. Ich werde dafür Sorge tragen, daß die Nachrichten des Marquis der Gegenstand aller Unterhaltungen in den Salons sein werden. Diese rechtzeitig an der Börse in Paris ausgeplaudert, müssen eine fürchterliche Sensation erregen, und ist die Tragweite derselben gar nicht absehen. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Zur genaueren Verständigung und Beachtung der Daten, müssen wir in der Erzählung der wichtigsten Ereignisse um etwa achtzehn Monate zurückgehen, bevor aber noch eine Scene in Augenschein nehmen, welche sich am Abend desselben Tages in dem Boudoir der schönen Adele von Gondolemona ereignete. Wir erlauben uns den Leser an das Versprechen zu erinnern, welches der Marquis der Verrätherin und Meineidigen am Morgen gegeben hatte.

Es war etwa um die achte Stunde, als der Wagen des Marquis in der Nähe des Hauses der Frau von Gondolemona hielt.

„Randal," sagte er zu dem neben ihm sitzenden Gefährten, indem er eine kleine versiegelte Phiole von Metall, die er an einer goldenen

Kette trug, unter seiner Weste hervorzog, „nehmen Sie diesen Knaben," er zeigte bei diesen Worten auf ein bildschönes Kind, welches ihm gegenüber saß, „und führen Sie ihn bis zur Thür Adelens. Nimm dieses Fläschchen, Franz," wandte er sich im freundlichen Tone an den etwa vierjährigen Knaben, „und gieb es der Dame, welche Dich küssen wird. Sage zu ihr — Dein Vater sende das Verlangte. — Ich werde Dich erwarten, mein Kind."

Die Phiole enthielt eine opalfarbene Flüssigkeit.

Der Knabe nahm schüchtern die Phiole und stieg mit Randal aus dem Wagen. Beide betraten in wenigen Minuten das Haus.

Eine halbe Stunde nachher kam Randal mit dem Knaben zurück. Der Marquis warf einen forschenden Blick auf die Phiole, das Kind brachte sie in demselben Zustande wieder, wie er sie erhalten hatte.

„Welche Worte sprach die Dame zu Dir, Franz?" fragte der Marquis liebreich.

Der Knabe besann sich eine Weile und antwortete dann leise:

„Sie sagte: O, mein Kind — mein süßes Kind! Nein — nein, nicht aus Deiner Hand!"

„Was that sie dann?" fragte Posa weiter, indem sich seine Brust mächtig hob und senkte.

„Sie weinte sehr und küßte mich!"

„Dann ist sie gerettet!" rief der Marquis aufathmend, erfaßte seinen Sohn und küßte ihn zärtlich — vielleicht zärtlicher, als je zuvor.

Wenige Wochen darauf wurde Adele die Gattin des Grafen von Castiglione und suchte, wie wir bereits wissen, den Haß, welchen sie im Herzen trug, durch die Macht ihrer wundervollen Schönheit, die ganze Männerwelt entgelten zu lassen. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Die Secte der Mormonen entstand bekanntlich in Amerika. Im Jahre 1831 zählte sie fünf Gläubige; 1853 zählte sie aber schon 300,000. Seit Mohammed ist kein so abenteuerliches, sonderbares, ja widersinniges Religionssystem an das Tageslicht getreten.

Der Stifter dieser neuen Religion ist ein gewisser Joseph Smith, geboren am 23. December 1805 in einem kleinen Städtchen Virginiens. Er wurde durch Predigten jesuitischer Missionaire in seiner Phantasie so mächtig aufgeregt, daß er beschloß, eine neue Religion zu gründen, da er alle bestehenden Lehrsätze für gleich falsch hielt. Nach seiner eigenen Versicherung soll schon im Jahre 1820

eine wunderbare Stimme ihn gelehrt haben, daß von den bestehenden Religionen keine die wahre sei, und daß die einzig wahre Lehre — die Vollendung des Evangeliums — ihm selber werde später geoffenbart werden. Diese Verheißung ward, nach dem Zeugnisse seiner Anhänger, drei Jahre später erfüllt.

Am 21. September 1823 erschien ihm der „Engel des Lichts", um ihm die Vergebung seiner Sünden und die Erfüllung der von Gott den Juden gemachten Verheißungen anzukündigen, die Zeit, in der das Evangelium in seiner wahren Gestalt und in seiner wunderbaren Fülle allen Völkern der Erde solle gepredigt werden, um die Welt auf den nicht mehr fernliegenden jüngsten Tag vorzubereiten. Der neue Prophet, sollte nach Aussage des Engels, das von Gott dazu auserwählte Werkzeug sein. Es wurde ihm in jener Stunde noch offenbaret, daß die Indianer Amerika's die Nachkommen eines Restes der zerstreuten Stämme Israels seien, und daß ihnen vor 5000 Jahren die Annalen ihres Stammes zur Strafe ihrer vielen Sünden entzogen worden, daß aber diese auf Goldtafeln geschriebenen Annalen noch vorhanden und an einem Hügel bei der kleinen Ansiedlung Manchester im Gebiete von New-York, vergraben lägen. Sogleich machte sich der vom religiösen Wahnsinne befallene Stifter der Mormonenlehre auf den Weg, begann am 23. October 1823 die Nachgrabungen und fand in der That die kostbaren, goldenen Gedenktafeln. Der „Engel des Lichts" erleuchtete ihn; er ward erfüllt vom heiligen Geiste und schaute die wunderbare Herrlichkeit Gottes, wie kein Sterblicher vor ihm. Er erlangt die Wundergabe, die Zeichen der Tafeln zu entziffern und fand auf diesen die Vollendung des Evangeliums verzeichnet. Es ward das heilige Buch der Mormonen.

Unterstützt durch die Gnade Gottes und durch die Hülfe eines bei den Tafeln gefundenen Steines, den er sich auf das Herz legen sollte, begann der neue Messias die Uebersetzung der geheimnißvollen, prophetischen Gedenktafeln und vollendete das Werk erst in den nächsten vier Jahren, in welchem ihm der Engel noch einige Mal erschien und Belehrungen ertheilte.

Das seltsame Buch enthält die Geschichte Amerikas seit der ersten Niederlassung eines vom Thurmbau Babels weggezogenen jüdischen Stammes bis zum Beginne der christlichen Aera. Christus ist nach diesem heiligen Buche der Mormonen nach seiner Auferstehung in Amerika erschienen und hat dort zuerst seine Kirche gegründet; aber sein Volk wurde seiner vielen Sünden wegen vernichtet, und der letzte

der Apostel erhielt den Befehl, die Geschichte des gestraften Volkes aufzuzeichnen und in die Erde zu vergraben. Am jüngsten Tage sollte sie erst wieder zum Vorschein kommen. Das Buch rühmt aber auch von sich selbst, daß es eine neue Offenbarung enthalte, die Gott durch seinen Engel dem Stifter der mormonischen Religion gemacht habe, und forderte für sich alle Rechte eines heiligen, gottgesegneten Buches — gleich der Bibel, ja, der Prophet geht darin so weit, seine Religion als die einzig wahre hinzustellen und alle andern für falsch zu erklären. Natürlich wurden die goldenen Gedenktafeln niemals aus der Erde gegraben und das Buch der Mormonen auf Grund derselben verfaßt. Nie erschien dem Joseph Smith ein Engel und machte ihm Offenbarungen.

Es verhält sich damit folgendermaßen:

Guido Guiseppo, der blinde Astrologe, welchen wir in den prunkvollen Sälen des Palastes Casati in Rom oberflächlich kennen gelernt haben, schrieb ein Werk über die Ureinwohner des amerikanischen Continents und erwähnte darin die Erlebnisse der zerstreuten Stämme Israels in Amerika. Das Buch sollte im Drucke erscheinen, doch Joseph Smith brachte das Manuscript für eine ansehnliche Summe an sich. Aus diesem seltsamen Roman wurde nun eine zweite Bibel, umgearbeitet und mit den prophetischen Ideen des neuen Messias ausgestattet. — In allen amerikanischen Zeitungen und in besonderen gedruckten Anzeigen, wurde der Fund einer goldenen Bibel mit reformirten ägyptischen Charakteren und die darauf beruhende neue Offenbarung als die Vollendung der mosaischen und der christlichen mit allem Pomp ausposaunt.

Die ersten Anhänger fand der Prophet im Kreise seiner ungebildeten Familie, aber es fanden sich bald Anhänger, welche ihm bedeutende Summen zur Disposition stellten, um die „goldene Bibel" drucken lassen zu können. Joseph Smith wurde am 15. Mai 1831 von einem Himmelsboten getauft und zum Oberpriester der neuen Lehre nach der Satzung Aaron's durch Handauflegung auf das heilige Buch — welches Niemand weiter berühren darf — geweiht. Um ihn sammlten sich nach und nach zahlreiche Gläubige, und die erste Kirche „der Heiligen des jüngsten Tages" wurde zu Manchester, nahe am See Ontario errichtet. Von hier aus gingen nun die Apostel und verbreiteten in salbungsreichen Worten die wahre Lehre. Als die Gemeinde zahlreicher und bereits verfolgt wurde, zogen sich die Gläubigen nach Kirtland im Ohiogebiet zurück; eine Vision hatte dem Propheten diese Gegend gezeigt. Bald dachten sie daran, in dem

weniger bewohnten Westen Amerikas eine eigene Stadt und womöglich ein eigenes Reich zu gründen. Joseph Smith sandte gleich Josua Kundschafter nach dem Comitat Jackson im Missouristaate. Die Milde des Klimas und die Sicherheit der Gegend, bewog den neuen Apostel hier ein Neu-Jerusalem zu erbauen. Eine neue Offenbarung des Propheten berief die bereits 15,000 Mitglieder zählende Gemeinde dorthin. Das Gebiet der Mormonen im Staate Illinois, wo sie die Stadt Nauvoo am Mississippi, in sehr schöner Lage gründeten und in anderthalb Jahren über 2000 Häuser bauten, wurde für einen unabhängigen Staat zuletzt erklärt. Das glückliche Oberhaupt dieser „heiligen Stadt der Auserwählten," wie sie die Mormonen nannten, war zugleich geistlicher und weltlicher Regent, wie Mohammed Prophet, Priester, General, Präsident und Richter in einer Person, sein Wille war Gesetz.

Joseph Smith errichtete Schulen, gab dem neuen Staat Gesetze und organisirte ein Heer, die „Legion von Nauvoo."

Am 6. April 1841, in Folge einer göttlichen Offenbarung, legten die Mormonen den Grundstein zu einem gigantischen Tempel, welchen sie als das achte Wunder der Welt bezeichneten, denn an ihm waren Prunk und Herrlichkeiten aller Art, in Menge verschwendet worden.

Durch die in allen Staaten Europas verbreiteten Mormonentractate wurden neue Mitglieder ihrer Gemeinde herangezogen, so daß sich der Staat immer mehr vergrößerte und eine Stadt neben der andern entstand, in welchen Manufacturen und Fabriken in allen Branchen aufblühten und zwar in einer so kurzen Zeit und in einem Grade, wie es nie ein Volk erlebt hat. Die Städte schienen ein Eldorado irdischen Glückes. Aber der neue Messias war mehr als religiöser Schwärmer, er war auch Politiker. Ihm genügte es nicht, eine neue Secte zu stiften, einen Roman dem Evangelium an die Seite zu stellen; er wollte gleich Mohammed auch Beherrscher eines großen Landes sein. Er strebte nach dem Präsidentenstuhle der Vereinigten Staaten, publicirte zu diesem Behufe eine Adresse an das amerikanische Volk und setzte sich in Verbindung mit den angesehensten Männern des Landes.

Die gewaltige Secte gab bald unverhohlen zu erkennen, daß der Tag nicht mehr fern sei, an dem bis zum Atlantischen Meere keine andere Religion herrsche, als die ihrige. Bei feierlichen Gelegenheiten trug das geheiligte Oberhaupt Krone und Scepter und nannte sich „König der ganzen Erde."

Ueber alle Staatengruppen Amerikas breitete sich die Lehre der



„Ich glaubte, daß es nur *eine* Faust in der Welt gäbe, die im Stande sei, mich zu überwinden.“ (S. 601.)



Mormonen aus. Auf der Castorinsel im Michigan-See präsidirte ein Apostel der Zwölf, in Californien ein zweiter, und in der Wüste Utah am Westende Amerika's ein Dritter. Ein Vierter an den Ufern des Lac Salé, wo die Stadt Desèret erbaut wurde, welche jetzt mindestens 40,000 Einwohner zählt und stark befestigt ist.

Die Hauptgemeinde richtet von Zeit zu Zeit Sendschreiben an die auf der ganzen Erde zerstreuten Heiligen. Sie haben Missionen in ganz Amerika, in Italien, Frankreich, England, der Schweiz, in Deutschland und den skandinavischen Reichen.

Die „heilige Stadt der Auserwählten" ist aber auch ein Asyl für Verbrecher. Falschmünzer, Räuber und Mörder gehören zu ihren Bewohnern, und treiben namentlich die sogenannten geistlichen Frauen die größte Unzucht, da Vielweiberei zu den Grundzügen ihrer Religion gehört.

Der Leser wolle uns diese Abschweifung von der eigentlichen Erzählung verzeihen, da diese zur Verständigung der nachfolgenden Ereignisse nothwendig war.

Das Territorium Utah, wo die Mormonen hausen, gehört in mehrfacher Beziehung zu den Wundern Amerika's. Es liegt im Westen der Wüste Sierra Nevada und wird im Osten vom Felsengebirge begrenzt. Das „große Bassin" von hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Gebirgszügen umschlossen, birgt kein lebendes Wesen, sein Wasser ist zwar klar und blau, aber stark mit Salz gesättigt.

Desèret, die Hauptstadt der Mormonen, die große Salzseestadt, liegt 22 Meilen östlich vom Salzsee, am Ufer des Jordanflusses und besitzt prachtvolle Gebäude, wovon namentlich das Rathhaus, das Zollamt, das Theater und vorzugsweise der großartige Tempel hervorragen. In dieser Kirche befindet sich das kostbare Taufbecken, welches aus massivem Golde kunstvoll gearbeitet ist, und welches die Mormonen hoch verehren, denn die Taufe ist bei ihnen einer der wichtigsten Kirchenacte, sie reinigt von allen Sünden und kann nicht weniger als 77 Male wiederholt werden. Dazu kommt noch, daß man sich als Stellvertreter der verstorbenen Angehörigen mehrmals kann taufen lassen, was man „Taufe der Todten" nennt, die man nachträglich heilig machen will.

In der ersten Etage eines prachtvollen Hauses, welches der Marquis Posa mit Randal in Desèret bewohnte, befanden sich außer seinen Privatgemächern, noch eine Reihe von Zimmern, welche mit dem verschwenderischen und geschmackvollen Luxus meublirt waren, welcher aus diesem Gebäude ein wahrhaft wunderbares Feenreich

machte. Diese Zimmer hatten keine besondere Bestimmung, vielleicht wollte der Marquis durch diesen fürstlichen Pomp nur auf die leicht empfänglichen Gemüther der Mormonen, unbekannter Zwecke wegen, wirken, denn nichts besticht das Auge und den Sinn mehr, als irdische Pracht und Herrlichkeit. Indessen waren seit der Ankunft des Marquis diese Gemächer nicht immer leer gewesen, und die Gerüchte der vornehmen Welt in Deseret ließen ein unbestimmtes Geheimniß über ihre Bestimmung vermuthen.

In einem von diesen Zimmern, in welches niemals ein Fremder gekommen war, finden wir den großen Demagogen wieder. Dieses Gemach hatte keine Aehnlichkeit mit der Idee, welche sich die exaltirte Einbildungskraft der feinen Damenwelt von Deseret davon machte, man sah nur ein einziges Bildniß einer Dame, anstatt der zwanzig anderen, mit denen die geschäftigen Gerüchte es ausgestattet hatten; es wäre auch zu diesen in der That kein Platz in diesem geheimnißvollen Zimmer gewesen. Das weibliche Portrait war zwischen zwei Fenster aufgehängt, deren dichte Seidenvorhänge bis auf die Erde niederhingen. Dem Portrait gegenüber stand ein Bett, und hinter den prachtvollen Vorhängen desselben hörte man das laute Athmen eines menschlichen Wesens, das unzweifelhaft im heftigen Fieber lag. Auf dem Tische brannte, mit einem Lichtschirm bedeckt, eine wundervoll gearbeitete Lampe, und ihr verschleierter Schimmer kämpfte gegen die ersten Strahlen des Tages, die bereits den herabgelassenen Vorhängen der Fenster eine gewisse Durchsichtigkeit gaben.

Der Marquis saß am Fuße des Bettes in einem Fauteuil. Als ein Luftzug die ermattete Flamme der Lampe plötzlich aufflackern und heller glänzen ließ, bemerkte der Blick im Innern des Alkovens, wo das Bett stand, das magere, hohle Gesicht eines Mannes. Dieser schlief nicht: aber das Leiden, das aus seinen Zügen sprach, hielt ihn unbeweglich auf dem Lager fest. Von Zeit zu Zeit öffneten sich seine Augen, die bald brennend und in der Tiefe roth waren, bald wieder matt erstarben unter den mit Mühe erhobenen schweren Augenlidern. Der Marquis betrachtete den Kranken unaufhörlich. Er war bleich und in einem Zustande völliger Erschöpfung, sein Athem schwer, während das Gesicht eine tiefe Niedergeschlagenheit ausdrückte.

Die Uhr eines angrenzenden Zimmers schlug plötzlich die fünfte Stunde des neuen Tages. Der Marquis strengte sich an, um sich umzuwenden und sah nach dem einen Fenster.

„Wieder eine durchwachte Nacht nach einem Tage voll Unthä-

tigkeit," murmelte er, „dieser Mensch spricht in seinen Fieberanfällen wahr — er wird mich tödten!"

Eine plötzliche Bewegung des Kranken lenkte die Aufmerksamkeit des Marquis wieder auf ihn.

„Sie ist verloren!" schrie er mit hohler Stimme.

Der Marquis stand auf und fuhr mit einem Tuche, das mit Eiswasser und Essig getränkt war, über die brennende Stirn des Kranken.

„Sie ist verloren," wiederholte Posa sinnend, „sechs Tage schon wiederholt er diese Worte unaufhörlich, und ich kann nicht errathen, was er damit sagen will. O, grausames Schicksal!" fuhr er mit Bitterkeit fort. „Ich, der seit beinahe fünf Jahren nicht eine Stunde verloren hat, verliere sechs Tage in dem Augenblicke, da ganz Brasilien, durch meine Agenten umgarnt, im Aufruhr begriffen ist und sich von Portugal, dem Mutterlande, loszureißen droht. Jeder Tag meines Lebens ist jetzt ein Jahr werth. Und doch muß ich ihm schon selbst Pflege angedeihen lassen, weil das Interesse meiner Sicherheit alle andere Hülfe von seinem Krankenlager fern halten muß. — Ja, was ich thue, ist nothwendig; aber ich gebe gern ein Jahr meines Lebens darum, wenn ich dieses Lager nur auf vierundzwanzig Stunden verlassen könnte. Mein Ziel ist groß und erhaben — ich muß durch das Haus Braganza vorwärts dringen und meinen Zweck erreichen, doch in einem Augenblicke Halt machen müssen, wo die Flammen der Freiheit in allen Staaten der Welt angefacht sind und geschürrt werden müssen, um nicht ohne Erfolg zu erlöschen — ist entsetzlich für meinen rastlosen Geist. Ein Mensch, der mein Oheim ist, legt sich mir jetzt hemmend in den Weg, ein Mensch, der von meinen Geheimnissen Alles kennt, was genügt, mich in diesem lasterhaften Staat in's Verderben zu stürzen, mein langgehegtes Werk zu vernichten, und mich hindert, mein Ziel zu verfolgen."

Er strich lebhaft die Aermel seines kostbaren Gewandes zurück und fuhr in seinem Selbstgespräche hastig fort:

„Er zerfleischt meine Arme, seine Nägel zerreißen meine Brust! — Das Fieber macht ihn stark, obgleich er ein Greis ist! Gestern fehlte mir der Athem, und ich glaubte, daß ich unter seiner wahnsinnigen Umarmung sterben müßte." —

„Gott meiner Väter, habe Erbarmen!" rief er mit erhobenen Augen — „nicht für mich, aber für so viele Unglücklichen, welche leiden und deren Retter ich sein will durch Deine Gnade!"

„Marquis Posa!" kreischte der Greis, Baruch Salomon Benjahie

im heftigsten Fieberanfalle mit heiserer Stimme, „nennt ihn die Welt. O, ich weiß, wer dieser glänzende Marquis ist! — Moses Benjahie, der Jude, der Verbrecher von New=Süd=Wales, ist er — den ich tödten will!"

Der Marquis hörte bestürzt auf diese Worte. Gerade diese entsetzliche Raserei des Oheims bannte ihn an sein Lager. Er hatte keinen Vertrauten, kein Ohr sollte diese furchtbaren Geheimnisse hören, welche der Fieberrausch des Rabbiners verrieth. — Dieser hatte sich auf seine Kissen aufgerichtet und lachte in grausenhafter Weise unter dem struppigen Haar seines weißen Bartes.

„Er, der Abtrünnige seines Glauben, will ein Judenreich stiften!" brüllte der Greis mit erhobener Stimme. „Ihr Söhne des Nazareners! hört! Er leitet Euch am Gängelbande — Ihr seid seine Sklaven — er vernichtet Euch und bauet auf den Trümmern der Kirche des Gekreuzigten, die Pfeiler der Kirche Moses!"

Der Marquis, selbst halb wahnsinnig vor Schmerz und innerer Bestürzung, sprang hastig an das Bett, streifte den weiten Aermel auf und zog den Gürtel seines Morgengewandes fester zu, gleichsam als wollte er sich auf einen verzweifelten Kampf vorbereiten.

Plötzlich stieß der Fieberkranke ein furchtbares Geschrei aus, seine Augen erblickten den Marquis, sie rötheten sich so stark, daß sie voll Blut zu sein schienen, sein heißer Athem fuhr glühend über das Gesicht seines Neffen hin und mit den Nägeln zerfleischte er wüthend die Haut seines Armes und seiner Brust. Es war ein grausiger Kampf, wie man ihn mitunter in jenen finstern Gebäuden sieht, wo Menschen gegen einen armseligen Lohn sich den furchtbarsten Angriffen wahnsinniger Rasender aussetzen.

Der in seinen Fieberanfällen irregeleitete Rabbiner schlug, kratzte und biß in einer Weise, daß man ihn mit einem Tiger hätte vergleichen können, der seinen Fesseln entkommen war. Vergebens suchte der Marquis ihn zu überwältigen, da er nun nicht jeden Schlag gegen den Greis erwidern konnte, sondern seinen Widerstand nur auf die allernothwendigste Vertheidigung beschränken mußte, so war er in jedem Augenblicke schrecklichen Angriffen ausgesetzt. Man hörte zuletzt nichts mehr, als das wahnsinnige Röcheln des Kranken und den keuchenden Athem des Marquis. Plötzlich wurde das Bett mit Blut überschwemmt.

Der Greis war auf sein Lager, das eine Bein außer dem Bette und das andere ausgestreckt, zurückgesunken, mit der linken Hand hielt er den Arm des Marquis fest umklammert, während seine Nägel sich tief in das Fleisch gruben, und mit der andern schlug er unaufhörlich

auf das Haupt seines vermeinten Feindes. Der Marquis wandte alle seine Kräfte an, um ihn in dieser Lage zu erhalten, weil er wußte, daß, wenn der Rasende den andern Fuß einmal auf den Boden und dadurch einen festen Stützpunkt haben würde, seine Wuth unwiderstehlich sei.

Posa war kräftig, und seine verzweifelte Lage gab ihm einen Augenblick seine natürliche, durch den sechstägigen Kampf erschöpfte Kraft wieder. Es gelang ihm, seinen Arm aus der Hand des Kranken zu befreien und ihn vollends in die Kissen niederzudrücken; aber in dem Moment, wo er Athem schöpfte und den Druck seiner Faust lockerte, erhob sich der Greis plötzlich wieder mit ungeheurer Gewalt, griff mit beiden Händen den überraschten Marquis an die Gurgel, bestimmt in der Absicht, ihn zu erwürgen, wobei er ein wildes Triumphgeschrei ausstieß. — Es war um ihn geschehen. Seine Arme erschlafften und sanken matt am Körper entlang, er vermochte sich nicht mehr zu vertheidigen, noch um Hülfe zu rufen. Die Angst des Marquis in diesem grausigen Augenblicke läßt sich nicht beschreiben. Er fühlte den Tod sich nahen; mit ihm stürzte das Gebäude zusammen, das er fast allein vom Grundstein bis zum Gipfel mühsam erbaut hatte.

Der Wahnsinnige, seine ganze unheimliche Kraft aufbietend, warf den halbbewußtlosen Marquis auf den Teppich nieder und legte sich mit der ganzen Schwere seines Körpers auf die röchelnde Brust seines Opfers. In diesem verhängnißvollen Augenblicke rief die schon erstickte Stimme des Marquis mit einer letzten Anstrengung:

„Lebe wohl, Adele, lebe wohl für ....“ die Stimme erstarb.

Baruch Salomon Benjahie erzitterte wie vom Schlage getroffen und ließ sein blutendes Opfer los.

„Adele!“ rief er im Tone eines Wuthgeheuls, „wer spricht von ihr?“

Er neigte, mit dem geisterhaften Blicke eines unheimlichen Dämons, sein Ohr zu dem Munde des Marquis und horchte. — Doch dieser sprach den verhängnißvollen Namen nicht zum zweiten Male — er athmete nicht mehr.

Der Fieberanfall bei dem Greise ließ nach, er richtete sich hastig auf. — Ein neuer Gedanke flog durch sein verwirrtes Gehirn.

„Wo bin ich!“ flüsterte er leise. „Was thue ich noch hier — es ist vorbei mit ihm,“ fügte er nach einer Pause sich besinnend hinzu „Ich will in den Tempel der Christen und . . .“

Er stockte, denn sein Blick fiel plötzlich auf das weibliche Portrait an der Wand des Gemaches.

„Adele, die Königin der göttlichen Frauen!“ brüllte er, indem sein wilder Blick das Gemälde zu verschlingen schien. „Verflucht sei Dein Bild, Abtrünnige! — Und doch bleibst Du meine Schwester!“ fügte er milder hinzu, aber sein Auge nahm bald den früheren finstern und drohenden Charakter an. „Du, eine Jüdin,“ rief er mit gellender Stimme. „Du die Tochter Israel Benjahie's, bist eine Priesterin im Solde der Mormonen!“

Er wandte voll Abscheu den Kopf von dem Bilde, stieß mit dem Fuße an den Körper des auf dem Teppich regungslos liegenden Marquis und stürzte mit einem entsetzlichen Schreckensruf zu Boden.

Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer. Baruch Salomon Benjahie schien erschöpft von dem Kampfe, von dem sein Geist kein Bewußtsein hatte, er röchelte dumpf und schwer, bis endlich die Ermattung so zunahm, daß er fest einschlief.

Die blutrothe Sonne des nebligen Morgens am Jordanflusse warf auf diese düstere Scene ein unheimliches Licht. So vergingen einige Minuten in tiefem Schweigen, aber nach einiger Zeit würde Jemand, der im Zimmer anwesend und ein offenes Ohr gehabt hätte, ein unbestimmtes, fortwährendes Geräusch wahrgenommen haben, das aus dem Getäfel der Wand zu kommen schien, welches sich zur Rechten des weiblichen Portraits befand. Es war gleichsam, als ob eine unerfahrene Hand einen Schlüssel in ein unbekanntes Schloß hineinsteckte. Aber die Tapete ließ an dieser Stelle keine Spur von einer Thür bemerken. Das seltsame Geräusch fuhr fort und behielt denselben Charakter. Endlich ging, wahrscheinlich durch einen Zufall, das Schloß auf; aber die Tapete blieb unbeweglich; erst nach einer Minute ungefähr konnte man ein Fachwerk sich langsam bewegen sehen und hinter diesem zeigte sich das bleiche Gesicht des Astrologen Guido Guiseppo. Er schien noch blässer als gewöhnlich und es zeigte sich in seinem ganzen Wesen eine gewisse Unruhe, gleichsam als wäre er über sein, wie es schien, verwegenes Vorhaben erschreckt. Dasselbe hatte übrigens für ihn kein bedeutendes Resultat, denn in dem Augenblicke, wo er den Kopf hinter dem Getäfel vorsteckte, ließ sich im Vorgemache, an der entgegengesetzten Seite des Zimmers, der Schall von Tritten vernehmen. Der listige Italiener, welcher gewöhnlich mit dem Doktortitel angeredet wurde, weil er früher Medizin getrieben, schloß leise das Getäfel wieder, indem er achselzuckend den Aerger über die Täuschung seiner Neugier zu erkennen gab. Beinahe in demselben Augenblicke stürzte Randal in das Zimmer, mit ihm ein prächtiger Racehund. Dieser sprang sogleich nach der Wand, wo sich das Getäfel geschlossen hatte

und bellte mehrmals laut, dann schlich er zu dem leblosen Körper seines Herrn und umlief denselben mit einem dumpfen Geheul. Randal hatte den Kopf des Marquis ergriffen und hielt ihn auf seinen Knieen. Er fühlte nach seinem Puls, welcher nicht mehr schlug, und doch wollte er an dieses Todeszeichen nicht glauben.

„Herr Marquis!" rief er mit schwankender Stimme. „Herr Marquis, antworten Sie mir. Sie hatten mir untersagt, mich diesem Theile des Hauses zu nähern, und doch wache ich Tag und Nacht schon hinter dieser Thür, ich war Ihren Befehlen zum ersten Male ungehorsam, und weil ich meinen Posten nur während einiger Minuten verlassen habe, ist dies entsetzliche Unglück geschehen. Aber nun antworten Sie mir wieder, und sagen Sie, daß Sie mir vergeben."

Randal Stanton liebte den Marquis, seine Ergebenheit war glühend und vollkommen. Aber auch der Marquis liebte ihn und schätzte seine festerprobte Ergebenheit im hohen Grade. Randal kannte nur einen geringen Theil seiner Geheimnisse, aber er wußte, daß der Marquis mit einer Geberde hunderttausend Mitglieder einer geheimnißvollen Verbindung, welche über den ganzen Erdball ausgebreitet schien, in Bewegung setzen konnte, und als Feldherr der Söhne der „Rächerloge", dieser Horden von Verbrechern aller Art, schien ihm der Marquis durchaus vorwurfsfrei, da er sich mit diesem Auswurfe der Menschheit nur eines großen Zweckes wegen befaßte.

Zu Ende eines Corridors, auf welchem seit einigen Tagen Randal fast sein Leben verbrachte, und zwar aus treuer Anhänglichkeit an den Marquis, den er in irgend einer Gefahr glaubte, weil er ihn nicht sah, und weil oft seltsame Töne aus dem geheimnißvollen Gemache an sein Ohr drangen, befand sich ein niedriges Fenster, welches auf einen ganz kleinen, mit einer hohen Mauer umgebenen Hof hinausging. Gerade dem Fenster gegenüber erhob sich ein finsteres Gebäude, welches unbewohnt schien. Dieses Haus hatte in der Stadt einen schlechten Ruf, man erzählte unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß es vor dem Bau des Tempels längere Zeit den „göttlichen Frauen" zum Aufenthalt gedient habe. Die alten Weiber von Deséret nannten dieses unheimliche Haus gewöhnlich „die Bekehrungskammer", denn man hatte häufig bei nächtlicher Weile den heiligen Gesang von Frauenzimmern, aber auch den Lärmen von wilden Orgien gehört, und bisweilen drangen durch seine vergitterten, kleinen Fenster Schmerzensrufe von weiblichen Wesen und Töne von rauhen Männerstimmen in das Ohr eines verspäteten Fußgängers. Dieses Gebäude war übrigens für den Gebrauch, welchen ihm das

allgemeine Gerücht nachsagte, wunderbar günstig gelegen, seine wenigen Fenster gingen nach einem Theil des Hintergebäudes von dem Hause des Marquis, und von keinem anderen Orte aus konnte man nach der „Bekehrungskammer" hinüberblicken, höchstens die Dienerschaft des Marquis hätte einen indiskreten Blick hinüber werfen können. Das Gebäude, welches der Marquis bewohnte und auf kurze Zeit gemiethet hatte, schien früher zu dem Aufenthalte der „göttlichen Frauen" gehört zu haben, aber man muß annehmen, daß man den Uebelstand des Hinübersehens erkannt hatte, denn wenige Jahre vor dem Eintreffen des Marquis in Desèret hatte man in dem engen Hofe vor der „Bekehrungskammer" einige Bäume gepflanzt. Die blätterreichen Zweige dieser Bäume waren aber keineswegs ausreichend genug, die Neugierigen von dem Hause des Marquis zu verhindern, die „Bekehrungskammer" nach Wohlgefallen zu beobachten.

Während der ersten Tage, an welchen Randal, durch ein seltsames beängstigendes Gefühl getrieben, ein wachsames Auge auf das geheime Zimmer des Marquis hatte, ging er ab und zu auf dem Corridor, brachte dann einige Minuten auf seinem Zimmer zu, und ging selbst auf wenige Stunden aus, aber nirgends hatte er Ruhe, ein aufregendes Gefühl, eine beunruhigende Ahnung trieb ihn immer wieder auf den Corridor. Von keiner Seite konnte Randal's ungewöhnliche Aufpasserei beobachtet und er dabei überrascht werden, da Niemand von der Dienerschaft, welche zu den dienenden Brüdern der geheimnißvollen Verbindung gehörten, den Muth gehabt hätte, dem Verbote des Gebieters zum Trotz, den schmalen Corridor zu betreten.

Eines Morgens — es war der dritte Tag, daß Randal wachte — erhob sich die Sonne klarer als gewöhnlich und bekämpfte siegreich den dichten Wall von schweren Dünsten, welche aus dem Jordanflusse, woran das Gebäude grenzte, gewöhnlich um diese Zeit emporstiegen. Randal hatte sich an das Fenster des Corridors gelehnt und verfolgte sinnend und zerstreut die Schattenbilder, welche die Sonne auf der andern Seite durch ihre gebrochenen Strahlen hervorbrachte. Auf diese Weise traf sein Blick, fast wider seinen Willen und sein Wissen, die dunkle Front der „Bekehrungskammer."

Er war sehr niedergeschlagen und traurig, aber plötzlich machte seine kummervolle Zerstreutheit einem Gefühle der Verwunderung Platz. Die Sonne, welche durch ein Fenster in eins von den Zimmern hinein schien, hatte ihm ein junges Mädchen gezeigt, das auf einem Sessel ausgestreckt lag und anscheinend schlief. Sein erstes Gefühl war ausschließlich das der Neugier, dann aber machte eine Art von unbe-

stimmter Theilnahme seinen sonst so wilden, finstern Blick sanfter und milder. Aber das war nur ein vorübergehender und sehr bald erstickter Eindruck. Was konnte die Schläferin anders sein, als eines von den Mädchen, deren Leben den nächtlichen Freuden des Oberhauptes der Mormonensecte geweiht war, eins von den Wesen, welches zwar den geistlichen Dienst verrichten mußte und im Geruche der Heiligkeit beim niedrigen Volke stand, welche aber unter den Vornehmen von Hand zu Hand wandern, wie eine Münze.

Reizende Verkörperungen des Lasters, strahlende Blumen, welche vor der Zeit an den Launen der Mächtigen verwelken — und verwelkt eines Tages aus dem Chor der „göttlichen Frauen des Tempels von Desèret" ausgestoßen, in den dunklen Schmutz irgend eines Winkels fallen, von wo es Niemand von der heiligen Sekte einfällt, sie zu erheben, da sie alt und häßlich geworden sind. Randal war im besten Mannesalter und nicht unansehnlich. Er wandte den Kopf ab und blickte gleichgültig den Corridor entlang; es giebt aber Gesichter, welche strahlen wie das Feuer eines Demants und deren Eindruck hartnäckig in unserm Auge haften bleibt. Er richtete seinen Blick wiederum nach dem verhängnißvollen Fenster und glaubte plötzlich, niemals eine reizendere Gestalt und ein so schönes Gesicht gesehen zu haben. Unwillkürlich entwand sich seiner Brust ein tiefer Seufzer, als er daran dachte, daß so viel Schönheit und Anmuth mit so viel Schande sich verbinde, denn in jenem Hause konnte kein anderes Wesen leben.

Aber auf der andern Seite sagte ihm sein Verstand, daß auch jener heiligen Stadt die Verbrechen nicht fremd sein können, wo Vielweiberei, Unzucht und Gewalt an der Tagesordnung sind, und wo für Gold jede Unthat verübt werden konnte.

Die reizende Schläferin bewegte sich plötzlich, wand sich von einer Seite nach der andern und erwachte endlich. Als ihre Augenlider sich hoben, glänzte dem Blicke Randal's ein Augenpaar entgegen, wie er vorher niemals zu sehen geglaubt hatte. Das Zimmer schien kostbar meublirt zu sein und auf einem Tische lagen werthvolle Schmucksachen, der Kleidung nach zu urtheilen, schien die Fremde keine Eingeborene zu sein. Sie warf unruhige, fast verzweifelnde Blicke im Zimmer umher und betrachtete den Glanz der Juwelen mit gleichgültigem Auge, aus ihren schönen Zügen sprach unverkennbar die entsetzlichste Furcht.

Seit jenem Morgen lehnte Randal sich häufig an die Brüstung des kleinen Fensters, ein seltsames Gefühl schlich in seine Seele — er begann Zuneigung zu dem offenbar hülflosen Wesen zu fassen, und sein Drang zu Abenteuern erwachte mit erneuerter Lust.

Seltsame Dinge sah er eines Morgens in dem Zimmer der „Bekehrungskammer" sich ereignen.

Der Tag hatte noch nicht die letzten Schatten der Dämmerung besiegt, und das schöne Mädchen schlief wiederum in dem Sessel. Jener kostbare Instinkt der Vertheidigung, welchen die Natur dem Weibe in's Herz gelegt, lehrte wahrscheinlich das Opfer jener unheiligen Männer, daß sie sitzend der unbekannten Gefahr, welche ihr zu drohen schien, weniger ausgesetzt sei. Wenigstens waren dies die Gedanken Randal's. Plötzlich öffnete sich im Hintergrunde des Gemaches, worin sich die Fremde befand, eine Thür und zwei Männer traten ein, der eine von ihnen hielt einen silbernen Armleuchter mit brennenden Kerzen, der andere, welcher von hoher, gebietender Gestalt, in ein dunkles Gewand gekleidet war, folgte mit langsamen Schritten und lüsternen Blicken. Der erste der Beiden ging leise vorwärts und machte eine Bewegung des Erstaunens, als er das Mädchen im Sessel sitzen sah. Ohne Zweifel glaubte er sie im Bette und sein Gesicht, welches er unterwürfig gegen seinen Begleiter hinwandte, drückte ungefähr die Worte aus:

„Sie schläft — gleichviel, wenn sie auch im Sessel ist!"

Randal beobachtete Alles auf das Aufmerksamste, er fühlte, ohne zu wissen warum, das Blut in seinen Adern kochen. Sein brennender Blick schien die wahrscheinliche Absicht dieser Männer zu errathen, welche verstohlen in das Zimmer der schönen Fremden drangen, die er, ohne es laut zu gestehen, zu lieben wähnte.

Joseph Smith, der König der Erde, das Oberhaupt der mormonischen Kirche, der Gesalbte eines wahnwitzigen Religionssystems — denn dieser war der Mann im dunklen, seidenen Gewande — stand unbeweglich drei oder vier Schritte von der schlanken Gestalt der Fremden, und ließ seinen glühenden Blick langsam über die reizende Schläferin hingleiten, während sein Begleiter augenscheinlich die unendlichen Reize des jungen Mädchens zu rühmen schien. Des Gewaltigen Auge glitt von einem kleinen Fuße zu einer zarten Taille hinauf, von der Taille zum vollen Busen, von diesem bis zum rabenschwarzen Haar, und sein unreiner Blick wurde von einem verzehrenden Feuer erfüllt.

„Yamon!" sagte er im flüsternden Tone, „morgen muß sie mein werden! Gieb ihr den Trank aus der Schale Olebra's, der Königin der göttlichen Frauen, und ihr Geist wird in den Regionen der Heiligen weilen, während der Körper in meinen Armen zu einem neuen Leben

erwachen soll. Fort, Yamon! der Tag bricht an, und die Stunde des Gottesdienstes naht heran."

Hierauf entfernten sich Beide.

Die Sklavenhändler, welche Lieferungen für den Harem besorgen, haben viel Poesie zu ihrem Geschäft nöthig. Yamon, der Günstling des Oberhauptes der Mormonen, wußte seinen Gebieter so geschickt zu leiten und seine unlautern Gefühle wach zu rufen, daß er die Sorgen seiner Regierungsgeschäfte vergaß, und in der folgenden Nacht befahl anzuspannen. Der Tag begann schon anzubrechen, als er über die Schwelle der „Bekehrungskammer" trat.

Es war derselbe Morgen und fast derselbe Augenblick, in welchem wir den Marquis am Bette Baruch Salomon Benjahie's sitzend gefunden haben. Das junge Mädchen schlief ruhig im Sessel. Randal dagegen war so eben erwacht und verließ ermattet den vor der Thür vor dem Zimmer des Marquis ausgebreiteten Teppich, auf welchem er von Zeit zu Zeit wenige Stunden der Ruhe genoß. Er hielt sein Auge an das Schlüsselloch, der Kranke lag unbeweglich auf seinem Lager. Der Marquis saß ruhig in seinem Sessel und nichts verkündete die grausige Katastrophe, welche kurze Zeit darauf stattfand. Randal schlich nach dem bekannten Fenster, denn auch auf dieser Seite hatte er sich zur Schildwache gemacht. Er beabsichtigte, das schöne Mädchen nach Kräften zu unterstützen. Der Augenblick dazu war gekommen. Als er seine Arme kaum auf die Brüstung des Fensters gestützt hatte, sah er wie früher, eine geheime Thür sich öffnen und zwei Männer eintreten. Es war Joseph Smith mit Yamon. Der kalte Schweiß stand auf Randal's Stirn. Unzweifelhaft sollte das wehrlose Opfer des nimmersatten Wollüstlings vernichtet werden, eine Minute später mußte jeder Schutz unwirksam sein. „Der König der Erde" deutete dem Kuppler durch eine gebietende Handbewegung an, sich zu entfernen, was dieser auch mit einer tiefen Verbeugung that. Joseph Smith hatte sich neben einen Tisch gesetzt, auf welchem die Kerzen brannten. Er betrachtete das schlafende Mädchen mit verlangenden Blicken.

„Sie ist sehr schön, diese Fremde aus fernem Lande," murmelte er.

Dann ergriff er ein Glas mit weißem Sherry, welches der listige Yamon vorher auf den Tisch gestellt hatte und trank den feurigen Wein hastig hinunter.

„Vergessen wir auf eine Stunde die Gegenwart und unsere heilige Würde!" rief er lachend. „Dieses reizende Wesen verdunkelt die Schönste unserer „göttlichen Frauen" — und beim bösen Geist,

Niemand wird die Kraft haben, mir den Besitz derselben streitig zu machen!"

Er stürzte in wilder Erregung den Rest des schweren Weins hinunter und warf das Glas mit heftiger Geberde auf den Tisch, daß es in Stücke zersprang. — Die Fremde fuhr erschreckt zusammen, erwachte und war nahe daran, vor Entsetzen in Ohnmacht zu fallen. Sie rührte sich nicht, und heftete auf das würdige Oberhaupt der mormonischen Kirche ihre vor Furcht weit geöffneten Augen, etwa wie die Thiere, welche durch den umstrickenden Blick eines giftigen Reptils bewegungslos werden. Doch der unsichtbare Schutzgeist der vertrauenden Unschuld wachte über sie.

Der von den maßlosen Ausschweifungen entkräftete Körper des Mormonenfürsten unterlag der fieberhaften Aufregung, welche, durch den feurigen Wein mächtig erhöht, in seinem Innern verlangend tobte. Er war seit einiger Zeit leichten Schlaganfällen unterworfen — wie ein getroffener Stier brach er in dem Augenblicke zusammen, wo er das um Hülfe rufende Mädchen mit seinen Armen umschlingen wollte. Von dem furchtbaren Getöse herbeigelockt, sah der lauernde Günstling in das Gemach und erblickte voll Bestürzung seinen heiligen Gebieter starr und leblos am Boden liegen. Schnell rief er einen Diener herbei und Beide versuchten, ihn in den Wagen zu schaffen.

Randal hatte nichts von dem letzten Vorfalle wahrgenommen, denn nachdem er sich überzeugt hatte, daß der Marquis und sein geheimnißvoller Kranker sich ruhig verhielten, war er auf sein Zimmer geeilt und hatte hastig seinen scharfgeladenen Revolver ergriffen. Kaum zwei Minuten hatte er dazu gebraucht. Noch einmal blickte er durch das Schlüsselloch und bemerkte zu seinem Schrecken, daß der Marquis jetzt am Lager des Kranken stand, welchen er mit Besorgniß zu betrachten schien. Randal wurde wankend in seinem Entschlusse, denn eine Krisis stand offenbar bevor, er kannte die Symptome. Doch das bezaubernde Bild der hülflosen Fremden tauchte verlockend in seiner Seele auf, sein Blut pulsirte heftig in den Adern, und er murmelte mit stieren Augen vor sich hin:

„Ich muß so viel Zeit haben, um sie aus den Händen dieses Menschen zu retten!"

Mit wilden Sätzen eilte er den Corridor entlang und die geheime Treppe hinab. In dem Augenblicke, wo er auf der letzten Stufe anlangte, drang plötzlich das unheimliche Triumphgeschrei des vom Fieberrausche wahnsinnigen Juden an sein Ohr. Er stand keuchend still und horchte — aber Alles war wieder in Schweigen gehüllt, die

frühere klösterliche Ruhe herrschte wieder in dem weiten Gebäude. Randal glaubte sich geirrt zu haben und eilte ungestüm weiter.

Als er durch eine kleine Hinterpforte die Mauer des angrenzenden Hauses erreichte, fand er eine Thür weit offen stehend und einen Wagen mit sechs milchweißen Schimmeln bespannt, davor haltend. In dem Augenblicke, als Randal dort ankam, bewaffnet und entschlossen, gutwillig oder nach Art seines früheren Gewerbes mit Gewalt sich Eingang in das seltsame Gebäude zu verschaffen, sah er zwei Männer herauskommen, welche in ihren Armen den leblosen Körper des Herrschers der Mormonensecte hielten. Dieser schien todt zu sein, denn kein Athemzug bekundete, daß noch Leben in ihm sei. Die Männer hoben den Entseelten in den Wagen und fast in derselben Sekunde wurde das Gespann zum schärfsten Galopp angetrieben. Die Thür in der Mauer schloß sich plötzlich, ohne daß er es zu verhindern vermochte, geräuschlos vor seinen Augen, und rathlos stand er vor der unübersteiglichen Mauer.

Er überlegte zwar, auf welche Weise er sich Eingang in das finstere Gebäude verschaffen konnte, doch eine namenlose Angst schlich in sein Herz. Die unbegrenzte Anhänglichkeit an den Marquis siegte endlich über seine Liebe zu der schönen Unbekannten. Er nahm eiligst den Weg zu seinem Posten zurück, seine Abwesenheit hatte nur wenige Minuten in Anspruch genommen. Als er den Corridor wieder erreichte, bemerkte er von fern Floridan, den prächtigen Racehund, welcher an der Thür des Zimmers seines Herrn winselnd stand und unaufhörlich kratzte. Plötzlich stieß er ein klagendes Geheul aus und sprang wüthend gegen die Thür. Eine tödtliche Kälte überlief Randal's Herz, mit einem Sprunge war er an der Thür und horchte mit dem geübten Ohr eines erfahrenen Banditen.

Im Innern herrschte ein vollkommenes Schweigen. Der Hund heulte und schnoberte ununterbrochen an der Spalte der Thür.

Randal versuchte in seiner Herzensangst die Thür zu öffnen, doch diese schien von Innen verriegelt. Er blickte durch das Schlüsselloch und rief den Marquis mit rührenden Worten — aber keine Antwort erfolgte. In dem Zimmer herrschte Grabesruhe, die Bewohner schienen ausgestorben zu sein.

Vor Entsetzen seiner Sinne fast nicht mehr mächtig, drückte er mit gigantischer Kraft gegen das alte Schloß, es gab endlich nach, die Thür öffnete sich und er trat zögernd hinein. Sehr bald überzeugte er sich, daß die wenigen Minuten seiner Abwesenheit genügt hatten,

sechs lange Tage und sechs unheimliche Nächte des Wachens vergebens zu machen. Der Marquis war unterlegen.

Ungefähr eine Viertelstunde blieb Randal in der Stellung, welche wir bereits beschrieben haben, indem er das schwere Haupt des Marquis an seine Brust gelegt hatte und ganz betäubt war von dem Entsetzen, welches gewöhnlich die ersten Ausbrüche des Schmerzes verhindern. Floridan, der neben seinem Herrn stand, hatte seinen Kopf über sein Gesicht gelegt, und leckte dann und wann die bleiche Wange. Plötzlich fuhr der Hund heftig zurück und begann freudig zu bellen. Gleichzeitig fühlte Randal einen weichen, aber schwachen Hauch über seine Hand hinwehen.

In dem Körper des Marquis schien noch nicht jeder Lebensfunken erstorben zu sein.

Randal war nahe daran, vor Freude ohnmächtig zu werden.

„O, mein Gott! er lebt!" rief er, indem sein Auge feucht wurde. „Man muß ihm zu Hülfe kommen!"

Aber selbst in diesem entscheidenden Augenblicke wagte er es nicht, die Diener in ein Zimmer zu rufen, welches zu betreten der Marquis streng verboten hatte. — Ohne eigentlich recht zu wissen, was er that, ergriff er den Körper des Marquis mit kräftigen Armen und trug ihn aus dem unheimlichen Gemache in ein Nebenzimmer, dann verwahrte er sorgfältig die Thür und rief einige Diener herbei.

„Sogleich schaffe man einen Arzt!" rief er im befehlenden Tone:

Die Diener waren zu sehr gewöhnt, in dem Hause des Oberhauptes ihrer geheimnißvollen Verbindung seltsame Dinge vorgehen zu sehen, als daß sie hätten ihre Verwunderung bezeigen sollen.

„Der Doktor Guiseppo ist im Kabinet des Herrn Marquis," antwortete einer von ihnen.

Randal runzelte die Stirn; seit langer Zeit flößte der unheimliche Gelehrte ihm einen instinktmäßigen Widerwillen ein; aber es war kein Augenblick, in dem man zaudern durfte, und auf Randal's Anordnung wurde der Marquis, der noch immer ohne Bewegung war, mit aller Vorsicht in sein Kabinet getragen, wo man ihn auf ein Ruhebett legte.

Der Doktor Guiseppo war seltsamer Weise allein in dem Kabinet. — Einige auf dem Schreibbüreau in Unordnung gebrachte Papiere und die affectirte Gleichgültigkeit des Doktors selbst, der anscheinend mit gelangweilter Miene auf einem vom Büreau entfernten Sessel saß, hätten einen mißtrauischen Beobachter argwöhnen lassen, daß der Gelehrte verschiedener Wissenschaften, sich eine indiskrete Prüfung der

Papiere erlaubt habe; aber Randal war in seiner Verwirrung nicht der Mann, dessen es bedurfte, um dergleichen Bemerkungen zu machen.

Beim Anblicke des Marquis, der das Aussehen eines Todten hatte, zeigte der Doktor weder Ueberraschung noch Theilnahme. Er erhob sich gleichgültig, näherte seinen Sessel dem Ruhebette, und nahm den Arm des Marquis, um nach dem Puls zu fühlen. — Dann tastete er ihm leise um den Hals herum und drückte ihn auf dem Magen.

„Hinaus!" rief er dann mit rauher Stimme den Dienern zu, welche theilnehmend auf den Marquis blickten.

Diese gehorchten augenblicklich.

„Herr Secretair," sagte er alsdann zu Randal, welcher von Jedermann so genannt wurde, „ich bin gern mit meinen Kranken, welche ich aus Liebhaberei zu behandeln geneigt bin, allein."

„Aber, Herr Doktor," entgegnete Randal mürrisch, doch ein finsterer Blick des Gelehrten, verschloß ihn den Mund. „Sie werden mir doch wenigstens sagen, ob noch einige Hoffnung vorhanden ist?" fügte er zögernd hinzu.

„Wir werden sehen — später werde ich es Ihnen sagen können!" rief der Doktor ungeduldig.

Randal hatte eine augenblickliche Regung des Zorns; aber er unterdrückte diese und verließ das Cabinet. — Der Doktor schob hastig den Riegel von innen vor und befand sich mit dem bewußtlosen Marquis allein. Ein unheimliches Lächeln voll triumphirenden Stolzes irrte um die schmalen, blassen Lippen Guido Guiseppo's, als er den rechten Arm des Marquis in die Höhe hob und mechanisch wieder auf die weichen Kissen fallen ließ. — Er stand auf, kreuzte die Arme über die Brust und betrachtete ihn lange Zeit ohne ein Wort zu sprechen.

„Es ist ein schönes Geschöpf — dieser Mann," murmelte er endlich, „wenn dieses Herz schlägt, ist mehr Macht in dem erstorbenen und dumpfen Blick seines Feuerauges, als ich jemals erlebt. — Wie viel Male habe ich nicht vor ihm den Blick senken müssen!"

Der Astrologe und Verfolger einer dunklen Wissenschaft runzelte drohend die Stirn, dann fuhr er nach einer kleinen Pause mit einer voll Bitterkeit und Zorn erfüllten Stimme in seinem Selbstgespräche fort:

„Wie viel Male habe ich meinen Nacken nicht unter seinen Willen beugen müssen — ohne ihn wäre ich der Erste unter meines Gleichen im Bunde der Carbonnari, — ohne ihn hielt ich das furchtbare Scepter, das besser ist die Erde zu bewegen, als die Maschine des

Archimedes, da es den Erdball beherrscht. — Dieser Mensch, mit seinem Geiste, und seiner Alles bezaubernden Gestalt, ist mir ein Hinderniß, seine unbegreifliche Ueberlegenheit genirt mich, ich erscheine trotz meines tieferen Wissens schwach und elend neben seiner beinahe göttlich zu nennenden Stärke — und doch ist er nur der Schüler und ich der Meister auf dem dunklen Pfade der Geheimnisse der Natur — und jetzt, in diesem Augenblicke ist er, den ich hasse — der mich zu überflügeln droht, und dem ich zu widerstehen nicht wage, in meine Hände gegeben. Um ihn für immer zu vernichten — brauche ich ihn ohne Hülfe nur sterben zu lassen!"

Er lächelte still vor sich hin, und abermals strahlte auf seiner Stirn ein unheimlicher Stolz.

„Ja, ja, Herr Marquis," sagte er dann mit spöttelnder Stimme, „jetzt sind Sie mein! Es giebt keinen Gott mehr für Sie. Ihr Gott bin ich allein, meine Milde — das ist jetzt Ihre einzige Hoffnung!"

Er zuckte verächtlich die Achseln, wandte sich und ging im Zimmer einige Male hin und her, dann blieb er wieder vor dem anscheinend leblosen Körper des Marquis nachdenklich stehen.

„Ich verdamme Dich zum Tode, Marquis!" rief er endlich entschlossen. „Posa, der phantastische Posa, das Oberhaupt der Carbonnari, wird morgen nichts, als ein Cadaver mehr sein. „Großer Meister, wie ihn die Mitglieder unseres furchtbaren Bundes nennen, wird zehn Fuß hoch Erde über seinem Körper haben — und das ist nicht angenehm, Marquis!" fügte er mit einem grausigen Lachen hinzu. „Der Bund wird aber durch Deinen Tod nicht untergehen. Es war ein großer Meister vor Dir und es wird auch einen nach Dir geben. Posa, ist der Königsname, wie bei den Pharaonen in Egypten. — Morgen werde ich mich Marquis Posa und großer Meister nennen lassen! — Wie behagt Ihnen das, ungeduldiger Schüler? welcher vermeint, der Vorsehung Gesetze vorschreiben zu können."

Plötzlich fuhr der Gelehrte heftig zusammen, ein unbedeutendes Zucken des Körpers seines Feindes versetzte ihn in Furcht und Schrecken. Hastig legte er die Hand auf das Herz des Marquis, und sein unstätes Auge nahm einen drohenden Ausdruck an.

„Ich hielt die Strangulation für vollkommener, als sie in der That ist," murmelte er leise, weil er entdeckt hatte, daß das Leben langsam in den allerdings furchtbar angegriffenen Körper des Marquis wiederkehrte. „Wenn ich will, daß er aus der Zahl der Lebendigen scheiden soll, dann muß ich ihn mit anderen Mitteln tödten! — In zehn Minuten wird er wieder athmen. — Der Körper dieses räthsel-

haften Menschen hält, wie seine Seele, jede Probe aus — ich habe zu voreilig frohlockt. Aber das Werk soll bald vollbracht sein!" fügte er mit einem satanischen Lächeln hinzu.

Er zog aus einer seiner Taschen ein Maroquinbesteck hervor und nahm aus diesem eine scharfe Lanzette heraus. Dann schnitt er hastig den Aermel des Nachtkleides seines Opfers entzwei und machte eine Geberde, als wolle er die Pulsader treffen.

„Mehr bedürfte es nicht, um ihn in die starren Hände des Todes zu liefern!" murmelte er scheu um sich blickend. „Keine Seele kann mir den absichtlichen Tod nachweisen!"

Aber das spitze Instrument verschwand plötzlich wieder in dem Besteck, denn ein leises Geräusch an der Thür ließ sich hören. Der Doktor trat von dem Körper des Marquis schnell einige Schritte zurück, warf sich in einen Sessel und stützte seinen Kopf in beide Hände. Das Geräusch ließ sich nicht wieder hören.

„Ich zaudere ihn zu retten, wie ich zage, ihn zu verderben," begann er nach einer Weile wieder. „Seine Hand ist kräftig und seine Verbindungen sind groß — wer weiß, ob die meinige die Zügel des wilden Gespannes zu führen wissen würde, das den Wagen unserer Hoffnungen zieht. — Und ist die Hauptsache nicht, Italien frei zu machen und zum Ziele zu gelangen?"

Zum zweiten Male langte er die Lanzette hervor, betrachtete sie einige Sekunden nachdenklich, und wischte sie dannn sorgfältig ab. Als sie das Tuch berührte, ließ sie einen röthlichen Streifen zurück, als ob sie mit einer ätzenden Säure angefeuchtet wäre.

„Und dann, seine übrigen Geheimnisse," begann der finstere Gelehrte wieder, indem sich sein Auge belebte, „wenn er stirbt, werde ich niemals erfahren, welchen Plan er verfolgte, und welche seltsame Macht hinter ihm steht. Dieser Mensch sucht unzweifelhaft nicht, was wir suchen, er strebt offenbar viel höher, so hoch, daß meine Phantasie sich nicht einmal ein Bild von dem zu entwerfen vermag, was er zu erlangen bemüht ist. Und er wird sein Ziel erreichen, denn es giebt kein Hinderniß, das sein Fuß nicht vernichten könnte. — Ja, ich will wissen, was dieser einzig in seiner Art dastehende Mann, mit seinem fesselnden Aeußern, sucht. Was unser Ziel ist, kann für ihn vielleicht nur ein Mittel sein, wir hören wahrscheinlich da auf, wo er erst anfängt; wir suchen die Freiheit unseres Vaterlandes zu erlangen — und er? Beim Himmel, ich muß seine Geheimnisse zu erspähen suchen, und wird dann sein Leben nicht stets in meinen Händen sein, wie in dieser Stunde? Narr, der ich war! Ich stand im Begriff es

zu machen, wie die thörichten Kinder, welche ihr Spielzeug vernichten, um zu erfahren, was darin ist!"

In diesem Augenblicke klopfte man leise an die Thür des Cabinets.

„Oho!" brummte der Astrologe ärgerlich. „Man scheint es sehr eilig zu haben. Ja, ja, diesen Menschen liebt Alles, was in seinen Weg kommt. — Wer ist da?" fragte er dann laut.

„Im Namen des Himmels! Haben Sie Mitleid mit meiner Angst!" rief von Außen die Stimme Randal's.

„Warten Sie ruhig die Zeit ab!" erwiderte Guiseppo im kalten Tone.

„Nur ein einziges Wort der Beruhigung sagen Sie mir, Herr Doktor!" bat Randal dringender.

„In einer halben Stunde werde ich Ihnen sagen, was Sie zu wissen wünschen," antwortete der ränkevolle Italiener. „Und nun stören Sie mich nicht weiter!"

Randal schien sich von der Thür wieder zu entfernen.

Kaum eine Sekunde war nach diesem Vorfalle verflossen, als sich der Astrologe nach dem Theile des Cabinets schlich, welcher der Thür, hinter welcher Randal gestanden hatte, entgegengesetzt war. Er blickte scheu um sich, und steckte endlich einen kleinen Schlüssel in das Schloß eines großen Schrankes.

„Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn der große Meister nicht noch einige Minuten auf meine Hülfe warten könnte," flüsterte er.

Während der sechs Tage, in welchen der Marquis sich nicht zeigte, kam Guiseppo jeden Tag, denn seine Neugier war außerordentlich gewachsen. Diese Abwesenheit mußte sehr gewichtige Gründe haben. Er benutzte jede Gelegenheit, um in das Arbeitscabinet des Marquis zu gelangen, wo er überall umherspionirte und die Geheimnisse der geschlossenen Kasten verletzte. Seine neugierigen Blicke verschlangen gleichsam die Massen von Papieren, welche in dem Schranke aufbewahrt wurden. Aber diese waren meist in Chiffern geschrieben, zu denen er keinen Schlüssel besaß. Er mußte sich endlich gestehen, daß er so klug sei, als vorher.

Furchtsam warf er noch einen Blick auf das bleiche Gesicht des Marquis, zog dann einen zweiten Schlüssel hervor und steckte ihn in ein Schloß, welches das geheime Tafelwerk öffnete, das nach dem geheimnißvollen Zimmer führte, worin Baruch Salomon Benjahie noch immer leblos am Boden lag. Leise drehte er den Schlüssel im Schlosse herum und stieß geräuschlos das Getäfel auf, dann steckte er vorsichtig den Kopf durch die Oeffnung, und trat durch eine Tapeten=

thür in das verbotene Gemach. Alles war öde und still, man hörte nicht einmal das Athmen des kranken Greises, das durch die dichten Bettvorhänge gedämpft wurde. Der erste Gegenstand, auf welchen sein Blick fiel, war das zwischen beiden Fenstern hängende Bildniß. Bei seinem Anblicke malte sich die äußerste Verwunderung auf seinem bleichen Gesicht.

„Olebra, die Königin der göttlichen Frauen!" flüsterte er endlich. „Auf mein Wort, sie ist wohl dazu geschaffen, dem Oberhaupte dieser verrückten Secte den Kopf zu verdrehen — es ist ein hinreißend schönes Geschöpf! Aber was thut hier das Bildniß dieses stolzen, unbesiegbaren Weibes bei dem Marquis? Sollte seine diabolische Kraft auch dieses herzlose Wesen bezaubert und unterjocht haben? Ich verstehe das nicht — dieses Geheimniß grenzt wahrhaft an's Fabelhafte. Der Marquis ist erst zwei Monate hier . . . er kann doch nicht das Herz dieses von dem Volke angebeteten und vergötterten Weibes, welches aber stolz wie ein höheres Wesen ist, in so weit erobert haben, daß sie ihm das Bild zum Geschenk gemacht hat? — meiner Treu, ich begreife die Sache nicht. Ja, ja," fügte er unheimlich lachend hinzu, „der Zufall ist mitunter unerhört geistreich. Wenn ich nicht irre, so grenzt die „Bekehrungskammer" an dieses Gebäude. Das geheiligte Oberhaupt der Mormonen ist ein stolzer Verführer, aber ich möchte darauf schwören, daß er es mit dem glänzenden Marquis Posa doch nicht aufzunehmen vermag. Ein Beispiel liefert schon dieses Bild, welches ursprünglich gewiß nicht für den Marquis gefertigt worden ist. Was möchte wohl Joseph Smith für Augen gemacht haben, wenn sein Blick jene Mauer hätte durchdringen können, er würde wahrscheinlich da drüben nicht so häufig und mit so ruhigem Herzen gesündigt haben."

Er ging nach diesen Worten mit fast unhörbaren Schritten auf das Bett zu.

„Ah!" rief er heftig erschreckt, als er die Vorhänge zurückzog und den nackten Körper des Juden am Boden regungslos liegen sah. „Ein Mann!"

Vorsichtig trat er näher, ergriff dann plötzlich den Arm Benjahie's und fühlte seinen Puls.

„Gehirnentzündung," murmelte er, „furchtbare Congestionen nach dem Kopfe!"

Er bog sich dann zu dem Gesicht des Kranken nieder, um seine Züge zu betrachten.

„Dieser Mensch ist mir unbekannt," sagte er darauf gleichgültig. Dann sich plötzlich besinnend, fügte er eifrig hinzu: „O, doch — doch

ich kenne ihn, ich erinnere mich, er ist aber sehr verändert. Es ist ein Werkzeug des Marquis — ein Jude, ich sah ihn in Neapel. Aber zum Teufel, warum läßt ihn der Marquis wie einen Hund hier sterben? Nun mir ist's gleichgültig, vielleicht braucht er das abgenutzte Werkzeug nicht mehr und will den Mitwisser seiner Geheimnisse los werden. — Wenn ich nun aber versuchte, diesen Juden zum Leben zu erwecken, um von ihm die Geheimnisse des Verhaßten zu erfahren?" fügte er sinnend hinzu.

Hastig legte er noch einmal die Hand auf den Puls des Greises und ließ sie eine Minute lang liegen.

„Eine Krisis ist im Anzuge!" murmelte er mit bedenklichen Blicken, „vielleicht noch eine zweite und dann ist die Gefahr vorüber. Diese elenden Hebräer haben ein so zerrüttetes Gehirn, daß das Fieber durch die Kopfhaut davon geht. — Aber der verdammte Marquis! Auf mein Wort, er hat unterdessen Zeit genug gehabt, um drei Mal zu sterben. Ich muß mich beeilen . . ."

Wie er sich umwandte, um seine Nachforschungen in dem Gemache weiter zu verfolgen, fühlte er plötzlich den schweren Druck einer Hand auf seinem Arm, und sah bestürzt hinter sich, indem er glaubte, der ungeduldige Randal habe ihn überrascht. Aber kaum hatte er den Blick auf den Mann geworfen, dessen Hand seinen Arm umfaßte, als er einen gellenden Schreckensruf ausstieß und die Lehne eines Sessels ergriff, um nicht zu Boden zu sinken. Ein Entsetzen, wie er gewiß noch nie empfunden, malte sich in seinen verzerrten Zügen. Er schien sprechen zu wollen, aber die Zunge versagte ihm den Dienst, seine Kniee brachen endlich zusammen, und er sank auf den Teppich nieder, gleichsam in der Stellung eines Besiegten, der um Schonung — um Gnade fleht.

Der Mann, welcher Guiseppo bei seiner Spionage überrascht hatte in dem Augenblicke, wo er das Lager eines ihm anvertrauten Kranken — eines Sterbenden — verlassen, um eine in allen Ländern nicht zu entschuldigende frevelhafte Haussuchung anzustellen, dieser Mann war weder Randal Stanton noch einer von den bevorzugten Dienern des Marquis. Es war der Mann, dessen Wachsamkeit der Intrigant am wenigsten in der Welt vermuthen konnte — mit einem Worte: es war der Marquis Posa in Person.

Der Astrologe Guido Guiseppo war zu sehr ein Meister fast in allen Wissenschaften und verdiente zu sehr den ersten Platz, welchen ihm die Gelehrten aller Länder willig zuerkannten, als daß er nicht das Wiederaufleben des Marquis für möglich, ja für gewiß gehalten

hätte, natürlich unter der Bedingung, daß man ihm die nothwendige Pflege angedeihen ließ. Aber was ihm Entsetzen einflößte, war diese plötzliche, freiwillige Auferstehung ohne Beistand und ohne Hülfe.

Augenscheinlich hatte er den Zustand des Marquis nur oberflächlich geprüft und sich so empfindlich getäuscht. Der erfahrene Italiener übersah mit einem Blick seine verderbendrohende Lage und demüthigte sich. Er war in des Marquis Hand, nicht blos, weil er spionirt hatte, und weil er ihn auf nichtswürdige Weise sterbend verlassen, sondern weil jedes seinem Munde entschlüpfte Wort von dem Marquis wahrscheinlich gehört worden war. Was er für eine durch die fast vollständige Strangulation verursachte Ohnmacht gehalten, war weiter nichts gewesen, als eine vorübergehende Paralysie, welche häufig bei voller Gesundheit Leute ergreift, die übertriebenen Gebrauch von ihren Gehirnfähigkeiten machen, und die häufig wiederholt zum Wahnsinne oder zum Tode führen kann, aber deren erste Anfälle geheilt werden können. Der Marquis litt an der Wirkung einer starken Congestion nach dem Gehirn und war noch davon befallen. Aber diese Unbeweglichkeit, dieser Tod von vorhin, war ein nervöses Phänomen, war nichts als eine Lethargie gewesen, welche mit ihrem Verlauf einen vollkommenen Gebrauch der Sinne und des Nachdenkens zuläßt. Der Marquis stand vor ihm und trug auf seinem Gesichte die offenkundigsten Spuren jener Ueberreiztheit des Gehirns, deren Folgen so verschiedenartig sind.

Guiseppo errieth sogleich, daß dem Marquis die Sprache fehle. Seine Zunge blieb ohnmächtig, nachdem in allen Theilen des Körpers das Leben wieder zurückgekehrt war. Dieser Zustand gehört zu denen, welche man fast täglich sieht. Der Marquis, der sprachlos und noch erschöpft von dem grausigen Kampfe mit dem Fieberkranken war, befand sich also noch immer in seiner Gewalt, sein Racheburst erwachte von Neuem, er beschloß — ihn zu tödten. Zu Hülfe konnte er Niemand rufen, daher konnte kein großes Hinderniß im Wege stehen. Posa streifte den Aermel seines Gewandes in die Höhe und zeigte mit bedeutsamer Geberde auf die schwellenden Adern seines Armes.

„Sie befehlen, daß ich Ihnen zur Ader lasse, Herr Marquis?“ fragte der Gelehrte höhnend.

Der Marquis machte energisch ein bejahendes Zeichen.

Der Doktor zauderte. Auf seinem Gesicht malte sich etwas von seinem finstern Entschlusse.

Aber der Marquis, so ermattet er auch war, konnte doch nicht lange einer Gefahr gegenüber schwach bleiben. Er richtete sich hastig

empor und während der Gelehrte noch zauderte, fühlte er auf's Neue seinen Arm pressen; der Druck war langsam und nachhaltig, der Blick bezaubernd und gebieterisch.

Unwillkürlich gehorchte Guiseppo — er vergaß jeden Widerstand. In dem Augenblicke aber, wo er die Lanzette dem Arme des Marquis näherte, hielt dieser ihm die Hand, nahm das Instrument und näherte es seinen Augen, doch diese waren von Blut unterlaufen, er konnte nicht genau sehen, was er wollte. — Aber der Gelehrte verstand und zitterte, denn diese Bewegung sagte ihm klarer als alles Andere, daß der Marquis nichts von seinem Vorhaben verloren, als er dieselbe Lanzette an dem Tuche abwischte, das bekanntlich augenblicklich geröthet wurde.

Ohne eine Wort zu erwidern, streifte Guiseppo ebenfalls den Aermel seines Rockes zurück und stach sich leicht in den Arm. Der Marquis machte jetzt eine Geberde der Billigung. Einen Augenblick darauf quoll aus der geöffneten Ader ein Strahl dicken Blutes von dunkelbrauner Farbe.

„Genug!“ sagte plötzlich der Marquis, nachdem einige Minuten das Blut geflossen war.

Guiseppo zuckte heftig beim Klange dieser bekannten Stimme zusammen. Er hob seinen auf die Ader gerichteten Blick auf das Antlitz seines verhaßten Feindes in einer Weise, welche deutlich von seiner entsetzlichen Furcht zeugte. Der Marquis sprach wieder. Er war wieder der furchtbare Mann, vor dem sich Alles beugte. — Das entzündete Blut floß noch immer. Der gelehrte Astrologe war so in starre Betrachtung des Gesichtes seines Gegners, dessen Muskeln eine nach der anderen wieder ihre ausdrucksvolle Beweglichkeit annahm, versunken, daß er gar nicht mehr an den Schluß der Ader dachte.

„Genug, Guiseppo!“ wiederholte der Marquis dieses Mal im befehlenden Tone. „Wollen Sie mich denn wirklich tödten?“

Der Doktor erschrak und verband schnell die Ader, dann kreuzte er die Arme über die Brust und nahm eine Stellung an, als erwarte er sein Urtheil.

„Rücken Sie mir einen Sessel heran,“ sagte der Marquis, ohne die Gestalt des Gelehrten eines Blickes zu würdigen.

Dieser gehorchte augenblicklich.

Der Marquis sank, nach dem Blutverluste noch mehr ermattet, mit geschlossenen Augen in den weichen Sessel. So blieb er eine Zeitlang unbeweglich sitzen. Dann richtete er den Kopf wieder in die

Höhe — seine bleiche Stirn hatte ihre ganze frühere Ruhe wieder erlangt.

„Doktor," begann er dann plötzlich mit finsterer Miene. „Ich danke Ihnen, daß Sie das einzige Geheimniß dieses Zimmers verletzt haben. Daß jener arme Kranke nicht mehr in Todesgefahr ist."

Der Gelehrte verstand diesen Vorwurf und das darin liegende Lob. Er verbeugte sich mechanisch.

„Ich glaube mich nicht zu irren," fuhr der Marquis fort, „Sie sagten, daß sein Zustand außer Gefahr sei."

„Ich habe es gesagt, Herr Marquis," antwortete Guiseppo tonlos.

„Ferner danke ich Ihnen, Guiseppo, daß Sie Ihre Seele vor mir ganz bloß gelegt haben, während ich im Cabinet in Todesgefahr schwebte. Sie wollen meine Geheimnisse kennen lernen. Ich grolle Ihnen deshalb nicht, nur finde ich, daß Ihre Neugier, Ihre Eifersucht auf meine Macht unsinnig ist, denn meine Geheimnisse gehören zu denen, welche man nicht erräth. Sie sind in jenen unbekannten Sprachen niedergeschrieben, welche Sie aus den Papieren, die Sie in Händen hatten, ungeachtet Ihrer großen Gelehrsamkeit, niemals entziffern werden, denn es fehlt Ihnen der Schlüssel dazu — und dieser Schlüssel, den die Vorsehung nur allein giebt — Ihnen hat sie ihn nicht verliehen."

In diesen Worten lag eine unendlich kalte, hohe Verachtung. Der Stolz des hochgepriesenen Gelehrten empörte sich heimlich dagegen.

„Endlich, Guiseppo," hob der Marquis wieder an, „danke ich Ihnen noch dafür, daß Sie mich nicht getödtet haben."

Der rachsüchtige Italiener wich bestürzt einige Schritte zurück. Diese Worte trafen ihn in's Herz — er glaubte sich unrettbar verloren. Aber Posa fuhr mit einer Stimme fort, die den Ausdruck der tiefsten Verachtung noch verstärkte.

„Der Tod wäre mir in dieser Stunde sehr schmerzlich gewesen, aber noch einmal, ich grolle Ihnen deshalb nicht. — Legen Sie mir jenes Kissen dort unter die Füße."

Der würdige Gelehrte gehorchte.

„Entschuldigen Sie mich, Guiseppo, wenn ich Ihre Gefälligkeit in dieser Weise in Anspruch nehme. Oeffnen Sie die Thür dieses Zimmers und sagen Sie Randal, daß Sie mir das Leben gerettet haben. — Wie viel ist die Uhr?"

„Es ist zehn Uhr vorüber, Herr Marquis," versetzte der Gelehrte.

„Zehn Uhr vorüber," wiederholte Marquis Posa, „die Zeit ist kostbar, aber die Ermüdung drückt mich nieder — ich muß mindestens

einen halben Tag Ruhe haben. Sagen Sie Randal, daß er um sechs Uhr anspannen lassen soll."

Guiseppo begab sich ohne Widerstreben nach der Thür.

„Wenn Sie meinen Auftrag ausgerichtet haben, Guiseppo," hob der Marquis wieder an, „kommen Sie wohl zurück, ich habe noch Einiges mit Ihnen zu sprechen."

Der Gelehrte verbeugte sich und verschwand durch den geheimen Eingang. Er ging durch das Cabinet, um die äußere Thür desselben zu öffnen. Als er bei dem Ruhebette vorbeikam, auf welchem der Marquis noch vor weniger Zeit vom Zufall besiegt und dem Tode so nahe gelegen, daß es keiner großen Mühe bedurft hätte, ihn vollends sterben zu lassen, zuckte der Italiener, vor Zorn gegen sich selbst erfüllt, die Achseln. Die günstige Gelegenheit war verloren. Aber Guiseppo's Haß, der plötzlich durch die Entdeckung seines Verraths selbst noch mehr gewachsen war, schwur sich im Stillen Rache. — Er öffnete die Thür und rief Randal.

„Nun, Herr Doktor?" fragte er mit forschenden Blicken.

„Das Leben des Herrn Marquis ist außer Gefahr, Herr Stanton."

„Außer Gefahr," wiederholte Randal freudig. „Gott sei Dank! Ich habe Sie falsch beurtheilt, Herr Doktor," fügte er mit Wärme hinzu. „Sie sind in der That ein sehr gelehrter Mann und ein würdiger Freund des Marquis. Ich bitte Sie um Entschuldigung und bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet."

Der finstere Gelehrte verbeugte sich kalt und berührte kaum die Hand, welche Randal ihm im Uebermaß seiner erregten Gefühle hinstreckte.

„Ist der Herr Marquis zu sehen und zu sprechen?"

„Augenblicklich nicht! — Der Herr Marquis beauftragt Sie, um sechs Uhr anspannen zu lassen, und rechnet darauf, daß Sie ihn begleiten werden."

„Ausfahren — schon ausfahren!" rief Randal mit einer Stimme, welche von Freude und Zweifel erfüllt war. „Herr Doktor, das ist ja eine völlige Auferstehung! O, Sie sind ein großer Mann!"

Guido Guiseppo lächelte leicht, grüßte durch ein Kopfnicken so oben hin und schloß die Thür wieder. Dann ging er langsamen Schrittes zu dem Marquis zurück.

Das Geräusch seiner Schritte weckte diesen aus einem Halbschlummer.

„Es sind jetzt sechs Tage, daß ich Nichts gethan, gesehen, noch gehört habe, Guiseppo," begann Posa mit matter Stimme. „Ist etwas Wichtiges vorgefallen?"

„Man hat sich über Ihre lange Abwesenheit gewundert, Herr Marquis, aber Ihre Getreuen haben keine Mühe gehabt, die Mißvergnügten dieses mehr als seltsamen Staats zum Schweigen zu bringen. — Sie wissen, Herr Marquis," fuhr der Gelehrte im ganz veränderten Tone nach einer Weile fort: „Das Mormonenthum hat kein Seitenstück in der Vergangenheit des christlichen Europa's, wie etwa andere verwandte Erscheinungen — es ist einzig in seiner Art. Diese allen Staaten Amerika's gefährliche Secte, konnte auch nur dem Boden der neuen Welt entkeimen, nur unter amerikanischer Sonne zu dieser Riesenstärke gedeihen. Wir müssen bekennen, daß wir bis auf Weiteres vor einem der größten Wunder dieses seltsamen Jahrhunderts stehen, wozu ich allerdings durch mein Werk einiges unbewußt beigetragen habe. Ich glaube, daß, wenn ich dies in dieser Stadt behaupten würde, man mich als einen Glaubenslästerer steinigte. Die heillose Anarchie, welche Joseph Smith durch Einführung der Vielweiberei begründet, ist die Veranlassung geworden, daß der Gouverneur von Illinois durch Abgeordnete bei dem Oberhaupte warnend und drohend Vorstellungen machen ließ. Smith's Anhänger entflammten das Volk zu einem Aufstande, wobei die Abgeordneten des Gouverneurs erschossen wurden. — Der heftigste Gegner Joseph Smith's, der äußerst kluge Sectirer Brigham Thomy, welcher nach der Würde des Oberhauptes des Mormonenthums strebt, ist auf unsere Seite getreten und bereitet im Geheimen einen Aufstand vor, wodurch die Vernichtung Smith's und seines Anhanges sicher herbeigeführt wird. Brigham Thomy wird ein treues Werkzeug in der gewaltigen Hand des Herrn Marquis sein. — Ich weiß nicht, Herr Marquis, was Sie von mir und meiner Thätigkeit denken!" rief Guiseppo mit Wärme, „aber ich bekenne es offenherzig: sehr thöricht sind Diejenigen, welche versuchen, gegen Sie und Ihre Pläne anzukämpfen!"

Der Marquis heftete seinen eindringlichen, ruhigen Blick auf den listigen Gelehrten und sagte im kalten Tone: „Sie sind ein kluger Mann, Guiseppo, haben aber bei all' Ihrer großen Gelehrsamkeit — zu viel Schwächen."

„Jeder in seinem Leben hat Stunden, welche dem Wahnsinne nahe kommen, Herr Marquis," entgegnete der Astrologe, in diesem Augenblicke empfindlich verletzt von den Worten seines Feindes. „Da Sie nun einmal das Vergangene nicht vergessen zu können scheinen, so bekenne ich freiwillig, daß ich doppelt wahnsinnig war, als ich Sie tödten wollte . . ."

„Und ein großer Narr, daß Sie es nicht gethan haben," unterbrach ihn Posa lächelnd.

„Ja, Herr Marquis!" rief Guiseppo mit wildem Blick, gleichsam ganz aus der Rolle fallend, „ein großer Narr, daß ich es nicht gethan habe."

Der Marquis wandte sich hastig in seinem Sessel um und versetzte im drohenden Tone. „Nun, aufgeschoben, ist nicht aufgehoben! — Sie werden mir es nie vergeben können, Ihre innersten Gefühle erkannt zu haben. Aber es ist jetzt keine Zeit vorhanden, diesen Gegenstand weiter zu verfolgen. Ich beanspruche — ja ich fordere entschieden Ihre weiteren Dienste. Ich stütze mich auf Sie und thue es mit der größten Sicherheit."

„Dies Vertrauen, Herr Marquis!" rief der Gelehrte, der einen Augenblick die Lust in seiner Brust empfand, den Reuigen zu spielen.

„Vertrauen ist nicht das rechte Wort," unterbrach ihn Posa stolz. „Meine Meinung war die, — da ich nicht Zeit genug habe, um Sie vor das geheime Tribunal stellen zu lassen, daß ich Sie fortan bei dem geringsten Widerstande gegen meinen Willen, zerschmettern werde!"

Der Marquis stieß bei diesen Worten mit solcher Gewalt das Fußkissen von sich, daß sein niedersinkender Fuß mit dem Hacken den Teppich zerriß.

„Wachen Sie über sich, mein Herr!" fügte er mit donnernder Stimme hinzu. „Ich sage Ihnen, wachen Sie über sich!"

„Herr Marquis!" rief Guido Guiseppo mit heuchlerischer Miene, „in einem Augenblicke wie dieser, hätte ein Wort der Güte mich lebenslänglich zu Ihrem treusten Anhänger gemacht!"

Das glühende Feuerauge des Marquis verlor nicht seinen Ausdruck von ruhiger Ueberlegenheit, aber die Muskeln seines Mundes zuckten in heftigster Erregung.

Der Gelehrte warf in seiner blinden Wuth die Maske ab; er sah sich bis auf den tiefsten Grund der Seele durchschaut.

„Nun gut, Herr Marquis Posa!" rief er bebend, „ich werde mich in Acht nehmen. — Ich werde Ihnen trotz meines Hasses dienen, werde Ihr Werkzeug und Ihr — Feind sein. Ich werde . . ."

„Still, mein Herr!" unterbrach ihn abermals der Marquis mit ernster Würde. „Ich weiß das Alles, sprechen wir von wichtigern Dingen!"

Guiseppo fühlte einen Strom von Haß und Wuth sich zum Herzen schießen, indem er die vollkommene Verachtung erkannte, mit welcher seine Drohungen aufgenommen wurden. Sein Haß wuchs — aber

auch seine Furcht, und eine Art abergläubischen Schauers bemächtigte sich seiner. Der große Demagoge erschien ihm unverwundbar.

„Indeß ein Wort noch," begann der Marquis mit unverkennbarer Ermüdung und im kalten Tone, „da mich der Zufall noch ein zweites Mal vertheidigungslos Ihnen überliefern könnte, so will ich Ihnen ein Geheimniß mittheilen, welches Sie warnen soll. — Wenn Sie mich heute Morgen getödtet hätten, würden Sie heute Abend auf dem harten Lager der Bastei von Desèret geschlafen haben . . . Unterbrechen Sie mich nicht — Sie wissen, daß ich niemals prahle. Ich kenne Sie schon seit Jahren, Salomon Spaulding — jetzt Guido Guiseppo, Doktor der Weltweisheit, genannt! — Und seit zwei Monaten ist zwischen Ihnen und dem Schaffot Nichts als mein Wille!"

Der finstere Gelehrte erzitterte von der Zehe bis zum Wirbel, aber er schien an den letzten Worten des Gewaltigen zu zweifeln.

„Zwischen dem Schaffot und mir, Herr Marquis," wiederholte er lauernd, indem er vergeblich seinen ganzen Stolz in den Blick seines unheimlich funkelnden Auges zu legen versuchte, „ist ein Raum, den alle ihre Macht nicht auszufüllen vermag!"

„Hören Sie, Salomon Spaulding!" rief der Marquis mit unbeschreiblicher Hoheit, „das viele Reden strengt mich an, und ich habe noch Manches mit Ihnen zu erörtern. Eine mächtige Person hat ein versiegeltes Packet in Händen, in welchem sich Ihre Verurtheilung befindet, — verwundern Sie sich nicht: ich halte alle Werkzeuge meines Willens — Ihre Gefährten mehr oder minder, durch meine diplomatische Macht, so in der Schlinge. Ohne das müßte ich tausend Leben besitzen!"

„Aber was enthält denn jenes Packet in Betreff meiner Person?" fragte er noch immer zweifelnd.

„Wählen Sie unter Ihren vielen Verbrechen. Das Packet enthält den Beweis eines derselben," antwortete Posa mit Bestimmtheit.

„Aber warum ist dieses geheime Packet von jener mächtigen Person noch nicht geöffnet worden?" fragte der Gelehrte höhnend.

„Ich muß Ihnen so viel Fragen schon nachsehen, Guiseppo, weil die Sache Sie in der That sehr interessiren muß," versetzte der Marquis lächelnd, „aber meine Gefälligkeit geht nur so weit, Ihnen zu sagen, daß der Wille einer mächtigen Verbrüderung, welche Sie nicht kennen, dazu gehört. Das verhängnißvolle Packet ist eine Mine, der Zündfaden existirt — sein sie davon fest überzeugt. Mit meinem unnatürlichen Tode stürzt zwar ein gewaltiges Gebäude — begräbt aber alle Diejenigen, welche meinen Tod verursacht oder auch

nur gewünscht haben. Mein Leben verbürgt ihnen einzig und allein nur Sicherheit des eigenen Lebens. Doch genug davon: Wann werden Sie mich weiter in die räthselhaften Geheimnisse der Natur einführen? Ich bekenne es ohne Schwäche: Ihr Wissen ist groß, und beuge ich mein Haupt in diesem Punkte gern vor dem gewaltigen Geiste Ihrer tiefen Gelehrsamkeit."

Es währte eine geraume Zeit, bis der gelehrte Mann auf die Frage des Marquis antwortete. Was dieser ihm so eben mitgetheilt, hatte eine so romantische Färbung, daß Guiseppo's Zweifel nicht verscheucht wurden. Von der andern Seite aber war es schon lange her, daß er sich vom Pfade der Redlichkeit abgewandt und den krummen Weg des Verbrechens durch Alchemie eingeschlagen, an dessem Ende sich Gefängniß — Schaffot oder Reichthum befindet. Er war Hochverräther, Wahrsager, Alchemyst, Astrologe, Doktor der Medizin und Giftmischer, er hatte so viele unreine Handlungen auf dem Gewissen, welche die menschliche Gerechtigkeit hart bestraft, daß die Furcht die Zweifel wieder in ihm besiegte. Woher wußte nun der Marquis seinen wahren Namen? — Salomon Spaulding war nach Angabe aller Geschichtsschreiber vor Jahren verstorben und Niemand wußte, daß Guido Guiseppo mit dem Verfasser des Grundgedankens der Mormonenbibel identisch war. Sein Spionirsinn hatte entdeckt, daß der Marquis außerordentliche Beziehungen nicht nur mit den Gasandten aller europäischen Mächte, sondern auch mit den Monarchen vieler Staaten unterhielt, deren Natur aber Jedermann ein Räthsel war.

Der Astrologe Guido Guiseppo war fortan ein entwaffneter Mörder, eine ihres Giftes beraubte Schlange.

Nach einigen Minuten, in welchen der Marquis seine Frage, lächelnd über das Erstaunen und die Verwirrung seines unschädlichen Feindes im ernsten Tone wiederholt hatte, fuhr der Gelehrte aus seinem Nachdenken auf.

„Herr Marquis," antwortete er endlich, „wenn Sie es wünschen, heute Abend."

„Warum nicht sogleich?" fragte Posa forschend.

„Nun denn, auch in dieser Stunde," versetzte der Gelehrte kalt.

„So geben Sie Randal den Befehl, nicht anspannen zu lassen, ich werde zu Haus bleiben."

Guiseppo gehorchte und kehrte nach wenigen Augenblicken zurück.

Meister und Schüler vertieften sich in ein gelehrtes Gespräch. Sie bemerkten kaum, daß der Abend mit seinen dunklen Schatten schon weit vorgeschritten war. Baruch Salomon Benjahie schlief noch immer

fest auf seinem Lager. Diese Ruhe bannte den Fieberrausch und kräftigte seine Glieder. . . . .
. . . .
. . . .
. . . .

Tiefe Nacht herrscht in den Straßen der heiligen Mormonenstadt. Alles ist zur Ruhe in dem alten Gebäude des Marquis. — Alles ist athemlos unter dem schwermüthigen Sternenzelte.

Der Marquis saß in seinem Studirzimmer mit Guiseppo an einem Tische, welcher mittem im Gemache stand. Der finstere Gelehrte hat vor einigen Tagen zu ihm gesagt:

„Die Stunde kommt jetzt, in der Sie die große, luftige Scheidewand durchbrechen und allmälig der schrecklichen Hüterin der Schwelle zu den Geheimnissen der Vorsehung gegenüber treten werden. Setzen Sie ruhig Ihre Arbeiten fort — Arbeit selbst ist das große Reinigungsmittel des Geistes. Unterdrücken Sie fortwährend Ihr ungeduldiges Verlangen nach Resultaten, bis Sie die Ursachen ergründen können."

Zwei Monate lang war Posa als Schüler des unheimlichen Mystikers in Arbeiten vertieft gewesen, welche die größte Aufmerksamkeit, die pünktlichste und genaueste Berechnung erforderten. Erstaunliche und mannigfaltige Resultate belohnten seine Mühe und spornten sein Interesse. Diese seltsamen Studien beschränkten sich nicht allein auf chemische Entdeckungen, worin die wunderbarsten Wirkungen auf die Organisation des physischen Lebens durch Experimente mit der belebenden Kraft der Wärme hervorgebracht zu werden scheinen, sondern auch auf den abstructen Mysterien, welche die Anhänger der geheimen Wissenschaft der Zahlenberechnung zuschreiben. In letzterer Hinsicht dämmerte seinem immer tiefer eindringenden Auge ein neues Licht auf, und er fing beinahe an zu glauben, daß selbst das Vermögen, künftige Ereignisse vorher zu verkünden, oder vielmehr zu berechnen, wohl durch die Magie möglich sei.

Es war der eigenthümliche, und im Ganzen höchst unglückliche Widerspruch in Posa's Wesen, daß, während seine Denkweise ihn zum Zweifel oft geneigt machte — und der Zweifel machte ihn im moralischen Handeln fast unentschlossen und unstät — er seiner physischen Natur nach muthig war bis zur Verwegenheit. Und dieser Charakter ist nicht ungewöhnlich; Skepticismus und maßlose Kühnheit sind oft Zwillingsgeschwister.

Guiseppo hatte ein großes Buch vor sich, welches in Chiffern

und wunderbaren Zeichen geschrieben war. Er las so eben dem Marquis folgende Stelle daraus mit langsamer Stimme vor:

„Das innere Leben schlürfen heißt, das äußere Leben sehen; der Zeit zum Trotz leben heißt, im Ganzen leben. Wer das Elixir entdeckt, findet, was im Raume zwischen Himmel und Erde liegt; denn der Geist, welcher den Körper belebt, schärft die Sinne. Es ist eine Anziehungskraft in dem elementaren Prinzip des Lichtes. In den Lampen der Rosenkreuzer*) ist das Feuer, das reine elementare Prinzip. Zünde die Lampen an, während Du das Gefäß — die Naphatha — öffnest, welches das Elixir enthält, und das Licht zieht die Wesen an, deren Leben jenes Licht heißt. — Hüte Dich aber vor Furcht. Furcht ist der tödtlichste Feind des Wissens."

Hier veränderten die Chiffern ihren Charakter und wurden unverständlich, bis er auf folgenden Abschnitt stieß:

„Wenn dann der Schüler so eingeweiht und vorbereitet ist, laß ihn das Fenster öffnen, die Lampen anzünden, und seine Schläfe mit dem Lebenselixir waschen. Er muß sich aber hüten, daß er den flüchtigen, feurigen Geist nicht in zu starken Zügen und nicht allzu rasch trinkt. Davon kosten, ehe wiederholte Einathmungen den Körper allmälig an die verzückende Flüssigkeit gewöhnt haben, hieße nicht Leben, sondern den Tod sich holen."

Der wißbegierige Schüler hatte genug gehört. War nicht der letzte Satz hinreichend? „Hüte Dich vor Furcht." Es war ihm gleichsam, als hätte der Gelehrte dieser dunklen Wissenschaft absichtlich dieses Blatt jenes Wunderbuches gelesen, und wolle einen Versuch mit seinem Muthe anstellen. Nicht Kühnheit, sondern Furcht war als der tödtlichste Feind des Wissens bezeichnet.

Der Mondschein strömte friedlich durch das Gitterfenster, als seine Hand es öffnete, und wie er auf dem Boden ruhte und die Wände zu dieser Stunde des Forschens nach unbekannten Dingen beschien, war es ihm, als wäre eine geisterhafte, schwermüthige Macht anwesend.

Der Gelehrte stellte so eben die mystischen Lampen, neun an der Zahl, um den Mittelpunkt des Tisches auf und zündete sie der Reihe nach an. Eine silberne und blaugefärbte Flamme quoll aus ihnen hervor und erleuchtete das Gemach mit einem ruhigen und doch höchst blendenden Glanze; sofort aber wurde dies Licht sanfter und dämmernder, da eine dünne graue Wolke, wie ein Nebel, allmälig über das

*) Eine Secte von Mystikern, welche behauptete, das Lebenselixir zu besitzen.

Zimmer sich ausbreitete, und ein eisiger Schauer schoß durch das Herz des Marquis und überlief ihn rasch wie der Frost des Todes.

Instinktmäßig der Gefahr bewußt, in der er schwebte, schwankte er, obwohl mit Mühe, denn seine Glieder waren erstarrt, zu einigen Gestellen von Rosenholz, auf welchen krystallene Gefäße in allen Formen standen, und in welchen Guiseppo eine unbekannte Flüssigkeit aufbewahrte. Mit fester Hand zog Posa aus einem den Stöpsel, worauf ein köstlicher Wohlgeruch sich sogleich im Zimmer verbreitete. Die Luft funkelte plötzlich wie von Diamantenstaub erfüllt. — Eine Empfindung überirdischer Wonne — eines Daseins, das ganz Geist schien, durchflammte seinen ganzen Körper, und harmonische, zum Herzen dringende Töne, drangen durch das Gemach. Hastig athmete er den Duft ein, und wusch sich die Schläfe mit der dunklen Flüssigkeit.

Der Marquis stand alsdann mit auf der Brust gekreuzten Armen, aufrecht und unerschrocken da, harrend der Dinge, welche weiter kommen würden.

Der Dunst hatte jetzt beinahe die Durchsichtigkeit und anscheinende Festigkeit von einer Schneewolke angenommen; das Licht der mystischen Lampen glänzte durch, wie die Sterne am dunklen Himmel. Plötzlich sah er deutlich in dem Dunstkreise Gestalten, die im Umrisse einigermaßen der menschlichen Bildung glichen, langsam sich entwickeln und mit regelmäßigen Bewegungen und Wendungen durch die Wolke eilen. Diese Wesen schienen blutlos: ihre Körper waren durchsichtig und bald zusammengezogen, bald ausgedehnt, wie die Ringe einer Schlange. Wie sie sich in majestätischer Ordnung bewegten, hörte er einen leisen Ton — den Geist gleichsam von einer Stimme — den jede von der andern auffaßte und wiederholte; ein leiser aber harmonischer Ton — welcher der Gesang dieser fremdartigen Wesen zu sein schien und unzweifelhaft überirdische Freude ausdrückte. Ein lebhaftes Verlangen, sie anzureden, gleichsam zu ihnen zu gehören, an ihren Bewegungen ätherischen Glückes Theil zu nehmen, machte es, daß Posa seine Arme ausstreckte und laut zu sprechen versuchte; aber nur ein unartikulirter Laut kam aus seinem Munde, und die Bewegung und das harmonische Summen dauerte ruhig fort, wie wenn kein Sterblicher im Gemache anwesend sei. Langsam schwebten sie im Kreise herum und in die Höhe, bis sie, in derselben erhabenen Ordnung eins nach dem andern durch das geöffnete Fenster eilten und im Mondschein verschwanden. Dann, wie sein Auge ihnen folgte, wurde das Fenster verdunkelt von einem Gegenstande, der auf den ersten Blick nicht zu unterscheiden

war, aber doch hinreichte, um auf geheimnißvolle Weise das bisher empfundene Entzücken des Marquis in unaussprechliches Entsetzen zu verwandeln.

Allmälig nahm dieser Gegenstand eine Gestalt für sein Auge an. Es war, wie ein Menschenkopf mit einem dunklen Schleier bedeckt, durch welchen mit gelbem, dämonischem Feuerauge ein Wesen ihn in einer Weise anglotzte, daß ihn das Mark in den Gebeinen zu Eis erstarrte. Nichts war sonst von einem Gesicht wahrzunehmen — nichts als diese unerträglichen Augen. Aber sein Entsetzen, welches auszuhalten gleich anfangs die Kraft der menschlichen Natur zu überwiegen schien, war tausendfach gesteigert, als nach einer Weile das Phantom langsam in das Gemach glitt. — Die Wolke zog sich vor ihm scheu zurück, als es dem Tische näher rückte, die hellen Lampen wurden matt und flackerten unruhig, wie von dem Hauche des Ungethüms in Bewegung gesetzt. Die übrigen Theile dieses Phantoms waren in undurchdringliche Nebel gehüllt, wie das Gesicht, aber zu Zeiten drangen die Umrisse eines weiblichen Wesens hindurch, welches eher zu kriechen, wie ein mißgestaltetes Reptil, als wie ein Geist zu schweben schien.

Langsam kroch das Ungethüm vorwärts, bis es sich endlich neben den Tisch kauerte, auf welchem das mystische Buch lag, und dann wieder seine gräßlichen Augen durch den dunstigen Schleier auf den Marquis heftete. Alle Phantasien, selbst die groteskesten, der Maler des Nordens in alten Zeiten, wären nicht im Stande gewesen, dem Gesicht eines Bewohners der Hölle — oder des Teufels selbst, diesen Ausdruck von tödtlicher Bosheit zu geben, welcher aus diesen Augen allein sprechend, die menschliche Natur schaudern machte. Alles sonst so dunkel, verhüllt, verschleiert, larvenähnlich, aber dieser brennende, verzehrende Blick aus den blaßgelben Augen, so starr und doch so lebendig, hatte Etwas, das beinahe menschlich zu nennen war, in seinem leidenschaftlichen Haß und spöttischen Hohn. Etwas das anzeigte, daß der schattenhafte Greuel nicht ganz dem Geistergeschlechte angehörte, sondern wenigstens in so weit an der Materie Theil hatte, um für irdische Wesen ein nur noch tödtlicherer und furchtbarerer Feind zu sein.

Wie nun der Marquis, mit der krampfhaften Anstrengung der Todesangst an den Kanten des Tisches sich haltend, mit gesträubtem Haar und mit hervorgedrängten Augäpfeln unausgesetzt nach dem grausigen Auge hinstarrte, sprach das Phantom zu ihm in einer Sprache, welche mehr seine Seele, als sein Ohr erfaßte:

„Posa, Du Messias des neunzehnten Jahrhunderts, bist einge=

drungen in das unermeßliche Reich. — Ich bin die Hüterin der Schwelle zu ihm. Was begehrst Du von mir? — Sprich! — Du schweigst? — Fürchtest Du mich etwa? Fortan bin ich Deine Geliebte, Du wirst kein Weib für dieses irdische Leben beglücken! Du möchtest weise werden und die Fügungen der Vorsehung voraus erkennen? Gut! Mein ist die Weisheit der zahllosen Jahrhunderte! — Komm und küsse mich, mein schöner, sterblicher Liebhaber — ich will Dir das wahre Lebenselixir geben!"

Und näher und näher kroch das Scheusal zu ihm, es kroch die linke Seite seiner hohen Gestalt hinan, sein heißer Athem berührte seine blasse Wange. Mit einem gellenden Schrei stürzte er bewußtlos zu Boden, während ein höllisches Gelächter durch das finstere Gemach drang, denn die Lampen waren erloschen, und verschwunden war der Meister und mit ihm das Gaukelspiel des unheimlichen Astrologen.

Der Marquis wußte nichts mehr von diesem Scheingebilde. Er erwachte am Mittag des nächsten Tages, und als er die Augen aufschlug, fand er sich in seinem Bette liegen, während die Sonne ihre erwärmenden Strahlen durch das Fenster sandte. An seinem Lager saß Randal und beobachtete lächelnd die frischen Züge des Marquis, welche durch den langentbehrten Schlaf neue Spannkraft gewonnen hatten.

Ehe wir nun den Leser weiter führen durch das Labyrinth der dunklen Forschungen des Marquis im Gebiete der unheilvollen Magie, wollen wir noch schnell von einer Scene Kenntniß nehmen, welche sich in der dritten Nacht nach dem Mitgetheilten im Studirzimmer des Marquis ereignete.

Von einem namenlosen Drange erfüllt, jene mystische Operation ohne Beihülfe Guiseppo's zu vollbringen, saß der Marquis allein in seinem Gemache.

Die Lampen sind angezündet, das Gefäß geöffnet und das mystische Buch aufgeschlagen.

Barmherziger Himmel! was erkältet die Atmosphäre so plötzlich? warum brennen die neun Lampen so matt? warum sträubt sich wieder sein Haar? — Dort! — dort! am geöffneten Fenster steht das unheimliche, finstere, ekelhafte Wesen — es starrt nach ihm mit dem teuflischen Hohne, mit seiner Verderben bringenden Tücke, mit diesen scheußlichen Augen.

Er stand entschlossen auf, er blickte muthig hin, — es war keine Täuschung — das unbegreifliche Wesen hockte regungslos in einem Dunstkreise am Fenster. Unfähig noch länger diesen durchbohrenden,

brennenden Blick zu ertragen, bedeckte der Marquis das Gesicht mit den Händen, doch mit einem grausigen Auffahren, mit einem eisigen Schauer zog er sie wieder weg; er fühlte die gewaltige Nähe des namenlosen Wesens.

Da kauerte es auf dem Boden in einem magischen Zauberkreise, während durchsichtige Gestalten aus der Wand herauszutreten und ihn mit blassen, anklagenden Gesichtern anzustarren schienen. Mit einer mächtigen Anstrengung, welche sein Wesen krampfhaft erschütterte, und seinen Körper mit dem Schweiß des Todeskampfes übergoß, bemeisterte der Marquis sein Entsetzen.

Er schritt beinahe bis an den Zauberkreis heran, er ertrug den Blick des Phantoms, er redete es zuletzt mit fester Stimme an, er fragte nach dem Lebenselixir und nach . . .

Da ertönte eine Stimme, unheimlich wie der Wind aus einem Beinhause in nächtlicher Stunde.

Was sie sagte, was sie offenbarte, ist dem Mund verwehrt zu wiederholen, und der Hand unmöglich aufzuzeichnen. Nur das erhöhte Leben, das noch den Körper durchglühte, welchem die Einathmung des Elixirs Stärke und Lebenskraft verliehen hatte, wie sie der Kräftigste nicht kennt, konnte diese grauenvolle Stunde überleben. Besser an den Gräbern wachen und die Verstorbenen in Mitternacht aus ihrer Gruft erstehen sehen, und die bösen Geister bei ihren gräßlichen Orgien belauschen, als diesen Zügen gegenüberstehen, wenn der Schleier zurückgeschlagen war und den Ton dieser Stimme zu hören. . . . . .

. . . .

In der Geschichte, die wir erzählen, drängen sich die Ereignisse schnell auf einander, wie in einem Drama. Wir beschreiben eine Epoche, wo nur Tage zur Reife dessen hinreichten, was sonst nur in Jahren zur Frucht wird.

In dem prachtvollen Palaste des Oberhauptes der Mormonen zu Deséret fand zur Feier des Geburtstages Olebra's, der Königin der göttlichen Frauen, ein großes Festmahl statt. Die weiten, mit Goldverzierungen aller Art überladenen Säle strahlten in einem Feuermeer und faßten kaum die glänzende Menge, welche sich nach aufgehobener Tafel darin tummelte.

Musik, Gesang und die Freuden des Weins berauschten die Menge.

„Gefährten!“ rief ein junger angesehener Mormone in diesem Augenblicke, „ein Glas auf die unvergleichlich schöne Sorenta!“

„Mit Freuden trinken wir ihre Gesundheit!“ erwiderte man stürmisch von allen Seiten.

„Wer ist diese unvergleichlich schöne Sorenta?“ fragte ein stolzblickender junger Mann, von herrlicher Gestalt und blühendem Angesicht.

„Ja, wärst Du nicht gestern erst nach Desèret zurückgekehrt, so verdientest Du für solche Unwissenheit die härteste Strafe!“ versetzte ein Anderer lachend. „Sorenta nicht kennen, heißt den Hauptreiz unserer heiligen Stadt nicht kennen.“

„Wahrhaftig!“ riefen Mehrere. „Sie ist von höchst seltener Schönheit.“

„Nun so belehrt mich doch,“ sagte der stolzblickende Jüngling mit drohender Miene, „wer dieser Stern ist, der Euch in einen solchen Liebestaumel versetzt.“

„Wisse denn, Sidney Rigdon,“ begann der Erstere wieder, „Sorenta Farnese ist eine römische Fürstin, die erst vor Kurzem mit ihrem Bruder in Desèret eingetroffen ist. Ihre Schönheit ist von höchst blendender Art. Sie scheint sehr reich zu sein, aber ebenso freigebig als reich.“

„So sorgen gewiß ihre zahlreichen Liebhaber dafür, daß sie ein gutes Einkommen hat,“ versetzte Sidney Rigdon verächtlich, „und leicht gewonnenes Geld wird immer wieder verschwenderisch weggegeben.“

„Ihre Liebhaber, meinst Du, Sidney? — Ja, da steckt eben das Räthsel! Sorenta Farnese hat nur einen Fehler: sie ist keusch wie eine Vestalin. Ganz Desèret liegt zu ihren Füßen, aber Niemand kann sich auch nur der geringsten Gunstbezeugung rühmen. Sie weißt lächelnd jeden Heirathsantrag ab.“

„Wahrhaftig ein Wunder in unserer geheiligten Stadt!“ rief Rigdon heiter. „Kann ich diese sittsame Taube aus dem fernen Lande nicht zu Gesicht bekommen? Ich möchte wohl mein Heil bei dieser Vesta versuchen.“

„O, gewiß,“ entgegnete der Gefragte, „ich werde Dich morgen ihrem Bruder, dem Fürsten Maletto Farnese vorstellen.“

Die Freunde trennten sich. Die Säle wurden leer, die zahllosen Kerzen erloschen, und Nacht herrschte in den weiten glänzenden Räumen.

Mit verschlungenen Armen stand Joseph Smith, „der König der Erde“, an einem geöffneten Fenster und sah mit einem verächtlichen Lächeln auf die fortrollenden stolzen Karrossen.

„Eitle Narren, die Ihr seid,“ murmelte er leise vor sich hin. „Meine Seele beherrscht und fesselt Euch durch die Macht eines überlegenen Geistes, und fühlt Ihr deshalb die Ketten nicht, welche Ihr

unsichtbar trägt. So lange List und Verschlagenheit die Kraft zu bemeistern vermag, so lange die Religion von mir abhängt, und jedes Wort von meinen Lippen, durch den Mund Olebra's gesprochen, als ein geheiligtes Orakel betrachtet wird, so lange bin ich der Herrscher und Ihr seid die Sklaven meines Willens. Selbst aus Euern Lastern bereitet Joseph Smith seine Freuden, unentweiht von gemeinen Augen, unbegrenzte, reiche, unerschöpfliche Freuden, die Ihr in Eurer Sinnlichkeit nicht zu begreifen, noch zu ahnen vermöget. Plackt Euch nur Ihr Narren der Habsucht, Ihr ruft durch Euern Glauben an meine Unfehlbarkeit nur meinen Hohn hervor, bald wird mein Scepter soweit reichen, als sich der Menschenglaube in den weiten Reichen Amerika's erstreckt. Alle Gauen liefern täglich neue Gläubige, welche als getreue Unterthanen meinen Seckel füllen!"

Mit diesen Worten verschwand der Gesalbte des Mormonenthums von dem Fenster und trat durch einen geheimen Gang in das Heiligthum des Tempels von Deséret.

In der That zeichneten sich die Orakel „Olebra's, der Königin der göttlichen Frauen", eben so sehr durch den Glauben aus, womit man an ihren Aussprüchen und Verkündigungen hielt, als durch die geheimnißvolle Sprache, welche ihr Gewand bildete. Wurden diese Orakel auch von keiner Gottheit eingegeben, so waren sie wenigstens von Smith mit tiefer Menschenkenntniß entworfen; sie paßten immer auf die Verhältnisse der einzelnen Personen und standen gewöhnlich im Einklange mit den Wünschen der gläubigen Mormonen.

Als das Oberhaupt vor dem goldenen Gitter anlangte, das den Uneingeweihten von dem Heiligthum abschied, lag eine Menge von Andächtigen auf den Knieen und verrichtete leise ihr Nachtgebet, oder hörte auf den zauberhaften Gesang der göttlichen Frauen.

Joseph Smith, in einem lichtweißen Gewande, welches mit strahlenden Juwelen bedeckt war, auf seinem Haupte die blendende Mormonenkrone, und um seine Hüften den goldenen Gürtel der Keuschheit, stieg langsamen Schrittes die Stufen des Hochaltars hinan. Eine Todtenstille senkte sich auf die flüsternde Menge. Die Priester sammelten sich um die Stufen und erhoben ihre Hände zum Gebet. Das Oberhaupt sprach den Segen, und die Menge verlief sich im andächtigen Schweigen. Als der unermeßliche Raum des Tempels leer geworden, lehnte der Herrscher der Mormonen noch immer nachdenklich gegen das Seitengeländer des Altars.

Mit leisen Schritten näherte sich einer der Priester und grüßte das Oberhaupt mit dem Anschein enger Vertraulichkeit. Das Gesicht

des Nahenden hatte etwas auffallend Widerliches, sein kahler Scheitel war nach vorn niedrig und schmal, um die dichten Brauen war die Haut in ein Gewebe tiefer, verwirrter Runzeln gefaltet, die dunkeln, kleinen Augen rollten in trüben, gelben Höhlen; die kurze, dicke Nase stülpte sich an den Nüstern wie bei einem Neger auf, endlich vervollständigten die wulstigen, bleichen Lippen, die hohen Backenknochen, die scheckigen Farben, die auf der pergamentartigen Haut mit einander kämpften, ein Antlitz, das Niemand ohne Widerwillen, und Wenige ohne Schrecken und Mißtrauen sehen konnten. Uebrigens eignete sich der Körper dieses mißgestalteten Menschen vollkommen, jeden Wunsch der Seele auszuführen; die eisernen Kehlmuskeln, die hohe und breite Brust, die nervigen Hände und gedrungenen Arme, die er bis über die Ellenbogen entblößt trug, deuteten auf einen Gliederbau, der eben so sehr zu Anstrengungen als zu passiver Ausdauer taugt.

„Parley Pratt," sagte der Mormonenfürst zu dem Priester, „Du hast durch Beachtung meines Willens die Stimmen der göttlichen Frauen vortrefflich geschult."

Der Mormonenpriester verbeugte sich mit dem Grinsen eines Dämons.

„Doch lassen wir das," fuhr das Oberhaupt herablassend fort. „Ich muß mit Dir über andere Dinge sprechen; „kannst Du mich in eines Eurer minder heiligen Gemächer führen?"

„Sogleich," erwiderte der Priester und ging auf einen Gang hinter dem Altar zu, welcher nach dem Zimmer desselben führte. Hier angekommen, nahmen sie an einem Tische Platz, welcher mit kalten Speisen, Früchten und Wein reichlich besetzt war.

„Du weißt, Parley Pratt," begann Joseph Smith mit leiser Stimme, „daß es stets mein Grundsatz war, mich an die Jugend zu halten. Aus ihren biegsamen, ungeformten Gemüthern brachte ich die geeignetsten Werkzeuge für unsern heiligen Glauben zu Tage. Ich forme — webe — spanne und bilde sie nach meinem Willen. Aus den Jünglingen mache ich bloß Anhänger oder Diener der Kirche; aus den Mädchen . . ."

„Aber Buhlerinnen," unterbrach ihn der alte Mormonenpriester, und ein höhnendes Grinsen überzog sein bleifarbiges Gesicht, während seine unangenehmen Züge sich schrecklich verzerrten.

„Ja, ich leugne es nicht," versetzte das geheiligte Oberhaupt ernst, „das Weib ist das Hauptziel, der große Durst meiner Seele. Wie Du die Gläubigen zur Opferbereitwilligkeit geneigt machst und die Orakel Olebra's theuer genug bezahlen läßt, so ziehe ich gern die

weiblichen Andächtigen für meine Lust heran. Ich richte sie durch heilige Trostsprüche zu, bringe ihre Gemüther zur Empfänglichkeit, entwickle die süße Blüthe ihrer verborgenen Leidenschaften, um die Frucht für meinen Geschmack vorzubereiten. Die bereitwilligen, Vollreifen, unserer göttlichen Frauen, ekeln mich an, nur Olebra, die Königin, mit ihren wundervollen Formen, widersteht meinen Gelüsten und reizt durch ihre höhnende Kälte meinen Grimm. Doch Du weißt, wir dürfen unsere einzige, ergiebige Einnahmequelle nicht verderben, das Volk betet sie an und zahlt geduldig, was wir brauchen. Doch genug hiervon. Es ist Dir bekannt, daß ich vor einiger Zeit zum Vormund des jungen Brigham Young von der Bundesregierung ernannt worden bin. Dieser junge Mann ist bekanntlich der Erbe großer Reichthümer, ich vernachlässigte daher die mir übertragene Obhut nicht. Er ist mild und gelehrig, fügt sich willig den Eindrücken, die ich ihm einzuprägen suchte. Am höchsten nach den Weibern liebe ich die Macht und das Ansehen unseres Glaubens, durch ihn hoffe ich noch ganz Amerika zu unterjochen und die Völker bis zum atlantischen Meere zu Gläubigen des Mormonenthums zu gewinnen. Dazu bedarf ich aber die Reichthümer Brigham Youngs. Ich unterrichtete ihn in den Grundsätzen und Grundregeln unserer heiligen Lehre; ich eröffnete ihm Einiges von dem hohen Sinn, der unter dem äußerlichen Dienst der Kirche verborgen liegt. In seiner für religiöse Glut besonders empfänglichen Seele, fachte ich die Begeisterung an, welche aus der Einbildungskraft — Glauben erzeugt. Ich habe meinen Zögling und Schüler Eurer Priesterkaste beigegeben — er ist einer der Berufenen . . ."

„Er ist es," versetzte Pratt mit ernster Stimme; „aber indem Du seinen Glauben entflammtest, hast Du ihn der Klugheit beraubt. Er ist über seine Enttäuschung wie vom Donner gerührt; unsere beweglichen Heiligengestalten, unsere geheimen Treppen und Gänge, die zahllosen Liebschaften der göttlichen Frauen, ängstigen und empören ihn. Er trauert, magert sichtlich ab, murmelt unverständliche Worte vor sich hin und verweigert die Theilnahme an unseren Ceremonien. Man weiß, daß er den Umgang von Menschen sucht, die im Verdacht stehen, sich zu jenem ruchlosen Glauben hinzuneigen, den die katholischen Missionaire predigen. Er verachtet Olebra, die Königin der göttlichen Frauen, und ihre orakelhaften Eingebungen des Himmels. Nun, wir wissen wohl Alle, woher diese göttlichen Eingebungen stammen."

„Das eben," entgegnete der Oberpriester des Mormonenthums nachdenklich, „macht mich besorgt. Aus verschiedenen Vorwürfen, die er mir machte, als ich ihn das letzte Mal in meinem Hause sah, er-

kenne ich die Wahrheit Deiner Worte, Pratt! — In neuester Zeit hat er mich absichtlich gemieden. Ich muß ihn aufsuchen, muß meinen Unterricht erneuern, muß ihn in's Allerheiligste der Weisheit einführen, ich muß ihn lehren, daß es verschiedene Stufen des Mormonenglaubens und der Heiligkeit giebt — die erste: unbedingten Glauben; die zweite: unbedingte Täuschung. Die erste für die Menge, die zweite für den Weisen."

„Ja, wir kennen die Täuschung!" rief der Priester hohnlachend. „Vom Glauben steht nicht viel in unserm Brevier!"

„Du irrst, Parley Pratt," entgegnete das gesalbte Oberhaupt tief verletzt von den Worten des alten Mormonenpriesters, „ich glaube noch bis auf den heutigen Tag — allerdings nicht das, was ich lehre, sondern das, was ich nicht lehre. Die Natur hat eine Heiligkeit, gegen welche ich mein Inneres nicht verhärten kann, ja es nicht einmal verhärten will. — Ich glaube an mein eigenes Wissen, und das hat mir enthüllt. . . . Doch genug hiervon. Es ist Dir bekannt, daß ich die Fremde, die römische Fürstin Sorenta Farnese, bis zum Wahnsinn liebe. Nie, bis ich sie zu sehen bekam, wußte ich, welcher Fülle der Liebe meine Natur fähig ist."

„Ich vernehme von tausend Lippen, sie sei schön wie eine Göttin der Alten," erwiderte der Priester mit lüsternen Augen.

„Ja, diese Fremde, welche mit ihrem Bruder die Wunder des Salzthales sehen will, ist von einer Schönheit, wie sie uns die Märchen des Orients schildern. Doch das ist noch nicht Alles; ihre Seele ist werth, sich der meinigen zu vermählen, sie hat einen über das Maß der Weiblichkeit stehenden scharfen, blendenden kühnen Geist. Damit verbindet sie eine muthige Unabhängigkeit der Ansichten, sie kann ohne Gefahr allein in der Welt stehen, und kann eben so herzhaft sein, als sanft. Dies ist gerade die Natur, die ich mein Leben lang im Weibe gesucht, und jetzt erst in dieser wunderholden Fremden gefunden habe. — Sorenta muß die meinige werden und sollte ich mit ihr zu Grunde gehen!" fügte er voll Erregung hinzu. „Eine zweifache Leidenschaft bindet mich an sie; ich möchte die Schönheit des Geistes wie des Körpers genießen."

„Und wie kann ich Dir behülflich sein, um dieses Weib zu erringen?" fragte der Priester lauernd.

„Ich stehe im Begriff, sie zu einem Fest in meinem Palaste mit dem Bruder einzuladen; ich möchte ihre Sinne blenden — verwirren — entflammen. Unsere Künste, wovon diese Fremden in ihrem Lande keine Ahnung haben, müssen angewandt werden. — Unter dem Schleier

von Religionsmysterien will ich ihr die Geheimnisse des Herzens eröffnen."

„Ah, ich verstehe jetzt!" rief Pratt fröhlich lächelnd, „eines von den lustigen Gelagen in den unterirdischen Räumen des Geierfelsens, woran die göttlichen Frauen und wir Priester trotz des heiligen Gelübdes der Enthaltsamkeit Theil nehmen sollen."

„Ganz recht," erwiderte Joseph Smith, zufrieden mit dem Kopfe nickend. „Höre auf meine Anweisungen."

Die würdigen Vertreter des Mormonenthums sprachen eine Weile heimlich miteinander, und dann verschwand das Oberhanpt wieder durch die geheimen Gänge. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Das Verhängniß webt das Schicksal der Sterblichen mit unsichtbarer Hand, und Niemand entgeht seiner Bestimmung.

Sorenta Farnese, die stolze Fürstin Roms, hatte nur einmal den strahlenden Marquis gesehen, und ihr Herz lag gebändigt zu den Füßen dieses außerordentlichen Mannes, während der stolze Mormonensohn, Sidney Rigdon, vergeblich um Erhörung seiner glühenden Herzenswünsche zu den Füßen der schönen Römerin seufzte.

Rigdon sprach eines Tages mit Sorenta von dem geheiligten Oberhaupte seiner Kirche.

„Ich kenne ihn bereits," sagte die glutäugige Fürstin im sonderbaren Tone. „Erforderte es nicht der Anstand, die Einladungen des Oberhauptes dieser Stadt anzunehmen, so würde ich seine Person gewiß meiden. — In der Regel wendet sich mein Herz meinen Nebenmenschen mit Liebe zu, aber neben diesem seltsamen Mann mit der düstern Stirn und dem eisigen Lächeln wird mir's, als ziehe sich über die Sonne dieses Landes selbst ein Schleier, gleichsam als scheue sie sich, ihn anzublicken. Etwas Unnatürliches liegt in seinem Wesen, ich halte ihn nicht für den großen Heiligen wie die Menge von Desèret."

„Und doch ist er es," versetzte Rigdon mit Bestimmtheit. „Er ist gütig, weise und sanft."

Joseph Smith, der Stifter des Mormonenthums, gehörte, wie wir wissen, zu jenen stolzen, mächtigen Geistern, die daran gewöhnt sind, Andere zu beherrschen; er ergrimmte bei dem Gedanken, daß Brigham Young, der einst seinen Lehren zugethan, seiner Hand wieder entwischen könne, und schwur innerlich, daß sein Schüler ihm nicht entgehen sollte.

Mit diesem Entschlusse begab er sich in das Seminar, wo die jungen Eleven des mormonischen Priesterstandes unterrichtet wurden. Im Park des weitläuftigen Gebäudes traf er Brigham Young an einen Baum gelehnt, den Blick starr auf den Boden geheftet.

„Brigham," sagte das Oberhaupt freundlich und legte die Hand theilnehmend auf des jungen Mannes Schulter.

Der junge Mormonenpriester fuhr heftig zusammen, und sein erster Instinkt schien ein Trieb zur Flucht zu sein.

„Mein Sohn," begann Joseph Smith wieder, „was ist vorgefallen, daß Du mich zu meiden suchst?"

Brigham Young schwieg, sein finsterer Blick blieb am Boden haften, aber seine bleichen Lippen zuckten, und seine Brust hob sich schwer.

„Sprich, mein Sohn," fuhr Smith im dringenden Tone fort, „sprich, was lastet auf Deiner Seele? Hast Du mir Etwas mitzutheilen?"

„Dir nichts!" antwortete der junge Priester endlich kalt.

„Und warum hast Du gegen das Oberhaupt Deines Glaubens so wenig Vertrauen?" fragte der Mormonenfürst vorwurfsvoll.

„Weil Du Dich wie mein ärgster Feind benommen!" sagte Brigham finster.

„Komm, laß uns vertraulich mit einander sprechen," versetzte der Sectirer, indem er den abwehrenden Arm des jungen Mannes in den eigenen schlang und ihn auf eine Bank zog, welche in der Nähe sich befand. — Sie setzten sich und in den dunklen Gestalten lag etwas Verwandtes mit der umschatteten Einsamkeit des Ortes.

Brigham Young stand im Lenz der Jahre, schien jedoch mehr Lebenskraft erschöpft zu haben, als der an Ausschweifungen aller Art gewöhnte Oberhirt des Mormonenthums. Seine zarten, regelmäßigen Züge waren abgezehrt und farblos; seine hohlen Augen strahlten von einem schimmernden, fieberhaften Glanz; seine Gestalt beugte sich vorzeitig vornüber, und auf seinen zarten, fast weibischen Händen, deuteten die blauen, angelaufenen Adern die Mattigkeit und Schwäche der erschlafften Sehnen an.

„Du sagst, Brigham," hob der Oberpriester an, „ich hätte mich wie Dein Feind benommen. Ich glaube den Grund dieser ungerechten Anklage zu kennen — ich habe Dich unter die Priester unseres heiligen Glaubens gesteckt, Du bist über ihre Ausschweifungen empört, glaubst vielleicht, ich habe Dich getäuscht, die Reinheit Deiner Seele verletzt. Du hältst mich für einen ihres Gleichen."

„Du kanntest das elende Gaukelspiel dieser ruchlosen Priesterkaste

und die schamlosen Lügen dieser sogenannten göttlichen Frauen, welche den feilen Dirnen gleichstehen," erwiderte der junge Priester lebhaft, „warum verhehltest Du mir dieselben? — Als Du in mir den Wunsch erregtest, mich dem heiligen Amte zu weihen, dessen Kleid ich trage, sprachst Du mir vom Leben heiliger, den Wissenschaften sich hingebender Männer. Du hast mich aber unter eine unwissende, in Sinnlichkeit versunkene Horde geworfen, die nichts weiter kennt, als im Verein mit ihren Buhlerinnen das Volk durch elende Gaukeleien zu betrügen und zu Opfern anzuhalten. Du sprachst mit mir von Menschen, welche die irdischen Freuden dem erhabenen Dienst der Tugend opfern — Du hast mich aber unter Menschen gesetzt, auf welchen der Schmutz jedes Lasters wuchert. Du sprachst mir von Freunden, von Erleuchteten des Menschengeschlechts: ich sehe nur seine Ueberlister und Verhöhner. O, Du hast schmählich an mir gehandelt — Du hast mir den Glanz der Jugend, die Sicherheit eines tugendhaften Lebens, den heiligen Durst nach Wahrheit und Aufklärung geraubt. Jung, reich, glühend, die sonnigen Freuden der Erde vor mir, entsagte ich Allem ohne Murren, entsagte mit Seligkeit und Jubel in dem Gedanken, daß ich das Verlorene gegen die Geheimnisse höherer Weisheit, gegen den Umgang mit geheiligten Männern, gegen die Enthüllung des Himmels dahingeben, und jetzt — jetzt . . ."

Ein krampfhaftes Schluchzen erstickte des jugendlichen Priesters Stimme; er bedeckte das Gesicht mit beiden Händen, aber durch die abgemagerten Finger drängte sich eine heiße Thräne und rann verstohlen die bleiche Wange hinab.

„Was ich Dir versprochen, Brigham, will ich Dir als Vormund, Freund und Oberhaupt Deiner Kirche halten," versetzte Smith mit heuchlerischer Miene. „Alles war nur eine Probe Deiner Tugend; Du hast sie strahlend bewährt in Deinem Noviciat; denke nicht mehr an jene Erlebnisse, halte Dich fernerhin nicht mehr an diese entwürdigte Priesterkaste, welche nur den niedrigen Kirchendienst verrichtet, Du bist werth in das Innere unseres göttlichen Glaubens einzugehen, ich werde fortan allein Dein Führer und Lehrer sein, und Du, der jetzt meine guten Absichten verdammt, wird sie noch segnen."

Der junge Mann erhob hastig das Haupt und starrte den Oberpriester mit irrem, verwundertem Blick sprachlos an.

„Höre mich an," fuhr der Sectirer im feierlichen Tone fort, nachdem er zuvor das spürende Auge forschend umher geworfen hatte. „Von den verschiedenen Stämmen der Völker zu Babylon kam alles

Wissen der Welt, von daher kam die Gelehrsamkeit Egyptens und die Weisheit Griechenlands. Von Egypten kamen jene alten geheimnißvollen Stämme, welche die Erde überschwemmten, welche alle Künste der Wissenschaft und alle Grazien eines geistigen Lebens besaßen. Von Egypten kam der Götterdienst und die Größe aller lebenden Nationen. Und wie glaubst Du, Verblendeter, daß dieses erhabene Egypten, die Mutter zahlloser Völker, zu seiner riesigen Größe gelangte, zu seinem Wolkengipfel der Weisheit emporstieg? — Durch seine tiefe, heilige Politik. Die neuen Völker danken ihre Größe Egypten — und dieses hehre Land dankt sie lediglich seinen weisen Priestern. In sich selbst versunken, eine Herrschaft über den edlern Theil des Menschen, über seine Seele und seinen Glauben erstrebend, waren diese alten Diener Gottes von dem großartigen Gedanken begeistert, der je in sterblichen Wesen aufstieg. Den Umwälzungen der Sterne, den Jahreszeiten der Erde, dem runden, unabänderlichen Kreislauf des Menschengeschickes entnahmen sie eine heilige Allegorie; durch Zeichen von Göttern und Göttinnen, machten sie dieselbe für den großen Haufen sinnlich und greifbar, und was eigentlich Regierung heißen sollte, nannten sie Religion. Die Grundzüge der goldenen Mormonenbibel sind eine Fabel — erschrick nicht," fügte er mit erhöhter Stimme hinzu, als er die Bestürzung des jungen Priesters wahrnahm. „Ueber die Geheimnisse unseres Glaubens liegt ein Schleier, für die Weisen ist aber dieser Schleier gelüftet worden, und wir stehen der Gottheit näher, als Du zu ahnen vermagst. Die Bildnerei unseres Glaubens ist nothwendig, denn glaubst Du, wenn die alten egyptischen Priester ihre Mitmenschen nicht getäuscht hätten, sie diese beherrschen konnten? Die unwissende, knechtische Menge muß um ihres eigenen Besten willen geblendet werden; einem Lehrsatz würde sie keinen Glauben schenken, aber todte Bildnisse verehrt sie. Diese Menge muß sehen, um zu glauben. Die Kaiser und Könige beherrschen die Erde und bringen die streitenden, uneinigen Elemente zur Harmonie; daher Friede, Ordnung, Gesetz, die Segnungen des Lebens. Glaubst Du, es sei der einfache Mensch, der dies Alles vollbringe? Nein, es ist der Pomp, die Ehrfurcht, die Majestät, die ihn umgeben. Unsere Orakel und Verkündigungen, unsere Gebräuche und Ceremonien sind die Mittel unserer Oberherrschaft und der Hebel unserer Macht. Es sind dieselben Mittel zu demselben Zweck — zu der Wohlfahrt und Eintracht meiner Unterthanen und meiner Kirche. Du hörst mich entzückt und aufmerksam an," fügte der listige Sectirer

hinzu, als er die Wirkung sah, die seine Worte auf den jungen Mann hervorbrachten. „Das Licht fängt Dir an aufzugehen!"

Der junge Priester blieb still, aber der rasche Wechsel seiner Gesichtsfarbe verrieth die Wirkung jener verführerischen Worte, welche durch die Stimme, das hohe Ansehen und das würdevolle Auftreten des gesalbten Oberhauptes noch mächtig gehoben wurden.

„Unvorbereitet brachte ich Dich in den Tempel und überließ Dich plötzlich Dir selbst," sprach Joseph Smith weiter, „damit Du all die Mummerei, die den großen Haufen blendet, durchschauen und erkennen solltest. Entdecken solltest Du die Triebräder der Maschinen, durch welche der Springquell, der unsern Glauben erfrischt, sein belebendes Wasser in die Luft wirft. Es ist die Probe, die jedem unserer Priester auferlegt wird. Für Diejenigen, deren höhere Natur ein höheres Ziel fordert, enthält unsere Religion heiligere Geheimnisse. Du hast das ewig bindende Gelübde eines Priesters abgelegt, zurück kannst Du nicht mehr. Vorwärts denn, ich will Dein Führer sein!"

„Und was willst Du mich lehren, wunderbarer, schrecklicher Mann?" fragte der junge Priester stöhnend. „Neuen Betrug, neue . . ."

„Nein — nein!" rief der Sectirer mit Hoheit, „ich habe Dich in den Abgrund des Unglaubens gestürzt; jetzt will ich Dich auf die Höhe des Glaubens leiten. Du hast nichtige Sinnbilder gesehen; jetzt sollst Du die Wirklichkeit kennen lernen. Es giebt keine Schatten ohne Wesen. — Ich erwarte Dich heute Abend in meinem Palast. — Gieb mir Deine Hand, Brigham."

Gerührt, aufgeregt, wirr von den Worten des Fanatikers, gab ihm der junge Priester die Hand, und Lehrer und Zögling trennten sich.

Wirklich gab es für das betrogene Opfer des Sectirers keine Umkehr. Er hatte nach den Satzungen der mormonischen Kirche das Gelübde der Ehelosigkeit abgelegt, denn nur das Oberhaupt darf die Freuden des Ehestandes genießen, damit der geheiligte Stamm nicht ausstirbt. — Schmerzlich murmelten die bleichen Lippen des jungen Mormonenpriesters den Namen der schönen Sorenta, als die hohe Gestalt des Stifters seiner Religion im Schatten der Bäume lautlos verschwand.

Der Abend dunkelte bereits über der ruchlosen Stadt, als der junge Mormonenpriester den Weg nach dem heiligen Tempel von Deséret einschlug. Er mied die erleuchteten, menschenvollen Straßen, und wie er mit auf die Brust gesenktem Kopf und unter dem leichten Mantel gekreuzten Armen dahin schritt, lag beinahe etwas Erschreckendes in dem Gegensatz, den seine ernste Haltung und abgezehrte Ge-

stalt mit den gedankenlosen Stirnen und fröhlichen Mienen Derjenigen bildeten, die zufällig an ihm vorüber kamen.

Wenige Schritte von dem Gotteshause der Mormonen, trat plötzlich ein Mann an ihn heran, welcher einige Male sein Gesicht mit prüfenden, aber zweifelhaften Blicken betrachtet hatte.

„Brigham Young!“ flüsterte der Fremde leise und machte ein schnelles Zeichen mit der Hand; — es war das Zeichen des Kreuzes.

„Ah, Farnese,“ entgegnete der Priester heftig zusammenfahrend, und sein bleiches Gesicht wurde weiß wie ein Leichentuch. „Was willst Du?“

„Du fliehst meine Schritte, Brigham,“ sagte Farnese vorwurfsvoll, „doch ich will Dich in Deinen Betrachtungen nicht stören. Als wir hier das letzte Mal zusammentrafen, schien ich Dir minder unwillkommen zu sein.“

„Du bist mir nicht unwillkommen, Maletto,“ erwiderte der junge Priester im wärmeren Tone, „aber ich bin sehr traurig und abgemattet, und für diesen Abend nicht im Stande über religiöse Gegenstände nach den Satzungen Deiner Kirche zu sprechen, welche Dir am angenehmsten scheinen.“

„O, Du Thor!“ rief der Fürst mit bitterem Ernst; „Deine Seele ist traurig und Dein Körper abgemattet, und doch willst Du Dich von derjenigen Quelle abwenden, die nur allein erfrischt und stärkt? — Komm, Brigham, komm mit mir, Pater Sebastiano erwartet Dich.“

„O, Himmel!“ flüsterte der junge Mormone mit wilden Blicken, „von welchem Orte aus sollen meine Augen Deine Wahrheit erkennen? Soll ich mit diesem Manne glauben, daß meine Eltern mich in einer Lehre erzogen, welche die ewige Gottheit nicht kennt, weil sie von Menschenhänden geschaffen? Soll ich als eine Schmach und Entweihung der Gottheit eben die Altäre umstoßen, die ich für die heiligsten hielt? oder soll ich die Lehren des Stifters unserer Religion glauben?“

Er schwieg und that einige Schritte rasch vorwärts mit der Hast eines Menschen, der sich selbst entfliehen will.

Aber der Fürst war eine von jenen festen, kräftigen und für seinen katholischen Glauben begeisterten Naturen, durch welche die Vorsehung jederzeit die Umwälzungen auf Erden vollbracht hat. Er holte ihn ein und richtete folgende Worte im eindringlichen Tone an ihn:

„Ich wundere mich nicht, Brigham, daß ich Dir mit meinen Bitten unleidlich bin, und daß Pater Sebastiano, der heilige Missionair, alle Elemente Deines Gemüths durch seine religiösen Wahrheiten erschüttert hat, so daß Du in Zweifel gerathen bist. — Ich wundere

mich darüber nicht, aber halte es noch länger mit uns — die Finsterniß wird schwinden, der Sturm Deiner Seele sich legen und, der Erlöser selbst, wie er einst über die See Samarias ging, wird über die brausenden Wogen hingehen, um Deine Seele vom Unglauben zu befreien. Unsere Religion ist eifersüchtig in ihren Forderungen, aber verschwenderisch in ihren Gaben. Sie macht Dir eine unruhige Stunde und belohnt Dich mit Unsterblichkeit."

„Dergleichen Behauptungen," entgegnete der junge Priester finster, „sind Vorspiegelungen, durch welche der Mensch stets getäuscht wird. O, herrlich waren die Verheißungen Joseph Smith's, welche mich zum Altar meiner Kirche führten."

„Aber, Brigham," sagte Maletto Farnese mit Wärme, „Du bist in meinem Alter und ich liebe Dich, als Freund. Frage nun Deine eigene Vernunft, kann eine Religion edel sein, die aller Sittlichkeit Hohn spricht? Was ist Euer Glaube anders, als Possenspiel mit dem Allerheiligsten! Komm, Brigham, komm mit mir, widerstrebe dem frommen Antriebe Deiner Seele nicht. Du bist traurig und abgemattet. Höre auf die Worte des Erlösers, welcher spricht: „„Kommt zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid — ich will euch erquicken!"

„Nein — nein! — Jetzt nicht!" rief der junge Mormonenpriester entsetzt. „Ein andermal!"

„Nicht ein andermal," erwiderte der Fürst dringender, indem er den Arm des jungen Mannes hastig ergriff, „in dieser Stunde muß Deine Entsagung eines wahnwitzigen Glaubens geschehen!"

Aber dieser, noch nicht tief genug erschüttert zur Entsagung eines Glaubens, eines Lebens, dem er seine Jugend geopfert, und von den letzten Worten seines Oberhauptes noch mächtig ergriffen, machte sich gewaltsam aus der Umschlingung los. Im Gefühl, daß er zum Sieg über die Unschlüssigkeit, welche die Beredsamkeit des römisch-katholischen Christen in seinem erhitzten, fieberhaften Gemüth hervorzurufen angefangen, einer äußern Kraftanstrengung bedürfe, faßte er seine weiten dunklen Gewänder zusammen und floh mit einer Hast die Stufen des Tempels hinan, die jede Verfolgung unnütz machte.

Athemlos und erschöpft langte er endlich in einem dunklen Theile des Mormonentempels an, und vor ihm glänzte der Hochaltar seiner Kirche mit all seiner Pracht und Herrlichkeit. In der heiligen Stille des Ortes, in dem fesselnden Anblick der stolzen Pracht des Wunderbaues dieses seltsamen Gotteshauses, lag etwas, was in dieser Minute das Blut des Priesters mit namenlosem, gespensterhaftem Schauder



„Posa, Du Messias des neunzehnten Jahrhunderts, bist eingedrungen in das unermeßliche Reich. Ich bin die Hüterin der Schwelle zu ihm.“ (Seite 658—59.)



durchrieselte. Er sehnte sich auch nur einen Wiederhall seiner geräuschlosen Schritte auf dem kalten Marmorboden zu vernehmen, als er dahineilte.

Indem er endlich still stand, um sich zu erholen, tauchte eine hohe, in dunkle Gewänder gehüllte Gestalt wenige Schritte vor ihm aus der Finsterniß auf.

„Wer naht in dieser Stunde dem Raum der Heiligen?“ fragte eine klangvolle Stimme, „nach den Kleidern zu urtheilen, bist Du ein Priester.“

„Wer spricht hier, und stört mich in meiner Andacht?“ sagte der junge Priester zusammenfahrend.

„Jemand, der keine Nachricht an ein Glied Deiner Genossenschaft zu bringen hat,“ antwortete die Gestalt im kalten, verächtlichen Tone.

„Mit wem willst Du denn sprechen?“ versetzte Brigham erstaunt. „Dies ist keine Stunde für ein Gespräch. Entferne Dich, und störe mich nicht weiter, die Nacht ist den Heiligen geweiht — der Tag den Menschen.“

„Mich dünkt, ich kenne diese Stimme,“ sagte die Gestalt näher an den Priester herantretend. „Du bist Derjenige, den ich suche, obwohl ich Dich selten im Chor der Priester sah. Bist Du nicht Brigham Young?“

„Der bin ich,“ erwiderte der Mormonenpriester zögernd. „Was willst Du von mir?“

„Still!“ flüsterte die dunkle Gestalt hastig, „bist Du der Zögling des Oberhauptes?“

„Der bin ich?“ antwortete Brigham leise.

„Dann tritt zu mir heran und höre, was Dir Olebra — die Königin der göttlichen Frauen, das geheiligte Orakel, zu verkünden hat.“

Der Priester trat erstaunt diesem Wesen näher, welches in seiner kalten Marmorbrust Gefühle verschloß, die kein Sterblicher bisher ergründen konnte. Sie schien nicht für das geheiligte, süße Gefühl der Liebe geboren, denn ihre hohe Schönheit war mehr abstoßend, als anziehend.

„Ich kenne das Geheimniß Deiner Brust, Brigham Young,“ begann das stolze, vergötterte Weib wieder, „und Du kennst das Fest der Vereinigung. — Es vergnügt Dich vielleicht, daran Theil zu nehmen — würde es Dir auch gefallen, wenn Sorenta Farnese daran unbewußt Theil nehmen würde? würde es Dir behagen, wenn Joseph Smith sie in seine Arme schließe?“

„Beim Himmel, nein,“ rief der Priester mit wildrollenden Augen, „das darf nicht geschehen — ich tödte Dich, wenn Du Deinen Spott mit mir treibst!“

„Ich spreche die Wahrheit, und während ich spreche werden bereits Vorkehrungen zu dem Feste in den Hallen des Geierfelsens getroffen. — Lebe wohl; ich habe erfüllt, was mir oblag." Olebra wollte sich entfernen.

„Halt, halt!" rief der junge Priester mit der bleichen Hand über die Stirn fahrend, „wenn Deine Mittheilungen wahr sind, was kann zu ihrer Rettung geschehen? — Warnen darf ich Sorenta nicht, denn sie würde meine Worte nicht verstehen, und Maletto mag ich keine neuen Beweise von der schmachvollen Sittenverderbniß unseres Oberhauptes an die Hand geben," fügte er halblaut hinzu.

„Sorenta Farnese darf auch nicht gewarnt werden," versetzte Olebra düster, „wer von uns will es wagen den furchtbaren Eid der Schweigsamkeit zu verletzen. — Es muß ein anderer Ausweg zu ihrer Rettung gefunden werden," fügte sie anscheinend sinnend hinzu, indem sie bei dem schwachen Scheine einer kleinen Lampe, welche unter dem Sinnbilde der Göttin der Keuschheit hing, die vor Schmerz und Aufregung verzerrten Züge des jungen Mormonenpriesters scharf fixirte. Die Königin der göttlichen Frauen schien offenbar einen doppelten Zweck bei ihren Mittheilungen zu verfolgen.

„Um allen Verdacht einer Warnung von uns abzuwenden," begann Olebra nach einer Secunde wieder, „ist es nothwendig, daß die schöne Fürstin der Einladung unseres Oberhauptes Folge giebt und das Fest besucht . . ."

„Nimmermehr!" rief Brigham mit vor Wuth bebender Stimme. „Soll das Auge dieses engelreinen Wesens durch den Anblick des fürchterlichen Höllensabbaths entweiht und ihre Seele für ewige Zeiten mit schmachvollen Erinnerungen erfüllt werden? — Nimmermehr!"

„Und doch muß es bei meinem Ausspruche verbleiben," versetzte Olebra im stolzen und harten Tone. „Nur in diesem Falle leihe ich Dir meine Hülfe zu ihrer Rettung aus den Händen des fluchwürdigen Ungeheuers — den ich mit allen Fibern meines Körpers hasse und verabscheue! — Ich will Rache nehmen an dem Betrüger meiner Sinne und dem Vergifter meiner Seele!" fügte sie drohend hinzu. — „Du wirst in der Stunde der Rache an meiner Seite stehen, Brigham, und mir helfen die Welt von einem Ungeheuer zu befreien, welches mich durch die Gluth seiner Beredsamkeit in die Fallstricke seines finsteren Glaubens gelockt hat . . ."

„Man wird mich wahrscheinlich in den Tempel der Wollust nicht einlassen, Olebra," sagte der junge Priester nachdenklich. „Ich kenne auch nicht alle Irrgänge, welche zu den Gemächern des Geierfelsens führen."

„Ich werde Dich an die geheime Thür des Eingangs bringen und Dir das Einlaßwort zuflüstern. Versorge Dich aber mit Waffen sie dürften nothwendig sein."

„Gut denn," entgegnete Brigham Young zähneknirschend, „mag Dein Wille entscheiden, Olebra, wenn der unheimliche Verwirrer meiner Vernunft es wagen sollte, den keuschen Leib Sorenta's zu berühren — bei den Göttern! — still, armes Herz, giebt es denn Götter? — Ja, eine Göttin giebt es mindestens, deren Stimme mir zu Gebote steht," fügte er im wahnsinnigen Lachen hinzu, „und diese ist die R a c h e!"

„Nimm dieses Schreiben," sagte Olebra hastig, „und lasse es sicher in die Hände des Marquis Posa gelangen -- Du kennst ihn doch?"

„Ja, ich sah ihn eines Tages in den Gemächern Joseph Smith's," antwortete Brigham, zögernd die Hand ausstreckend, um das zusammengelegte Papier zu ergreifen, „was soll's mit diesem räthselhaften Manne?"

„Er allein kann unser Vorhaben unterstützen, denn er ist mächtiger, als Du ahnst," versetzte Olebra mit glühenden Wangen. „Befolge nur meinen Befehl, und Du wirst staunen über den Erfolg. — Dort in jener hohlen Figur," sie zeigte mit einem Finger der rechten Hand nach der aus Holz gefertigten Göttin der Vernunft, „findest Du dreißig Priestergewänder, welche die göttlichen Frauen nach meiner Anweisung gefertigt haben, diese überweise dem Marquis, er weiß bereits, was er damit beginnen soll. Die Stunde der Abrechnung hat geschlagen, unheiliger Sectirer!" fügte sie mit bebender Stimme hinzu, „Dein Reich ist zu Ende! Olebra, die Prophetin, verkündet Deinen Untergang!"

„Seinen Untergang!" wiederholte der junge Mormonenpriester, an den Worten dieses unbegreiflichen Wesens zweifelnd. „Menschenhände können ihn nicht vernichten, er trägt das h e i l i g e H e m d d e s M o r m o n e n t h u m s, gewebt aus himmlischen Stoffen. Der Geist des Unerreichbaren schwebt über dem Haupte des Gesalbten seiner Kirche. Ich zage, wenn ich an das Werk unserer Rache denke. Werden wir vor ihm bestehen?"

„Kleinmüthiger!" rief Olebra verächtlich, „hat die Gewalt seiner dunklen Lehren Deinen jugendlichen Geist so mächtig umstrickt, daß Du nicht mehr das Wahre vom Unwahren zu unterscheiden vermagst?" Ich bin mächtiger in meinem Zorn, als dieser Gesalbte mit dem heiligen Hemd! Du wirst meine Macht am Tage des Festes der Vereinigung kennen lernen. Befolge willig meinen Befehl, oder entsage

dem Besitz Sorenta's, und verkomme unter der Last der Zweifel Deiner Brust!"

„Sorenta entsagen? — Nimmermehr!" versetzte der Priester im düstern Tone. „Eher will ich meine Seele dem Bösen verpfänden, als dieses Himmelsbild aus meiner Brust verbannen. Mit ihr sterben, heißt die Seligkeit erringen!"

„Nun denn, auf zur That, Brigham!" sagte Olebra mit dringlicher Stimme. „Ist Joseph Smith mit seinem Anhange gestürzt, ist der Glaube unserer Kirche vom Unkraut gereinigt, ist das fluchwürdige Gelübde der Keuschheit, welches Niemand in Wahrheit zu halten vermag, aufgehoben, tritt Sittlichkeit an Stelle der Ausschweifungen bei der unwissenden, rohen Priesterkaste, dann ist Sorenta Dein, und ein hohes Ziel, der Sitz des Oberhauptes der Mormonenkirche, wartet Deiner! Mit all' meiner Macht will ich den Wunsch Deiner Brust fördern, wenn Du meinen Willen beachtest!"

Mächtig hob sich die Brust des jungen Priesters, seltsame Gedanken tauchten bei den Worten Olebra's in seiner Seele auf und formten sich zu einem Ganzen. Er, der reiche Brigham Young, sollte als Oberpriester des Mormonenthums die Stufen des Hochaltars besteigen und den verwilderten Glauben seiner Kirche reinigen vom Unwesen. Glühendes Roth bedeckte sein Antlitz, seine Lippen zuckten unaufhörlich, und sein brennendes Auge verrieth, daß die Worte Olebra's eine Saite seiner Seele berührt hatten, welche bisher unentweiht schlummerte. Jetzt aber von rauher Hand berührt, einen Ton erklingen ließ, der einen mächtigen Wiederhall in seiner Brust fand.

Wir wissen aus der Geschichte des Mormonenthums, daß Brigham Young sein hohes Ziel erreichte. Doch greifen wir dem Verlauf unseres Romans nicht vor.

Mit wirren, unzusammenhängenden Gedanken eilte der junge Priester von dannen, während Olebra im Schatten der mächtigen Säulen des Tempels lautlos verschwand.

„Am Tage des Festes der Vereinigung erwarte ich Dich um die neunte Stunde, am Bilde der Göttin der Vernunft," hatte Olebra ihm noch zugeflüstert.

„Rechne auf mich, Königin der göttlichen Frauen!" hatte er halbunbewußt erwidert.

. . . .

Während dieser nächtlichen Stunde, in der kaum das erste Grauen des jungen Tages die dunklen Schatten zu brechen begann, saß Joseph Smith, der Stifter der Mormonensecte, der Wundermann des neun-

zehnten Jahrhunderts schlaflos und in Gesellschaft des unheimlichen Astrologen Guido Guiseppo's, auf dem hohen pyramidenartigen Thurm seines Hauses. Eine mächtige Brustwehr um den Gipfel des Thurms diente als Schutzmauer und bot, im Verein mit der Höhe des Palastes und den umgebenden düsteren Bäumen den spähenden Augen neugieriger oder beobachtender Zuschauer Trotz. Ein Tisch, auf welchen eine mit geheimnißvollen Figuren beschriebene Rolle lag, stand vor ihnen. Diese beiden, in ihren Bestrebungen so ähnlichen Männer, prüften mit forschenden Blicken das Firmament.

Am Himmelszelt wurden die Sterne soeben bleich und dämmerig, und die Schatten der Nacht schwanden immer mehr auf den dürren Felsenkuppen, nur über dem Gipfel des Geierfelsens blieb eine tiefe, massive Wolke, die schon seit mehreren Tagen sich immer dunkler und fester zusammengezogen hatte. Mehr in die Augen fiel der Kampf zwischen Finsterniß und Helle über dem breiten Jordanfluß, der sich ruhig wie ein riesenhafter See hinzog, eingegrenzt von der lichteren Schwingung der Küste, die von zahllosen Masten der ankernden Schiffe verdunkelt wurde.

Es war die Stunde, die für die geheimnißvolle Wissenschaft Guiseppo's, welche unser wechselvolles Schicksal aus den Sternen ergründen will, als die geeignetste galt.

Der Astrologe hatte seine Linien und Vergleichungen gezogen, hatte Zeit und Himmelszeichen gegenübergestellt, und überließ sich jetzt, auf die Hand gelehnt, den Gedanken, welche ihm seine Berechnungen und Beobachtungen eingaben.

„Abermals warnen Dich die Sterne," begann Guiseppo mit tiefer, langsamer Stimme, „sicherlich wartet Deiner eine unbekannte Gefahr, Joseph Smith — eine Gefahr von gewaltsamer, unerwarteter Art. Die Sterne enthalten für Dich dieselbe höhnende Drohung, die sie, wenn die Meister der Astrologie sich nicht irren, einst gegen Napoleon I. aussprachen, — gegen ihn, dessen Loos es war, um Alles zu kämpfen; — Nichts zu genießen, — ruhelos umhergetrieben, ein Spielball des Verhängnisses zu sein; — Alles angreifend, nichts gewinnend, — Schlachten ohne Furcht, Lorbeeren ohne Triumph, — Ruhm ohne dauernden Erfolg; endlich durch die Hand der Vorsehung zum Gefangenen von St. Helena gemacht . . ."

„Wahrhaftig!" rief der stolze Sectirer lachend, „die Sterne schmeicheln mir, wenn sie mir in diesem Giganten des Krieges ein Vorbild setzen, wenn sie der Gluth meiner Wißbegierde dieselben Ergebnisse versprechen, wie dem Wahnsinn seines Ehrgeizes. Ewiges Abmühen

ohne dauernden Erfolg — ein düsteres Bild!“ fügte er zagend hinzu. „Du sagst, die Sterne verkünden mir einen ähnlichen Tod, wie Napoleon I.?“

„Du irrst, Joseph Smith,“ versetzte Guiseppo, indem er einen forschenden Blick auf die Rolle warf. „Hüte Dich, sagen die strahlenden Verkünder der Zukunft,“ begann er nach einer Weile mit feierlicher Stimme wieder, „die Felsenklüfte und unteriridischen Felsengemächer zu betreten, — ein gewaltiger Stein von oben herabgeschleudert, ist mit dem Fluch des Geschickes gegen Dich beladen. Die Gefahr ist nicht mehr fern — aber Tag und Stunde vermag ich Dir nicht mit Bestimmtheit anzugeben.“

„Wohlan,“ sagte der Sectirer erbleichend, „wenn mein Stundenglas wirklich auf der Neige ist, soll der Sand noch bis zum letzten Augenblick hell funkeln. — Entgehe ich nun aber dieser Gefahr!“ fügte er mit Fassung, indem er den Ton der Stimme merklich hob, hinzu, „so soll der Rest meines Lebens in Wonne und Entzücken — so klar und heiter, wie der Streifen des Mondes auf dem Wasser glänzen. Meine Seele, erfüllt von dem Glauben meiner göttlichen Sendung, flüstert mir Hoffnung zu, frohlockend streift sie über die drohende Stunde hinaus, und schwelgt in der Zukunft: — ihr eigener Muth ist das beste Vorzeichen. — Du irrst Dich, Salomon Spaulding, in Deinem Wissen. Wäre es mir bestimmt, so jählings und in so kurzer Zeit in meiner Macht unterzugehen, so würden mich die Schatten des Todes umdunkeln, und ich würde ein eisiges Vorgefühl von meinem Loose haben. Meine Seele, die in mir ruhig und heiter lächelt, würde von Ahnungen erfüllt sein, doch sie lächelt — sie verbürgt mir die Rettung aus Todesgefahr!“

„Nun, so verharre in Deinem Sicherheitsgefühl, Joseph Smith;“ sagte der Astrologe kalt, „verachte die Warnung der Sterne und — gehe in den Tod!“

Mit diesen Worten verschwand Guiseppo und ließ den Sectirer, welcher nachdenklich vor sich hin starrte, allein.

„Droht mir der Tod,“ murmelte er endlich verächtlich lächelnd, „so will ich wenigstens sagen können, daß ich gelebt: — Sorenta soll mein werden!“

Er suchte sein Lager auf, und die flüchtigen Geister des Traumes umgaukelten seine Sinne.

Es ist der Fluch sinnlicher Menschen, nicht eher das wahre, heilige Gefühl der innigen Liebe zu empfinden, bis die Freuden des Genusses schwächer zu werden anfangen, und die Uebersättigung sich ein=

stellt. Ihre glühende Jugend haben sie unter unzähligen Begierden zersplittert; die Gefühle ihrer Herzen sind erschöpft. Als Joseph Smith Sorenta Farnese zum ersten Male erblickte, glaubte er, ein Wesen gefunden zu haben, das er für den Abend seines irdischen Lebens lieben zu können vermeinte. Er stand auf jener Brücke des Lebens, von welcher der Mensch zur einen Seite die verlorene Jugend, zur anderen die Dunkelheit des herannahenden Alters erblickt; eine Periode, in welcher wir uns vielleicht ängstlicher als je das noch zur rechten Zeit zu sichern suchen, was wir als nothwendig für den Genuß eines Daseins betrachten, dessen hellere Hälfte bereits wie in einem Rausche unbemerkt dahin geschwunden ist. Nichts facht nun aber das Feuer der Liebe mächtiger an, als ein Funken der Eifersucht; sie wird dann zu einer heftigeren, wiederstandlosern Flamme; sie vergißt ihre Milde, sie vergißt die Zärtlichkeit; sie erwirbt etwas von der unheimlichen Glut, von der Wildheit des Hasses. . . . .

. . . .

Als Sorenta Farnese, in Folge einer dringlichen Einladung am Abend des Festes der Vereinigung die geräumigen Hallen des Palastes Joseph Smith's betrat, drängte sich ihr ein räthselhafter Schauder auf, der auch die Seele ihres Bruders beschlich, alsbeide die Stufen der mit prachtvollen Teppichen belegten Treppe schweigend hinanstiegen. Obwohl die Dämmerung erst im Werden begriffen war, so war dennoch das Innere dieses stolzen Gebäudes künstlich verdunkelt, und unzählige farbige Lampen warfen ihr stilles, duftendes Licht über den Marmorboden und um den mit Goldverzierungen und Elfenbein ausgelegten Plafond.

Auf halbem Wege des geräumigen Vorgemaches trat ihnen Joseph Smith, der König der Erde, in festlichem, von Juwelen schimmernden Gewande, mit der heiligen Krone auf seinem Haupte, freundlich lächelnd entgegen.

„Seid gegrüßet in der gottgesegneten Stadt meines Reiches, Ihr Fremdlinge," sprach das Mormonenoberhaupt, indem er sich niederbeugte, die Hand der reizenden Fürstin ergriff, und sie glühend küßte.

„Wunderholde Fürstin!" begann er in flüsterndem Tone wieder, als er bemerkte, daß Maletto Farnese von Yarmon, dem listigen Günstlinge des Sectirers, geschickt in ein Gespräch gezogen war. „Du hast den Tag durch die Macht Deiner Schönheit verfinstert, — Deine zauberhaft glühenden Augen erleuchten die weiten Hallen dieses Gebäudes, und Dein Athem erfüllt sie mit Wohlgerüchen."

„Ei, ei," erwiederte Sorenta lächelnd, „ein so heiliger, gotterfüllter

Mann lehrt gewöhnlich, daß ein weibliches Wesen dergleichen Schmeicheleien mit Verachtung strafen soll. Willst Du vielleicht einen andern Lehrsatz aufstellen?"

In Sorenta's Benehmen, als sie diese Worte so schelmisch sprach, lag etwas so Ungezwungenes und Fesselndes, daß der Sectirer immer mehr die Vorsicht verlor und geneigter als je wurde, den Fehler, wegen dessen er soeben gerügt worden, von Neuem zu begehen. Er antwortete im heitern Ton und wußte mit großer Geschicklichkeit dem Gespräch eine andere, ihn minder gravirende Wendung zu geben.

Mit dem glatten Wesen einer Schlange führte er seine Gäste weiter durch die verschiedenen Säle seines Hauses, welche die Reichthümer der ganzen Welt zu enthalten schienen. An den Wänden waren Gemälde von unschätzbarer Kunst angebracht, die zahllosen Kerzen beleuchteten Marmorgruppen, von der Hand berühmter Meister gefertigt, und die kostbarsten Holzarten dienten zu Schwellen und Thürbekleidungen. Kunstschätze aller Art, von Gold und Edelsteinen funkelnd, schienen, durch die großen Spiegelscheiben tausendfach wiedergegeben, überall mit sorgloser und verschwenderischer Hand ausgestreut worden zu sein.

Zuweilen befand sich Sorenta Farnese allein in diesen mit wahrhaft orientalischem Luxus ausgestatteten Gemächern, zuweilen gingen sie durch Reihen schweigsamer Diener, und vergebens bot der lüsterne Sectirer seine ganze Beredsamkeit auf, die Fürstin zur Annahme eines kostbaren Geschenkes zu bewegen.

„Oft habe ich gehört," sagte Sorenta, ihr Erstaunen offen an den Tag legend, „daß Du unaussprechlich reich seiest, aber nie ließ ich mir träumen, daß Deine zahllosen Schätze diese Fülle umfassen würden."

„Hätte ich doch die Macht, sie alle zu einer Krone zu verschmelzen," entgegnete das Oberhaupt der Mormonensecte mit leuchtenden Augen, „um sie Dir auf Deine reine Stirn zu setzen."

„Ach, das Gewicht würde mich sicher zermalmen!" rief Sorenta, leicht zusammenfahrend.

„Du verachtest doch nicht etwa den Reichthum? — O, Sorenta!" fuhr er mit erhobener Stimme fort. „Wer über Mangel zu klagen hat, weiß nicht, was das Leben für Genüsse durch Reichthum zu bieten vermag. Gold ist der eigentliche Zauberer auf Erden; es verwirklicht unsere Träume, es verleiht ihnen Göttermacht; es liegt etwas Großes, Erhebendes in seinem Besitz; es ist der mächtigste und doch wiederum der folgsamste Sklave."

Der schlaue Sectirer suchte die junge Römerin, deren Auge an Glanz, Pracht und Reichthum gewöhnt war, durch den unschätzbaren Werth seines Besitzthums und durch die verlockende Beredsamkeit seines lügenhaften Geistes zu blenden. Er suchte den Wunsch in ihr zu erwecken, das, was sie hier sah, in ihren Besitz zu bekommen, in der Hoffnung, sie würde seine eigentliche Absicht verstehen. Mittlerweile fühlte sich Sorenta im Innern ungemein unbehaglich bei Galanterien aus einem Munde, welcher nur heilige Empfindungen nach ihren religiösen Ansichten offenbaren sollte. Mit jenem zarten Takt, den nur Frauen besitzen, suchte sie die wohlbedächtig abgeschnellten Pfeile zu pariren und dem Sinn seiner stets wärmer werdenden Worte eine andere Deutung zu geben. Nichts Lieblicheres in der Welt, als eben diese Art von Vertheidigung; es ist der Zauber jenes afrikanischen Magiers, der behauptet, mit einer geweihten Feder dem Winde eine andere Richtung geben zu können.

Der gewaltige Sectirer war von der reizenden Anmuth der schönen Römerin fast noch mehr berauscht und überwältigt, als von ihrer Schönheit; mit Mühe unterdrückte er seine Empfindungen.

Als sie so scherzend durch die zahllosen Gemächer wandelten und Sorenta gar nicht bemerkte, daß sie sich immer weiter von dem Hauptsaale entfernten, wo die auserlesene Gesellschaft ihre schimmernden Wogen trieb, gelangten sie plötzlich in einen kleinen Saal von wunderbarer Pracht. Weißseidene, silbergestickte Draperien verbargen den Hintergrund und ließen das Auge ahnen, daß diese kostbaren Vorhänge besondere Ueberraschungen oder Kunstwerke verdeckten.

Der Mormonenfürst berührte eine kleine silberne Glocke, ein feiner, zitternder Ton drang durch das Gemach, und wie durch Zauberschlag stieg ein Tisch aus dem Boden empor, zugleich erhob sich ein prachtvoller Divan mit einem scharlachrothen Baldachin, und im nächsten Augenblicke ertönte hinter dem Vorhange eine weiche zauberhafte Musik, während ein feiner, balsamischer Wohlgeruch das Gemach durchzog und die Sinne der jungen Fürstin zu betäuben schien.

Sorenta Farnese wußte in der That nicht, ob sie wache oder träume; schon erhob sie den Fuß, um den verlockenden Geheimnissen dieses Zaubergemaches zu entfliehen, da traten plötzlich zwölf weißgekleidete Mädchen im Alter von kaum zehn bis vierzehn Jahren hinter dem Vorhang hervor und kredenzten der schönen Fürstin eine goldene Schale mit funkelndem Nectar. Berauscht von dem Wohlgeruche, welcher die Nerven betäubte, und kaum mehr wissend, was sie that, nahm Sorenta die Schale und berührte sie mit ihren schwellenden

Purpurlippen, dann reichte sie diese den bildschönen Liebesgöttern mit einem bezaubernden Lächeln zurück.

Aber vergebens waren die Verlockungen des Sectirers, er konnte Serenta nicht vermögen, auf dem Divan Platz zu nehmen und die süßen Früchte des Archipels zu kosten. Wohl fühlend, daß ihre Brust immer mehr und mehr beengt wurde, bat sie den mehr als galanten Wirth in bestimmten Worten, sie wieder zu ihrem Bruder zurückzuführen. Doch dieser wandte sich plötzlich zu ihr und sagte in feierlichem Tone:

„Holdselige Fürstin, gern bin ich bereit, Dein Verlangen zu erfüllen, gestatte mir aber noch die eine Frage: Hat Dich in dieser dunklen, ungewissen Welt nie verlangt, über das Jetzt hinauszublicken? — Hast Du nie gewünscht, den Schleier der Zukunft zu heben und an den Uferrand des Schicksals das Schattenbild dessen, was da kommen soll, zu sehen? Denn nicht nur die Vergangenheit hat ihre gespensterhaften Schatten, auch das, was erst geschehen wird, hat seine räthselhaften Gestalten. Kommt die rechte Stunde, so werden sie von Leben durchdrungen, werden körperlich und wandeln in der irdischen Welt umher. So giebt es denn in dem unermeßlichen Raume jenseit des Grabes zwei stofflose Geisterschaaren, die Dinge, die kommen werden, und die Dinge, die gewesen sind. Vermögen wir durch unsere Weisheit in diesen himmlischen Raum einzudringen, so sehen wir die einen wie die anderen, und erfahren nicht nur die Geheimnisse der Todten, sondern auch das Schicksal der Lebendigen."

„Geht Deine Weisheit so weit, um diese Geheimnisse zu erfahren?" fragte Serenta in abergläubischer Furcht, indem sie sich bekreuzte und ein Ave Maria stammelte.

„Willst Du mein Wissen erproben, Fürstin, und das Bild Deiner eigenen Zukunft erblicken? Es ist ein ergreifendes Schauspiel, eines, wie Deine Augen nie zuvor sahen. Willst Du die Schatten desjenigen Wesens sehen, welches in Zukunft an Deiner Seite leben und sterben wird?"

Die junge Römerin zitterte, unwillkürlich schwebte die herrliche Gestalt, das edle Antlitz mit dem Feuerauge und die fesselnde Männlichkeit des Marquis Posa vor ihrer Seele. Der leise Wunsch — an seiner Seite leben und sterben zu dürfen, erfüllte ihre Brust mit wonnevollem Entzücken. Halb ungläubig, halb gläubig, halb von Ehrfurcht, halb von Angst und Schrecken bei den Worten dieses seltsamen Oberhauptes der Mormonensecte ergriffen, blieb sie einige Augenblicke still, als wüßte sie nichts Passendes zu erwidern. Endlich gewann

sie einigermaßen ihre Fassung wieder und entgegnete furchtsam um sich blickend:

„Diese Zaubergebilde könnten mich unruhig machen — und die Kunde der Zukunft mir vielleicht die Gegenwart nur verbittern.“

„Nicht so, schöne Fürstin,“ antwortete der listige Sectirer mit unendlicher Hoheit, welcher offenbar auf die Beihülfe des räthselhaften Astrologen Guido Guiseppo's bei dieser Täuschung rechnete. „Ich selbst habe in stiller Stunde auf Dein künftiges Geschick einen forschenden Blick geworfen und gefunden, daß der Geist Deiner Zukunft in den sonnigen Gärten des ewigen Paradieses wandelt. Unter duftenden Blumen windet er den Kranz Deines lieblichen Schicksals, und die Parzen, so streng gegen Andere, weben für Dich nur ein Gewebe von Seligkeit und Liebe. Willst Du dieses entzückende Bild mit eigenen Augen sehen?“

Abermals flüsterte das klopfende Herz Sorenta's den Namen des hinreißend schönen Marquis, und sie flüsterte endlich, den andringenden Gefühlen immer mehr unterliegend, ein kaum hörbares — „Ja!“

Der freudig erregte Sectirer ergriff mit zarter Galanterie die feine Hand der schönen Römerin und führte sie auf die den Hintergrund des Gemaches verbergende Hülle zu. Wie von unsichtbaren Geisterhänden vollführt, schoben sich die kostbaren Vorhänge auf die Seite und durch eine Säulenreihe von weißem Marmor, zu deren beiden Seiten Fontainen ihr duftendes Wasser emporwarfen, stiegen sie eine schmale Treppe, welche nach dem Garten führte, hinab.

Hätte man die junge Fürstin in diesem Augenblicke gefragt: wie es komme, daß sie in dunkler Stunde einem Manne so vertrauensvoll folge, der ihr Herz sonst mit ahnungsvollem Schauder erfüllte, so würde sie wahrlich die Antwort schuldig geblieben sein.

Wir aber beantworten diese natürliche Frage der Leser dahin: „Das Verhängniß trieb sie unaufhaltsam vorwärts!“

Der Abend hatte begonnen, der Mond mit seinem Silberlichte stand bereits hoch am Himmel, und jene zarten Blumen, die bei Tage schlafen, aber die Nachtluft mit unbeschreiblicher Würze erfüllen, waren in den Beeten des Gartens mit verschwenderischer Hand ausgestreut, oder lagen, in Körbchen gesammelt, gleichsam wie Opfergaben zu den Füßen der zahlreichen Marmorstatuen, die ihren Weg entlang durch das Dunkel schimmerten.

„Wohin führst Du mich?“ fragte Sorenta, plötzlich stehen bleibend und einen furchtsamen Blick um sich werfend.

„Nur dorthin," erwiderte Joseph Smith, auf ein Gebäude in seltsamer Form erbaut zeigend, welches die Aussicht schloß. „Es ist ein den Parzen*), geweihter Tempel. Unser Vorhaben bedingt einen geheiligten Boden."

Zögernd folgte Sorenta. — Sie traten in eine schmale Halle, deren Hintergrund mit einem schwarzen Vorhang verhüllt war. Der Sectirer erhob denselben, und nöthigte die schöne Römerin näher zu kommen. Sorenta Farnese trat klopfenden Herzens ein, und tiefe Finsterniß umfing sie. — Ein leiser Schrei entflog den Lippen des kühnen Mädchens.

„Sei unbesorgt," flüsterte der Oberpriester, „es wird sogleich hell werden."

Noch während dieser Worte verbreitete sich stufenweise ein sanftes, warmes Licht. Nachdem es die Gegenstände in der Halle hinlänglich beleuchtet, erkannte Sorenta mit Schrecken, daß sie sich in einem ringsum schwarzbehangenen Gemach von mäßiger Größe befand. Ein Divan von derselben Farbe stand neben ihr. Mitten im Zimmer befand sich ein kleiner Altar, vor welchem ein Dreifuß von Erz stand.

Das Mormonenoberhaupt näherte sich dem Altar und goß den Inhalt einer ehernen Vase in das Innere des Dreifußes.

Sogleich schoß eine blaue, bewegliche und schlängelnde Flamme auf — der Sectirer zog sich schnell an Sorenta's Seite zurück, murmelte einige Worte in einer ihr unverständlichen Sprache, und bebend wogte der Vorhang hinter dem Altar hin und her. Endlich theilte er sich langsam, und Sorenta erblickte eine undeutliche, bleiche Landschaft, die jedoch allmälig klarer und heller wurde. Ein unbestimmter Schatten tauchte zwischen Blumenbeeten und Bäumen auf, der geheimnißvolle Zauber schien auch auf dieses Phantom seine Macht auszuüben, er nahm Form und Gestalt an, und augenblicklich erkannte Sorenta in ihm ihre eigenen Züge.

Die Landschaft verschwand allmälig, und das Bild eines prächtigen Palastes trat an ihre Selle. Ein Thron erhob sich mitten in einem prächtigen Saale, dunkle, zahllose Gestalten reihten sich um ihn her, und aus einer lichten Wolke hielt eine bleiche Hand ein strahlendes Diadem über den Thron.

Eine zweite Figur erschien in nebelhafter Ferne, sie war von Kopf bis zu Fuß in ein dunkles Gewand gehüllt, so daß man weder das Gesicht noch die Umrisse des Körpers unterscheiden konnte. Sie schwebte langsam in den Vordergrund und kniete endlich vor Sorenta's Schatten-

*) Schicksalsgöttinnen.

bild nieder, erfaßte dessen eine Hand und zeigte nach dem Thron, welcher in einem wunderbaren Glanze strahlte, gleichsam als fordere sie die Römerin auf, ihn zu besteigen.

Das Herz Sorenta's schlug heftig und drohte die Brust zu zersprengen.

„Soll sich der Schatten enthüllen?" flüsterte die Stimme des Sectirers neben ihr.

„Ja," ertönte es von den bleichen, zuckenden Lippen der schönen Fürstin kaum hörbar.

Joseph Smith erhob die Hand — das Phantom warf die dunkle Hülle ab und Sorenta erkannte die unheimlichen Züge des Oberhauptes der Mormonensecte. Es war Joseph Smith selbst, der vor ihr kniete.

Ein gellender Schrei der höchsten Angst entflog der beengten und nach Luft ringenden Brust Sorenta's, während der schwarze Vorhang sich langsam schloß.

„Es ist Dein unabänderliches Schicksal," flüsterte die Stimme des Sectirers ihr wiederum in's Ohr. „Du, Tochter Roma's, bist von der Vorsehung bestimmt, meinen Thron mit mir zu theilen."

Kaum noch wissend, was sie that, versuchte Sorenta sich von dem Divan zu erheben und der Stätte des Betruges zu entfliehen. Doch der Sectirer verhinderte sie daran, ungestüm stürzte er zu ihren Füßen, ergriff ihre kalte Hand, bedeckte sie mit heißen Küssen und rief im Feuer einer verzehrenden Leidenschaft, indem er mit leuchtenden Augen zu ihr aufblickte:

„O, Sorenta, Du Stern meines dunklen Lebens, höre auf die Worte eines von der Vorsehung zu großen Werken berufenen Mannes, der lange vergebens mit seiner Liebe gerungen hat. — Ich bete Dich an, Du stolze Fürstin einer alten Welt! — Das Schicksal lügt nicht — Du bist bestimmt, die Meinige zu werden. — Die ganze neue Welt habe ich durchsucht und kein Wesen gefunden, was Dir an Hoheit, Anmuth und Geist gleicht. Von Kindesbeinen an habe ich nach einem Herzen geseufzt, welches mir in Liebe zugethan sei, ich sah Dich, und meine Sehnsucht verlangte Deinen Besitz. — Wende Dich nicht mit Abscheu von mir, Sorenta, denke nicht von mir, wie Du vielleicht bisher gedacht, ich bin nicht der kalte, fühllose, nicht von religiösen Dingen allein erfüllte Mann, das geheiligte Oberhaupt von Milliarden Menschen, wie die knechtische Menge glaubt. Nie wurde ein Weib so hingebend, so leidenschaftlich geliebt, als ich Dich, wunderholde Fürstin, liebe. — Entziehe mir nicht Deine Hand und laß mich wieder

in Dein himmlisches Antlitz schauen. Ich, der Herr und Gebieter über Leben und Tod Anderer, habe bisher noch nie vor einem sterblichen Wesen gekniet, und doch bitte ich jetzt um mein Schicksal aus Deinem Munde, Sorenta. — Sei meine Königin! — Jeder Wunsch Deiner Seele soll erfüllt werden. Die Enden der neuen Welt sollen Dir binnen Kurzem botmäßig sein; Glanz, Pracht und Herrlichkeit sollen Dir als Sklaven dienen. Ich will keinen andern Ehrgeiz kennen, als den Stolz, Dir allein zu gehorchen! — Wende den Himmelsstrahl Deines Auges auf mich, Sorenta, umstrahle mich mit Deinem Lächeln. Meine Seele ist finster, wenn sich Dein berauschendes Antlitz ihr verbirgt — scheine über mich, meine Sonne — mein Himmel, mein Tag! O, Sorenta! verstoße meine heiße Liebe nicht!"

Allein und in der Gewalt des seltsamen, furchtbaren Mannes, fühlte Sorenta Farnese bei seinen Worten und bei dem Gedanken ihrer gefährlichen Lage ihr Herzblut zu Eis gerinnen. Erst nach einigen Minuten gewann sie endlich einigermaßen ihre Fassung wieder.

„Stehe auf, Joseph Smith," sagte sie mit ruhiger Stimme und überließ ihm ihre Hand, die sie jedoch schnell wieder zurückzog, als sie den brennenden Druck seiner heißen Lippen darauf fühlte. „Stehe auf und höre auf meine Worte, sie werden Dein Herz . . ."

Sorenta brach bebend ab, als sie die dunklen Augen des Sectirers von der Wuth der Leidenschaft unheimlich funkeln sah.

„Sprich sie aus diese Worte, Sorenta, wären sie auch so schwer und so inhaltreich, wie grausige Blitze und zerschmetterten mein Gehirn, ich will sie dennoch hören!"

„Nun denn," entgegnete die Fürstin mit dem heroischen Muth einer wahren Römerin, „ich liebe einen Andern mit ganzer Seele, und würde mich niemals entschließen können, den Glauben meiner Vorfahren untreu zu werden . . ."

„Beim Himmel, — bei der Hölle!" brüllte wie ein verwundeter Tiger, sich zu seiner vollen Höhe emporrichtend, der Sectirer mit wildrollenden Augen, „wage nicht, die Stimme der Zukunft zu verhöhnen. Sage, Du liebst mich nicht, aber sage nicht noch einmal, daß Du einen Andern liebst?"

„Und doch," begann Sorenta mit eisiger Ruhe, aber erschreckt von dem fürchterlichen Blick des Mormonenfürsten, brach sie kurz ab, indem ihre Augen einen Weg zur Rettung zu erspähen suchten.

Der Sectirer stürzte auf sie zu, sein Athem brannte siedend heiß auf ihrer erbleichenden Wange, als er sie mit Ungestüm in seine Arme

schloß. In dieser Umschlingung lag die ganze gewaltige Kraft der Liebe — aber auch der Rache.

„Höre mich, Sorenta," sagte er mit vor Wuth bebender Stimme, „eher soll Dich das Grab umfangen, als die Arme eines andern Mannes! Glaubst Du, Joseph Smith werde einen Nebenbuhler erdulden? Nein, holdes Kind! Du bist ganz mein!"

Mit diesen Worten zog er sie an sich, aber die Verzweiflung gab der jungen römischen Fürstin übernatürliche Stärke, sie riß sich von ihm los — stürzte nach der Gegend des Gemaches, durch welche sie eingetreten, und zog den Vorhang halb zurück. Ihr Verfolger erfaßte sie aber von Neuem, wieder entwand sie sich ihm und sank endlich erschöpft mit einem lauten Hülferuf am Fuße einer Säule nieder. Der Sectirer hielt einen Augenblick still und schöpfte neuen Athem, dann sprang er mit wildrollenden Augen und bebenden Lippen wieder auf seine Beute los.

In diesem verhängnißvollen Moment wurde der Vorhang hastig auf die Seite gerissen, und der Sectirer fühlte sich von einer zornigen, starken Faust ungestüm an der Schulter gepackt. Wie von der Tarantel gestochen, wandte sich der Mormonenfürst erschreckt um, und erblickte die blitzenden Augen Maletto Farnese's, und das blasse, abgelebte, aber drohende Gesicht Brigham Young's.

„Ha!" murmelte Joseph Smith, die beiden Freunde mit Entsetzen anstarrend, gleichsam als traue er seinen Augen nicht. „Welche Furie lenkte Eure Schritte hierher?"

„Die Rache!" sagte Brigham Young mit dumpfer Stimme und trat dem Oberhaupte seiner Kirche drohend gegenüber, während Maletto die ohnmächtig gewordene Schwester mit kräftigen Armen ergriff und sie auf einen Divan legte.

Der in seinen unreinen Begierden überraschte Sectirer hatte mit Blitzesschnelle einen funkelnden Dolch aus seinem Gewande gezogen und ihn nach der Brust des jungen Priesters geworfen, doch durch eine geschickte Wendung entging Brigham dem gezückten Mordstahl. Unverweilt warf er sich mit dem ganzen Ungestüm seiner erregten Leidenschaft auf Joseph Smith, während Maletto, mit vor Wuth und Abscheu entstellten Zügen, an der Seite Sorenta's stehend, sein Stilet bereit hielt, um es dem Sectirer in die Brust zu senken, wenn dieser der Sieger in diesem grausigen Kampfe sein sollte.

Nichts auf Erden ist vielleicht so furchtbar, als der nackte, unbewehrte Streit der thierischen Kraft ohne andere Waffen, als die, welche die Natur dem Zorn darbietet. — Beide Gegner trugen das Gefühl

des mächtigsten Hasses in ihrer Brust, sie hielten sich eng umfaßt, die Hand eines Jeden die Kehle des Andern suchend, die bleichen Gesichter zurückgebogen, die Augen rachefunkelnd, die Muskeln zur höchsten Kraftanwendung angespannt, die Adern mit Blut überfüllt, die Lippen halb geöffnet und die weißen Zähne heftig übereinandergebissen. Beide besaßen in diesem verhängnißvollen Augenblicke eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Stärke, beide waren von unbezähmbarer, tödtlicher Wuth beseelt. — Sie krümmten und wanden sich um einander, wankten hin und her, drängten sich von einem Ende ihres beschränkten Raumes zum andern, stießen Worte des Hasses und der Rache aus. Bald waren sie am Eingange des räthselhaften Gemaches, bald an den Stufen des schwarzen Altars, bald drängten sie sich mit aller Kraft gegen eine der Säulen. Endlich wichen sie wieder auseinander, um neuen Athem zu schöpfen.

Der Sectirer lehnte sich erschöpft an die Säule, während der junge Mormonenpriester keuchend neben dem Altar stand.

„Heiliger Engel!“ rief Joseph Smith die Säule umfassend, und erhob die Augen nach dem von dem schwarzen Vorhange verhüllten Hintergrunde des Zimmers, „schütze Deinen Auserwählten, verkünde Deinen Zorn gegen diesen Verdammten, der mit ruchloser Hand Dein Heiligthum entweiht und Deinen Gesalbten mit mörderischem Sinn anfällt!“

Indem er diese Worte mit lauter Stimme sprach, ging eine seltsame Veränderung in dem matterleuchteten Gemache vor sich, bläuliche Flammen zuckten um den Altar, eine gigantische Gestalt, um deren Kopf feurige Blitze züngelten, tauchte aus einer nebelhaften Wolke auf, die entsetzlichen Augen dieses Phantoms wurden wie Feuerkugeln und schienen in verderbendem, nicht zu ertragendem Zorn auf das bleiche Gesicht des jungen Priesters gewandt. Erschreckt und eingeschüchtert von dieser plötzlichen, wunderbaren Antwort auf das Gebet des gewaltigen Oberhauptes der Mormonensecte, erblaßte Brigham bei der räthselhaften Erscheinung des geisterhaften Phantoms — seine Kniee bebten — von heiligem Grauen ergriffen, stand er kraftlos, betäubt, halbentmannt vor dem Gefürchteten.

Der Sectirer ließ ihm nicht Zeit, sich von seiner Erschütterung zu erholen.

„Stirb, Elender!“ rief er mit Donnerstimme und sprang mit rasendem Ungestüm auf den jungen Priester los. „Die Heiligen fordern Dich als Sühnopfer für Deine verbrecherische That!“

Gleichsam in der großen Lähmung einer abergläubischen Furcht

überrascht, verlor Brigham auf dem glatten Marmorboden den Halt, er glitt aus und — fiel. Mit wildem Triumphgeschrei setzte der Sectirer den Fuß auf die keuchende Brust seines Opfers.

Der junge Fürst, von dieser ungewöhnlichen Scene mehr zur Wuth entflammt, als von jenen wunderhaften Einmischungen des bereits wieder verschwundenen Phantoms, wie Brigham, erschreckt, stürzte mit emporgehobenen Stilet auf den Sectirer, doch der wachsame Mormonenfürst packte den niederfahrenden Arm Maletto's, ein Ruck seiner mächtigen Hand entriß ihm die Waffe, und ein mörderischer Schlag seiner Faust streckte ihn zu Boden.

Mit lautem Freudenruf schwang Joseph Smith das Stilet. Der junge Priester sah dem nahenden Tode von der Hand seines Oberhauptes mit festem Auge und der strengen, verachtenden Unterwerfung eines mit dem Leben abgeschlossenen Menschen entgegen. — Da theilte sich plötzlich in der Nähe des Altars der Marmorboden, und das unheimliche, widerlichgrinsende Gesicht des alten Mormonenpriesters Parley Pratt, tauchte aus der Tiefe empor. Mit einem Blick erkannte er die seltsame Situation seines Gebieters. Hastig stieg er in das Gemach, ergriff die leblose Sorenta und verschwand mit ihr, ohne eine Silbe zu sprechen, in die dunkle Tiefe.

Der Sectirer hatte diesen Zwischenfall wohl bemerkt, auf seinem bleichen Gesicht malte sich die höchste Freude, die schöne Fürstin war jetzt unwiderruflich sein, keine Macht konnte sie ihm rauben, denn die unterirdischen Gemächer des Geierfelsens waren nur den Eingeweihten zugänglich. In der Mitte der elenden Priesterkaste seines hirnverrückten Glaubens und in Gesellschaft der „göttlichen Frauen," sowie der zahllosen Bacchantinnen, seiner zügellosen Feste, sollte Sorenta in seinen Armen zum neuen Leben erwachen.

„Gelobt seien die Heiligen!" rief Joseph Smith mit hönischem Gelächter. „Sie haben ihren Erwählten vor einem schmachvollen Tode bewahrt. — Die Sterne lügen, Guiseppo!" fügte er mit erhobener Stimme lauter lachend hinzu, „das heilige Hemd hält jeden unnatürlichen Tod von mir fern! — Stirb, elender Knecht, welcher es gewagt, seine verruchte Hand an den Gesalbten des Unendlichen zu legen!"

Mit diesen Worten zückte er den funkelnden Mordstahl und tauchte ihn in die Brust des jungen Priesters, dann sprang er hastig auf die Oeffnung des Bodens zu, stieg eine Leiter hinab und verschwand im Dunkel der unheimlichen Tiefe, worauf die Marmorplatte, von unsichtbaren Händen regiert, das Loch wieder schloß und den Boden ebnete.

Als Maletto Farnese aus seiner Betäubung erwachte, mußte er

sich erst besinnen, was mit ihm geschehen war. Erstaunt blickte er um sich und ließ sein Auge auf dem Körper des am Boden liegenden Priesters eine Secunde ruhen. Die Erinnerung kehrte plötzlich in seine Seele zurück, mit einem gellenden Angstschrei sprang er auf, sein forschendes Auge vermißte die geliebte Schwester. — Wo war der fürchterliche Sectirer geblieben? Sorenta war unzweifelhaft in seiner Gewalt! — Was sollte er thun? — In dieser ruchlosen Stadt gab es kein Recht, das einzige Gesetz war die Willkür des Oberhauptes der Mormonensecte. Wo sollte er Hülfe suchen? Rathlos und mit wirren Blicken starrte er vor sich hin, während seine mächtig arbeitende Brust vor Wuth und Schmerz zu zerspringen drohte.

Endlich gewann er einigermaßen seine Fassung wieder, er stürzte auf Brigham zu, hob das bleiche Haupt empor, und betrachtete das Gesicht mit schmerzlichen Blicken. Der Tod schien ihm sein Siegel aufgedrückt zu haben; Blut strömte aus der Brust und den Lippen auf die dunklen Gewänder; schwer fiel der Körper aus den Händen Maletto's auf den kalten Marmorboden zurück und der rothe Strom färbte die Stelle, wo das Opfer des Sectirers lag.

„Der Elende!" murmelte der junge Fürst mit zuckenden Lippen. „Die heilige Jungfrau möge mir die Kraft verleihen, Rache an dem Mörder dieses edlen Mannes, und dem nichtswürdigen Verführer Sorenta's nehmen zu können!"

„Die heilige Mutter Gottes weiß nichts von dem verworfenen Treiben dieser Welt," sagte plötzlich eine tiefe Stimme hinter dem Fürsten. „Das finstere Verhängniß streckt schon seine Arme nach dem Mörder aus, er eilt unaufhaltsam seinem Tode bereits entgegen — die Sterne trügen nicht!"

Dieser wandte hastig sein Haupt und ergriff den blutigen Mordstahl, welcher neben dem Körper des Priesters lag, um einen etwaigen Angriff abzuwehren. Er erblickte eine verhüllte Gestalt vor sich.

„Beruhige Dich, Maletto Farnese," versetzte der Fremde lächelnd, „es droht Dir von meiner Seite keine Gefahr. Laß sehen," fügte er hastig hinzu, indem er den Arm des jungen Priesters ergriff und den Puls fühlte, „ob noch Rettung möglich ist."

Einige Secunden prüfte er mit kundiger Hand den matten Lebensstrom Brighams, sein Gesicht, wäre es nicht von einer Kapuze verhüllt gewesen, hätte Farnese sogleich zu erkennen gegeben, daß nicht jede Hoffnung verloren sei. Der Fremde beseitigte die Priestergewänder, legte die Brust frei und untersuchte die Wunde, welche nicht unerheblich schien. Dann tauchte er einen Schwamm in das Wasser des

Weihbeckens am Altar, reinigte die Wunde vom erstarrten Blut, und träufelte aus einer Phiole einige Tropfen einer hellen, klaren Flüssigkeit hinein. Die Wunde schloß sich zusehens, und der Blutstrom hörte augenblicklich auf. Ein kräftiges Pflaster verhinderte das Wiederaufbrechen und vollendete den schützenden Verband. Alsdann wusch er dem Verwundeten die Schläfe mit einer stärkenden Essenz und ließ zwei Tropfen einer goldgelben Flüssigkeit auf die bleichen Lippen des jungen Priesters fallen. —

Die Wirkung war in der That wunderbar zu nennen, denn nach kaum einer Minute schlug Brigham Young im vollsten Bewußtsein die Augen auf. Mit Beihülfe Maletto's brachte der geheimnißvolle Unbekannte den Verwundeten auf den Divan, wo kurz vorher Sorenta gelegen hatte.

„Noch wenige Minuten der Ruhe," flüsterte er dem erstaunten Priester in sein Ohr, „und dann eile zu Olebra, welche Dich erwartet."

Nach diesen Worten verschwand der Fremde hinter dem Altar.

. . . .

. . . .

Wir müssen den Leser bitten, sich bis zu jener Scene in diesem Roman zu versetzen, wo der Marquis Posa Adele von Gondolemona durch seinen unbeugsamen Willen in Rom zwang, an den Fürsten Maletto Farnese ein Schreiben zu richten, worin sie versprach, ihn am nächsten Abend um neun Uhr in ihrem Wagen am Platz Campo-vaccino zu erwarten. Wir wissen, daß der Brief an Farnese abgesandt wurde, während er im Duell mit dem Marquis verwundet, das Lager hütete. Er empfing so eben das verhängnißvolle Schreiben.

Hier fahren wir in unserer Erzählung fort.

„Nur guten Muth, Maletto!" sagte der junge Arzt Brocentia, nach dem der Fürst das Schreiben gelesen und ihm schweigend überreicht hatte, „ich vermuthe, daß Adele von Gondolemona. . . . .

„Armes Mädchen," unterbrach ihn Farnese mit matter Stimme, „sie ist sehr unglücklich, Percy! Sie hat ihre ganze Seele diesem Manne hingegeben, der sich wie eine Plage des Himmels während meiner Abwesenheit auf Rom geworfen hat. Diesem Manne, dessen Namen in Aller Mund ist, den selbst mein Vater, wie es scheint fürchtet, den alle weiblichen Wesen gleich lieben und der mich nun schon zwei Mal besiegt hat."

In diesem Augenblicke empfing der Fürst durch seinen alten, treuen Diener die Nachricht, daß die Fürstin Therese von Dagobert

seinen, in herzzerreißenden Worten geschriebenen Brief uneröffnet zurückgesandt habe. Farnese schloß bebenden Herzens die Augen, stieß einen leisen Schrei aus und fiel ohnmächtig in die Kissen seines Bettes zurück.

Der junge Arzt konnte erst gegen Morgen des anderen Tages das Lager des Kranken verlassen, denn in der ganzen folgenden Nacht war der Fürst eine Beute der tollsten Fieberphantasien gewesen und hatte seine ganze Sorge in Anspruch genommen.

Es war ungefähr Mitternacht kaum vorüber. Farnese athmete schlummernd mit Mühe. Brocentia hatte anfangs seine ganze Geistesthätigkeit dem Kranken zugewendet. Dann waren seine Gedanken unwillkürlich von dem Kranken abgewichen und die Scene in der Peterskirche mit dem Marquis und dem Bettler hatte sein Gehirn erfüllt. Er hatte die Augen offen; er wachte, aber in dem Halbdunkel des Zimmers zogen die Bilder seiner Gedanken vor seinen Augen gespensterhaft wie im Traum vorüber. Adele von Gondolemona kniete in der Peterskirche vor dem Altar, am Pfeiler gelehnt, stand der Marquis, während der schlechtgekleidete Mann in einiger Entfernung sichtbar wurde. Die Scene in der Kirche wiederholte sich mit der kleinsten Genauigkeit und in diesem Augenblicke, wie damals, mußte der junge Arzt unwillkürlich sich fragen:

„Wo, Teufel, habe ich nur dieses Gesicht schon einmal gesehen?"

Er vertiefte sich immer mehr in seine Erinnerungen. An jenem Abende hatte er den Marquis nur mit Blicken der Eifersucht betrachtet, denn die schöne Adele hatte auf das Herz Brocentia's einen tiefen Eindruck gemacht, die Abneigung ist nun aber in ihren Erinnerungen eben so genau und scharf als die Liebe, er betrachtete ihn jetzt mit ganz anderen Augen. Der Marquis war für ihn nicht nur eine Bekanntschaft von gestern; die Erinnerung seiner, durch ihre männliche Schönheit so bemerkenswerthen Züge, schrieb sich von früher her. Er hatte den Marquis bestimmt schon gesehen. Nur ein Etwas fehlte ihm in dem Gesicht des stolzen Weibereroberers, wovon er sich aber keine Rechenschaft zu geben wußte. Er war aber seiner Sache fast gewiß, ja überzeugt, er suchte nur den verhängnißvollen Zug, welcher im Antlitz des Marquis fehlte, um jenem anderen Gesicht gleich zu sein, daß bei der Erinnerung an eine seltsame Scene aus seinen frühsten Jugendjahren mit unauslöschlichen Zügen in sein Herz gegraben war.

Der Fürst, Maletto Farnese, bewegte sich in diesem Augenblicke unter seinen weichen Decken in unruhiger Weise, ein fieberhafter Alp schien ihm auf der Brust zu liegen. Er begann verwirrte Worte zu

sprechen, verzweiflungsvoll suchte seine Zunge, die durch den Alp gefesselt war, seine Bande zu lösen.

„Er ist es bestimmt,“ sagte der junge Arzt, vielleicht zum hundertsten Male vor sich hinstarrend „und was ich auf seinem Gesichte suche ist . . .“

„Die Narbe!“ rief Farnese plötzlich sich ungestüm aufrichtend, „Ich habe eine Narbe auf seiner Stirn bemerkt.“

Brocentia fuhr heftig erschreckt zusammen. Er eilte an das Lager des Fürsten und wiederholte mit ungeduldiger Stimme:

„Die Narbe, sagst Du Maletto? — Ja, ja, jetzt erinnere ich mich!“ fügte der junge Arzt mit Bestimmtheit hinzu.

„Auf seiner gerötheten Stirn,“ fuhr Farnese fort, „erschien sie weiß und fein.“

„Von der linken Augenbraue, bis hoch oben nach der Stirn!“ ergänzte Brocentia unwillkürlich.

„Ja, ja — so ist's!“ rief der Fürst freudig.

„Maletto!“ versetzte der junge Arzt in einem Tone, welcher die Erregtheit seines Gemüthszustandes bekundete. „Du erkennst ihn also auch? — Im Namen des Himmels, sage, von wem sprichst Du?“

Der Fürst antwortete nicht, der Schlaf hatte ihn wieder ergriffen. Brocentia setzte sich und murmelte leise vor sich hin:

„Es ist doch seltsam, daß Maletto dasjenige in seiner Fieberphantasie entdeckt, was ich bei allen meinem Grübeln nicht zu finden vermochte.“

Er warf einen ungeduldigen Blick auf den schlafenden Fürsten, aber durfte er dem Freund die wenigen Augenblicke der erquickenden Ruhe rauben? Er erwartete ungeduldig sein Erwachen. Er hatte den festen Entschluß gefaßt, Alles zur Entdeckung zu versuchen, was der Traum Maletto's und seine eignen Gedanken gemeinsam haben könnten.

Endlich erwachte Farnese, ungemein gekräftigt von dem wohlthuenden Schlaf.

„Meinst Du nicht auch, Percy, daß ich morgen aufstehen kann?“ waren die ersten Worte, welche er an den jungen Arzt richtete.

Dieser fühlte ihm den Puls und entgegnete nach wenigen Secunden mit zufriedener Miene:

„Vielleicht, Maletto, es geht bedeutend besser und es ist auch nichts mehr zu befürchten, wenn Du anhaltend sprichst. — Ich habe Dir übrigens einige wichtige Fragen vorzulegen.“

„Wichtige Fragen?“ wiederholte der junge Fürst, den Freund über den seltsamen Ton erstaunt anblickend. „Nun, ich bin gern bereit,

Dir zu antworten. Aber was kannst Du mich fragen wollen, das einen so feierlichen Eingang erheischt?"

Brocentia versuchte zu lächeln.

„Mein Gott," sagte er düster, „meine Traurigkeit prägt sich jetzt fast unbewußt all' meinen Worten und Handlungen ein, Maletto — aber was ich Dich zu fragen habe, ist nichts weniger als feierlich. Im Gegentheil, es handelt sich um einen kleinen Umstand, der sein ganzes Interesse nur durch eine schreckliche Erinnerung bekommt, die sich an die Ermordung meines armen Vaters knüpft. Ein neuerlicher Vorgang hat das Bild wieder in mir rege gemacht. Es handelt sich um Folgendes, Maletto."

Der junge Arzt erzählte nun in kurzen Worten die düsteren Gedanken, welche in ihm vor wenigen Stunden aufstiegen, als er an seinem Lager wachte. Er sprach von seinen Gefühlen bei dem Anblick der schönen Adele von Gondolemona, von seiner Eifersucht, von dem Marquis Posa und der seltsamen Aehnlichkeit mit dem Mörder seines Vaters.

„Nur etwas fehlt dieser Aehnlichkeit, Maletto," fügte er am Schlusse zögernd hinzu, „und ich konnte mir davon nicht genau Rechenschaft geben, erst Du hast im Traume meiner Ungewißheit ein Ende gemacht."

„Ich, — wie das?" fragte Farnese noch mehr erstaunt.

„Ich suchte den Zug, der jenem Manne fehlt, um dem Mörder vollkommen ähnlich zu sein, und Du hast ihn im Traume näher mir bezeichnet.

„Ich?" sagte der junge Fürst lächelnd, indem er Brocentia zweifelhaft anblickte.

„Du sagtest die Narbe..."

„Die Narbe?" wiederholte Farnese heftig zusammenfahrend, während sein Gesicht die Farbe des Todes annahm. Er richtete sich hastig im Bett auf.

„Ja, Du hast diese Narbe sogar näher bezeichnet," versetzte Percy forschend.

„Ich?" fragte Maletto wieder, aber diesmal nicht mehr mit der früheren Sorglosigkeit „Und sage mir, Percy, habe ich dabei den Namen des Marquis Posa erwähnt?" fügte er mit bebender Lippe hinzu.

„Das nicht," antwortete Brocentia verwundert über diese Frage. „Du weißt also, weshalb ich mit Dir sprechen will?"

Der junge Fürst wandte das schmerzlich zuckende Gesicht nach dem

Bilde seiner Schwester Sorenta, welches im Zimmer hing und von den Strahlen des jungen Tages unbestimmt erleuchtet wurde.

„Ja, Percy, ich verstehe Dich,“ flüsterte Farnese mit tonloser Stimme, indem er die Hand auf die Wunde legte, welche in dieser Minute ihm mehr, denn je, Schmerzen zu verursachen schien. „Arme Schwester! Dieser Traum kommt mir häufig vor die Seele — er ist grausig, furchtbar.“ Maletto reichte ihm endlich in schmerzlicher Erregung die Hand und sagte im warmen Tone: „Du bist mein einziger, mein wahrer Freund, Percy, und ich bin Dir Vertrauen schuldig. Aber es giebt gewisse Schmerzen, welche man mit einem Schleier bedeckt, gewisse Wunden, welche man nicht bloßlegen darf . . .“

„Maletto,“ unterbrach ihn der junge Arzt herzlich, „entschuldige mich — ich werde Dich nicht mehr fragen.“

„Ich leide fürchterlich, Percy, wenn dieser Traum sich in meinen Schlaf drängt,“ fuhr der Fürst fort, indem er starr nach dem Bilde blickte und that, als habe er die Unterbrechung des Freundes gar nicht gehört. „Arme Sorenta! — sie war so jung — so schön und glücklich. — Setze Dich, Percy, ich werde Dir mittheilen, auf welche Weise Sorenta Farnese, die Tochter des Fürsten Rienso Farnese, gestorben ist. — Dir allein will ich es erzählen, Percy. Hörst Du, nur Dir allein!“

Er hielt einige Augenblicke inne, gleichsam als unterliege er den schmerzlichen Erinnerungen. Dann fuhr er weiter in seinen Mittheilungen mit leiser Stimme fort.

„Es ist eine seltsame Geschichte, räthselhaft und voll von geheimnißvollen Abenteuern, die dem Gebiete der erhitzten Phantasie anzugehören schienen. Und doch ist Alles wahr — leider nur zu wahr! Mitunter zweifle ich, so sehr gleichen meine Erinnerungen einem Traum, aber mein Zweifel bricht sich an dem Marmor eines Grabes. — Es war vor etwa nicht ganz zwei Jahren, als ich mich mit meiner reiselustigen und ungemein wißbegierigen Schwester im Mormonenstaate und zwar in Deséret befand . . .“

„O, ich kenne diese Stadt der Wunder und der Sittenlosigkeit!“ unterbrach ihn der junge Arzt ungestüm. „Mein Vater, Harrison Brocentia, welcher, wie Du weißt, Hochbootsmann auf der Kriegscorvette Green Aldrigge der englischen Marine war, nahm mich als Knaben einige Male dorthin mit, um die Wunder der Natur — den Salzsee, und die Wunderwerke der Mormonensecte kennen zu lernen. Es war kurz vor seinem Tode, als wir das letzte Mal in Deséret waren . . .“

„Dort wurde Sorenta — meine theure Schwester entehrt," unterbrach ihn der junge Fürst mit tiefer, unterdrückter Stimme.

„Entsetzlich," murmelte Percy Brocentia erblassend.

„Höre weiter," sagte Farnese mit einiger Anstrengung. Und nun begann er dem aufmerksam zuhorchenden Freund jene Begebnisse zu erzählen, die der Leser bis zu dem Punkte kennt, wo der junge Mormonenpriester im Tempel der Parzen von der Hand des Fremden, in welchem wir gewiß den Astrologen Guido Guiseppo zu erkennen glauben, dem sichern Tode entrissen und dem Leben wiedergegeben wurde.

Lassen wir nun den Fürsten weiter erzählen.

„Als ich den jungen Priester, wenngleich von dem Blutverluste sehr ermattet, wieder lebenskräftig auf den Beinen stehen sah, tauchte plötzlich das Bild meiner verschwundenen Schwester in meiner Seele auf. Ich stand wie vernichtet vor dem fragend um sich blickenden Priester. Meine beiden Hände schlugen krampfhaft an die Stirn, aber mir kam kein helfender Gedanke. Mein irrer Blick durchlief das unheimliche Gemach nach allen Richtungen, und überall glaubte ich das Bild Sorenta's zu bemerken. Einen Augenblick ging ich so weit, zu glauben, daß ich wahnsinnig sei. — Aber nach einer Minute machte sich das Bedürfniß zum Handeln in mir rege. — Ehe ich aber noch einen Entschluß zu fassen vermochte, gab mir Brigham Young einen verständlichen Wink, ihm zu folgen. Wir verließen das Gebäude des Oberhauptes der Mormonensecte und begaben uns in den großen Tempel. Im nordwestlichen Winkel, wo sich das sanctum sanctorum erhebt, und wo die Auserwählten dieser Secte von dem Propheten oder von den Aposteln die Gaben des heiligen Geistes und die Priesterweihe empfangen, trat uns plötzlich eine hohe, verhüllte Frauengestalt aus dem Dunkel entgegen. Der junge Priester sprach in hastiger Weise einige, mir unverständliche Worte, worauf die Frauengestalt verschwand, und nach einigen Minuten mit einem Priestergewande zurückkehrte, welches ich anlegen mußte. Alsdann erhielten wir jeder einen vierläufigen geladenen Revolver. Mit seltsamer Erregung ging nach diesem die Frauengestalt auf den Hochaltar zu, indem sie uns mit einer herrischen Geberde zu verstehen gab, daß wir ihr folgen möchten.

Hinter dem Altar angelangt, drückte die Gestalt, in welcher ich später Olebra, die Königin der göttlichen Frauen, erkannte, an eine verborgene Feder, worauf sich in dem Hochaltar selbst, zu meinem nicht geringen Erstaunen, eine geheime Thür öffnete. Eine Treppe von Granit schien zu einer dunklen, grausigen Tiefe hinabzuführen.

Kaum hatten wir die Schwelle der Thür auf das Geheiß Olebra's

überschritten, so schloß diese geräuschlos wieder den seltsamen Eingang. Das ungewisse Licht einer Blendlaterne in der Hand Olebra's beleuchtete nur schwach die Stufen der endlos scheinenden Treppe.

Die feuchte Luft der Tiefe kühlte meine brennende Stirn, rastlos, aber vorsichtig, stiegen wir die zahllosen Stufen hinab und berührten nach etwa zehn Minuten die durchnäßte Erde eines gigantischen Gewölbes. In dem Moment, als ich den Fuß auf den Boden setzte und einen forschenden Blick in die Dunkelheit warf, welche uns umgab, und nur durch den zitternden Schein der Laterne schwach unterbrochen wurde, bemerkte ich ein seltsames Schauspiel, und meine Vernunft weigerte sich erst, es zu glauben. Ich schloß die Augen, um der phantastischen Erscheinung zu entgehen, welche meinen Blick getroffen, und die so bis zur Sonderbarkeit unmöglich war, daß ich fast in der Idee bestärkt wurde, es sei mit meinem Verstande nicht ganz richtig. Aber als ich die Augen wieder öffnete und genauer die Gegenstände erkennen konnte, gewahrte ich, wie diese Erscheinung, welche gleichsam zur Hüterin dieser Treppe bestellt war und offenbar jeden Unberufenen fern halten sollte, Olebra geheimnißvolle Zeichen gab, woraus ich wahrnehmen zu können glaubte, daß unser Ziel frei von jeder Gefahr sei.

Wir gingen entschlossen vorwärts und verfolgten die unterirdischen Gänge, welche von großer Ausdehnung zu sein schienen, mit ausdauerndem Eifer, ohne auch nur ein Wort zu wechseln. Olebra schien in diesen unheimlichen Räumen vortrefflich Bescheid zu wissen, denn sie eilte mit unruhiger Hast uns immer voran, gleichsam als vermuthete sie am Ziele unserer Wanderung zu spät anzulangen. Ich begriff nicht, wohin man mich zur Rettung Sorenta's führen wollte. Jedenfalls trieb Beide das Gefühl des gemeinsamen Hasses gegen den elenden Mörder — gleich mir — unverkennbar nach einem mir unbekannten Ort. Der Palast des nichtswürdigen Mörders mit dem Tempel der Parzen schien über dem einen Ende der Gänge zu stehen, denn ich bemerkte verschiedene Treppen, welche an das Tageslicht führten. Nach einem etwa halbstündigen Marsche, in welchem wir oftmals mit den Armen voraustasten mußten, um nicht an den Felsenvorsprüngen des Gewölbes den Schädel zu zerschmettern, hörte ich plötzlich ein fernes Geräusch, das mir vorher nur wie ein dumpfes Gemurmel vernehmbar gewesen. Es war wie der tobende Lärm eines Wasserfalles, der von beträchtlicher Höhe herabschießt.

„Das ist der Strom vom Jordanfluß," flüsterte der junge Arzt kaum hörbar.

„Du kennst diese unterirdischen Gänge, Percy?“ fragte Maletto mit weitaufgerissenen Augen.

Der junge Mann lächelte schmerzlich und erwiderte dann mit feuchten Augen:

„Maletto, ich habe in der Welt Niemand als Dich, und Du Niemand als mich zum wahren Freunde, laß uns daher einander nicht mißtrauen. — Ich verlor in dieser unheiligen Stadt, gleich Dir, eine Schwester, ein bildschönes Mädchen von vierzehn Jahren, welche uns auf räthselhafte Weise geraubt wurde, als ich mich mit meinem Vater vor etwa sieben Jahren dort befand. Doch fahre fort.“

„Wir gingen noch geraume Zeit, ehe wir den Ort erreichten, von welchem das Geräusch herkam. Der Boden der Gänge wurde immer feuchter und unwegsamer unter den Füßen. Bald schoß ein feuchter Luftstrom auf mein Gesicht, der Lärm verdoppelte sich, und ich konnte darüber nicht mehr im Zweifel sein, daß wir uns einem Wasserfalle näherten. Endlich sah ich durch die Dunkelheit etwas Weißes dringen — es war der Schaum der tobenden Gewässer. Wir drangen trotz des feinen, kalten Regens, der uns in's Gesicht spritzte, immer weiter vor, bis unsere Füße den leuchtenden Schaum des Jordanflusses berührten, welcher sich hier durch die Länge der Zeit ein tiefes Bett gegraben hatte. Eine kleine Gondel, welche an einem Pfahle befestigt war und welche wir bestiegen, brachte uns glücklich über den reißenden Strom, wir mußten aber alle Kräfte anwenden, um der unwiderstehlichen Gewalt des Wassers einen Damm zu setzen. Wir erreichten endlich das entgegengesetzte Ufer, gerade an der Ecke eines Felsens, die nichts anderes war, als die Ecke des Ganges, der weiter führte, und mit neuem Muthe setzten wir unsern Lauf fort.

„Der Boden ging aber hier gewaltig aufwärts, dennoch beeilten wir unsere Schritte, so viel es ging, um den erstarrten Gliedern neue Wärme zuzuführen, aber der Weg wurde immer beschwerlicher. Die Thränen rannen vor Wuth über meine Wangen, und leise Flüche entschlüpften meinen Lippen über die schrecklichen Hindernisse, doch der Ewige hörte sie; und bestimmte diese entsetzliche Nacht dazu, meine Leiden über das unbekannte Schicksal meiner Schwester auf den höchsten Punkt zu bringen. Der junge Priester schritt, ohne über Schwäche und Schmerzen zu klagen neben dem heroischen Weibe rüstig vorwärts. Beide schienen von einem grausigen Hasse gegen das Oberhaupt dieser unheimlichen Secte erfüllt zu sein, welcher ihnen die Kraft verlieh, diese Anstrengungen zu ertragen. — Haß und Ehrgeiz wandelten Hand in Hand ihrem gemeinsamen Ziel entgegen.

„Nach einiger Zeit wurde der Boden wieder eben, und bald erreichten wir eine Thür, an einem Punkte des Ganges, wo ich in gewaltiger Höhe ein großes Loch bemerkte, welches mir den gestirnten Himmel zeigte. Mir zur Seite hörten die Felsenwände der Gänge auf, wir befanden uns in einer Art von Halbgrund, dessen Grenzen unbestimmt von dem durch das Loch hereinfallenden Licht erhellt wurden. In diesen Grund mündeten zwölf bis fünfzehn Gänge. Ein Uneingeweihter hätte wohl Tage lang in diesem dunklen Labyrinth umherirren können, wenn der Tod ihn nicht erlöst hätte. Von unten schien mir das Loch mit einer Art von Umzäunung bedeckt; es mußte sich an seiner Mündung ein Gitter befinden. — Aber Du kennst es vielleicht, Percy, denn es muß oben auf dem Felsen zu sehen sein."

„Ich kenne es, Maletto," erwiderte der junge Arzt nachdenklich „man erzählt sich in Desèret, daß Joseph Smith über tausend Fuhren Erde habe in die Oeffnung werfen lassen. Ich selbst habe große Steine hinunter geworfen, ohne den Schall ihres Falles auf dem Boden zu vernehmen. Diese Höhle nennen die Mormonen: „die Salzkammer" und die Felsengruppe: „Geierfelsen." Nun weiter Maletto, was war hinter der Thür?"

„Olebra öffnete mit kundiger Hand dieselbe, und wir traten in einen schmalen Gang. In der Dunkelheit tastend — denn die Priesterin hatte die Laterne sowie ihre Umhüllung von sich geworfen, trafen wir endlich auf eine andere Thür, welche Olebra vorsichtig öffnete. Ein sinnverwirrender Lärm von Gesang und Gelächter schlug an mein Ohr. Nachdem sie einen Blick in das Innere geworfen hatte, winkte sie uns zu folgen. — Ein Ausruf des Erstaunens entschlüpfte meinen Lippen, und ich schloß unwillkürlich die brennenden Augen, welche von dem Schimmer unzähliger Kerzen empfindlich geblendet wurden, deren Licht sich in Milliarden Krystallsteinen der Kronen und Leuchter spiegelte und in blinkenden Strahlen mit ihrem Kreuzfeuer den Blick verwirrte.

Der Ort, an welchem wir uns befanden, war ein mächtig großer Saal. Er hatte die Form eines Kirchenschiffes und ich glaube, daß er früher zu kirchlichen Zwecken benutzt worden ist. Am Ende des Schiffes, an der Stelle, wo sich gewöhnlich der Hochaltar einer Kirche befindet, erhob sich eine prächtig ausgestattete Estrade, neben welcher zahlreiche Musiker in glänzendem Kostüm ein vollkommenes Orchester ausmachten. In der Mitte des Saales stand eine lange Tafel mit zahllosen Flaschen und wohlduftenden Gerichten besetzt, an welcher etwa vierzig bis fünfzig Männer, im Gewande der Mormonenpriester,

versammelt waren. Neben jedem dieser Priester saß ein schönes, kostbar geschmücktes Weib, mit offenem Busen, wallendem Haar, in welchem sich Blumen, Diamanten und ein langer, weißer Schleier befanden. Es waren die göttlichen Frauen dieser religiösen Secte, welche den Schleier der Keuschheit bei diesen wilden Orgien, gleichsam zum Hohn ihrer wahnsinnigen Religion trugen. Die Wölbungen des Saales erdröhnten von dem Höllenlärm der Bacchantinnen. — Man hörte nichts als fortwährendes Gelächter, schallende Küsse, rohe, frivole Gesänge und wilde Flüche. Die üppigen, halbnackten Frauengestalten, deren weiße Haut seltsam gegen die dunklen Gewänder der Priester abstach, das glühende Lachen unter diesem kalten Felsengestein, das rauhe Singen in dieser Grabeshöhle, die rauschende Musik und der blendende Schein der zahllosen Kerzen — Alles dies ergriff mich auf eine seltsame Weise. Ich glaubte in diesem Augenblicke an die Existenz des Teufels, an den Hexensabath, an die Furien der Hölle. Ich bemerkte diese Einzelnheiten nicht gleich, sondern verspürte nur die Wirkung des glänzenden Feuermeers auf meine Sehkraft.

Während ich nun die Augen schloß, um mich dem stechenden Schmerze zu entziehen, hörte ich plötzlich einen donnernden Ruf. Er galt Olebra, der stolzen Königin der göttlichen Frauen, deren Erscheinen erst jetzt bemerkt wurde. Von Brigham Young und meiner Person schien man keine Notiz in dem wildem Trouble zu nehmen, denn Alles drängte sich um die hohe, herrliche Gestalt Olebra's, um ihr die gebührenden Huldigungen darzubringen. Unsere Anwesenheit konnte übrigens gar nicht auffallen, denn Brigham war bekannt in der Priesterkaste, und konnte man sich über sein Erscheinen höchstens verwundern, wogegen man nicht wissen konnte, ob ich zu dem Priesterstande gehörte oder nicht, da fortwährend aus den Zweiggemeinden der entferntern Gegenden sich Priester in der Hauptstadt aufhielten oder doch oftmals dort eintrafen. Man hielt mich also für einen Priester und kümmerte sich weiter nicht um mich. Brigham Young hielt sich augenscheinlich fern von dem wilden Gelage. Mein Auge glitt unterdessen forschend im Saale umher und lief neugierig von einem dieser Priester zu dem andern und von einer der Frauengestalten zu der andern, aber nirgends entdeckte ich eine Spur von Sorenta.

Kühn gemacht durch das ungenirte Auftreten dieser Männer und Weiber, mischte ich mich in ihre Mitte und umging endlich die lange Tafel, um die andere Hälfte des ungeheuren Saales in Augenschein zu nehmen. Ich bemerkte nicht, daß ein alter Priester meine Schritte verfolgte. Plötzlich fühlte ich mich von zwei kräftigen Armen ergriffen,

deren Umspannung mich sofort zur vollkommensten Wehrlosigkeit brachte. Im nächsten Augenblicke wurde ich zu Boden geworfen und fest mit Stricken gebunden, dann beachtete man mich nicht weiter. Kaum meiner Sinne vor Wuth und Aufregung mehr mächtig, versuchte ich mit aller Kraft die Fesseln zu sprengen, aber leider war jede Anstrengung vergebens, ich ergab mich zuletzt in mein Schicksal und ließ meinen Blick forschend im Saale umherschweifen. — Das Fest der Vereinigung — wie die Bevorzugten und Eingeweihten der Mormonensecte diesen Höllensabath nennen, nahm einen immer wilderen Charakter an. Die Weiber, zahlreicher als die Männer, suchten sich untereinander in den Künsten der Koketterie zu übertreffen, ihre Stellungen wurden immer wollüstiger und verführerischer, ihr halbgeöffneter Mund schien um Gegenliebe zu flehen, während tausend wollüstige Versprechungen unter dem verschleierten Feuer ihrer glühenden Augen brannten. Hier und dort schlang sich ein voller, weißer Arm um den Hals eines Priesters, und ein üppiger Mund verbarg sich liebeverlangend unter dem Bart des Jüngers der Keuschheit.

Mein Auge beobachtete Alles, plötzlich fiel es mir auf, daß die Anzahl der Priester sich auf räthselhafte Weise bedeutend vermehrt hatte, und daß die Hinzugekommenen in ihren Manieren und Geberden seltsam gegen die ersteren abstachen. Sie aßen und tranken in wilder Hast und gossen ganze Ströme des feurigen Weines hinab, ohne augenscheinlich betrunken zu werden. Mit auffallender Dringlichkeit füllten sie die Gläser der übrigen Priester und nöthigten fortwährend zum Trinken. Bei einigen dieser offenbar verkeideten Priester glaubte ich das Blitzen von Waffen warzunehmen, wenn sich die Gewänder theilten.

Der Höllenlärm hatte den höchsten Punkt erreicht, als sich plötzlich eine kleine verborgene Thür auf der Estrade öffnete, und Joseph Smith, das Oberhaupt des Mormonenthums, in Begleitung eines Mannes erschien, dessen vornehme Miene und augenscheinliche Ueberlegenheit über den Sectirer sogleich meine Aufmerksamkeit ausschließlich in Anspruch nahmen. Dieser Mann schien gleichsam der Abgesandte einer anderen Welt zu sein, denn während Joseph Smith als der Hirte dieses unheimlichen Volkes, als der Abt dieses gotteslästerlichen Gewölbes betrachtet werden mußte, konnte man dem Fremden keinen anderen Titel als den eines Herrschers über eine unbekannte Macht geben, denn seine Kleidung sprach offenbar dafür. Niemals sah ich einen schöneren Mann, als diesen, Percy, niemals ein ähnliches Gewand, wie das des Fremden. Er trug eine Art Schleppkleid von

glänzend weißer Seide, dessen weite Falten sich wundervoll um die majestätische Gestalt drapirten. Auf seinem Haupte befand sich ein strahlendes Diadem mit Diamanten und Perlen garnirt. Sein Gesicht wurde theilweise von einem großen, schwarzen Bart verdeckt, was man aber von seinen Zügen sehen konnte, paßte sehr zu seinem ganzen Aussehen; seine sanften, nachdenklichen und zu gleicher Zeit auch wieder gebieterischen und furchtbar glühenden Augen, hatten eine wahrhaft übernatürliche Ruhe und übten offenbar eine magische Zauberkraft auf die trunkene Menge aus, denn Alles starrte die wundervolle, königliche Erscheinung an. Die Stirn dieses seltsamen Mannes war weiß und erhaben, und wenn er lächelte, schien Alles um ihn her sich zu verklären.

Trotz der großen Zügellosigkeit der Orgie, bewiesen die Priester diesem Fremden zu meinem Erstaunen eine fast abgöttische Ehrfurcht. Wie ich später erfuhr, trug der Fremde angeblich den „flammenden Gürtel" des Erzengels Gabriel, den nach der goldenen Mormonenbibel nur ein von Gott gesandtes Wesen tragen konnte.

Jeder der Priester — und selbst der Stifter der Mormonensecte — verneigte sich beinahe bis zur Erde, wenn er mit diesem überirdisch schönen Mann sprach. Auf ihn richtete sich das süßeste Lächeln aller der bezaubernden weiblichen Wesen, und in diesem Lächeln, das sich von allen Seiten in diesem einzigen Zielpunkte kreuzte, lag etwas furchtsam Anbetendes. — So, Percy müssen sich die Odalisken im Harem gebehrden, die sich einen Blick des Sultans streitig machen.

Man nannte diesen schönen Mann: Fürst und Meister des flammenden Gürtels." Er antwortete auf diese Huldigungen mit jener königlichen Nachlässigkeit, dem natürlichen Erbtheile einer absoluten Gewalt. Sein Lächeln war freundlich, aber stolz, und seine Herablassung mischte sich mit Vornehmheit und Hohn.

Neben diesem Manne stand Olebra, die Königin der göttlichen Frauen, welche ihr dunkles Auge mit verzehrender Glut auf seine Gestalt ruhen ließ.

Joseph Smith, der Räuber meiner armen Schwester und der Mörder des jungen Mormonenpriesters war mit allem Glanze seiner hohen Würde angethan. Seine Gewänder strahlten von Juwelen und die Schwere der reichen Gold- und Silberstickereien zog beinahe seine hohe Gestalt nieder. Diese beiden außerordentlichen Männer, und die fesselnde Gestalt Olebra's, im phantastischen Gewande ihres geistlichen Ranges, boten dem Auge ein Bild dar, wie es den Sterblichen nicht oft zu schauen geboten wird. Dennoch überragte der Fremde an Ho-

heit die beiden höchsten Würdenträger des Mormonenthums. Schon lange sprach ein Capitel der goldenen Bibel von der göttlichen Sendung des Meisters vom flammenden Gürtel, schon lange warteten die Gläubigen auf die Ankunft des Messias, welcher mit den Wundergaben des Gürtels die Feinde des Mormonenthums ausrotten, oder sie zu Bekennern dieser verrückten Religion machen sollte.

Das Oberhaupt der Secte pries in beredten und sinnverwirrenden Worten die göttlichen Eigenschaften des Meisters und die Wunderkraft des Gürtels. Selbst Olebra, das geheiligte Orakel, prophezeiete den Anfang jener Tage, mit welchen durch die Macht des Glaubens ganz Amerika zu einem Mormonenreiche sich umgestalten würde.

Als diese religiösen Einleitungen vorüber waren, begann das nächtliche Bankett von Neuem, oder aber die Bedeutung des Festes, „die Vereinigung“, nahm ihren eigentlichen Anfang. Auf einen Wink des Sectirers theilte sich im Hintergrunde der ganz vergoldeten Estrade ein Vorhang von rother Seide. Die Musik begann in schmelzenden, bezaubernden Tönen das Ohr zu berauschen und die Sinne zu entflammen. Hinter dem Vorhange auf weichseidenen Kissen ruhte ein weibliches Wesen, dessen Toilette seltsam mit den Kleidern der göttlichen Frauen im Widerspruch stand. In ihren langen, rabenschwarzen, wallenden Haaren, waren weder Diamanten, noch Perlen, noch Blumen. Um ihre weißen, vollen Schultern ging nicht das Leibchen eines faltigen Gewandes. Sie schien nur in einer leichten Spitzenhülle zu schlummern oder zu träumen. Ihr Gesicht konnte ich nicht erkennen, denn die Spitzen verbargen es zum Theil.

Olebra reichte in diesem Augenblicke dem göttlichen Meister vom flammenden Gürtel eine kostbare Schale mit einem köstlich duftenden Getränk gefüllt, und nöthigte ihn mit einem berauschenden Lächeln zu trinken, wobei sie den Feuerblick ihrer, in unreiner Begierde funkelnden Augen, verlangend auf dem strahlenden Antlitz des geheimnißvollen Fremden ruhen ließ. Dieser nahm die Schale, brachte sie an seine Lippen und trank. Die ganze Versammlung erhob sich im stürmischen Jubel und brachte ein Lebehoch auf Olebra und den göttlichen Meister aus, denn die Vereinigung dieser beiden Wesen hatte nach dem Ritus dieser wahnsinnigen Secte ihren Anfang genommen. Der Fremde dankte in einer Weise, welche deutlich erkennen ließ, wie er das sinnliche Treiben dieser fast ganz berauschten Priesterkaste verachtete.

Auch Joseph Smith, der Sectirer, war inzwischen nicht unthätig geblieben, er hatte sich an das Lager der reizenden Schläferin geschlichen und ein hohes Glas von geschliffenem Krystall bis zu ihren

Lippen gebracht. Dieses Weib trank in langen Zügen den berauschenden und entflammenden Trank.

Bei diesem Anblicke, Percy, durchfuhr meine Brust ein stechender Schmerz, mein Blut erstarrte in den Adern, als habe es eine Vorahnung von dem unsäglichen Entsetzen, das mich befallen sollte. Denn in dieser fast nackten Bacchanntin, welche ihre Lippen am Glase des Verführers netzte, und sich seinen stürmischen Liebkosungen ohne Widerstand zu leisten willig hingab, hatte ich meine Schwester Sorenta Farnese zu erkennen geglaubt.

„Nicht möglich!“ rief der junge Arzt im Tone des Vorwurfs.

„War das nicht ein verbrecherischer Gedanke, Percy?“ rief Maletto mit bebender Stimme, indem seine weit geöffneten Augen im fiebrischen Glanze strahlten, „war das nicht eine tödtliche Beleidigung gegen die unvergleichliche Reinheit meiner Schwester? — ein unverlöschlicher Schimpf für das edle Blut des Fürstengeschlechts der Farnese?“

„Es war nur ein Gedanke, Maletto, zu dem Dich die seltsamen Umstände und die Verwirrung Deiner Sinne hatten bringen können,“ sagte Brocentia begütigend.

„Ja, Percy, meine Verwirrung war grausig und mein Entsetzen fürchterlich, aber diese Idee — war sie nicht wahnsinnig, ja niederträchtig zu nennen?“

„Beruhige Dich, Maletto,“ versetzte der junge Arzt im herzlichen Tone, indem er den Puls des von der Schmach tief ergriffenen Fürsten prüfte. „Dein Zustand fordert Ruhe.“

Maletto Farnese schien aber diese Mahnung wenig zu beachten, denn er fuhr im hastigen Tone in seinen Mittheilungen fort:

„Ich stieß diese Idee mit aller Gewalt von mir. Ich schloß auf wenige Secunden die Augen, um sie wieder gekräftigt zu öffnen. Ich sah noch einmal, noch genauer hin. O, mein Gott!“ fügte er händeringend hinzu, „die entsetzliche Scene hatte sich verändert und zu einem fürchterlichen Auftritt geformt. Das weibliche, in ihren Reizen unverhüllte Wesen, hatte das weiche Lager verlassen. Mit einem gellenden Freudenruf war sie auf die Gestalt des Meisters vom flammenden Gürtel zugeeilt und hatte sich — aller weiblichen Scham vergessend — in seine Arme geworfen, gleichsam als sei dieser Mann bisher das Ideal ihrer Träume — ihrer Brust gewesen. Voll von Erstaunen, Wuth und Entsetzen, stand der Sectirer an dem Vorhange und warf vernichtende Blicke auf den göttlichen Meister, welcher das liebeglühende Wesen lächelnd in seine Arme schloß, während Olebra, bleich und erstarrt, mit dem giftigen Blicke eines Reptils die ahnungslos Kosenden

verderben zu wollen schien. Offenbar tobte ein heftiger Sturm der entsetzlichsten Eifersucht in ihrem Busen, der Ritus der begonnenen Vereinigung zwischen ihr und dem schönen Manne war durch das Zwischentreten dieses Wesens unterbrochen, wenn nicht für immer vernichtet. Dieses Fest der Vereinigung zielt nach den Satzungen der goldenen Mormonenbibel dahin, durch die fleischliche Vermischung der göttlichen Frauen mit den Priestern, neue Sprößlinge für die Priesterkaste zu gewinnen und heranzubilden. Im Uebrigen sollte das Gesetz der Keuschheit bei beiden Theilen gelten.

Der Fürst im seidenen Gewande hielt das nackte junge Mädchen mit seinen Armen fest umschlossen, lächelte ihren leidenschaftlichen Liebkosungen vielverheißend zu, drückte sie an sein Herz und erwiderte ihre glühenden Küsse. Ich erkannte die anmuthigen Formen Sorenta's, die Fülle ihres prächtigen Haars und den Glanz ihres herrlichen Auges.

„Sage mir, Percy," fügte er dumpf hinzu, „Du bist Arzt, kann man ein bisher sittenreines Mädchen durch berauschende, vergiftete Getränke plötzlich dahin bringen, daß sie die Vernunft verliert, und dem tollsten Wahnsinn zur Beute wird?"

Bei dieser ganz unerwarteten Frage, die er nur zu sehr verstand, aber nicht verstehen zu wollen schien, sah der junge Arzt Farnese fragend an. Endlich antwortete er stotternd:

„Ganz ohne Zweifel — der Schreck — die Ueberraschung — die seltsame Umgebung — der Genuß eines berauschenden Getränks — der Anblick dieser halbnackten Wesen, Alles dieses . . . man hat Beispiele . . ."

Der junge Fürst unterbrach ihn mit einer hastigen Bewegung, legte seine glühende Stirn in beide Hände und rief im schmerzlichen, dumpfen Tone:

„Warum soll ich es noch länger verbergen? — Sie war es — meine Schwester Sorenta Farnese! — Das unglückliche Geschöpf hielt den Körper dieses unvergleichlich schönen Mannes fest umschlungen und duldete jede Liebkosung. Ohne schamhafte Röthe auf den Wangen, entblößte sie dem entzückten Männerauge immer mehr ihre jungfräulichen Reize.

Unser fürstliches Haus ist berühmt, Percy, und stolz auf sein Geschlecht. Die unerschütterliche Standhaftigkeit ritterlicher, hochadlicher Geschlechter, wurde uns von der Wiege an eingeimpft, und wer in unsern stolzen Gedanken erzogen, für den ist die Schmach und Schande härter als die fürchterlichsten Martern des Todes.

Während eines der Augenblicke des Stillschweigens, welche mit-

unter zwischen das Lärmen eintraten, als gerade das Orchester schwieg, sah ich ganz deutlich die Züge Sorenta's, von deren Bewegungen keine mir entging, und fast zu gleicher Zeit drang eine wohllautende Stimme an mein Ohr, welche folgende Worte mit wahnsinniger Leidenschaft sprach:

„Mann meiner Seele! ich trinke auf Dein Wohl!"

Mit diesen Worten ergriff sie die goldene Schale Olebra's und brachte sie an ihre Lippen. — Es war die Stimme Sorenta's. — Ich stieß einen furchtbaren Schrei aus und bewegte mich in verzweifelten Versuchen, meine Bande zu zerreißen. — Diese Worte sagten mir Alles! — Ich erkannte den Rand des Abgrundes, woran die Wahnsinnige in ihrer räthselhaften Leidenschaft für einen Mann stand, der zwar sehr schön war, den sie aber meines Wissens zuvor niemals gesehen hatte.

Mein Geschrei wurde vom Klang der Gläser, dem Lärm der Toaste und dem Rauschen der Musik übertäubt. Die Worte Sorenta's waren die Losung dazu gewesen. — Ich gewahrte noch die Absicht des Sectirers, sich mit hochgeschwungenem Stahl auf das Paar zu werfen und in ihrem Blute seine schreckliche Eifersucht zu kühlen, doch eine herrische Geberde Olebra's hielt den Wüthenden von seinem Vorhaben zurück, während sie einen Blick des tiefsten Einvernehmens mit Brigham Young, dem jungen Mormonenpriester, austauschte, der bisher in der unmittelbaren Nähe der Estrade gestanden hatte und ein stiller Beobachter dieser unheimlichen Scenen gewesen war. Sein Gesicht war bleich wie der Tod, und seine Züge zuckten unaufhörlich vor innerer Erregung, mit brennendem Auge hatte er die zarte Gestalt Sorenta's verschlungen und oftmals tödtliche Blicke des grausigen Hasses auf den Sectirer geworfen, als er nun aber die mörderische Absicht seines Oberhauptes und die glühenden Liebkosungen Sorenta's gewahrte, da wechselte er jenen verhängnißvollen Blick mit Olebra und verschwand hinter dem Rücken des Sectirers auf der Estrade.

Diese Dinge, Percy, werden Dir vielleicht unmöglich, unglaublich scheinen," fügte er nach einer kleinen Pause der Erholung hinzu. „Könnte ich doch auch glauben, daß Alles nur ein Traum gewesen wäre — aber wer daran zweifeln wollte, dem würde ich ein Grab zeigen, welches die sterbliche Hülle Sorenta's verbirgt. — Höre weiter! Kaum war der junge Mormonenpriester verschwunden, so erhob Olebra ihre volltönende Stimme und sagte im feierlichen Tone:

„Der Geist des geheiligten Orakels verkündet durch meinen Mund die Stunde der feierlichen Vereinigung!"

Ein donnernder Beifallsruf der Menge erschütterte die natürlichen zackigen Wölbungen dieser Felsenhöhle. In derselben Minute ertönten die Instrumente des Orchesters in einer wilden Musik. Die Priester und Weiber erhoben sich und schwebten im wahnsinnigen Tanze durch den Riesensaal. Immer berauschender wurden die Töne, immer wilder der Tanz. Die Wangen der Weiber glühten und die Augen de Priester brannten in verlangender Liebe. — Der Fremde hielt noch immer Sorenta in seinen Armen, ihre Lippen ruhten dicht aneinander. Sorenta schien sehr glücklich zu sein.

In Folge einiger Worte, welche Olebra an den Meister vom flammenden Gürtel richtete, erhob sich dieser, nahm Sorenta in seine kräftigen Arme, stieg die Stufen der Estrade hinab, und trug sie, vielleicht halb bewußtlos, in eine zeltartige, prachtvoll decorirte Nische, wo er die Unglückliche auf einen schwellenden Divan legte. Dann sank er an ihrer Seite nieder. — Wieder erhob der Sectirer den blanken Stahl und wollte sich auf den glücklichen Nebenbuhler stürzen, als er aber die Stufen der Estrade hinabzusteigen begann, verhinderte es Olebra. Durch einen Wink ihrer Hand, bildete sich vor der Estrade eine Mauer von Priestern, und bleich vor Wuth und mit den Zähnen knirschend, kehrte der Sectirer auf seinen Platz zurück. Stöhnend warf er sich in einen goldenen Sessel, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen, und warf den funkelnden Mordstahl weit von sich. Doch Olebra neigte sich zu ihm nieder, flüsterte einige Worte in sein aufhorchendes Ohr, und seine Gestalt richtete sich plötzlich zu der früheren Höhe auf, wobei um seinen Mund ein zufriedenes Lächeln spielte.

In diesem Augenblicke zitterte der Ton einer Glocke durch den Felsensaal. Er schien ein Signal zu sein, denn ein zischendes Geräusch wurde hörbar und die zahllosen Kerzen erloschen plötzlich wie auf einen Zauberschlag. Alles wurde in die tiefste Nacht versenkt. Das Orchester spielte eine leise, wollüstige Musik und ich hörte nur ein leises Flüstern, Stöhnen und Aechzen. — — —

Die Seile, mit welchen ich gebunden war, drangen mir in's Fleisch ein, mit verzweifelter Anstrengung versuchte ich aber in dieser äußersten Gefahr sie zu sprengen, um meiner Schwester zu Hülfe zu eilen, aber Alles war vergebens, ich sank stumm, vernichtet, kraftlos zurück und verlor die Besinnung."

„Armer Freund," murmelte der junge Arzt und drückte schmerzlich bewegt Maletto's Hand.

Dieser blieb eine Zeit lang in dumpfer Unempfindlichkeit. — Endlich raffte er sich daraus empor und sagte mit tonloser Stimme:

„Es handelt sich um die Ehre einer Tochter des Fürstenhauses Farnese, — schwöre mir, Percy! — schwöre mir bei Deinem Seelenheile, diese Mittheilungen als ein heiliges Geheimniß in Deiner Brust zu bewahren!"

„O, Maletto!" rief Brocentia vorwurfsvoll, „bedarfst Du denn meines Schwurs?"

„Nein — nein, Percy, vergieb!" rief der junge Fürst herzlich, „habe Nachsicht mit mir — ich weiß nicht, was ich vor Schmerz thue — was ich von Deiner edlen, wahren Freundschaft forderte. Doch höre das Ende dieser furchtbaren Nacht:

Wie lange meine Bewußtlosigkeit gedauert, weiß ich nicht anzugeben. Ich erwachte in dem Augenblicke, als ein rollender Donner, ein entsetzliches Getöse, wie von einem mächtigen Erdbeben herrührend, an mein erschrecktes Ohr schlug. Angstschrei und Hülferuf erfüllten das Gewölbe. Der Felsen schien in seinen Gründen zu wanken und der Gipfel in die Tiefe zu stürzen. Die Decke der Höhle entlud sich offenbar über die Häupter der sittenlosen Priester und schamlosen Weiber. Plötzlich wurde der Eingang zu dem Saale geöffnet und mehrere Männer mit Fackeln traten ein, an der Spitze erblickte ich Brigham Young, den jungen Mormonenpriester.

Das Licht erhellte mit unbestimmtem Schimmer den grausigen Ort. Meine Augen richteten sich sogleich nach der Nische. Sorenta lag noch auf den Kissen des Divans. Der Schändliche dagegen stand mit blitzenden Augen daneben und beobachtete die gräßliche Verwüstung, welche in dem Gewölbe herrschte. Von der Estrade war nichts mehr zu erblicken, ein wirrer Haufen von Felsenstücken verbarg die Stelle, wo sie gestanden, nur an einzelnen Steinen klebte Menschenblut und ließ vermuthen, daß Joseph Smith, der Stifter dieser Secte, nicht mehr am Leben sei, vielmehr den Lohn seiner Verbrechen, sei es durch die rächende Hand der Nemesis oder durch den Haß und die Rache der Menschen erhalten hatte. Viele von den Priestern und den göttlichen Frauen lagen mit zerschmettertem Schädel und zermalmten Gliedern unter den Schutthaufen, welche in der Nähe, wo die Estrade gestanden, am zahlreichsten waren.

Die neuangekommenen Männer, welche kein Priestergewand trugen, schaarten sich im Halbkreise um den schönen Fürsten, während die meisten der Priester auf seine Seite traten. Nur wenige blieben mit den Weibern auf einem Flecke stehen, indem sie sich offenbar von ihrem Schrecken und Erstaunen nicht zu erholen vermochten. Sie begriffen die ganze Situation nicht.

„Brüder," sagte er, „das Werk ist vollbracht. Joseph Smith ist nicht mehr! — Die Religion der Mormonen wird unter der Fürsorge der Bundesregierung von der Hand eines wahren Priesters geläutert, und von den heidnischen, abergläubischen Gebräuchen gereinigt werden. Brigham Young wird die Stelle des Oberhauptes der mormonischen Kirche so lange vertreten, bis die Wahl eines definitiven Oberhirten aus der Zahl der aufgeklärtern Geister des Priesterstandes vom Volke geschehen ist. Das Capitel der göttlichen Frauen wird nur so lange bestehen, bis die Reformation der Religion erfolgt ist. Olebra, die Königin, wird sich mit Brigham Young vereinigen und das große Werk der Reformation fördern."

„Brüder," wandte er sich an einige der Männer, „der Augenblick der Trennung ist gekommen. Ich bin mit Euren Arbeiten in Indien, China, Brasilien, Italien, Rußland, Deutschland wohl zufrieden. Was mich anbetrifft, so habe ich noch viele Dinge auf dem Continente zu ordnen. Die Frucht reift unsichtbar, behaltet immer meine Instruktionen im Auge, vergesset nichts, herrschet über die geheime Macht des Bundes, aber gehorchet zuerst meinem Willen!"

Die als Priester verkleideten Männer, sowie die zuletzt gekommenen, verneigten sich im Kreise umher.

„Ist Alles bereit?" fragte der räthselhafte Apostel vom flammenden Gürtel einen der Fackelträger.

„Am Bord der Columbia erwartet man Eure Ankunft, großer Meister," antwortete dieser ehrfurchtsvoll.

„Nun denn, meine Herren, auf gutes Glück und auf Wiedersehen."

Es entstand eine allgemeine Bewegung nach der Thür zu; aber in demselben Augenblicke wandte sich einer der Männer an den großen Meister, zeigte mit dem Finger auf mich und sagte:

„Was soll mit dem geschehen?"

Der Fürst dieser geheimnißvollen Männer ließ auf mich seinen feurigen Blick fallen und antwortete:

„Ihr wißt, Brüder, daß dieser Ort unentdeckbar ist, zu dieser Stunde existirt der Eingang nicht mehr, durch welchen dieser Fremde gekommen ist, und dann würde er sich der tausend Windungen der Gänge nicht mehr entsinnen, um Neugierige an das Grab Joseph Smith's zu führen. Nach wenigen Stunden wird er das hier Erlebte für einen Traum halten. — Möge diese Nacht für jenes junge Mädchen, die seine Schwester ist, nichts mehr sein, als eine Erinnerung

der Liebe und Zuneigung, welche sie mir weihte. Ich fordere das Leben dieser Beiden, sie sind für unsere Sicherheit unschädlich!"

„Beim Teufel, großer Meister!" rief eine rauhe Stimme, die ich an jenem Ballabende im Palast Casati wieder gehört zu haben glaube, „legen Sie dergleichen Nichtigkeiten nicht in die Wage gegen unsere Sicherheit in diesem Lande! Joseph Smith hat einen bedeutenden Anhang im Volke, und . . .

„Niemals, Percy, habe ich eine schnellere und vollständigere Veränderung gesehen, als die, welche sich auf der ruhigen, stolzen Physiognomie des Meisters zeigte. Seine Augen schleuderten einen strahlenden Blitz, während die Muskeln seines schönen Gesichtes heftig zitterten. Plötzlich wurde seine Stirn purpurn und durch die Lage von Blut, welche gleichförmig unter ihrer Haut durchschimmerte, zeigte sich eine weiße, so glatte, scharfe Narbe, daß man hätte glauben sollen, sie sei mit einem Pinsel gezeichnet . . ."

„Von der linken Augenbraue bis zum Anfang des Haarwuchses?" unterbrach ihn der junge Arzt hastig.

„So ist es!" sagte Maletto lebhaft, „Du erinnerst Dich meines Traumes?"

„Ich erinnere mich dessen, was ich selbst gesehen, Farnese," versetzte Percy Brocentia mit Nachdruck; „ich erinnere mich des Mörders meines Vaters. — O, er ist es — er ist es bestimmt. — Höre jetzt auch Du, Maletto, in wenigen Worten, was ich Dir mittheilen will, Du kannst später das Ende Deiner Erlebnisse erzählen. — Glaube mir, Maletto, es ist derselbe Mensch, der vor etwa sieben Jahren so unaussprechliche Trauer in unsere Familie gebracht hat. Man kann sich darin nicht irren, siehst Du, abgesehen von dem Maal, mit welchem Gott ihn gezeichnet, um ihn unserer Rache kenntlich zu machen, hat er denselben seltsamen Stolz mitten in der Schande, denselben Hochmuth im Verbrechen, denselben verwegenen Muth in seiner Erniedrigung."

Der junge Arzt erzählte nun dem Freunde jene verhängnißvolle Begebenheit auf der von den Deportirten von New-Süd-Wales genommenen Corvette, welche wir den Leser bereits vorführten und schloß seine Erzählung mit den Worten:

„Ich sah aus meinem Versteck sein Gesicht eine Secunde lang, Maletto, sah seine von der Hitze des Kampfes geröthete Stirn und quer über seine Stirn eine weiße Narbe, ganz ähnlich der, wie Du sie beschrieben. Als man mich entdeckte, richtete einer dieser wilden

Verbrecher sein Messer gegen meine Brust, aber jener Mann mit der Narbe riß ihm die Waffe aus den Händen.

„Der Knabe kennt unser Geheimniß," rief der erstere mit funkelnden Augen, „er wird uns einst verrathen, wenn unsere Wege sich mit den seinen kreuzen sollten."

Aber eine herrische Geberde des Fremden verscheuchte den Mörder.

„Armer Knabe," flüsterte er mit weicher, mitleidsvoller Stimme, „Gott weiß, daß ich Deinen Vater gern hätte verschonen mögen, aber er stand mir im Wege — und ich muß vorwärts auf meiner Bahn."

Eine Schaluppe brachte mich an's Land, und wenige Zeit darauf erzählte ich mit thränenvollen Augen dem Gouverneur von Sidney den Tod meines armen Vaters und die seltsame Ueberrumpelung der Corvette von einer Handvoll Abenteurer."

„Ich glaube jetzt den Namen des Mannes zu kennen, der Deinen Vater tödtete, und den Namen des Schändlichen zu wissen, der meine Schwester entehrte," sagte Maletto Farnese im dumpfen Tone.

„So nenne ihn!" rief Percy in wilder Hast.

„Ich werde ihn Dir sagen," antwortete der junge Fürst sinnend. „Aber höre nur das Ende jener grausigen Nacht. — Der plötzliche Zorn des Meisters vom flammenden Gürtel machte auf die Männer eine zauberische Wirkung. Sie zogen sich erschreckt zurück und ließen zwischen sich und ihm einen leeren Raum. Ich konnte mich nicht enthalten, ihn mit einem Staunen, in welches sich Verwunderung mischte, zu betrachten, ich mußte diese stolze, dem Bösen zugewendete Macht mit der des gefallenen Erzengels vergleichen. Das Gesicht dieses wunderbaren Mannes war, ohne seinen Ausdruck von unbeugsamem, gewaltigem Stolz zu verlieren, wieder ruhig geworden. Seine schwarzen Augenbrauen zogen sich auf seiner jetzt bleichen Stirn ihre feste und in ihrer Kühnheit reine Linie. Die Narbe war verschwunden. Nun erfolgten noch einige Reden in einer Sprache, deren Sinn mir meist entging, einige Phrasen aber, die ich verstand, genügten, mich zu überzeugen, daß ich einen Theil der auserwähltesten Mitglieder einer großen, unheimlichen Verbrüderung vor mir hatte, welche gewaltige, politische Pläne verfolgte. Der stolze Fremde war unzweifelhaft das Oberhaupt dieser finstern Verbindung, die in allen Theilen der Welt Verzweigungen hatte. Das Oberhaupt wollte nach Brasilien abgehen, während die Andern sich auf ihre angewiesenen Posten begeben und die Instruktionen mitnehmen sollten, welche in diesem unheimlichen Kongresse ausführlich besprochen und berathen worden waren.

„Und nun, Brüder," begann der Fremde mit unendlicher Hoheit wieder, „will ich Euch nicht länger mehr aufhalten, die Stunde der Trennung hat geschlagen. Sie können sich zurückziehen," wandte er sich an die Priester und Frauen der Mormonensecte. „Niemand wird die Ursache und den plötzlichen, gewaltsamen Tod des Stifters Eures Glaubens erfahren, denn Euer Schweigen sichert Euch das Leben, wogegen ein unbedachtsam ausgesprochenes Wort den Tod zur Folge hat."

Die Männer verbeugten sich schweigend, aber ehrerbietig, und wenige Minuten darauf befand sich der große Meister nur noch mit einem einzigen Manne in dem verschütteten Gewölbe, wo der Tod so reiche Beute gefunden hatte. Dieser war von dem Oberhaupte mit einer stolzen Geberde zurückgehalten worden.

„Doktor," sagte er zu ihm, „gießen Sie jenem Mädchen dort einige Tropfen Odelap auf die Lippen."

Der Angeredete vollführte diesen Befehl augenblicklich.

„Nun geben Sie diesem jungen Manne auch einige Tropfen, und sorgen Sie für die Sicherheit dieser beiden Wesen, welche durch das finstere Verhängniß in unsere Bahnen gezogen und Zeugen jener grausigen Scenen geworden sind."

Der Doktor, wie ihn der Fremde nannte, näherte sich mir, löste meine Fesseln und reichte mir eine Phiole. — Ich ergriff diese und trank.

„Wer Sie auch sein mögen!" rief ich darauf, mich an den geheimnißvollen Fremden wendend. „Ich erkläre Sie für einen Nichtswürdigen und Elenden. — Ich nehme das Leben, das Sie mir schenken, zwar an, aber nur um mich und das vernichtete Leben meiner Schwester zu rächen. O, ich werde Sie wiedererkennen, obwohl der Bart ihre Züge verdeckt."

„Da hören Sie es, Meister," sagte der Doktor mit unverkennbarem Groll.

„Ich höre es," versetzte der stolze Fremde verächtlich mit den Achseln zuckend, „aber die sich an mir haben rächen wollen, fanden den Tod, mein Herr!"

Er näherte sich der Stelle, wo ich stand, sah mir forschend in's Gesicht und fügte im weichern Tone hinzu:

„Auch ich werde Sie wieder erkennen, und wenn es möglich ist — Sie schonen!"

„Wenn dieser Mann derjenige ist, für welchen ich ihn halte, Percy," sagte Malctto Farnese nach einer kleinen Pause, „so hat er

sein Versprechen gehalten, denn vor wenigen Tagen war mein Leben zum zweiten Male in seinen Händen."

Der junge Arzt meinte recht zu verstehen, aber er wollte volle Gewißheit haben.

„Vor wenigen Tagen?" wiederholte er forschend das Gesicht des Freundes betrachtend.

Maletto zeigte auf die Wunde in seiner Brust und flüsterte wehmüthig:

„Das hat er gethan!"

„Der Marquis — Don José Maria Telles de Alarçon — de Posa!" rief Percy Brocentia, „ich vermuthete es beinahe. Aber ich habe diesen Menschen niemals gesehen und ich kann nicht wissen ... doch genug, ich werde ihn aufsuchen, ich werde das Geheimniß, was diesen Menschen umgiebt, ergründen und feststellen, ob er der Mörder meines Vaters ist."

„Ja, thue das, Percy," erwiderte der junge Fürst im herzlichen Tone. „Du hast Rechte, die den meinigen gleich kommen, und die Heiligen mögen uns gemeinschaftlich zur Rache führen. Ohne uns verständigt zu haben, mußten wir diesen räthselhaften Mann — durch seltsame Umstände geleitet — wieder erkennen. Hierin zeigt sich uns die nie ruhende Vergeltung des Unendlichen. — Ich will Dir nun mit wenigen Worten das Ende jenes Unglücks mittheilen. — Man ließ mich endlich mit der bewußtlos liegenden Schwester allein. — Ich eilte nach der Nische, kniete neben dem Divan und küßte ihre blassen Lippen, indem ich die zärtlichsten Worte sprach, aber vergebens waren meine Bemühungen, sie zu erwecken. Bald übermannte mich ein unwiderstehlicher Schlaf, ich verlor plötzlich das Bewußtsein und sank zu Boden. Wie lange ich ich unter der Wirkung des Narkotikums mich befunden, weiß ich nicht zu sagen. Als ich erwachte, empfand ich das Schaukeln eines Schiffes und mit Erstaunen gewahrte ich, daß wir dem Hafen von Arcona nicht mehr fern waren, ich mußte Wochen lang der Kraft des höllischen Trankes unterlegen sein, denn der Weg durch die Wasserwüste ist weit. Sorenta lag noch immer in den Banden des unnatürlichen Schlafes. Wir erreichten endlich unser Schloß, als man Sorenta auf ihr Zimmer trug, erwachte sie, erkannte aber Niemand, denn sie war wahnsinnig! In einem lichten Augenblicke fiel ihr zerstörter Blick einmal auf mein Gesicht, sie starrte dann plötzlich vor sich hin und flüsterte halblaut zu mir:

„Maletto — ich erinnere mich — ich weiß — jener Engel — ich werde sterben müssen."

„Seit jenem Tage, Percy, hörte ich Sorenta niemals wieder ein Wort sprechen, sie schwand langsam an der Seite meiner Mutter — vielleicht vom Bewußtsein ihrer Schande getödtet, dahin.

„Schrecklich," murmelte der junge Arzt vor sich hin. „Bei diesem räthselhaften Elenden," fuhr er dann mit lauter Stimme fort, „bedürfen wir übrigens andere Mittel, als die Waffen. Sage mir, Maletto, würdest Du wohl den Mann wieder erkennen, den man in dem Saale des Geierfelsens Doktor nannte? — Ein Zweifel, den ich erst hatte zurückweisen wollen, wird für mich fast zur Gewißheit."

„Ich weiß nicht genau dies zu sagen," entgegnete Maletto den Freund verwundert anblickend, „aber weshalb richtest Du diese Frage an mich?"

„Meine Phantasie geht vielleicht zu schnell," flüsterte Percy vor sich hin, ohne zu antworten, und ich kann im Grunde auch nicht glauben, daß der berühmte Gelehrte, Professor Guido Guiseppo, welcher, wie man allgemein behauptet, halbblind ist, sich in Deséret befunden haben soll, um mit den Priestern der Mormonensecte zu schmausen und sich in demagogische Umtriebe einzulassen, aber er war am Tage des Duells zwischen Dir und dem Marquis auf dem Kampfplatze und jener Mordversuch mit dem vergifteten Verbande bleibt mindestens feststehend. — Aber welchen Grund hatte der Astrologe, Dich tödten zu wollen, Maletto?" fügte der junge Arzt laut hinzu, indem er sich an Farnese wandte.

„Du hast schon einmal von diesem seltsamen Vorfalle gesprochen, Percy," versetzte der junge Fürst nachdenklich, „ich weiß aber in der That keinen Grund anzugeben, da der Marquis in Wahrheit mein Leben im Duell geschont hat. Sollte der Gelehrte einen heimlichen Haß gegen mich in seiner Brust verbergen? — Aber weshalb? — ich habe diesen Mann früher nie gesehen noch gesprochen, obgleich . . ."

„Ich werde noch ganz irre!" unterbrach ihn Brocentia indem er mit der Hand über seine Stirn fuhr. „In jedem Falle ist der Marquis ein furchtbarer Feind, weil jede Waffe ihm gerecht scheint," fügte er mit Bestimmtheit hinzu.

„Aber wir haben nichts gegen ihn als Verdacht und — Haß," entgegnete Maletto zweifelnd.

„Ja, Farnese, unendlichen Haß und furchtbaren Verdacht — gieb mir Deine Hand . . . der Puls ist gut, stehe auf und kleide Dich an, Du wirst im Stande sein, schon heute Abend den Kampf zu beginnen."

„Aber erkläre Dich doch näher, Percy, was hast Du vor?" fragte Maletto den Freund erstaunt anblickend.

„Ich werde Deinen Diener rufen — es ist sechs Uhr — um sieben Uhr können wir im Hôtel Dagobert sein."

Der in seiner Treue und Anhänglichkeit erprobte alte Diener des jungen Fürsten erschien in Folge der Glocke auf der Schwelle des Gemaches.

„Kleiden Sie Ihren Herrn an," sagte Percy zu ihm.

Maletto ließ verwundert Alles mit sich machen. Er hatte kein anderes Gefühl als das einer großen Schwäche. Als der Diener seine Toilette beendet hatte, begann der junge Arzt im hastigen Tone wieder:

„Jetzt lassen Sie anspannen, Belaro!"

Der alte Diener entfernte sich mit freudiger Miene, denn er liebte seinen jugendlichen Gebieter mit ganzer Seele.

„Willst Du mir endlich sagen, was Dein Plan ist, Percy?" fragte Maletto neugierig.

Der junge Arzt ergriff seine Hand, drückte sie herzlich und sagte mit funkelnden Augen:

„Maletto, wir wollen den Kampf mit diesem räthselhaften Manne beginnen und zwar zuerst zu Deinem Besten, an mich wird auch die Reihe kommen. Du mußt unter allen Umständen ein geheimes Gespräch mit Therese von Dagobert haben . . ."

„Ach, ich wünschte es um den Preis meines Blutes, Percy!" rief der Fürst mit glühendem Eifer. „Aber . . ."

„Höre mich an, Maletto," unterbrach ihn Brocentia hastig, „dieses Gespräch wird der erste Streich sein, den wir dem gemeinschaftlichen Feinde versetzen, noch weiß ich kein geeignetes Mittel, ihn ganz zu vernichten, aber Adele von Gondolemona ist eifersüchtig und mit Rachegedanken gegen ihn erfüllt, sie hat Dich zu heute Abend neun Uhr eingeladen, begeben wir uns nach dem Platz Campo-vaccino, wo sie Dich in ihrem Wagen erwartet. Die Eifersucht ist die beste Bundesgenossin. . . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Bevor wir in unserer Erzählung weiter gehen, ist es zur Verständigung der Ereignisse nothwendig, daß wir noch einen Rückblick auf die Vorgänge in Desèret thun.

„Randal," hatte der Marquis kurz vor seiner Abreise nach Brasilien zu dem erprobten Freunde gesagt, „Sie werden sich nach New-York begeben und nach diesen Instruktionen verfahren."

Mit diesen Worten überreichte er ihm ein versiegeltes Päckchen Briefe und fuhr dann fort:

„Haben Sie diese Mission erfüllt, dann erwarten Sie mich in Rom. Ich werde Ihrer ganz bedürfen, die Stunde der Gefahr rückt immer näher, das Saatkorn reift zur Frucht. Wenn es Jemand in der Welt giebt, den Sie lieben, so denken Sie diese Nacht an ihn. Morgen gehören Sie mir ganz an — nicht wahr, mein Freund?"

„Ich gehöre Ihnen, Herr Marquis, mit Leib und Seele an," hatte Randal mit leuchten Augen gesagt, „denn ich liebe Sie nur allein!"

Als der Marquis auf der Columbia Desèret verlassen und Randal Stanton sich in seine Gemächer zurückgezogen hatte, wiederholte er langsam und schwermüthig die Worte:

„Wenn es Jemand in der Welt giebt, den Sie lieben . . . . armes Mädchen!"

Anstatt auf seinem Zimmer zu bleiben und sich zur Abreise zu rüsten, schlich er in den Korridor, und lehnte sich auf die Brüstung des der Bekehrungskammer gegenüber gelegenen Fensters.

Die Fremde befand sich noch immer in dem Gemache, in welchem wir sie kennen gelernt haben. Sie saß in dem weichen Sessel, welcher ihr zum Lager diente, aber sie war sehr bleich und vergrämt. Ihre gerötheten Augen hatten sehr viel geweint. Das Licht einer Kerze erleuchtete sanft ihr reizendes Gesicht. Randal betrachtete sie lange schweigend und mit innigen Blicken.

„Wenn es Jemand in der Welt giebt, den ich liebe," flüsterte er endlich. „O, ja, ich liebe Jemand!" rief er plötzlich laut, gleichsam als wolle er diese Worte dem Marquis nachrufen, „aber es ist eine Liebe von gestern, die ich morgen werde vergessen müssen. Eine Liebe ohne Vergangenheit — wie ohne Zukunft. Aber ich liebe dieses unglückliche Wesen — liebe sie, wie ich noch kein Mädchen geliebt habe und wie ich niemals wieder lieben werde."

Der junge Tag war erst im Werden begriffen und die Dunkelheit noch vorherrschend. Es war eine von den seltenen Nächten dieses Himmelstriches, wo die Klarheit der Polargegenden herrscht. An den dünnen Zweigen der Bäume glänzte der Morgenthau und strahlte den Schein des untergehenden Mondes wieder. Die Straßen von Desèret waren noch öde und leer. Diese Stadt der Wollust, Ueppigkeit und Trägheit erwacht erst spät zum neuen Leben.

„Ich habe nur diese Nacht," flüsterte Randal wieder, „und sie ist schon weit vorgerückt. Armes, süßes Kind, ich wage gern mein Leben,

um Dich zu retten. Der Verführer ist zwar todt, aber das Volk würde mich steinigen, wenn es mich in diesen, nach ihren verwirrten Begriffen, geheiligten Gemächern, erwischen würde. — Doch was zaudere ich noch? — Ich kann dieser Liebe nicht entsagen, Herr Marquis," fügte er trotzig hinzu als stände er vor dem Manne, welcher seine Seele erfüllte.

Eine Viertelstunde darauf öffnete sich geräuschlos die uns bekannte Pforte und Randal schlich vorsichtig an die Mauer der Bekehrungskammer. Alles war still und öde, nichts störte die tiefe nächtliche Ruhe.

Randal maß mit dem Auge den Abstand des Fensters, in welchem er das Licht in dem Zimmer der Unbekannten schimmern sah. Dann versuchte er eine seidene Strickleiter auf die Mauer zu werfen, woran sich zwei eiserne Haken befanden. Er konnte aber trotz vielfachen Versuchen nicht damit zu Stande kommen — die Haken wollten nicht in das Gemäuer eingreifen. Aber der gewandte Bandit verlor nicht die Geduld, er wußte sich zu helfen, mit Anwendung aller Kraft bohrte er seinen Dolch zwischen die Fugen der Steine und bediente sich desselben als Tritt. Mit Hülfe dieses Mittels und eines Mauervorsprunges gelang es ihm endlich die Höhe der Mauer mit den Armen zu erreichen und die Strickleiter zu befestigen, dann stieg er hinauf, zog die Leiter an sich und warf sie jenseit der Mauer. Nach wenigen Augenblicken befand er sich in dem engen mit Bäumen bepflanzten Hofraum. Hastig zog er eine zweite Strickleiter hervor und warf sie geschickt über die Eisenstange eines Balcons, der sich dicht neben dem Fenster befand, durch welches das Licht schimmerte. Als er den Balcon erreicht hatte, knüpfte er die Leiter fest, denn sie mußte beim Hinabsteigen zwei Personen tragen.

Die Fremde erwachte in dem Augenblicke, in welchem Randal, durch ein Tuch geschützt, mit seiner Hand die Fensterscheibe eingedrückt und den Riegel aufgedreht hatte. Er hatte sich mit größter Kühnheit und mit dem gewandten Wesen eines erfahrenen Einbrechers von dem Balcon in das Gemach geschwungen.

Die in das Zimmer dringende frische Luft verursachte einen starken Zug und zugleich mit Randal's Eintritt wehte die Kerze und erhellte nur undeutlich die Gegenstände, sie war dem Erlöschen nahe.

Die Fremde, welche erst eine Bewegung zur Flucht machte, sprang plötzlich auf, stürzte mit einem Freudenruf dem erstaunten Randal in die Arme und rief mit lauter Stimme:

„O, Percy, mein theurer, geliebter Percy! Endlich sendet Gott Dich mir zur Hülfe!"

Ein schmerzlicher Schauer überlief Randal's Glieder. Bei diesen Worten, welche mit einem Schlage seine liebsten Träume und Hoffnungen zerstörten, war er nahe daran, seine Fassung zu verlieren.

„Die Heiligen haben mein Gebet erhört," fuhr die Fremde im freudigen Tone fort. „Ich wußte es wohl, daß Du mich nicht vergessen konntest, lange Jahre habe ich auf Rettung gehofft."

In einem Augenblicke der Ruhe erholte sich das Licht der Kerze wieder. Die Fremde schien ihren Irrthum zu erkennen. Eine Aehnlichkeit, oder ihr fortwährender Gedanke an den noch jugendlichen Bruder, hatte sie in den Irrthum gerathen lassen. Sie machte sich erschreckt los und flüchtete sich in eine Ecke des Zimmers, dort drängte sie sich furchtsam an die Wand.

Randal blieb gleichsam erstarrt auf seinem Platze stehen. Endlich flüsterte er mürrisch vor sich hin:

„Percy! — wer ist dieser Percy, den sie so unaussprechlich zu lieben scheint? Wo ist dieser Mensch, der dieses Engelsbild so ruhig in den Händen ihrer Entführer läßt? — O, Thor, der ich bin — ich hasse diesen Menschen — aber konnte ich denn etwas Anderes erwarten? — Wie schön, wie bezaubernd sie ist!"

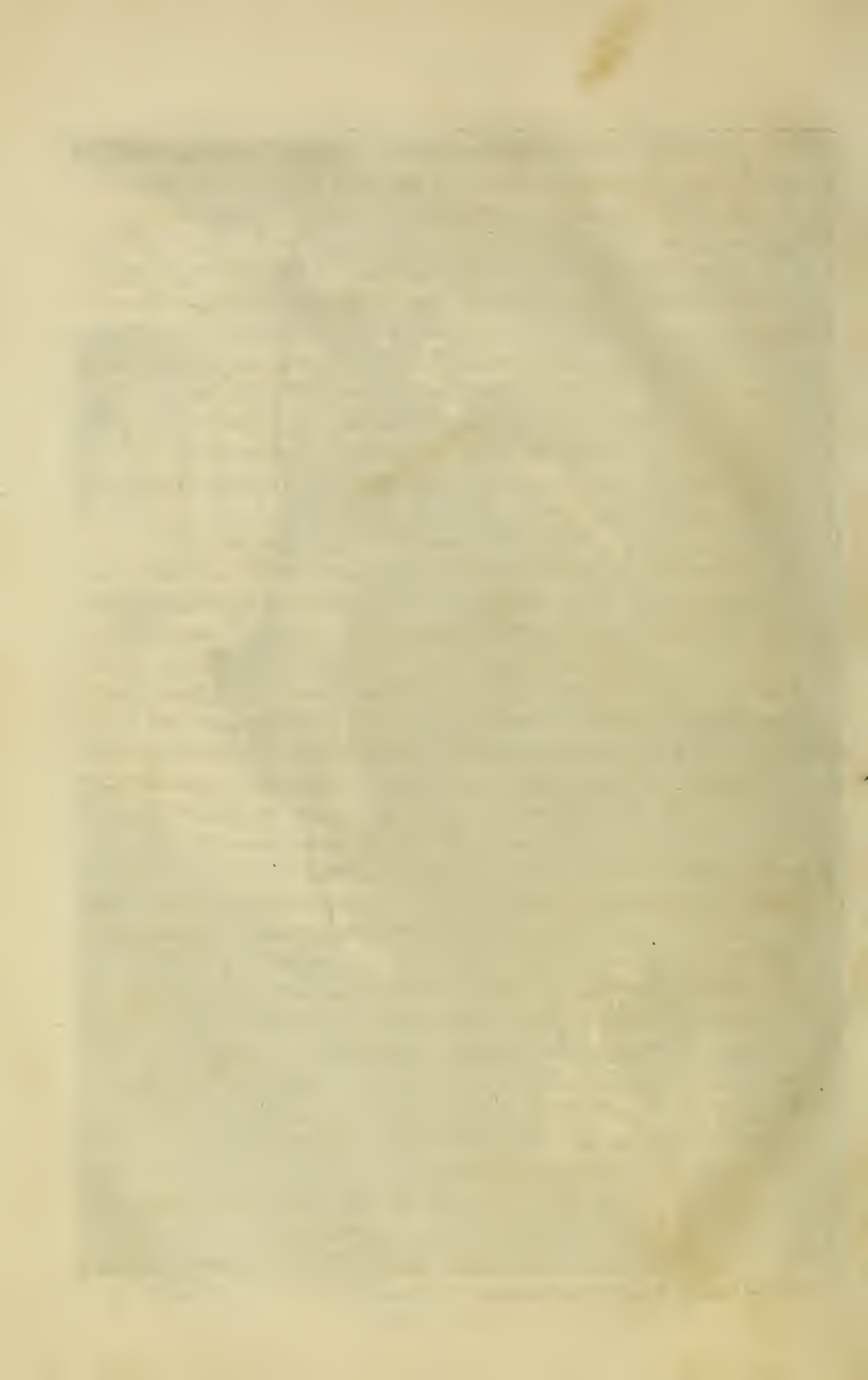
Die Fremde war in der That hinreißend schön. Sie trug eine Robe von dunkelblauem Sammet, dessen Färbung sich nur durch azurblaue Reflexe, welche die Falten entlang liefen, und am Saume kund gab. Diese matte und dunkle Farbe ließ den warmen Fleischton ihrer Schulter recht hervortreten und hob die herrlichen Umrisse ihres halbentblößten Busens, über welchen eine kostbare Agraffe von Diamanten von Zeit zu Zeit weiße leuchtende Blitze gleiten ließ. Ihre schönen schwarzen Haare, deren Fülle unter einem Netze gebändigt waren, fielen in zierlichen Locken um ein Gesicht, welches wohl im Stande war, auch den größten Menschenhasser zu bekehren und zu den Füßen dieses Mädchens zu führen, welches von Yamon geraubt und seit sieben Jahren für die Lüsternheit seines mächtigen Gebieters bis zur geeigneten Stunde verborgen gehalten worden war. Der Leser wird in der Fremden die Schwester des jungen Arztes, Percy Brocentia, wohl erkannt haben.

Maritta, so hieß das liebliche Wesen, wurde beim Anblicke des unbeweglich vor ihr stehenden Fremden immer ängstlicher, da Randal sie mit einem Ausdrucke betrachtete, den sie sich nicht zu erklären vermochte.

„Fürchten Sie nichts," begann er endlich in einem so sanften Tone, daß Maritta sich einigermaßen wieder ermuthigt fühlte. „Ich



„Sehen Sie — sehen Sie!“ flüsterte Maritta bebend, „dort gleitet ein seltsames Wesen an den Zweigen der Bäume hinab.“ (S. 723.)



bin gekommen, um Sie aus unwürdiger Gefangenschaft zu retten," und sich selbst mühsam überwindend, versuchte er zu lächeln und fügte im warmen Tone hinzu: „Errathen Sie nicht? — Ich komme von ihm, von Percy!"

Maritta hüpfte wie ein Kind vor Freude, sie lachte und weinte zu gleicher Zeit. Randal wandte den Blick ab, sie wurde es nicht gewahr.

„Sie kommen um mich zu holen!" rief sie mit thränenvollen Augen, „ich werde ihn wiedersehen, — ihn und den Vater. — Alles wiedersehen, was ich mit ganzer Seele liebe. O, Dank — tausendmal Dank! — Auch Sie will ich lieben und segnen!"

Randal litt unaussprechlich; aber er hatte die Kraft, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren.

„Kommen Sie," flüsterte er endlich, „man erwartet sie."

Er nahm das junge Mädchen widerstandslos in seine Arme und begann vorsichtig die Strickleiter, welche er vom Balcon entfernt und am Fensterkreuz inzwischen befestigt hatte, hinabzusteigen. Randal konnte nur sehr langsam sich herablassen, denn bei jeder Bewegung schwankte die Leiter. Nach Verlauf von fünfzehn Minuten gewann er endlich mit seiner süßen Bürde glücklich den Boden, und nach weiteren zehn Minuten hatte er in soweit seine Vorkehrungen beendigt, daß er ohne Gefahr die hohe Mauer von beiden Seiten hinabsteigen konnte. Alles ging glücklich von Statten. Als sie aber den halben Weg jenseit der Mauer zurückgelegt hatten, glaubte Randal hinter sich in dem Hause des Marquis das Geräusch eines sich öffnenden Fensters zu hören. Wenn auch einigermaßen erschreckt, so fuhr er doch fort, langsam hinabzusteigen. Als sie einige Sprossen tiefer waren, fühlte er plötzlich, wie Maritta in seinen Armen erzitterte.

„Sehen Sie, sehen Sie!" flüsterte sie bebend, „dort gleitet ein seltsames Wesen an den Zweigen der Bäume hinab."

Randal, welcher das Gebäude der Bekehrungskammer vor sich hatte, während Maritta in seiner linken Hand ruhte und das Gesicht dem Gebäude des Marquis zuwandte, versuchte umsonst sich umzudrehen. Er mußte alle Kräfte anwenden, um die schwankende Leiter in der gehörigen Balance zu halten.

Maritta verließ das räthselhafte Wesen mit keinem Auge. Es war ein halbnackter Mensch, dessen magere Glieder und haarige Brust man in den schrägen, matten Strahlen des Mondes erkennen konnte. Maritta starb fast vor Angst. —

Endlich setzte Randal keuchend den Fuß auf den Boden. In

diesem Augenblicke hörte man den Fall eines Körpers auf das Pflaster. Das unbekannte Wesen war auf die Straße gesprungen. Auf diese Weise berührten unsere beiden Flüchtlinge und der Mann zu gleicher Zeit den Boden, und befanden sich dicht neben einander. — Randal zauderte und rief die Gestalt an. Der Mann lehnte sich, von der Anstrengung erschöpft, an die Mauer, und sagte mit dumpfer Stimme:

„Adele — oder auch Olebra — das Judenmädchen, fürchtete die Rache ihres verachteten Volkes — sie ist geflohen — aber mein Arm wird sie erreichen. — Zittere, Abtrünnige! Der Gott Israels sendet die Rache, und suchet heim Diejenigen, die ihn verleugnen!"

Baruch, Salomon Benjahie — denn er war es — machte einen Schritt auf Randal zu, dessen Stimme er erkannt zu haben schien, aber gleich darauf wurde er von einem geheimnißvollen Schrecken ergriffen. Er taumelte entsetzt zurück.

„Immer dieser Schatten — dieser Judenkönig — dieser Marquis Posa!" krächzte er angstvoll.

Dann lachte er in dem unheimlichen Tone eines Wahnsinnigen hell auf und wollte davoneilen, aber Randal umschlang seinen Körper und versuchte ihn zu Boden zu werfen, allein er strauchelte an einem Stein und fiel mit dem Greise zugleich nieder, wobei er empfindlich am Kopfe verletzt wurde. Ehe er sich noch erholt hatte, war der alte Rabbiner bereits aus dem Gesichtskreis verschwunden. Unsere Flüchtlinge entfernten sich eiligst von der Straße.

. . . .

. . . .

Olebra, die Königin der göttlichen Frauen, ging in heftiger Erregung in ihrem klösterlich ausgestatteten Gemache auf und nieder.

Ihre Lippen waren in beständiger Bewegung, die Worte aber, die sie vor sich hinmurmelte, unverständlich, gleichsam als ob sie ihr unbewußt entschlüpft oder als ob die Regungen des Zornes, die sie offenbar lange in ihre Brust zurückgedrängt hatte, zu verwirrt geworden wären, um ihnen durch Worte genügend Luft zu machen.

Ihre hohe Gestalt, in dem dunklen Gewande der Priesterinnen der Mormonensecte, stimmte nicht wenig mit dem düstern Anstrich des Gemaches überein. Ihre Geberden waren erhaben und gebieterisch, mit einem Antlitz, das, obgleich schon in seiner Ruhe, einen finstern Ausdruck trug, den das durch die glühende Sonne ihrer Heimath fast olivengelb gefärbte Gesicht noch zu unterstützen schien.

Ihr Haar war schwarz wie die dunkelsten Gewitterwolken, vorn geflochten, und die Flechten hingen tief über die hohe Stirn herab,

und vermehrten auf diese Weise den ernsten, gedankenvollen Ausdruck ihrer Züge. Auch ihre Augen waren groß und dunkel und bei innerer Erregung leuchtete aus ihnen ein wildes, grimmiges und fast Furcht erregendes Feuer. Der Ton ihrer Stimme war nicht weniger als weiblich, sondern im Gegentheil von ungemeiner Tiefe, die zwar nicht unangenehm, aber doch mehr zum Schlachtenruf als zum sanften Liede im Frauengemache geeignet schien. Sie trug auch ungeachtet ihres hohen priesterlichen Ranges einen Dolch in prächtiger Scheide, und wenn das Gerücht nicht log, hatte ihn mehr als einmal Blut befleckt. Ihre Verbindung mit Brigham Young, war ebenfalls ein Bund, worin die Herzen keine Stimme gehabt hatten. Natürlich konnte eine solche Ehe, die heute geschlossen und morgen wieder aufgehoben werden konnte, keine Quelle des Glückes werden; aber der junge, ehrgeizige Priester ahnte nicht das Elend, daß sie am Ende erzeugte. Ein solches Weib konnte unmöglich sein Herz gewinnen, und da sie nie durch Erfüllung seiner Wünsche seine Zuneigung zu erlangen suchte, sondern vielmehr unausgesetzt nach der Oberherrschaft strebte, und er selbst mit glühender Seele nach der höchsten Würde im Mormonenthum verlangte, auch keine andere Macht, außer der ihm provisorisch übertragenen, dulden wollte, so war es kein Wunder, daß Brigham darauf sann, sich dieses gefährlichen Weibes zu entledigen.

Olebra's Herrschsucht verrieth sich anfänglich in einer zornigen Reizbarkeit, dann entstand zwischen ihnen eine bemerkbare — drohende Kälte, ein trügerischer Waffenstillstand, der bald zu Ende ging, um einer durstigen Rache den Kampf zu lassen.

Sie rief jetzt eine der Tempeldienerinnen und befahl ihr, Yamon, den Secretair des geistlichen Archivs, zu ihr zu senden.

„Ich muß die Geheimnisse Brigham's kennen lernen," sprach Olebra halblaut vor sich hin, als sie wieder allein war. „Ich soll mich von ihm geringschätzen lassen, — von ihm, dessen Macht im Vergleich zu der meinigen weniger ist, als ein tauber Kern. Ich weiß, er liebt mich nicht, und wird mich niemals zu seiner ersten, rechtmäßigen Gemahlin erheben, wenn er den Thron Joseph Smith's eingenommen hat. Aber er soll meine Rache fühlen — und meine Macht im Volke mit Entsetzen erkennen. Noch hört die Menge im gläubigen Wahne auf die Orakel meines Mundes, und ich will sie benutzen zu seinem Untergange. Nur an der Hand Olebra's kann man die Erbschaft des großen Todten antreten! — An seinen Händen so gut, wie an den meinigen klebt Menschenblut."

Als sie sich so eben umwandte, fiel ihr Blick auf Yamon, den

Günstling und Kuppler Joseph Smith's. Ihre schönen Züge nahmen plötzlich einen Ausdruck an, der ihre Gefühle und Gedanken nicht im Mindesten verrieth.

Yamon war mit dem heimlichen Tritte einer Katze in das Gemach geschlichen, welches bisher kein männliches Wesen bei Verlust seines Lebens betreten durfte. Als er, der listige Mormone, die Verwirrung bemerkte, die sein plötzliches Erscheinen bei Olebra hervorbrachte, verbreitete sich ein widrighönisches Lächeln über seine Züge. Er fühlte, daß Olebra — die Mächtige — seiner Hülfe bedürfe.

„Du hättest wohl auch erst ein Zeichen geben können, ehe Du in das Gemach tratest," sagte Olebra, einen zornigen Blick auf Yamon werfend. „Ich wundere mich, wo Du so verstohlen auftreten gelernt hast."

„Und ich wundere mich," erwiderte der Secretair mit größter Unverschämtheit, wie Olebra, die Königin des Orakels von Deseret so schnell vergessen kann, daß ich es in ihrem Dienste nur allein gelernt habe. Bei mancher That in diesem Hause, wo ich Wache hielt, während Ihr, die keusche, tugendreine . . . "

„Schweig, elender Schuft!" donnerte die wüthende Stimme Olebra's. „Oder bei der Seele meines Vaters — ich beflecke meinen Dolch mit Deinem Blute."

„Wenn das der einzige Lohn ist, den ich durch meine früheren Dienste verdient habe," entgegnete Yamon scheu zurücktretend, „so will ich fernerhin meine Tage in Ruhe beschließen, und meinem neuen Gebieter treuer dienen als dem verstorbenen."

„Bedenke, elender Wurm, daß ich Dich in jeder Minute vernichten kann, und daß Du nirgends aus dem Bereiche meiner Rache bist." sagte Olebra im eisigen Tone, indem sie nur mit Mühe ihren Zorn unterdrückte.

„Ich will einen reuigen Sünder aus mir machen, und ein eifriger Anhänger und Bekenner des neuen Glaubens werden," versetzte Yamon demüthig, „und Eure Rache wird dann bald vollauf zu thun haben."

„Du bist ein unverbesserlicher Schurke," versetzte Olebra im milderen und fast unhörbaren Tone, doch der giftige Blick, der unter Yamon's struppigen Brauen hervorschoß, verrieth, daß ihm diese Worte nicht entgangen waren.

„Yamon," fügte sie dann mit einem ganz veränderten Wesen hinzu, dem ihre Verstellungskunst Güte zu geben suchte. „Du bist gewiß nicht gekommen, mit mir zu streiten zu einer so ernsten Zeit

wie die jetzige, und da ich Deiner freundlichen Dienste so sehr bedarf."

Hätte Olebra den Ausdruck in Yamon's Züge bemerkt, während sie sprach, so würde sie sich kaum haben enthalten können, ihn zu Boden zu stoßen, denn nie lauerte ein so teuflischer Geist in einem menschlichen Antlitz. Aber er heftete schnell seinen Blick auf den Boden, während er erwiderte:

„Ich habe wenig Lust mit Euch zu streiten, denn ich glaube, wir würden dadurch beide nicht viel gewinnen. — Was für einen Dienst verlangt Ihr von mir, Olebra?"

„Keinen gefahrvollen, mein treuer Yamon," entgegnete Olebra freundlich. „Bedenke, daß wir beobachtet werden können. Mit Horchen, Forschen und Combiniren, können wir so viel ausrichten, als mit dem Dolche, und die Vollziehung unserer Rache Andern überlassen."

„Die Sache ist sehr bequem," erwiderte Yamon hohnlächelnd. „Aber darf ich bitten, mir das so gefahrlose Geschäft zu nennen, das ich vollziehen soll?"

„Ein scharfes Auge auf Brigham Young's Handlungen zu haben," antwortete Olebra mit leiser Stimme, „ihn unbemerkt zu beobachten und seine Correspondenzen zu überwachen. Außerdem ist die Freundschaft der zwölf Apostel zu suchen, und ohne daß es auffällt, von ihnen so viel als möglich über seine Reformen, Verbesserungen, Pläne und Geheimnisse zu erfahren."

„Das ist noch nicht Alles," sagte Yamon nach einer kleinen Pause des Nachdenkens, und richtete sein tiefliegendes Auge forschend auf das Antlitz Olebra's. „Ich muß wissen, warum Ihr diese Schritte von mir verlangt, ich muß mit dem Geheimniß bekannt sein, dem Ihr so eifrig nachzuspüren scheint, und selbst mit dem Verdacht, den Ihr gegen Brigham Young hegt, ohne diese Mittheilungen möchte ich vielleicht auf falscher Fährte jagen."

Olebra warf ihm einen finstern Blick zu, und war schon im Begriff ihrem Zorn, wie so oft, sich mit ganzer Leidenschaft hinzugeben; aber sie bemeisterte sich noch bei rechter Zeit. Sie kannte den rachsüchtigen Charakter Yamon's und hatte ihn auch schon mehrfach zu geheimen Abenteuern gebraucht, um deshalb einer Kleinigkeit wegen, mit ihm ganz brechen zu können. Sie versetzte daher im ruhigen Tone:

„Wenn ich nicht irre, so sinnt Brigham Young auf eine Trennung von mir, er scheint unter den bleichwangigen Töchtern dieses

Landes eine gefunden zu haben, deren Gesellschaft er mehr Vergnügen abzugewinnen scheint, als mir angenehm ist . . ."

„Ein gewöhnlicher Fehler Derjenigen, welche unverhofft zur Macht gelangen und bisher den Tugendhelden gespielt haben," unterbrach sie höhnisch lachend der schlaue Intrigant.

„Sprich nicht in diesem gehässigen Tone von dergleichen Dingen!" rief Olebra heftig, deren Gewissen bei der leisesten Anspielung auf dem Felde der Galanterie in heftige Flammen gerieth, da sie sich wohl Manches in diesem Punkte vorzuwerfen hatte, und oft Dinge in diesem Sinne deutete, selbst wenn die Gedanken des Sprechers weit davon entfernt waren. Sie galt in der Menge als ein Musterbild der Tugend und der erhabensten Sittsamkeit.

„Schweig, — wenn Dir an meiner Gunst etwas gelegen ist," fügte sie drohend hinzu. „Glaubst Du, ich würde weniger ruhig schlafen, wenn ich selbst mit einer Nebenbuhlerin das eheliche Bett theilen sollte? Darüber ist Olebra hinweg. Wahrhaftig, es wäre mir völlig gleichgültig. Aber laß diesen ehrgeizigen Mann einmal zum Sklaven einer Schönheit werden — wie sie die Tochter Brigham Thomy's besitzt, deren Vater, wie es mir scheint, auf eine Verbindung mit Brigham Young spekulirt — und sie wird bald nicht nur seine Macht theilen, sondern auch seinen Rang und seine Hand energisch verlangen. Ich glaube nun nicht zu irren, wenn ich schon jetzt annehme, daß er mit dem unruhigen Brigham Thomy, welcher selbst gern die Würde des Oberhauptes der mormonischen Kirche erlangen möchte, auf Trennung von mir sinnt. Und dies allein fürchte ich. Es kümmert mich nicht, ob Tausende seine Liebe besitzen, wenn ich nur seine Gedanken leiten kann. Ich will nicht nur Königin der göttlichen Frauen, sondern Beherrscherin des Mormonenreiches sein, und um dieses Ziel zu erreichen, muß ich seine Pläne, seine Absichten und seine Geheimnisse kennen. — Weshalb meidet er mich fast absichtlich? Nur um der schönen Tochter Thomy's wegen? — O, nein! er hat andere, tiefliegendere Pläne, er sinnt auf Beseitigung des Kapitels der göttlichen Frauen. Ich muß diese Pläne kennen lernen!"

„Seid Ihr auch völlig überzeugt, daß diese Kenntniß zu Eurem Ziele führen wird?" fragte Yamon lauernd. „Bedenkt, daß er diejenigen Priester sogleich aus Desèret verbannte, die älter und erfahrener sind, als er und die sich gern in Alles mengen wollten. Er ist kein Falk, den man blendet, und in die leere Luft empor werfen kann, um ihn nach Belieben zurückzurufen. Ich wollte ihn gestern belau=

schen, aber er gab mir mit seinem Brevier einen Schlag, den ich sobald nicht vergessen werde. Nein — nein, ich kann . . ."

„Nennst Du Dich einen Mann?" rief Olebra mit unbeschreiblichem Hohn, „und fürchtest Dich vor einem Schlage von der mageren Hand dieses jugendlichen Greises? Beim Himmel! wäre ich ein Mann und an Deiner Stelle, ich würde Monate lang über meiner Beute schweben, aber doch endlich den Augenblick finden, wenn ich mit Sicherheit Verderben bringend auf sie stoßen könnte, wäre es auch nur, um einen solchen Schimpf zu vergelten und in seinem Blute abzuwaschen."

So sprach das geheiligte Orakel von Deséret — die Königin der göttlichen Frauen — welche nach dem Oberhaupte der Mormonensecte — Gott am nächsten stehen, und in Allem gleichen sollte.

„Meine Rache hat nie lange auf sich warten lassen," entgegnete Yamon mit einem wilden Blick, „und ist noch nie, wie Ihr wißt, unbefriedigt eingeschlummert; aber selbst die Schlange muß vor der Tatze des Löwen sich hüten. — Doch was soll ich thun? — Sprecht frei Eure Ansicht aus!"

„Hier ist Gold," sagte Olebra mit zufriedener Stirn und gab ihm eine wohlgefüllte Börse. „Spare es nicht, noch laß die geringste Gelegenheit entschlüpfen, das Vertrauen derjenigen Priester zu gewinnen, welche zum geistlichen Rath gehören. Schaffe mir eine Abschrift von der Denkschrift, welche Brigham Young für die Bundesregierung in Gemeinschaft des geistlichen Rathes entworfen hat, und welche von den Reformen spricht, die er zum Heile unseres Glaubens für nothwendig erachtet. — Beeile Dich, und wenn Du etwas Wichtiges erfahren hast, dann kehre zu mir zurück. Sei kühn aber vorsichtig, und achte genau auf das Thun und Treiben Brigham Thomy's, welcher sich jetzt fast immer um die Person unseres gemeinschaftlichen Feindes befindet. — Wie Dein Handeln, so sei Dein Lohn. — Doch," fügte sie mit düsterblickenden Augen flüsternd hinzu: „findest Du, daß die Gefahr für mich schon zuweit gediehen ist, um anders als mit dem Tode Brigham Young's beseitigt werden zu können, dann findest Du in jener hohlen Porzellanfigur eine Phiole, welche ein Mittel enthält, den Ehrgeizigen sicher und plötzlich aus dem Wege zu räumen. Gieße nur drei Tropfen davon in den mit Wein gefüllten Kelch des Hochaltars, sobald er den Abenddienst verrichtet, und achte auf die Wirkung, er wird den Tempel lebend nicht wieder verlassen, und alle seine stolzen Träume werden mit ihm zusammenstürzen."

Yamon zuckte heftig zusammen, verbarg das Gold in seiner Tasche

und murmelte einige unverständliche Worte, wagte es aber nicht, Olebra in's Antlitz zu blicken, gesenkten Auges verließ er das düstere Gemach.

Olebra verfolgte ihn mit einem jener Blicke, die man dem fabelhaften Basilisken zuschreibt, und als er verschwunden war, schien ihr dunkles Auge selbst noch durch die starke Thür von Eichenholz dringen zu wollen, sie stand so starr und leblos da, als wäre ihre hohe Gestalt aus Marmor gemeißelt. Sie bemerkte nicht, daß ein unheimlicher Schatten, welcher mit Yamon unbemerkt in das Gemach gehuscht war, sich jetzt aus einem Winkel nach der erwähnten Figur schlich, die Phiole, mit Gift gefüllt, geräuschlos herausnahm, und dann wieder wie der bleiche Schatten des Todes in seinen Versteck zurückkehrte.

„Da geht er hin, der schlaueste aller Schurken," flüsterte sie kaum hörbar vor sich hin, das Auge noch immer auf die Thür geheftet, durch welche Yamon verschwunden war, „der bis auf den Grund meines Herzens getaucht ist, und alle Geheimnisse desselben erforscht hat, der die Mittel jetzt kennt, wodurch er mich für immer verderben kann, und auch überzeugt ist, daß ich ihn tödtlich hasse. Aber so gewandt und listig er auch ist, daß er mit einem Blicke des Menschen Gedanken erforschen und dem geübtesten Heuchler die Maske abzuziehen vermag, so will ich ihn doch mit aller List eines Weibes überholen und vernichten. Er weiß zu viel von meinen Geheimnissen, — meine Rache muß seine Todesstunde bald herbeiführen, ehe er mir selbst gefährlich werden kann. — Aber wehe diesem Brigham Young, welcher es wagt, mit frevelnder Hand die Macht Olebra's anzutasten! — Besser, er wäre nie geboren!"

In diesem Augenblicke legte sich die magere Hand Baruch Salomon Benjahie's auf ihre Schulter. Wie von einem elektrischen Funken plötzlich getroffen, fuhr Olebra mit einem lauten Angstschrei heftig zusammen. Die Hand fuhr hastig nach dem Dolche, doch als sie in die bleichen, geisterhaften Züge des abgemagerten Greises blickte, da sank ihre Hand machtlos nieder, ihre Lippe zuckte convulsivisch und ihre Gestalt drohte, wie ein gefällter Baum zusammenzubrechen. Todtenblässe überzog ihr schönes Gesicht, und entsetzliche Furcht sprach aus ihren Zügen.

„Mein Bruder!" hauchte sie endlich mit ersterbender Lippe. „Was willst Du von der unglücklichen Tochter Israel Benjahie's?"

Der alte Rabbiner antwortete mit dumpfer Stimme und im hastigen Tone:

„Es ist ein Haus für Dich gebaut,
Eh' Du noch in die Welt geschaut;
Wie hoch es ist — wie tief es ist,
Noch Niemand weiß, und Niemand mißt;
Und eh'r wird's nicht geöffnet sein,
Als bis zuletzt ich Dich führ' hinein,
Daß drinn Du bleibst für alle Tag' —
So lang' es auch noch dauern mag —
Bis ich den Rasen messen muß,
Nach Deinem Maß von Kopf zu Fuß.
Nicht hochgezimmert ist das Haus,
Es sieht nicht stolz, noch luftig aus,
Und wenn Du drinnen bist, liegt das Dach
Auf Deiner Brust so schwer, so flach;
Herrscht Kälte drinnen und Einsamkeit,
Und ew'ge Nacht und Dunkelheit;
Und keine Thür führt aus dem Haus
Zum warmen Leben, zum Licht hinaus.
Im Haus von Erde — 's ist schrecklich dort,
Der Tod hält den Schlüssel, läßt Niemand fort!
Und alle Freunde weichen hier,
Nur Würmer kommen und zehren von Dir;
Kein Mensch erscheinet, der freundlich fragt,
Wie's Dir in dem öden Haus behagt.
Die Thür verschlossen, — 's ist Alles still,
Kommt Keiner, der Dich suchen will;
Denn bald wirst Du häßlich und widrig sein,
Und Entsetzen flößet Dein Anblick ein."

Die hohe Gestalt Olebra's hatte sich bei den unheimlichen Worten des wahnsinnigen Alten immer mehr zusammen gezogen, etwa wie die einer Schlange, welche die Fangzähne des grimmigen und unerbittlichen Feindes fürchtet, ihre Kraft schien mit einem Schlage für immer gebrochen.

„Gott meiner Väter!" rief sie endlich mit gebrochener Stimme, „schwer habe ich gefrevelt gegen Deine heiligen Gebote, vergessen im Sinnestaumel den Glauben meiner Erzeuger, doch vergieb mir in Deiner unendlichen Barmherzigkeit und beschütze mich vor der Hand dieses Mannes, welcher unter dem Herzen desselben Weibes gelegen, das mich einst geboren, und der in seinem religiösen Wahnsinne nur auf Mord sinnt. — Gieb mir Kraft, die Stunde dieser schweren Prüfung zu ertragen und halte rein seine Hand von dem Blut, das über ihn kommen muß!"

„Der Tag der Gnade ist abgelaufen für Dich, elende Metze!" rief Benjahie im wilden Tone. „Entweiht ist das Wesen von Dir,

welches Du in Deiner Ohnmacht vergeblich anrufst. — Hier!" fuhr er mit grausigem Hohne fort, indem er mit der rechten Hand einen silbernen Becher ergriff, in welchen er den Inhalt der Phiole entleert hatte, und mit der andern einen funkelnden Dolch erhob. „Wähle! — Leere den Becher — oder ich vergieße mit eigener Hand Dein wollüstiges Blut!"

„O, habe Erbarmen mit mir, Baruch!" sagte Olebra mit thränenreicher Stimme, „schone mein Leben! Laß mich so jung nicht sterben von Deiner Hand, gegen welche ich mich nicht vertheidigen kann. Ich will zurückkehren in den Schooß unseres Glaubens, und will büßen die Schuld, die ich bethörten Herzens begangen . . . ."

„Deine Worte könnten eher dieses Gebäude wankend machen, als meinen Entschluß," antwortete der Greis dumpf, und seine Stirn wurde immer drohender. „Ich bin kein Schilf, das von jedem Windzuge sich bewegen läßt, und würden hundert Zungen für Dich reden — sie könnten Dein verruchtes Leben nicht retten. — Du mußt als Sühnopfer des Gottes Israels sterben! Deshalb wähle augenblicklich — wie Du Dein Leben beenden willst."

Olebra schwieg, finster starrte sie zu Boden, während sich ihre volle Brust mächtig hob und senkte. — Ein grausiger Entschluß schien in ihrer Seele zu dämmern und zur That zu reifen. — Wollte sie nicht sterben in dieser Stunde, so mußte sie die Hand erheben, gegen den eigenen Bruder.

„Ich habe meine Rache zu lange genährt," fuhr der Rabbiner nach einer kleinen Pause fort, „um sie in einem Augenblicke, wie diesem, aufzugeben. Unser Volk hat in Constantine durch Dich zu viel gelitten — Du hast es verrathen an die fränkischen Christen, welche Dein Herz mit Liebesworten bethörten. Durch Deinen Verrath fiel die stolze, unüberwindliche Felsenstadt in die Hände unserer Peiniger, und unser Volk, gestoßen, verachtet und beraubt, blutet aus unzähligen Wunden, welche Du, drei Mal Verfluchte — über uns gebracht. — Adonai fordert Dich als Sühnopfer. — Du mußt von meiner Hand sterben! — ich habe es geschworen bei der Thora und dem Allerheiligsten meines, von Dir verleugneten Glaubens!"

„So gönne mir wenigstens eine kurze Frist, um meine Seele im Gebet zu stärken," entgegnete Olebra mit größerer Fassung, „und mag Adonai in der Stunde des Todes gegen Dich barmherziger sein, als Du jetzt gegen mich bist."

Der Mond erhob sich in dieser Minute hinter den dunklen Bäumen und warf sein bleiches Licht in das düstere Gemach. Das glän-

zende Nachtgestirn, das schon die obersten Baumgipfel erreichte, lag im Verscheiden.

„Wenn der stille Zeuge meiner Rache den höchsten Berggipfel überragt," sagte Benjahie mit feierlicher Stimme, „muß Dein Lebensfaden vernichtet sein!"

„Dann ist meine Stunde nahe," erwiderte Olebra tonlos, und den Blick auf den blassen Mond gerichtet, faltete sie die Hände anscheinend zum Gebet. Ihre Lippen bewegten sich einen Augenblick, aber der Versuch war vergebens — sie konnte nicht beten, und obgleich das leuchtende Gestirn an dem klaren Sommerhimmel ruhig emporstieg, so kam es ihr doch vor, als habe es noch nie, selbst nicht in der stürmischen Nacht, mit solcher Eile seine unendliche Bahn verfolgt.

Die glorreichen Tröstungen der Religion — das Gebet, wurden der Verrätherin, an Glauben und Vaterland, von der Gnade des Allgütigen nicht gewährt. Er schien die verlorene Tochter Judäs vergessen zu haben. Sie fand nicht die Kraft, um die mörderische Hand gegen die Brust des beleidigten, greisen Bruders zu erheben, eine geheimnißvolle Macht beugte ihren stolzen Sinn in Demuth vor dem drohenden Antlitze des Rabbiners.

Das Andenken anderer Tage drängte sich unaufhaltsam in ihr gebrochenes Herz. Sie fiel mit dem Gesicht auf den Boden und weinte bitterlich. — Ihre verwirrte Phantasie sah den Geist ihres unter dem Henkerschwerte der Franzosen verbluteten Vaters, finster und drohend sich nahen, um sie in das weite Reich des Todes mit seinen kalten Armen zu führen. Sie wurde immer muthloser und verzagter.

Auch der unheimliche Greis beobachtete ungeduldig das steigende Gestirn, dessen halbe Scheibe bereits frei und unbedeckt am Himmel stand und die tiefblaue Nacht um sich her noch dunkler machte. Doch in den Zügen des Israeliten herrschte noch immer dieselbe Kälte, dieselbe drohende Ausdruck, keine Wolke war von seiner Stirn gewichen und seine zusammengepreßten Lippen und der feste Blick verriethen, daß er standhaft bei seinem Entschlusse beharrte.

„Es ist Zeit — Adele Benjahie!" sprach der Rabbiner endlich mit einer Stimme, die wie die Posaune des Weltgerichts klang, welche die Todten am jüngsten Tage auferwecken soll.

Olebra — die Königin — das Orakel des Mormonenthums, sprang hastig empor, und ohne ein Wort zu sprechen — streckte sie ihre Hand nach dem Becher aus. Ruhig und mit einem Blicke, der das Blut in das kühnste Herz hätte zurückdrängen können, reichte ihr der Rabbiner denselben.

Die abtrünnige Tochter Judäs hielt ihn einen Augenblick in der Hand, erhob den Blick und ihre Lippen bewegten sich — dann schloß sie plötzlich ihre dunklen Augen — leerte den verhängnißvollen Becher bis auf den Grund — und stürzte mit einem tiefen Seufzer todt zu Boden.

Als die Morgenglocke vom Tempel zu Deśeret die Gläubigen zum Gebet rief, und man Olebra in Ausübung ihres heiligen Amtes vermißte, und eiligst in ihr Zimmer drang, da fand man das abgöttisch verehrte Weib, kalt und starr als eine Leiche am Boden liegen.

Von allen Lippen ertönte Geheul und Wehklagen, nur in dem Herzen Brigham Young's flüsterte eine freudige Stimme:

„Das größte Uebel Deiner Pläne ist nicht mehr — es ist vernichtet ohne Dein Hinzuthun!"

Die Mormonenstadt hüllte sich in tiefe Trauer und zur Stunde ehrt man noch den Sterbetag der „großen Todten!" . . . . .

. . . .

. . . .

Eilen wir im Geiste wieder nach Rom, und beobachten die Ereignisse und das drohende Unwetter, welches sich über dem Haupte des Marquis in der ewigen Siebenhügelstadt zusammenzieht.

Es fand an dem Abende, an welchem Maletto Farnese mit dem jungen Arzte, jenes verhängnißvolle Gespräch führte, ein kleiner Empfang bei dem Fürsten Victor von Dagobert statt. Comtesse Eleonore war von ihrem Hofe umgeben, in welchem nur der Marquis Posa fehlte. Seit einigen Tagen mußte Therese von Dagobert das Zimmer hüten, an diesem Abend aber war sie in den Salon gekommen, um mit der jungen Fürstin Juliana Borghese, ihrer besten Freundin, zu plaudern. Therese war sehr leidend und sehr verändert, ihr zarter Wuchs schien unter dem Gewicht eines schweren Kummers zusammen zu sinken, und man konnte die durchsichtige Bläſſe ihres Teints nicht ohne Mitleid ansehen. Auf ihren bleichen Zügen lag so viel Leiden, in ihrem erstorbenen Blick so viel Kummer, und ihre Augen zeigten die Spuren von unendlich vielen Thränen, so daß es schmerzlich war, sie neben der von blendendem Glanze strahlenden Borghese zu sehen. Die beiden jungen Fürstinnen saßen in einer Ecke des geräumigen Salons und plauderten mit einander.

„Und warum bist Du so niedergedrückt und so bleich, Therese?" fragte Juliana in diesem Augenblick mit herzlicher Theilnahme. „Warum lächelst Du nicht mehr? — Willst Du mir nicht Dein Herz er=

öffnen, liebe Therese? — Du wirst Dich wohl noch erinnern, daß wir uns gegenseitig gelobten, kein Geheimniß vor einander zu haben."

„Ich habe kein Geheimniß vor dir, Juliana," flüsterte Therese mit gesenktem Blicke, „und lächelte ich denn sonst?"

„O ja, Therese, Du lächeltest heiter und zufrieden," versetzte die schöne Borghese vorwurfsvoll. „Welchen Grund hast Du nun, so unaussprechlich traurig zu sein? Ist nicht Alles um Dich herum noch wie sonst? Mein Cousin Maletto Farnese ist . . .

„Sprich nicht von diesem!" unterbrach sie die junge Fürstin im harten Tone.

„Und warum nicht, Therese? — Liebst Du ihn denn wirklich nicht mehr?"

„Nein!" antwortete sie mit bebender Stimme. „Weißt Du nicht, daß ich den Marquis Posa liebe!"

„Auch Du?" rief Juliana, indem ihre Lippe zuckte. „O, nimm Dich in Acht, meine arme Therese! — Auch ich fürchte, ihn zu lieben," fügte sie leise mit einem tiefen Seufzer hinzu. „Aber ich liebe ihn auf meine Weise und gebe mich der Schwermuth nicht hin. Er ist bei alledem der König der Männerwelt! — Also Du liebst diesen hinreißend schönen Mann? — Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich bin, Dich scherzen zu sehen."

„Ich scherze nicht, Juliana, ich lüge!" erwiderte Therese schmerzvoll.

„Du lügst?" wiederholte die junge Fürstin Borghese erstaunt, ohne den Sinn dieser Worte zu begreifen.

„Ich leide unaussprechlich!" flüsterte Therese von Dagobert.

„Das sieht man nur zu deutlich, arme Therese," versetzte Juliana mitleidsvoll, „aber ich verstehe Deinen Kummer nicht."

„Das macht, weil Du glücklich und zufrieden im Herzen bist," erwiderte Therese lächelnd.

„Ich werde es aber noch mehr sein, wenn ich Dich nicht mehr leiden sehe, Therese. Antworte mir aus Erbarmen für mich — und Dich: liebst Du Maletto wirklich nicht mehr?" sagte Juliana, indem sie einen festen Blick auf die bleichen Züge der Freundin richtete.

„Ich bin die Braut des Marquis, Juliana!" antwortete Therese mit matter Stimme.

„Man hat es mir gesagt, ich wollte es aber nicht glauben. Du solltest mir die Bestätigung geben."

Therese schwieg eine Weile, dann antwortete sie in einem Tone, welcher das Herz Juliana's mit unendlichem Wehe erfüllte:

„Ich hoffe, daß ich bald sterben werde."

In diesem Augenblicke wurde Adele von Gondolemona angemeldet und trat im Glanze ihrer berauschenden Schönheit in den Salon.

Früher, vor der Ankunft des Marquis in Rom, war Adele mit der Comtesse Eleonore von Dagobert sehr intim gewesen, seit ihrer Liaison mit Pesa aber waren die Beziehungen zwischen ihr und Eleonore natürlich kälter geworden, denn man kannte nicht das bessere Recht Adelen's auf den Besitz dieses gefeierten Mannes. Nichtsdestoweniger hatten die Beziehungen nicht ganz aufgehört, denn in der vornehmen Welt bricht man nicht gern ganz und gar mit einander, weil ein vollständiger Bruch stets viel Gerede macht. Aber es war doch sehr selten, daß Adele und Eleonore sich ungenirt an den für die vertrauten Freunde bestimmten Tagen Besuche machten. Die Mauer der Etiquette hatte sich zwischen ihnen erhoben, sie trugen einen gegenseitigen Haß in ihrer Brust. Adele hatte wohl errathen, daß ihre wahre Nebenbuhlerin nicht das arme, blasse Kind, sondern Eleonore, ihre Tante, sei, deren Hartnäckigkeit eine wüthende Leidenschaft geworden war, und die an Stelle und für Rechnung ihrer Nichte den Marquis wie närrisch liebte.

Der Eintritt Adelen's erregte unter den gewöhnlichen Gästen des fürstlich Dagobertschen Hauses einige Ueberraschung. Jeder von ihnen wußte sehr genau, wie die schöne Besucherin und die Herrin des Hauses miteinander standen. Was nun Comtesse Eleonore anbetrifft, die gewiß nicht am wenigsten von dem seltsamen Besuch überrascht war, so erhob sie sich lächelnd und eilte Adele von Gondolemona mit verstellter Freundlichkeit entgegen. Aber so sehr Eleonore auch entzückt sich stellte, so verwirrt und unbehaglich schien Adele. Sie war sehr bleich und unruhig, ihre schönen Augen trugen Spuren von Ermüdung, vielleicht auch von Thränen; ihr Blick war bis zur Verwirrung zerstreut.

„Ich sehe ja Therese nicht," sagte Adele, bevor sie Platz nahm, „sie ist doch nicht krank?"

Therese stand eben vor ihr.

„Ah," sagte Adele sie bemerkend. „Sie sind sehr verändert, theure Fürstin!"

Sie küßte sie auf die bleiche Stirn und ließ unbemerkt ein kleines Briefchen in ihren Busen gleiten. Therese hatte dies verwundert bemerkt — sie zog sich schweigend zurück.

Adele von Gondolemona setzte sich mitten in den Kreis der Gesellschaft und nahm für kurze Zeit an dem Gespräche Theil, dann schob sie ein plötzliches Unwohlsein vor, und entfernte sich wieder. Man

machte nach ihrem Weggehen natürlich mancherlei Glossen und Bemerkungen über diesen kurzen und unerwarteten Besuch.

Maletto Farnese hatte die Zeit der seltsamen Einladung Adelens, Abends neun Uhr, am Platz Campo-vaccino, nicht abgewartet, er hatte sich allein zu Adele von Gondolemona begeben, Percy Brocentia wartete im Wagen. Es hatte vieler Bitten bedurft, um sie zu dem zweideutigen Schritte zu bewegen, welchen wir so eben mittheilten. Eine heimliche Botschaft einem jungen Mädchen zuzustellen, das übersteigt bei den heuchlerischen Sitten der hohen römischen Aristokratie wirklich alle Grenzen und ist Jedem eine empörende Ungehörigkeit. Aber Farnese hatte in zu eindringlichen Worten zu ihr gesprochen, so daß sie sich, ungeachtet ihres tiefen Seelenkummers, endlich dazu entschloß, einen Brief des jungen Fürsten an Therese von Dagobert zu besorgen. Der Zusammenkunft am Platz Campo-vaccino hatte man ganz vergessen.

Der Brief Maletto's enthielt nur wenige Zeilen. Er verlangte in ehrfurchtsvollen, aber festen und eindringlichen Worten eine Zusammenkunft bei seiner Cousine Juliana Borghese.

Therese las verstohlen das Schreiben und blieb einen Augenblick ganz in Gedanken verloren.

„Meinst Du wohl," fragte sie nach einiger Zeit Juliana im hastigen Tone, „daß ein Mann zwei Frauen zu gleicher Zeit wahr und innig lieben kann?"

„Weißt Du nicht, Therese," erwiderte thörichter Weise die schöne Borghese, „daß der Marquis Posa niemals weniger als drei Frauen auf einmal liebt?"

Eine Thräne rann verstohlen über Theresens bleiche Wangen. Sie reichte Juliana schweigend den Brief. Diese warf einen Blick auf den Inhalt und sagte im leisen Tone:

„Bist Du so grausam Therese, dem armen, verwundeten und leidenden Farnese seine Bitte abzuschlagen?"

„Leidet er denn so sehr als ich?" entgegnete Therese mit gebrochener Stimme. „Ich werde nicht kommen." . . . .

. . . .

Am andern Tage zur festgesetzten Stunde eilte Maletto zu Juliana, welche allein in ihrem Zimmer saß. Mit schonenden Worten theilte sie ihm die traurige Nachricht von der Weigerung Theresens mit. Aber der junge Fürst hatte keine Zeit seinen tiefen Kummer in Worten an den Tag zu legen, denn kaum hatte Juliana ihre Mit-

theilungen beendet, so trat Therese von Dagobert, ohne sich anmelden zu lassen, in das freundliche Gemach. Sie reichte ihrer Freundin, und dann Maletto die Hand, dann nahm sie zwischen Beiden Platz. Man sprach anfangs von gleichgültigen Dingen, bis sich Juliana endlich nach ihrem Pianino begab und leise die Finger über die Tasten gleiten ließ. Die herrlichen Töne einer Arie von Verdi machten auf Theresen eine seltsame elektrische Wirkung, sie zitterte heftig, richtete sich wieder auf und entzog Maletto ihre Hand, die dieser eben mit zärtlichen Blicken ergriffen hatte.

„Ich bin die Braut des Herrn Marquis Posa," sagte Therese und bemühte sich, die Kälte beizubehalten, in welche sie sich gehüllt hatte.

Dieser verhaßte Name aus dem geliebten Munde, durchdrang Maletto's Herz wie ein Dolchstich; seine Züge, vom Wundfieber erschlafft und bleich, drückten auf's Beredtste den herzbrechenden Schmerz aus, welcher an seiner Seele nagte, er blieb einen Augenblick sprachlos, endlich ermannte er sich und flüsterte im leisen Tone:

„O, Therese! wie grausam bist Du! — Hören Sie mich an," fügte er dann laut hinzu. „Ich bin nicht gekommen, Ihnen Vorwürfe über Ihr Verfahren gegen mich zu machen. Ich kam hierher nur um deswillen, um Sie am Rande eines Abgrundes, woran Sie stehen, zurückzuhalten, was ich für Sie zu thun im Begriff bin, würde ich für jede Andere thun, denn es ist meine Pflicht als Cavalier."

Therese betrachtete ihn furchtsam und scheu, sie schien von der Feierlichkeit seiner Worte gleichsam überwältigt. „Nun, so reden Sie, Farnese," sagte sie mit leiser Stimme, „Sie sehen, ich habe schon keine Kraft mehr. Gott, der gütig ist, sendet mir in seiner Barmherzigkeit den Tod."

„Sie werden — Sie dürfen nicht sterben, theure Therese!" rief der junge Fürst mit angstvollen Zügen, indem sein Herz vor Schmerz zu brechen drohte. „Das Glück wird Ihnen die Kraft und das Leben wiedergeben, und ich — ich allein werde diese verhaßte Heirath mit dem übermüthigen Marquis verhindern."

„Das werden Sie nimmermehr vollbringen, Maletto," entgegnete Therese im wärmeren Tone, als bisher. „Der Marquis scheint allmächtig zu sein."

„Und wäre er es auch!" rief Farnese mit leuchtenden Augen, „ich will den Kampf mit ihm noch einmal bestehen! Ich will auf Leben und Tod mit ihm um den Schatz meines Lebens ringen!"

„O mein Gott, mein Gott," schluchzte Therese, deren Herz jetzt

erwachte, „ich vergaß, daß man Dich meinetwegen tödten wollte, vergieb mir, Maletto ...“ Sie unterbrach sich, ihr Blick wurde plötzlich starr, „ich bin jetzt die Braut des Mannes, mit dem Du den Kampf erneuern willst!“ fügte sie tonlos hinzu.

„Ja, ich will kämpfen mit ihm, der nur allein in der Welt ein Interesse an meinem Tode oder an meinem Unglücke hat, mit ihm, der ohne Zweifel versucht hat, Gift in meine Wunde bringen zu lassen.“

„O, Maletto, was sprichst Du da!“ rief das arme Mädchen voll Entsetzen.

„Dieser seltsame Vorfall ist noch das Wenigste, was mir von der Hand dieses räthselhaften Mannes geschehen ist,“ sagte der junge Fürst in einem Tone und mit einer solchen Geberde des Abscheues, daß Therese laut aufschrie, und sich erschöpft an ihn lehnte, der sie mit ganzer Liebe in seine Arme schloß und an sein pochendes Herz drückte.

„Höre mir zu, Therese,“ flüsterte er nach einer Minute unaussprechlichen Glückes der Geliebten zu, „ich will Dir ein Geheimniß mittheilen, welches Deine Seele mit Entsetzen vor diesem fürchterlichen Mann erfüllen wird.“

Und nun erzählte er der aufhorchenden Fürstin jene grausigen Ereignisse aus Desèret und jene Begebenheiten Percy Brocentias, welche uns bereits bekannt sind. —

Wohl länger als eine Stunde hatte Maletto gesprochen, als er plötzlich an Therese von Dagobert die Frage richtete:

„Hörst Du mir auch zu, Therese?“

Maletto Farnese that diese Frage um deswillen, weil seit einigen Secunden Therese ein seltsames Aussehen bekommen hatte. Sie hielt sich gerade auf ihrem Sessel, ihr eben noch so hochwogender Busen klopfte nicht mehr. Ihre weit offenen Augen hatten keinen Blick. So glich sie in ihrem weißen Kleide, unbeweglich, weder in ihren Händen noch im Gesicht eine Spur von Blut habend, einer leblosen Marmorstatue. Sie antwortete nicht auf Maletto's Frage.

Erschreckt ergriff er ihre Hand, er fand sie eiskalt. Als er sie wieder losließ, ging die Hand, anstatt hinabzusinken, wieder in ihre vorige Stellung zurück.

„Therese, theure Therese!“ rief der junge Fürst in größter Bestürzung, „was ist Ihnen? — O, antworten Sie mir!“

Dasselbe Schweigen — dieselbe Unbeweglichkeit herrschte.

„Juliana, ich beschwöre Sie — kommen Sie schnell — Therese ist todt!“ schrie Maletto mit herzzerreißender Stimme.

Das junge Mädchen eilte herbei und verlor beim Anblick der Freundin fast die Sprache.

„Todt!“ flüsterte sie endlich, „es ist unmöglich. Sehen Sie, Farnese, sie lehnt mit dem Rücken nicht an den Sessel. — Therese, in des Himmels Namen, was ist Ihnen? — O, Maletto!“ rief sie dann weinend, „was haben Sie ihr gethan?“

„Ich habe ihr gesagt, wer ihr Bräutigam, der schöne Marquis Posa, ist,“ antwortete Farnese dumpf. — „Aber nicht meine Worte allein sind es, die ihr Herz gebrochen haben, der Schlag datirt schon von länger her. — Arme, sanfte Dulderin! Wie grausam man ihr Herz gefollert hat! — Gott wird sie uns wiedergeben, hoffe ich. — Aber wen soll man bei dieser langsamen Hinrichtung anklagen? — Wer ist dieser unerbittliche Henker?“

„Horch!“ unterbrach ihn Juliana hastig, „ich höre Schritte. Es darf jetzt Niemand hier eintreten!“

Sie sprang schnell auf, um die Thür zu verriegeln, aber es war zu spät; sie befand sich schon Comtesse Eleonore von Dagobert gegenüber.

„Therese und Maletto!“ rief diese vor Zorn erbleichend. „Wie, Juliana Borghese!“ fügte sie hinzu, indem sie ihrer Stimme eine Färbung tiefer Verachtung gab, „das Haus Ihres fürstlichen Vaters ist also zu solchen elenden Zusammenkünften bestimmt?“

„Comtesse,“ erwiderte Juliana erröthend, „der Augenblick zu Vorwürfen und Auseinandersetzungen ist sehr schlecht gewählt.“

Mit diesen Worten richtete sie ihren Blick auf Therese, die noch immer unbeweglich und wie versteinert da saß.

„Der Augenblick ist stets günstig, um sich über eine niedrige und nicht zu entschuldigende Handlungsweise zu empören, Comtesse Borghese,“ sagte Eleonore, welche den Zustand ihrer Nichte nicht bemerkte oder errieth.

O, Comtesse!“ rief Juliana, unfähig länger den Ungestüm ihres Grolls zurückzuhalten, „Fürst Maletto Farnese fragte soeben noch, wer der Henker — der unerbittliche Henker sei, der im Stande gewesen, dieses sanfte, liebe Kind bis zum Tode zu foltern . . .“

„So ist sie es also,“ unterbrach Maletto seine junge, zornige Cousine, und maß die Comtesse mit einem Blicke des tiefsten Hasses.

Eleonore nahm eine stolze, drohende Haltung an und ging mit erhobenem Haupte vor Juliana und Farnese vorbei, um sich ihrer Nichte zu nähern.

„Komm, mein Kind,“ sagte sie sanft zu Therese, „laß uns aus

diesem Hause gehen, wo Du unter solchen Umständen nicht hättest hinkommen sollen."

Da aber Therese nicht antwortete, so ergriff sie ihre Hand, aber mit einem gellenden Schrei ließ sie dieselbe wieder los, denn sie war kalt und steif. — Maletto Farnese trat an sie heran und sagte im ernsten Tone:

„Ich habe sie Ihnen jung, schön und glücklich vor meiner Reise zurückgelassen — und jetzt — da sitzt sie und stirbt dahin. Das ist Ihr Werk, Comtesse! — O, die Menschen werden Sie nicht richten, Comtesse, aber mögen die Heiligen für Sie bei Gott um Vergebung bitten!"

Nach diesen Worten entfernte er sich aus dem Gemache, indem er noch einen herzlichen Blick auf die Geliebte warf.

Comtesse Eleonore von Dagobert verdiente im Grunde nicht die strengen Worte des jungen Fürsten, mit welchen dieser sich empfahl und das Haus verließ, und dennoch hatte Farnese das Recht, dieselben an sie zu richten. Eleonore war eins von denjenigen weiblichen Wesen, deren Bild man in jeder Minute wieder in Erinnerung bringen müßte. In ihrem Charakter lag bei weitem mehr Gutes als Schlechtes, und das Böse, was sie that, geschah, ohne daß sie es wollte. Ihres Gleichen sind in den Salons der feinen Welt sehr häufig. — Nur muß man sie nicht zu Hüterinnen junger Mädchen bestellen, weil, wie schon erwähnt, das Uebermaß ihrer guten Absicht sie zu Eingriffen in die Rechte ihrer Zöglinge verleitet. Sie wählen für sie, lieben für sie und, wer weiß? verheirathen sich sogar auch gern für sie. Maletto's Worte machten auf sie nur einen geringen Eindruck; sie verstand den Sinn derselben nicht, denn sie wußte ja, wie unendlich viele Mühe sie sich gegeben, wie sehr sie sich angestrengt, diese Heirath mit dem Marquis zu Stande zu bringen.

Als der junge Fürst das Zimmer verlassen hatte, nahm sie Juliana's Hand.

„Mein liebes Kind," sagte sie im herzlichen Tone, „ich weiß, daß Sie gut und edel sind und mir meine Lebhaftigkeit von vorhin verzeihen werden. Ich habe sie nicht beleidigen wollen. Aber um der heiligen Jungfrau willen, verbergen Sie mir nichts! — Was ist unter ihnen vorgegangen?"

„Ich weiß es nicht, Comtesse," antwortete Juliana Borghese, „und wenn ich es wüßte, würde ich Sie dennoch bitten, Ihre Fragen auf eine andere Zeit zu versparen. Das Dringendste ist, glaube ich, Therese zu Hülfe zu kommen."

„Es ist wahr, mein Kind," flüsterte Eleonore verwirrt, „ich werde meine arme Nichte in meinem Wagen mit nach Hause nehmen."

„Ich fürchte, das wird nicht angehen, Comtesse, in jedem Falle muß ein Arzt sogleich um Rath gefragt werden. Soll ich nach unserm Hausarzt senden?"

„Nein, nein, liebe Borghese," erwiderte Eleonore von Dagobert hastig. „Da Sie so gütig sind, so schicken Sie zu Herrn Professor Guido Guiseppo, der Herr Marquis Posa haben uns diesen gelehrten Mann dringend empfohlen."

Augenblicklich lief ein Diener nach Albano, um den Doktor zu holen, der neben dem Hause des Marquis wohnte. Guiseppo ließ nicht lange auf sich warten. Mit einem einzigen Blicke erkannte dieser Fürst der Wissenschaften den Zustand Theresens. Seine gleichgültige Physiognomie drückte weder Unruhe noch Ueberraschung aus, aber für einen geübten Beobachter wäre die Beschleunigung seiner Schritte, die sonst sehr abgemessen waren, ein Beweis von der Wichtigkeit der Umstände gewesen.

Der finsterblickende Gelehrte antwortete auf keine der Fragen, welche Eleonore und Juliana an ihn richteten, und sagte dann plötzlich, ohne seinen Blick von ihr abzuwenden:

„Meine Damen, ich bitte Sie, auf der Stelle Senfumschläge bereiten zu lassen, vorher aber ein Becken mit heißem Wasser zu beschaffen."

Jetzt erst zeigte sich etwas wie Leben oder Neugierde auf dem ernsten Antlitz Guiseppo's. Er stand auf und hielt seine Wange dicht vor Theresens Mund, ein unmerklich kalter Hauch berührte leicht die Wange des Arztes, — Therese athmete! — Er legte seine Hand auf die Brust — das Herz schlug! — aber so schwach, daß nur eine geübte Hand die Pulsirung fühlen konnte. Der berühmte Mann rieb sich die Hände, er schien zufrieden mit seinen Beobachtungen.

„Ganz recht, durchaus Folge richtig!" flüsterte er mit einer Art Genugthuung.

Comtesse Eleonore und Juliana umarmten sich, so sehr erfüllte sie dieser Ausdruck in seinen Worten mit Freude.

Man brachte soeben ein mit Wasser angefülltes Becken. Guiseppo zog ein Besteck heraus und nahm eine Lanzette:

„Jetzt wollen wir das Resultat sehen!" sagte er, den Arm Theresens ergreifend.

Die geöffnete Ader ließ einige Tropfen warmem Blutes erblicken. „Vortrefflich!" murmelte Guiseppo.

Kaum hatte er aber den ausgestreckten Arm wieder losgelassen, so beschrieb derselbe langsam eine krumme Linie und nahm seine frühere Lager wieder ein.

„Seltsame, geheimnißvolle, furchtbare Affection!“ brummte er mit gerunzelter Stirn, „sie scheint beim Leben ganz den Charakter des Todes zu tragen, und beim Tode die Hauptbedingungen des Lebens zu besitzen. Uebrigens ganz naturgemäß!“ fügte er nachdenklich hinzu.

Er ließ die junge Fürstin eine Dosis Aether und Opium verschlucken.

„Alteweibermittel!“ sagte er vor sich hin. „Wenn das hilft, bin ich ein Stümper in der großen Kunst und muß mein Diplom zerreißen. — Ha, sie widersteht diesem Mittel — Bravo! — Ich wußte es ja!“

Eine Kammerzofe der jungen Fürstin Borghese trat in diesem Augenblicke mit Senfumschlägen ein. Der Doktor legte sie kochend heiß auf die zarten, entblößten Beine der räthselhaften Kranken.

„Haben Sie die Güte, ein Bett bereit machen zu lassen, meine Damen,“ sagte er alsdann, „ein hartes Lager, ohne Daunen und abschüssig. — Sehen Sie doch, meine Damen,“ rief er plötzlich, seine ernste Würde ganz bei Seite lassend.

„Merkwürdig, auf mein Wort, merkwürdig als irgend etwas in der Welt! — Das sind Senfumschläge, welche die Haut eines Stiers angreifen, meine Finger tragen Spuren davon, — aber die Füße der jungen Fürstin Dagobert bleiben weiß wie Alabaster! — Es ist eine Katalepsie, wie sie in solcher Vollendung die Wissenschaft nicht kennt!“

Therese blieb ungeachtet der angreifenden Mittel fortwährend unbeweglich. Zwei Kammerfrauen nahmen sie in ihre Arme und trugen sie auf das nach Anordnungen des Arztes zurechtgemachte Lager. Dieser brachte den Körper in die erforderliche Lage, und nur mit Anwendung eines Geheimmittels, welches in einem andern Falle sonst den Tod herbeiführte, gelang es ihm, ihre erstarrten Glieder einigermaßen zu beugen.

„Nehmen wir unsere Zuflucht zu dem letzten Mittel, welches uns die Natur liefert!“ flüsterte er leise.

Mit diesen Worten öffnete er eine kleine Phiole und ließ drei Tropfen einer klaren Flüssigkeit auf die blassen Lippen der Kranken fallen. — Augenblicklich übergoß eine belebende Röthe, Gesicht, Arme und Beine der jungen Fürstin, der Körper hob sich mächtig, neues Leben schien den entsetzlichen Starrkrampf verdrängen zu wollen, und

Fiber und Muskeln zuckten unaufhörlich. Düstern Blickes stand der Forscher im Reiche der dunklen Wissenschaften, am Lager Theresens und beobachtete die seltsame Wirkung seines Medikaments, aber wenige Secunden darauf, verfinsterte sich sein Antlitz zu einer abschreckenden Kälte. Die Röthe war plötzlich verschwunden und hatte der früheren Bläße auf dem Antlitz Theresens wieder Platz gemacht. Der Körper lag steif, kalt und leblos, wie vorhin auf dem Lager.

Der hochgepriesene und hochgelahrte Beherrscher der Wissenschaften stand rathlos am Bett der räthselhaften Kranken.

Sein Wissen erwies sich als Stückwerk. — Das Lebenselixir vermochte nicht einen Zustand zu beseitigen, welcher aus dem Bereiche menschlichen Wissens zu liegen schien. So tief nun auch dieser Vorfall die Seele des unheimlichen Astrologen erschütterte, und Zeugniß gab von seiner Schwäche einem höhren Wesen gegenüber, so verzagte er doch nicht. Der Drang nach einem vollendeten Wissen — nach einem unfehlbaren Handeln, erfüllte seine Brust. Er beschloß den Kampf mit jenem geisterhaften Phantom aufzunehmen, der in dem Körper Theresens hauste, und seine Macht in einer Weise verspottete, daß er mit unaussprechlichem Grimm seine Ohnmacht fühlte.

„Man muß suchen, forschen, entdecken!“ murmelte er unverwandt die Kranke anstarrend.

Plötzlich wandte er sich an Eleonore und Juliana.

„Meine Damen,“ sagte er im hastigen Tone, „ich werde nöthig haben, zu wissen, von welcher Art das Ereigniß gewesen ist, das dem Zustande der jungen Fürstin vorangegangen ist?“

Nach langem Zögern erzählte endlich Juliana von dem Briefe und der Zusammenkunft des Fürsten Maletto Farnese mit Therese von Dagobert.

„Ah!“ rief Guiseppo erstaunt. „Der junge Fürst ist sehr schnell genesen! Ich habe einigen Antheil an dieser Kur . . . Aber kann man nicht erfahren,“ verbesserte er sich schnell, „was zwischen ihm und der Fürstin Therese von Dagobert vorgegangen ist?“

„Nein, mein Herr,“ antwortete Juliana sichtlich verlegen.

Guiseppo warf einen durchdringenden Blick auf das schöne Gesicht der jungen Borghese.

„Ich werde noch einmal wieder kommen,“ sagte er dann, indem er sich empfahl.

Er traf noch einige Anordnungen und verließ das Gemach. Nachdenklich warf er sich in die Kissen seines Wagens und fuhr im Galopp nach Hause.

Als der Astrologe die Schwelle überschritt, empfingen ihn zwei Indier, in der Tracht ihres Landes und mit den ernsten Begrüßungen des Orients. Sie hatten ihn von den fernen Ländern begleitet, in welchen er, den Gerüchten nach, viele Jahre sich aufgehalten hatte. Aber sie konnten keinen Aufschluß geben über ihren geheimnißvollen Gebieter, noch die Neugier der Priester befriedigen oder den Verdacht rechtfertigen, der sich im Vatican über das räthselhafte Auftreten dieses Gelehrten verbreitet hatte, denn sie sprachen nur die Sprache ihrer Heimath.

Mit Ausnahme dieser Indier bestand seine Dienerschaft aus gemietheten Söldlingen. In seinem Hause und seinem Thun und Treiben, so viel man davon sah, war nichts, was die Gerüchte erklären konnte, welche über ihn im Umlauf waren und die Aufmerksamkeit des Clerus erregten. Er war nicht, wie sich die abergläubische Menge mit Schaudern erzählte, von Luftgeistern bedient, und kein metallenes Bild, die Erfindung des magischen Mechanismus, theilte ihm die Influenzen der Sterne mit. Nichts von dem Apparate des Alchymisten — Tiegeln und Retorten — gab seinen Zimmern ein feierliches Aussehen oder erklärte seinen Reichthum. Aber Niemand hatte ein von den übrigen Gemächern des Hauses entferntes Zimmer jemals betreten, welches gewöhnlich verschlossen war mit einem Schlosse, kaum größer, als das Siegel an einem Ringe, aber stark genug, um den sinnreichsten Instrumenten des Schlossers zu trotzen, wenigstens hatte einer seiner Diener, von unwiderstehlicher Neugier getrieben, den Versuch vergebens gemacht; und obgleich er wähnte, er habe es in der günstigsten, geheimsten Zeit versucht — in der Todtenstille der Nacht — wenn keine Seele in der Nähe — Guiseppo selbst von Hause abwesend war — so gab ihm doch sein Aberglauben, oder sein Gewissen, dies als den Grund davon an, daß ihn am nächsten Tage der Gelehrte in aller Ruhe verabschiedete. Er entschädigte sich für dieses Mißgeschick dadurch, daß er den Vorfall überall verbreitete und zwar mit den tollsten Uebertreibungen. Er versicherte, daß, wie er sich der Thür des geheimen Gemachs genährt, unsichtbare Hände ihn wegzuzerren geschienen, und wie er das Schloß berührt, sei er wie vom Schlage getroffen zu Boden gesunken.

„Mortelli soll sogleich in mein Kabinet kommen,“ sagte Guiseppo zu dem Diener, welcher die Thür des Hauses öffnete.

Gleich darauf zeigte sich das Factotum des Astrologen.

„Nun, Mortelli,“ fragte der Gelehrte im vertraulichen Tone, „wie steht es mit unserm schönen Vogel?“

„Noch immer im Käfig, Herr Professor," antwortete der Gehülfe mit satanischem Lächeln.

„Ist sie noch immer in der Diät?"

„Ein niedliches Stück Brod von einem halben Loth alle zwei Tage."

„Und das Gemach recht dunkel?"

„Wie ein Loch, Herr Professor, ich wäre wahrlich schon zwanzig Mal gestorben. Es geht übrigens ganz vortrefflich mit ihr, sie ist zwar sehr verändert und stark bearbeitet, aber sie hält tapfer Stand. Diesen Mittag habe ich sie ganz ruhig schlafen lassen, anstatt sie jede Viertelstunde durch furchtbaren Schreck und Lärm in ihrer Schwäche und Neigung zum Schlaf zu wecken. Als sie fest schlief, trat ich hinein, um sie zu sehen; aber ich kann wahrlich nicht sagen, daß die Experimente nicht angeschlagen hätten. Sie besitzt nur noch Haut und Knochen. Und die Angst — das schwere Athmen — das plötzliche Zusammenfahren . . . Aber, hole mich der Geier!" rief er erschreckt. „Mein Zögling hat diesmal zwanzig Minuten Zeit gehabt zum Schlafen."

Der Gehülfe entfernte sich eilig. Einige Minuten später hörte man eine Donnerstimme, wie durch ein mächtiges Sprachrohr in dem geheimen Gemache; ein schwacher weiblicher Schrei antwortete darauf.

Es giebt Dinge, welche die Feder niederzuschreiben sich weigert. Wir haben genug gesagt, um den Leser errathen zu lassen, wie der unheimliche Mann der Wissenschaft ein weibliches Wesen zu seinen Experimenten verwandte. Er trat nicht an das Lager der Unglücklichen, um ihr in ihrem Todeskampfe Beistand zu leisten, sondern er kam, um zu experimentiren, selbst auf die Gefahr hin zu tödten. Gewöhnlich versuchen die Aerzte ihre furchtbaren Mittel an Hunden, dem Astrologen kam es darauf nicht an, diese bei einem menschlichen Wesen anzuwenden.

Nach etwa einer halben Stunde trat Mortelli wieder in das Cabinet.

„Meiner Treu," sagte er zu dem Meister, „man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist, und die Natur eines Menschen beobachten, so lange das Leben dauert. — Es schwindet aber zusehends, Herr Professor, und wenn Sie das Eisen noch schmieden wollen, so müssen Sie sich beeilen, denn es wird schon kalt."

„Hat sich irgend ein neues Symptom gezeigt?" fragte der Arzt gleichgültig.

„Gewiß, Herr Professor, ein ganz neues Symptom — morgen wird sie todt sein!" antwortete der Gehülfe hastig.

„Nun, sie lebt doch noch?“

„Ja, ein wenig, ich habe das Nervensystem stärken müssen.

„So lassen Sie das Mädchen ruhig schlafen, und machen Sie die große Voltaische Säule zurecht,“ sagte Guido Guiseppo mit fürchterlicher Ruhe. „Ich muß ein nothwendiges Experiment mit dem Körper vornehmen.“

Mortelli zuckte erschrocken zusammen, gehorchte aber und entfernte sich eiligst. Guiseppo aber begab sich noch einmal zu seiner räthselhaften Patientin, in deren Zustand keine Besserung eingetreten war. Alsdann fuhr er zu dem Marquis. Sie sprachen lange und geheim mit einander.

„Und welche Nachrichten haben Sie von Therese von Dagobert?“ fragte der Marquis endlich.

„Ich kann Ihnen kein sicheres Resultat mittheilen, Herr Marquis,“ antwortete Guiseppo zögernd, „ich muß eine andere Behandlung einschlagen, denn eine furchtbare Krisis ist zu der seltsamen Krankheit der jungen Fürstin gekommen. Ich muß aber erst an der Anderen experimentiren, bevor ich Therese von Dagobert einer neuen Behandlung unterwerfe. Ihre Nervenaffection hat so ernste Symptome angenommen, eine so neue Gestalt für die Wissenschaft, daß ich erst durch ein gewagtes Experiment an der Anderen meine Erfahrungen bereichern muß.

„An der Andern?“ wiederholte der Marquis, „der das Wort zum zweiten Male hörte, ohne es zu verstehen. „Von wem sprechen Sie denn, Guiseppo?“

„Von einem reizenden Mädchen, auf mein Wort,“ antwortete der Gelehrte mit seltsamem Enthusiasmus, „einem lebenden Sectionsgegenstande von der seltensten Vollkommenheit! Welche Jugend! Welche zarte und anmuthige Kraft, welche Schönheit der Formen, die alle anatomischen Verführungen des Weibes in sich vereinigen! O, Herr Marquis, es wäre ein unschätzbares Vergnügen, das Messer in dieses elastische, feste Fleisch hinein zu senken, diese Gelenke auseinander zu legen. Aber der Herr Marquis haben keinen Sinn für anatomische Studien. Ich spreche von einem jugendlichen Wesen, welches ich von einem Insurrectionsmanne gekauft habe und welches mir dazu dienen soll, Versuche anzustellen. Mit einem Worte, das wir tödten und vernichten wollen, um die Fürstin Therese von Dagobert zu retten.“

Guido Guiseppo sprach das „wir“ mit einer sarkastischen Betonung aus, und machte kein Geheimniß daraus, wie glücklich er sei,

einen Theil seiner entsetzlichen Handlung auf den Marquis wälzen zu können.

Dieser zuckte krampfhaft mit der Lippe.

„Jung und schön ist sie?" sagte er mehr zu sich selbst, als zu dem Astrologen.

„Ganz gewiß, Herr Marquis, jung und schöner als Therese von Dagobert," versetzte Guiseppo mit leuchtenden Augen.

„Sie hatten mir aber versprochen, dergleichen Experimente nicht mehr mit menschlichen Wesen vorzunehmen, Guiseppo!" rief der Marquis mit drohender Stimme, indem er einen finstern Blick auf das halbgeschlossene Auge des Doktors heftete.

„Herr Marquis," versetzte dieser mit kaltem Lächeln, „ich bin in der Lage des Thoren, der versprochen hatte, das Meer auszutrinken, und der, an sein Versprechen erinnert, sagte: „Ich will wohl das Meer austrinken, aber haben Sie Anstalten getroffen, die Flüsse zu verstopfen, welche unaufhörlich seinen Inhalt vermehren?" — Weder ich noch Sie haben verhindern können, daß der Zustand der jungen Fürstin auf so traurige Weise sich verschlimmert hat. Das junge Mädchen hat mich dreihundert Guineen gekostet, sie muß also doch zu etwas dienen!"

Der Marquis rückte seinen Sessel aus der Nähe dieses fürchterlichen Menschen und wandte seine Augen ab. Die Blicke des Astrologen strahlten in diesem Augenblicke von wahrhaft teuflischem Glanze.

„Uebrigens sind der Herr Marquis ein scharfer Beurtheiler," begann er wieder, „wenn Sie es für angenehmer halten, Therese von Dagobert sterben zu lassen . . ."

Der Marquis legte ihm mit einer Geberde Stillschweigen auf und fuhr dann mit der Hand über die Stirn.

„Gott kann das nicht vergeben!" fügte er nach einer kleinen Pause mit tief bewegte Stimme hinzu.

Der herzlose Gelehrte zuckte verächtlich, aber doch unmerklich die Achseln.

„Die Wahl zwischen der Fürstin Therese von Dagobert und jenem unbekannten Mädchen — ist unmöglich, wenn jeder von beiden Entschlüssen ein Todesurtheil ist! — Sie ist schön, sagten Sie, Guiseppo, sie war ohne Zweifel glücklich — abscheulich! — gräßlich!"

Er neigte sein Haupt. Sein Auge nahm einen unbestimmten Ausdruck an, tiefe Schwermuth spielte in seinen Zügen.

„So etwas geht in Rom, in der heiligsten Stadt der ganzen Christenheit vor!" flüsterte er so leise, daß der Astrologe seine Worte nicht verstand. „Wahrscheinlich kam das arme Wesen in dunkler

Stunde aus einem Gotteshause, wo sie ihr reines Gebet zu dem Vater des Lichts emporgeschickt, als sie in die Hände jener entmenschten Emissaire fiel, welche der Wissenschaft Stücke von Menschenfleisch, gleichsam unter den Augen der Polizeibehörde verkaufen. — Ich verbiete Ihnen, Guiseppo, das arme Wesen zu tödten!" fügte er laut und mit drohender Stimme hinzu.

Der Gelehrte konnte eine Geberde verachtenden Mitleids nicht zurückhalten.

„Da ich nicht mit mathematischer Bestimmtheit sagen kann, ob ich mein Probesubject dem wirklichen Leben wiederzugeben im Stande bin, so wollte ich den Herrn Marquis bitten, sich von der Schwäche des Mädchens zu überzeugen.

„Sie sehen?" rief der Marquis mit Entsetzen.

„Ja," erwiderte der Gelehrte im kalten Tone, „denn ich muß Ihnen gestehen, daß die Kleine bereits sehr bearbeitet ist."

Der Marquis wandte vor Abscheu den Kopf bei Seite.

„Sehr verändert, wenn Ihnen das besser klingt!" fügte Guiseppo höhnisch lächelnd hinzu. „Ich habe sie mit vollkommenem Fasten, Einsamkeit im Dunkeln und zeitweiligem Erschrecken bedeutend angegriffen, so daß sie . . ."

„Genug, genug!" rief der Marquis nach Fassung ringend, indem der kalte Schweiß auf die Stirn trat. „Ich mag nichts mehr hören, Sie erregen in mir Abscheu! Wer nun auch das beklagenswerthe Opfer sein mag — ich fordere Erbarmen für dasselbe!"

Guiseppo ergriff mit satanischem Lächeln den Arm des Marquis und fühlte ihm den Puls, denn sein Gesicht war todtenbleich.

„Auf mein Wort, Herr Marquis," sagte er dann hastig, „Sie sind in einer beunruhigenden Aufregung. Die Natur verlangt bei Ihnen gebieterisch ihr Recht, gehen Sie zur Ruhe. Morgen werde ich Ihnen sagen, welches Resultat ich bei der jungen Fürstin durch meine in der That neue Behandlungsweise erzielt habe, jetzt erheischt meine Pflicht, mich zurückzuziehen, denn ehe die Sonne mit ihren Strahlen die Kuppel des Vaticans vergoldet, muß ich die im Morgenthau prangenden Kräuter gesammelt haben, welche ich zu einem kräftigen Trank in der Gegend des alten Pantheon zu finden hoffe."

„So werde ich Sie begleiten, Guiseppo," entgegnete der Marquis halbzerstreut, „denn ich vermag nicht zu schlafen. Die Morgenluft wird mir wohlthun und meinen Geist beleben."

Mit diesen Worten erhob er sich, warf einen leichten Mantel über seine Schultern und ergriff seinen Hut.

„Ganz nach Belieben, Herr Marquis," sagte der Astrologe, einen forschenden Blick auf die matten Züge des stolzen Schülers seiner dunklen Wissenschaft werfend.

Sie traten in's Freie und wanderten schweigend nach dem Orte ihres Vorhabens. In etwa einer Stunde erreichten sie ihn. Den ganzen Raum des Pantheons umschwebte eine düstere, aber nicht unangenehme tiefe Ruhe. Der Marquis bemerkte, daß der Gelehrte oft da stehen blieb, wo die Vegetation am dichtesten und üppigsten war, um eine unscheinbare Pflanze oder eine kümmerlich aussehende Blume zu brechen. Wenn gleich er nun in der Botanik und Chemie bedeutende Kenntnisse hatte, so mußte er sich doch gestehen, daß die von Guiseppo gepflückten Kräuter ihm durchaus unbekannt waren.

„Seltsam," sagte er zu dem forschend umherblickenden Gelehrten, „daß diese bescheidenen Kinder der Natur eine besondere Heilkraft in sich verbergen sollen, Wesen, die an einem Tage blühen und verwelken."

„Es giebt eine Arznei für die Seele, wie für den Körper," erwiderte Guiseppo, indem er ein seltsam geformtes Blatt von einer Pflanze trennte, die unter wucherndem Unkraut fast verborgen stand. „Diese Erzeugnisse der schaffenden Natur dienen nicht blos der menschlichen Gesundheit, sondern auch der geistigen Unsterblichkeit. — Sie lächeln über meine Worte, Herr Marquis? — Nun gut! — Wenn ein Gelehrter einen wilden Stamm besucht hätte, ehe eine Eigenschaft der Kräuter demselben bekannt gewesen wäre; wenn er den Wilden gesagt hätte, daß die Kräuter, auf welchen sie jeden Tag gleichgültig herumtreten, mit den wirksamsten Kräften begabt seien; daß die eine Pflanze einem Menschen, der am Rande des Grabes steht, die Gesundheit wieder zu geben vermag, daß eine andere den Weisesten unter ihnen in einen Zustand von Stumpfsinn versetze, daß eine dritte ihren stärksten Genossen leblos in den Staub werfe, daß Thränen und Lachen, Schwäche und Kraft, Wahnsinn und Vernunft, Dasein und Auflösung in diesen unbeachteten Blättern verborgen sein sollen; würden sie ihn nicht für einen Zauberer oder Lügner gehalten haben? — Ueber die Hälfte von den Kräften und Tugenden des Reiches der Vegetabilien sind die staubgeborenen civilisirten Menschen, noch in eben der Unwissenheit, wie die von mir beispielsweise angeführten Wilden. Es giebt Kräfte in uns, mit welchen gewisse Kräuter eine Verwandtschaft und über welche sie eine geheimnißvolle Macht haben. Die bescheidensten und niedrigsten Erzeugnisse der Natur sind meist diejenigen, aus welchen die wundersamsten Kräfte sich gewinnen lassen."

„Und Sie rühmen sich der Macht, das Geheimniß lehren zu

können, das dem Tode wehrt, Guiseppe?" sagte der Marquis, dem Gespräch plötzlich eine andere Wendung gebend.

„Vielleicht," erwiderte der Gelehrte mit einem seltsamen Lächeln. „Ich will Ihnen in jenem Grunde dort ein Kraut zeigen, das einen zuverlässigeren Zauber abgeben wird, als die Wissenschaft der Menschheit zu ahnen vermag."

„Aber," versetzte der Marquis sinnend, „weshalb theilen Sie der Menschheit nicht Ihr großes Wissen mit? weshalb erklären Sie nicht Ursachen und Mittel?"

„Wenn man allen Menschen ohne Unterschied die dunklen Geheimnisse der Natur mittheilen wollte," erwiderte der Astrologe düster, „in welchem Zustande wäre dann die Gesellschaft? Denken Sie sich, Herr Marquis, den Tyrannen, den Sinnensklaven im Besitz dieser furchtbaren Kräfte: würde nicht gleichsam ein Dämon auf der Erde hausen? Bei der jetzigen Weltlage würde das Böse immer allein herrschen und das gute Princip niemals zur Geltung kommen. Uebrigens deckt die Natur ihre Geheimnisse mit einem undurchdringlichen Schleier, sie stellt grauenvolle Wächter und unübersteigliche Schranken zwischen den Ehrgeiz des Lasters und den Himmel des erhabeneren Wissens."

„Und sollen denn diese gewaltigen Geheimnisse niemals in die Brust eines andern Menschen übergehen?" fragte der Marquis, den Astrologen mit seinem Flammenauge forschend betrachtend.

„Herr Marquis," erwiderte der Meister im dunklen Reiche des Wissens, „ermessen Sie aus dem, was Sie bereits empfunden haben, wie gefährlich es ist, die Erkenntniß zu suchen, und welcher Muth, welche Entschlossenheit dazu gehört."

„Und besitze ich etwa nicht Muth genug, den einmal betretenen Weg weiter zu verfolgen?!" rief der Marquis, indem er sich zur vollsten Höhe seiner edlen Gestalt emporrichtete.

Mit Bewunderung starrte der Gelehrte in die wie ein Vulkan lodernden Augen des stolzen Demagogen. Er schwieg eine kleine Weile, dann, als sie so eben in einen tiefen Grund hinabstiegen, sagte er plötzlich:

„In der That, Herr Marquis, ich fühle, ich erkenne, daß ich einen wahren Jünger der geheimen Wissenschaften in Ihnen gefunden habe, wie einen solchen nicht jedes Jahrtausend die Schöpfung erschafft! — Sei es denn, betreten wir die lichten Räume des Unendlichen!" fügte er in einem Tone hinzu, daß das Herz des Marquis erbebte. „Des Menschen Einweihung besteht in Verzückung und Taumel. Mit Träumen beginnt alles menschliche Wissen; in Träumen schwingt sich

über unermeßlichen Raum die erste schwache Brücke zwischen Geist und Geist — dieser und jenen Welten! — Nehmen Sie zwei Tropfen von dieser flüssigen Substanz auf Ihre Lippen, bestreichen Sie alsdann Ihre Schläfe mit dieser geistigen Essenz und betrachten Sie fest und unverwandt jenen Stern dort."

Der Marquis gehorchte schweigend. Er blickte festen Auges auf den Stern, welcher ihn allmälig anzuziehen schien, dann aber plötzlich in seiner überirdischen Kraft nachließ, worauf seinen Körper eine seltsame Ermattung ergriff, ohne jedoch, wie ihm däuchte, sich dem Geiste mitzutheilen, und wie ihn diese beschlich, fühlte er seine Augenlider mit einem wohlthuenden Naß befeuchtet. In demselben Augenblicke schüttelte ein leises Zittern seine Glieder und bebte durch seine Adern. Die Mattigkeit nahm zu — doch immer noch war sein Auge auf den Stern geheftet. Endlich brachen seine Kniee zusammen und er versank in einen, dem magnetischen Schlafe, ähnlichen Zustand.

Als er erwachte, befand er sich allein in einer Art von Gemach, das von den glänzendsten Säulenwänden funkelte. Ein fortwährendes Getöse, wie das Rollen einer gewaltigen See, drang an sein Ohr. Durch eine Oeffnung blickte er in eine Perspective gigantischer Bogen und Säulen einer rauhen und düstern Substanz, in der er nichts ihm Bekanntes wahrnahm. Eine seltsame Unruhe, die er sich nicht zu erklären vermochte, erfaßte ihn. Er verließ das Gemach und schaute weiter hinaus. Wundervoll! so weit seine Blicke reichen konnten sah er unermeßliche Hallen, deren Wölbungen hoch hinauf in undurchdringlichen Schatten ragten, Raum grenzte an Raum, und von einem gelangte man in den andern. Solcher Räume waren Tausende und Zehntausende, und in jedem derselben hätten ganze Städte Platz finden können. Den Marquis dünkte, er befände sich in dem Gruftgewölbe irgend einer Gigantenwelt. Und als er nun unwillkürlich seine Schritte weiter lenkte, rauschten Millionen Wasserbäche und Wasserfälle an den Seiten der dunklen Wände hernieder, die ihn umgaben, diese schienen das Getöse zu verursachen, das so mächtig auf ihn eingewirkt hatte. Ueber diesem weiten Reiche befand sich kein Lufthimmel. Sein Auge blickte weiter, aber überall erhob sich das dunkle Gestein, dessen Dach nur Schatten war. Diese geheimnißvolle Welt war durch seltsame, unstäte Feuerflammen erhellt, welche in schnell aufeinander folgenden Zwischenzeiten um die Säulen, Pfeiler und Wölbungen zuckten, tanzten und wie Gewürm krochen, und gegen die an dem Gestein herabrollenden oder gleitenden Wasser spielten und

blitzten, daß es einen wechselvollen, jedoch immer rubinartigen, rings sich verbreitenden Schein abgab.

„Ist dies ein Trugbild?“ sagte der Marquis zu sich selbst, „oder bin ich in der schauerlichen Welt des Todes?“

Der Boden unter ihm war rauh und uneben, und als er niederblickte, gewahrte er große Gold- und Silbererzstufen. — War es möglich, daß er sich in einem, von menschlicher Habgier noch nicht entdeckten Bergwerke befand? Während er sich auch diese Frage vorlegte, schoß aus einer dunkeln, wie mit Schwefeldampf gefüllten Schlucht eine Strecke weit vor ihm, über welcher ein dumpfer Rauch wallte, eine blendende Feuersäule hervor, schwang sich mit gewaltiger Eile aufwärts, wie der Strahl einer wundersamen Gluthenfontaine — immer höher und höher stieg sie, indem sie den ganzen unermeßlich weiten Raum umher erhellte, und lenkte in eine finstere Oeffnung der entgegengesetzten Steinwand hinein. Die Schlucht aber sendete fortwährend der oben verschwindenden Flamme frische Nahrung zu.

„So wird der Aetna versorgt,“ erscholl eine Stimme neben ihm. Er wandte sich hastig um und sah des Astrologen Gestalt, die dunkel und unklar blieb, obgleich alle andern Gegenstände rings umher blendend hell beleuchtet schienen.

„Fürchten Sie nichts!“ rief die Stimme Guiseppo's im feierlichen Tone. „Wissen Sie, an welcher Stätte wir uns befinden?“

„Nein, Guiseppo, ich vermag es nicht zu errathen,“ erwiderte der Marquis unangenehm berührt von der Gegenwart des räthselhaften Gelehrten.

„Es ist eine Stätte, an welcher Furcht nicht gekannt, wohl aber Schauer rege sein sollte,“ begann Guiseppo wieder, „denn hierher sind seit ewigen Tagen der Menschen Sünden nimmer gekommen. — Sie stehen im Mittelpunkt der Erde! — Beschauen Sie die Gebärmutter der Erdkugel! — Bietet sie dem Auge nicht einen stattlichen Palast dar? Schrumpfen nicht die winzigen Felsspitzen und Thürme, womit ihre Oberfläche sie krönt, zu Maulwurfshügeln und armseligen Stöcken zusammen; gegen diese gigantischen Mauern und unermeßlichen Wölbungen? — In dieser riesigen Werkstatt bewirkt die Natur ihre ewigen Operationen. Hier um das Urgeheimniß unseres Erdballs herum — hier um den Magnet, der uns mit den Gestirnen verschwistert und die körperfeste Erde an ihrer luftigen Achse hält — hier befinden sich Samen und Keime aller Dinge — der Elemente höchstes Gut! Dies ist der Hades der Erde — das dunkle Reich des Schattens — das heilige Mysterium — das gewaltige Triebrad

der Riesenmaschine — die Mutter, die da Alles gebärt, das Grab, das da Alles verschlingt."

„Weshalb ist es mir allein vergönnt, die Schwelle des Heiligthumes zu übertreten?" fragte der Marquis mit wildjauchzender Freude im Herzen, daß er von allen Sterblichen so unendlich ausgezeichnet worden ist.

„Weil Du mehr wagtest, als sie. Du würdest über einen Ocean von Gluthen schiffen, um eine Neuheit am jenseitigen Ufer zu schauen!" rief eine Stimme, welche wie das Rollen eines Donners klang. „Der Drang zu entdecken, ist der Schlüssel zu allen Mysterien!" Bei diesen Worten drang Eiseskälte durch das Mark aller seiner Glieder.

„Sammle Deine Geisteskräfte, um Nutzen aus dem Dir gebotenen Anblicke zu gewinnen," sagte die Stimme wieder.

„Ich bin bereit, mächtiger Geist," entgegnete Posa im festen Tone, „Alles zu schauen, was Deine unendliche Weisheit mir zu offenbaren geneigt ist."

Schweigend bewegten sie sich weiter; durch den Luftzug aber, der gegen das Gesicht des Marquis drängte, und durch die Schnelligkeit, mit welcher die Säulen und Wölbungen vorüberglitten, nahm er wahr, daß irgend eine ungesehene Macht, ohne daß er sie zu ergründen vermochte, ihre Schritte beflügelte, und daß ihr Vordringen mit den ungeheuren Räumen, welche sie durchzogen, im Verhältnisse war.

Unter einer Kluft im Felsen, die sich spiralförmig aufwärts wand und sich immer mehr oben hinaus verengte, standen sie still. Der Marquis hörte ein wildes, lautes Getöse, konnte jedoch keinen deutlichen Laut unterscheiden.

„Ist dies etwa die Höhle der Winde?" fragte der Marquis fast des Gehörs beraubt von dem Donnergetöse.

„Es ist das Ohr der Erde!" erwiderte Guiseppo im feierlichen Tone, „durch welches herab alle Kunde der Millionen von Erdbewohnern dringt. Seit der Zeit des ersten menschlichen Athemholens im Paradiese, seit dem ersten Flüstern der jungfräulichen Liebe Eva's, seit dem ersten Murmeln der bereuenden Seele Adams bis zu den wilden Lauten des Verbrechens und dem Gebrüll der Leidenschaften, die jetzt die von Menschen wimmelnde Erde bewegen, drang Alles, wenn auch für unser Ohr verworren, zu dem Wesen, zu welchem diese Klänge gesänftigt und gesondert, deutlich und vernehmlich gelangen sollen, herab."

„Und wo ist dieses Wesen?" fragte der Marquis mit heiliger Scheu.

„Blicken Sie dorthin!“ versetzte der Astrologe, indem sein Arm sich ausstreckte.

Der Marquis wandte sein Auge nach dem Punkte, wohin der Gelehrte wies, und erblickte auf einem Thron aus grauem Gestein, gigantisch und regungslos, eine männliche Gestalt. Auf ihrem riesigen Gesicht thronte eine unbeschreibliche, fürchterliche Ruhe, die Stirn dieses Wesens, ähnlich der des Jupiters, trug über den majestätischen Mienen eine Hoheit, welche kein Sterblicher zu schildern vermag, allein die Augen unter derselben sahen matt und leblos aus, denn kein Strahl erleuchtete sie.

„Ist das der Tod?“ fragte Posa mit einer Stimme, die deutlich bewies, welch ein gewaltiger Schauder durch seine Seele schlich.

Der Astrologe fuhr mit seiner Hand über die Augen des Marquis und sagte zu ihm im dumpfen Tone:

„Blicken Sie dort hin!“

Der Marquis gehorchte und sah nun, wie um die Gestalt, so daß sie gleichsam inmitten saß, sich ein Gewebe von unzähligen feinen, fast durchsichtigen Fäden zeigte, deren Enden durch Milliarden von Oeffnungen verschwanden, die den Poren am Menschenkörper gleich, sich in den Wänden und Wölbungen des Gesteins befanden. Bald erkannte das erstaunte Auge des Marquis, daß bei jedem aus der Oberwelt herniederwallenden hohlen Geheul des Gebildes Hände, die jedoch kaum sich zu regen schienen, so ruhig und gelassen waren die Bewegungen, einen oder den andern der Fäden oder Maschen berührten, die dann von dem Ganzen getrennt oder auch ausgerissen, dem Gewebe in seinen einzelnen Theilen eine veränderte Gestalt gaben. Posa erkannte endlich, daß die Mattheit in den Augen der Riesengestalt nicht die des Todes, sondern die der vollkommensten Blindheit war.

„Und wer,“ flüsterte der Marquis kaum hörbar, „ist jene schauerliche Gestalt?“

„Es ist der Unendliche,“ versetzte Guiseppo mit feierlicher Stimme, „der zwar in Blindheit, aber mit unnachahmlicher Methode die Lebensfäden der äußern Welt bewegt, welcher der Menschen Lebensmaschen knüpft oder zersprengt, der die Puppen, vom Könige bis zum Bettler, Menschen genannt, in Bewegung setzt, der durch eben diese Fäden den Creaturen des Universums, dem königlichen Ungethüm, das wir Ocean nennen, und den Geistern der Luft und des Lichtes die nie ruhenden Befehle ertheilt. Wie kalt, schweigsam und alterbeladen dieses erhabene Wesen sich unserm Auge auch zeigt, so ist es dennoch das Leben und die Kraft der ruhelosen Erdenmaschine. Worin seine

unendliche Weisheit besteht — vermag kein sterbliches und selbst kein geistiges Wesen jemals zu ergründen — sich selbst ein Mysterium, enthüllt es keins, und sein ist das dunkle, unerbittliche, undurchdringliche Amt, von welchem die vor der unsichtbaren Gewalt desselben zurückbebenden Menschen ihren Traum von einem Schicksal herleiten, oder durch welches von solchen Menschen, die jene Blindheit in der Gewalt wahrnahmen, der Begriff „Zufall“ aufgestellt wurde. Er selbst aber ist — namenlos!

Während der Marquis von grenzenloser Ehrfurcht ergriffen, unverwandt nach ihm, dem gewaltigen Wesen, sprachlos hinstarrte, und in seiner Brust der Wunsch auftauchte, wohl zu wissen, wie lange noch sein Lebensfaden laufen werde, fühlte er sich plötzlich von dannen gehoben. Der Namenlose entschwand nach und nach seinem Blicke, und die heulende Windsbraut, die durch die Schneckenhöhle von der Oberwelt herabfuhr, verhallte in seinem Ohr wie das Rauschen eines fernen Wasserfalles.

An der Seite des Astrologen ging die Wanderung des Marquis immer mehr aufwärts, so daß, indem sie durch eine der zahllosen Klüfte schossen, die sich in den unabsehbaren hohen Felswänden befanden, sie einem Lichte entgegeneilten, das unendlich freundlicher, als jenes war, in welchem sie sich vor wenigen Minuten befunden hatten. Inmitten dieses Lichtscheines versenkt, gewahrte der Marquis sich plötzlich in den Straßen einer ihm unbekannten Stadt, die keineswegs den düstern, unmittelbar aus den Händen der Natur hervorgegangenen Felsenpalästen glich, welche sie so eben durchwandert hatten, sondern er sah sich in einer von Menschenhänden zu Menschenwohnungen erbauten Stadt. Märkte, Theater, Bäder und Obelisken gewahrte sein erstaunter Blick. Doch seine Verwunderung stieg noch mehr, als er bemerkte, daß über ihm kein Lufthimmel war, sondern daß das Licht, durch welches die Straßen erleuchtet wurden, irgend einem unsichtbaren Quell der Erde entströmte. Und Alles um ihn her, die Form der Gebäude, die Inschriften an den Mauern, die Anlagen der Plätze — Alles war ihm fremdartig, doch ersichtlich menschlichen Ursprungs. Die Gebäude, Straßen und Plätze waren aber öde und todt, nirgends zeigte sich dem Auge ein lebendiges Wesen, es schien eine Stätte des Todes zu sein, welcher hier eine reiche Beute vor Jahrtausenden gefunden zu haben schien, denn hin und wieder gewahrte der Blick des Marquis Haufen von menschlichen Gebeinen, die von den einstigen Bewohnern dieser untergegangenen Stadt herzurühren schienen.

„Welch' ein Wunder ist dies, Guiseppo?" fragte Posa mit weitaufgerissenen Augen.

„Wir befinden uns in einem Theile des im siebenundneunzigsten Jahre nach christlicher Zeitrechnung durch einen Ausbruch des Vesuvs verschütteten „Herculanum", versetzte Guiseppo. „Die Nachgrabungen hat man aber einstellen müssen, weil Portici — die jetzt über uns stehende Stadt, dadurch gefährdet wurde, um so eifriger aber betreibt man die Bloßlegung des zu derselben Zeit durch Lava, Asche und Sand verschütteten „Pompeji", das bekanntlich zum größten Theil an das Tageslicht wieder gebracht ist. — Ein Alterthumsforscher würde gern beide Ohren sich abschneiden lassen, wenn er diesen Punkt von Herculanum, in welchem wir uns augenblicklich befinden, besuchen dürfte;" fügte Guiseppo mit einem lauten Lachen hinzu. „Ich habe Sie hierher geführt, Herr Marquis," begann der Gelehrte wieder, „daß Sie ein wenig ausruhen mögen, da der menschliche Geist, selbst im Zustande des magnetischen Schlafes, nicht für längere Zeit die feierlichen Wunder zu ertragen vermag, die wir angestaunt haben."

Lange Zeit wanderten diese, in ihrem Drange nach verborgenem Wissen so ähnlichen Männer zwischen den Ruinen umher und mit seltener Gelehrsamkeit entzifferte der Meister dem Schüler die viertausend Jahre alte Sprache der Schriften an manchem Gemäuer und auf manchem Pergamente. Hier erkannte der Marquis, wie das Wissen von Menschenalter zu Menschenalter gleich einem Strome drang, der durch unsere Sterblichkeit sichtbar in seinem Laufe, aber unerforscht in seinen Quellen rinnt, denn in jenen Schriftrollen gewahrte Posa viele Geheimnisse der alten Griechen und Egyptier, welche der Nachwelt verloren gegangen sind.

In einem dieser uralten Manuscripte las der Marquis die Worte:

„Nur Derjenige vermag das dunkle Reich der Vergangenheit ungestraft zu durchwandern, welcher seine Alltagssorgen und schwindenden Freudengenüsse ruhig in seiner Brust verschließen und den Segnungen der Rückerinnerungen, welche sich in jede Menschenbrust senken, entsagen kann. Die Vergangenheit — die gewaltige Hüterin aller Mysterien — läßt nicht ungestraft die Trümmer, die Jahrtausende lang im Ocean der Zeit modern, an das Licht des Tages ziehen, ohne ihr, der sie angehören, den Tribut der Huldigungen zu zahlen."

„Nun, Herr Marquis," sagte der unheimliche Alchymist mit einem lauernden Blicke, „wollen Sie weise werden und — sterben, oder gleich den irdischen Menschenkindern blind bleiben und — leben?"

„Da mir die Folgen des Forschens nach Weisheit bekannt gewor-

den," erwiderte der Marquis lächelnd, „so will ich mich mit dem Wissen begnügen, welches ich durch Studien errungen habe, und nicht mehr Verlangen tragen, nach verborgenen Geheimnissen, die nur der geläuterte Geist zu erfassen vermag. Eilen wir, Guiseppo, die Oberfläche wieder zu gewinnen, wo das Lächeln eines Weibes uns den Reiz des irdischen Lebens erkennen läßt."

„Nun denn, Herr Marquis," begann der räthselhafte Gelehrte wieder, „Sie haben geurtheilt und beschlossen, wie wir Staubgeborenen gewöhnlich urtheilen. Hierdurch sind Ihnen die Pforten jenes dunklen Reiches für immer verschlossen," und indem er seine Arme ausstreckte, fuhr er in leisem, feierlichem Tone fort: „Mystischer, einlullender Aether, Du, der Du die Welt der Nacht durchdringst, der Du mit geheimem Zauber die Erde umkreisest, dessen Einfluß sich von der Kelchestiefe der Blüthe bis zum ruhelosen Herzen des Menschen erstreckst, und der Du das Leben nur stocken lässest, um es zu erneuern, — feierlicher, heiliger Schlaf komm heran, und schließe in Deine thauigen und luftigen Arme die Seele dieses Deines Vasallen! Für mich bist Du nicht da, Dein Geist hat keine Herrschaft über den meinigen!"

Als Giuseppo diese Worte sprach, öffnete er eine Phiole und ein zarter, aber betäubender Duft erfüllte den Raum, wo sich Meister und Schüler befanden. Alsbald bemächtigte sich der Schlummer des Geistes des Marquis. —

Er erwachte mit einem seltsamen Gefühle von Schwäche und Mattigkeit, und als er seine Augen aufschlug, erblickte er die Wände und das Amebleument seines Schlafgemaches. . . . .

. . . .

. . . .

Wir wollen den Leser nicht weiter mit den räthselhaften Krankheitserscheinungen der jungen Fürstin ermüden. Maletto Farnese erfuhr am andern Tage durch den Mund seiner Cousine, Juliana Borghese, daß Therese durch Anwendung der galvanischen Säule, und gleichsam durch ein Wunder zum Leben erwacht sei. Das geheimnißvolle und furchtbare Uebel schien für immer gewichen zu sein. Die Freude des jungen Fürsten war groß. Er saß in diesem Augenblicke im Zimmer seines Freundes, Percy Brocentia. Ihre Unterhaltung betraf den Marquis. Der erste Akt der Feindseligkeit gegen diesen räthselhaften Mann hatte ein so beklagenswerthes Ergebniß gehabt und den Muth der beiden Freunde sehr gelähmt. Sie waren rathlos und kamen zuletzt dahin überein, das Resultat von Maletto's Mittheilungen von Seiten der Fürstin Therese von Dagobert ruhig abzuwarten.

Ihre Unterhaltung wurde endlich trübe und einsilbig, sie wurde von langen Pausen unterbrochen. Die Uhr zeigte jetzt dreiviertel auf Acht. — In einer Zwischenpause drang ein Lärm von Stimmen in das Gemach des jungen Arztes, und Percy glaubte seinen Namen aussprechen zu hören.

„Ist das nicht meines alten Dieners Stimme?" sagte er zu Farnese verwundert. „Was mag nur der Alte haben? Es ist ein unpolirter, rauher Seemann aus der Schule meines Vaters," fügte Percy lachend hinzu, „und kann sich in das glatte Wesen der Italiener durchaus nicht finden, es vergeht wohl keine Woche, in der er nicht Händel bekommt."

In diesem Augenblicke stürzte Brown, so hieß der Alte, athemlos in das Zimmer seines jugendlichen Gebieters und brüllte mit einer Stimme, als wolle sich die Erde öffnen und drohe ihn zu verschlingen.

„Sir Percy! — Die Todten stehen auf! — Miß Maritta ist da! Hole mich der Satan, wenn ich lüge!"

Der junge Arzt starrte den alten Seeman sprachlos an, er glaubte im ersten Augenblicke er sei närrisch geworden, als dieser aber seine Worte wiederholte, da ging ein unbeschreibliches Erbeben der Furcht, des Erstaunens und des Entzückens durch seine Seele. Sein Herzblut stand still. Er drohte zu Boden zu sinken.

Brown eilte wieder von dannen, — nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür, und eine verschleierte Frauengestalt trat an der Hand des wettergebräunten Seemannes in das Zimmer.

Wir wollen nicht versuchen, diese Scene des Wiedersehens zu schildern, aber erwähnen, daß Maritta auf die zahllosen Umarmungen des Bruders mit heißen Dankes- und Freudenthränen antwortete. Es genügt auch, wenn wir bemerken, daß Percy die näheren Umstände des Raubes seiner Schwester erfuhr, ihre Gefangenschaft im Hause zu Deserêt, ihre seltsame Rettung durch Randal und ihren Aufenthalt bei ihm. Dann ihre Reise nach New-York und ihr Eintreffen in Rom im Hause des Marquis. Er erfuhr die Beziehungen, in welchen Randal zu dem Marquis stand, und mit welchem Eifer er Alles aufgeboten hatte, den Aufenthalt Percy's zu ermitteln. Mit glühender Beredtsamkeit schilderte Maritta das edele, aufopfernde und seltene Benehmen Randal's.

Sorgsam, und ohne Maritta ahnen zu lassen, welche Beweggründe dazu vorlagen, leitete Percy die wiedergefundene Schwester auf dem Wege ihrer Mittheilungen, und als sie ihre Erzählung beendet hatte, da konnten die beiden Freunde nicht mehr daran zweifeln, daß der

glänzende Marquis Posa mit jenem räthselhaften Manne in Deséret identisch sei. — Ob Maritta an Randal dachte, ob sie ihn liebte und wiedersehen wird, wer vermag es zu sagen? — Das Verhängniß webt im Stillen unser Schicksal! —

Farnese und Brocentia brachten den größten Theil der Nacht damit zu, Rath zu halten. Am andern Tage wurden einige zwanzig Männer im Hôtel Farnese eingelassen, wo sie Geld und Befehle empfingen.

Gegen neun Uhr Abends postirten sich dieselben Männer, unter ihren Kleidern Waffen verbergend, in Albano vor die Front des stattlichen Hauses, in welchem der Marquis wohnte, und theilten sich in kleine Gruppen. Percy und Maletto, in ihre Mäntel gehüllt, standen hinter einer Baumgruppe.

Bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, müssen wir um einige Stunden zurückgehen, und eine Scene beobachten, welche sich in den Katakomben zu Rom ereignete.

Leicht mag Rom die merkwürdigste Stadt der ganzen Erde sein, berühmt durch ihr hohes Alterthum, ihre Geschichte, durch die Pracht der Gebäude, die Seltenheit der Kunstwerke und Alterthümer. Aber ganze Stadttheile liegen in Trümmern und sind überwuchert von Unkraut. Gar vieles erinnert den Fremden an die dahingeschwundene Größe. Die Landmacht des Papstes zu der Zeit, in welcher sich die nachfolgenden ereignißreichen Begebenheiten ereigneten, vermochte es nicht, das Land von Banditen zu reinigen. Das Volk ist arm, bettelt und raubt lieber, als sich einem rechtlichen Broderwerb hinzugeben. Adel und Geistlichkeit sind allein wohlhabend und dabei frei von allen Staatslasten. Der Unterricht ist nur in den Händen der Priester und deßhalb herrscht im Volke durchweg die gröbste Unwissenheit und krasser Aberglaube. — Der Palast des Papstes, der Vatican, ein Gebäude mit mehr als zwölfhundert Zimmern, ist durch einen 1500 Schritt langen bedeckten Gang mit der starken Citadelle, der Engelsburg, verbunden. Unter den zahllosen, großartigen Ruinen, den drei mächtigen Wasserleitungen, den Trümmern vieler Tempel und Paläste, ziehen sich die Katakomben, tiefe, sich weit erstreckende Gänge, hin.

In diesen unterirdischen Räumen, welche ihren Eingang in der Gegend von Tivoli, bei dem sechszig Fuß hohen Wasserfalle und dem schwefelhaltigen Sumpfe Solfatára, in einer ungesunden Einöde haben, hauste die ungeheure Armee des Marquis, worunter sich die Meisten der Deportirten von Neu-Süd-Wales befanden.

Der Marquis saß auf einer Erhöhung in einem weiten gewölbten

Raum, welcher durch Fackeln erleuchtet wurde. Man sprach von dem beabsichtigten Aufstande in den Legationen, von der ungeheuren Beute, welche man in den Klöstern und in den Palästen der Geistlichkeit und des römischen Adels finden würde. Die Augen dieser Abenteurer funkelten im wilden Feuer, denn man rechnete nur nach Millionen. Der Marquis nahm an der Diskussion keinen Theil, er unterhielt sich theils mit Guiseppo, theils mit den früheren Gefährten aus Sidney. In seiner Nähe standen, Henry Blackburn, Old Seth und Heinrich Wirtz, nur Randal und Oldar der Mulatte, der damals eine Handelsbrigg in dem chinesischen Meere commandirte, fehlten.

Randal Stanton trat so eben ein, flüsterte dem Marquis einige Worte leise zu, worauf sich dieser von seinem Platze erhob und mit lauter Stimme sagte:

„Brüder, die Stunde ist gekommen, um die weltliche, Alles erdrückende Macht des Papstes und seines übermüthigen Clerus mit einem Schlage zu vernichten. Alles ist zu einer furchtbaren Emeute vorbereitet, die mit dem Schlage zwölf losbrechen wird. Hören Sie meine Anordnungen!"

Und nun folgte eine Reihe von Befehlen, die wir später erfahren werden.

„Ich erwarte Jedermann auf seinem Posten!" schloß der Marquis seine Rede, und verließ die unheimlichen Räume der Katakomben.

Geschützt von einem dichten Gebüsch, standen am Eingange dieser unterirdischen Gänge zwei Wagen. Der Marquis stieg mit Guiseppo und Randal in einen derselben, während in dem andern Blackburn, Old Seth und Wirtz folgten. Es war etwa acht Uhr Abends, als die Wagen vor dem Hôtel des Marquis in Albano hielten. Die Gegend war still und öde. Farnese und Percy faßten erst eine Stunde später mit ihren Mannschaften Posto.

Als der Marquis und seine Begleiter in den Salon traten, saßen zwei Männer beim Kamine. Einer von diesen, neben den sich zutraulich der schöne Racehund schmiegte, war der Rabbiner Baruch, Salomon Benjahie. Dieser hatte den Kopf auf die Brust gesenkt, er schien tief in Gedanken versunken und regte bei dem Eintritte der Fremden sich nicht. Der andere Mann dagegen stand auf und grüßte den Marquis mit einem ernsten Wesen. Es war eine kräftige Gestalt, mit offener, denkender Physiognomie, hoher Stirn, auf welche das Nachdenken tiefe Furchen gegraben hatte, und mit freundlichblickenden Augen.

Der Marquis ging lebhaft auf ihn zu und ergriff seine Hand mit einem Gemisch von Herzlichkeit und Ehrfurcht.

„Seien Sie willkommen, General!" sagte er, „ich erwartete Sie heute."

Der von dem Marquis mit dem Titel, General, begrüßte Fremde antwortete im zugleich ehrfurchtsvollen und herzlichen Tone, mit welchem es geschah, mit ähnlicher Herzlichkeit und mindestens gleicher Ehrfurcht. In der That lag unter der energischen Kraft seines männlichen Geistes eine Art christlicher Demuth. Der begeisterte Priester*), der zuerst das katholische Europa bewegte, herbeizueilen zur Eroberung des heiligen Grabes, muß diesen zugleich bescheidenen und glühenden Blick, diese breite, von dem Gedanken einer büßenden Entsagung gewölbte, und doch zugleich von mächtigem, unbezähmbarem, absolutem Willen strahlende Stirn gehabt haben.

Es war Garibaldi — der Apostel, des unter dem Drucke der Priesterherrschaft seufzenden Italiens! —

„Ich habe meine Söhne — meine Brüder abgehen sehen," sagte der Held, noch immer die Hand des Marquis festhaltend, „ich habe nicht den Muth gehabt, sie zurückzuhalten. Sie riefen sie, Herr Marquis — und sind Sie nicht auch ihr Vater? — Verdanken sie nicht Ihrer unerschöpflichen Wohlthätigkeit zum großen Theil ihr Leben und das ihrer Familien? — Aber im Namen des Himmels, was ist Ihre Absicht?"

„Es sind zweitausend, tapfere Söhne Italiens, die Sie senden, General, nicht wahr?" fragte der Marquis mit leuchtenden Augen.

„Zweitausend fünfhundert, Herr Marquis," antwortete Garibaldi schmerzlich lächelnd. „Diese Männer hoffen auf Sie, der ihnen Brod giebt, anstatt einen Zehnten von ihrem Elende zu erheben. — Auch ich, Marquis, hoffe auf Sie, aber ich möchte Ihre Mittel kennen, ich möchte versichert sein, daß Ihr Muth Sie nicht fortreißt, Sie und meine todesmuthigen Brüder fortreißt zu einem ungleichen Kampfe, dessen Mittel die Welt verdammen würde und Gott selbst . . ."

„General, warten Sie bis morgen," unterbrach ihn der Marquis mit einer gewissen Bewegung in der Stimme. „Morgen werde ich Ihnen Alles erklären — morgen sollen Sie meinen Plan in seinem ganzen Umfange erfahren."

„Und bis morgen . . ."

„Kommen Sie, General," unterbrach ihn Posa wieder.

Indem sie mit leiser Stimme weiter sprachen, hatten sie sich von dem Kamin entfernt, an welchem jetzt die übrigen Anwesenden saßen, nämlich Guiseppo, Randal, Blackburn, Old Seth, Wirtz in einer Gruppe,

---

*) Peter der Einsiedler.

und der Rabbiner, der seine düstere, abgeschlossene Haltung wie gewöhnlich beibehielt, etwas abseits. Auch Randal war traurig und zerstreut, er dachte vielleicht an Maritta? Zu Zeiten fuhr er mit der Hand durch das lange Seidenhaar des prächtigen Hundes und schenkte seinen ehemaligen Gefährten, die abgerissene Worte mit einander wechselten, wenig Aufmerksamkeit.

„Randal," sagte Blackburn, welcher mit Old Seth erst kürzlich von einer wichtigen Mission aus dem Orient zurückgekehrt war, „man behauptet, Sie wüßten mehr als wir über mancherlei Dinge. Können Sie uns sagen, wer dieser General ist, mit dem der Marquis spricht?"

Randal hörte nicht oder wollte nicht antworten.

„Nun, Herr Secretair," versetzte Old Seth mit einem rohen Lachen. „Lassen Sie den Hund, ihren Rivalen in der Gunst des Marquis, in Ruhe und antworten Sie Denen, die mit Ihnen sprechen."

Randal richtete langsam sein großes schwarzes Auge voll Gleichgültigkeit und Verachtung auf ihn, dann begann er wieder schweigend den Hund zu streicheln.

„Gleich und gleich gesellt sich gern," murmelte der alte Büffeljäger mürrisch.

Ein leichtes Lächeln umspielte den Mund Randals.

„So lange es hier keine große Auswahl giebt," sagte er kalt, „den Herrn Marquis, seinen Gast und diesen ehrwürdigen Herrn ausgenommen," er verneigte sich bei diesen Worten gegen den Rabbiner, „so danke ich Ihnen, Old Seth, daß Sie mich nicht mit Schlimmeren als mit diesem Hunde verglichen haben."

Sein spöttischer Blick, der seine Gedanken ergänzte, glitt von Blackburn auf Wirtz und von diesem auf Guiseppo. Der Letztere machte eine heftige Geberde des Zornes. — Old Seth hatte inzwischen den Blick auf den Rabbiner gerichtet."

„Ruhe," flüsterte er.

„Baruch Salomon Benjahie," fügte er laut hinzu, „wer, zum Teufel, hat Ihnen den Schädel so bearbeitet?"

Diese Frage lenkte die Aufmerksamkeit von Randal ab. Alle blickten auf den Rabbiner, und man bemerkte erst jetzt einige erhebliche Wunden, welche, kaum vernarbt, den Schädel und das Gesicht des Israeliten bedeckten, die er in Desèret durch den Fall von dem Baume davon getragen hatte.

„Es war eine Nacht des Unglücks," flüsterte er, die Blicke auf Randal heftend. „Er bezauberte mich — der große . . ." er brach

hastig ab, und fügte im klagenden Tone hinzu. „Seitdem bin ich ein Verbrecher, aber die Rache schleicht im Finstern!"

„Ich will verdammt sein!" sagte Heinrich Wirtz mit leiser Stimme zu Old Seth, „wenn dieser Verrückte nicht Etwas im Sinne hat. — Er brütet über irgend einem schlechten Streich!"

„Was kann er unserer Sache schaden?" versetzte der ehemalige Büffeljäger achselzuckend.

Randal, welcher sich durch den langjährigen Umgang mit dem Marquis besser, als seine früheren Gefährten dünkte, war aufgestanden und nach einem Fenster gegangen, das nach dem Platze Bellarosa in Albano hinausging. Der Mond warf sein bleiches Licht über die Bäume, Sträucher und den Boden des Platzes. Sinnend starrte er in die Stille der Abendstunde. Plötzlich bemerkte er nicht ohne Ueberraschung auf dem erleuchteten Platze mehrere dunkle Gestalten, welche bald wieder verschwanden, um von Neuem aufzutauchen. Diese Gestalten waren in ihren Umrissen sehr unbestimmt. Randal konnte sie nicht deutlich genug erkennen. Die Art ihres Auftretens und Verschwindens war aber so seltsam, daß er sich einer innerlichen, unbestimmten Besorgniß nicht enthalten konnte. Randal wandte die Augen nach dem Marquis, um ihn auf die dunklen Gestalten aufmerksam zu machen, aber dieser schien ganz Ohr für die Unterhaltung des Fremden zu sein.

Der Marquis mit seinem berühmten Gaste näherte sich langsamen Schrittes dem Fenster.

„Denken Sie daran, Herr Marquis," sagte der General soeben mit feierlicher Stimme, „das Schwert Gottes muß ohne Flecken sein, und die Wege der Vorsicht, so geheimnißvoll und schlangenartig sie auch häufig sein mögen, berühren doch niemals den Weg der Hölle. Sie sind mächtig und Ihr Muth hat einen edlen und großartigen Plan entworfen. Aber mögen die Mittel auch eben so rein sein, als das Ziel groß und erhaben! — Auf morgen also, Herr Marquis, ich rechne auf Ihr Versprechen; morgen werde ich erfahren, ob meine Kinder ihre Arme und ihre Herzen Ihnen willig weihen, Ihrem Wege blindlings folgen, und mit Ihnen als wahre Christen und Söhne Italiens sterben können."

„Morgen, General," antwortete Posa einigermaßen verwirrt, „werde ich kein Geheimniß mehr vor Ihnen haben."

Er begleitete den berühmten Volksmann bis an die äußere Thür seines Hauses, und wer nahe genug gewesen wäre, würde in der Dun-

kelheit gesehen haben, welch einen herzlichen Abschied diese Meteoren am Himmel der Volksbeglückung genommen hatten.

In dem Augenblicke, als Posa allein wieder über die Schwelle des Salons zu treten im Begriff war, hielt er plötzlich inne und lehnte sich nachdenkend an die Thürpfoste.

„Morgen!" murmelte er. „O, dieser Mann hat sehr Recht! — Das Schwert des Herrn muß rein und ohne Flecken sein; aber was ich Gutes gethan habe in meinem Leben, wird, wenn es in die Wagschale geworfen, auch das Uebergewicht über meine Sünden haben?" Er seufzte tief auf. „Unmöglich kann ich die Plünderung verhüten, die entfesselten Gemüther lechzen nach Raub und Mord. — Das Schwert kann nicht ohne Flecken sein! — Jehovah! Du kennst mein Ziel!" fügte er mit erhobenen Augen hinzu, „Deinem Ruhme und Deiner Herrlichkeit weihe ich mein Leben! Dein Volk schmachtet Jahrtausende in den Banden der Knechtschaft. — Ich bin Dein Werkzeug! Ich will es erretten!"

Er schüttelte so heftig das Haupt, daß die Locken seines reichen Haares sich bewegten, wie die starre Mähne eines Löwen. Sein stolzer Nacken hob sich mächtig. — Als er wieder in das Zimmer trat, hätte man in der ruhigen, unbezähmbaren Entschlossenheit, in seinem strahlenden Blicke nicht den Schauer der Befürchtung und des Zauderns vermuthet, der vor wenigen Sekunden durch seine Seele gegangen war.

„Benjahie, mein alter Freund," sagte er zu dem Rabbiner, ihm die Hand reichend, „ich bin sehr glücklich, Dich wieder gesund zu sehen. Ich hätte Dich nicht gern am heutigen Abend vermißt, und zwar in der Gesellschaft meiner Freunde, die nur einen Theil meines Planes kennen. Dir aber," fügte er leiser hinzu, „meinem Blutsverwandten, offenbarte ich mich ganz."

„Ich weiß — ich weiß!" erwiderte der Rabbiner hastig, indem er den Händedruck des Marquis krampfhaft erwiderte.

„Hört mich, meine Freunde!" wandte sich Posa dann mit leuchtenden Augen an die Gefährten von Sidney „Die Stunde ist gekommen, in der Euch nichts mehr verborgen bleiben soll. Vor nicht ganz acht Jahren haben wir gemeinschaftlich den Kampf gegen das Kapital begonnen. Ich aber — ich allein, habe im Namen der unterdrückten Menschheit den Tyrannen den Krieg erklärt. Seit dieser Zeit führe ich ihn unaufhörlich. Heute Nacht will ich für das Heil Italiens eine regelrechte Schlacht liefern, und das Geschick dieses Landes mit einem einzigen Schlage entscheiden. Dieser Kampf ist das Signal für Ita-

lien, ja für ganz Europa! — Ich habe Euch zu meinen Heerführern erwählt."

Die Anwesenden traten näher. Der Rabbiner dagegen blieb ruhig auf seinem Sessel sitzen, kreuzte die Arme über die Brust und murmelte leise:

„Er betrügt Euch, Ihr Anhänger des Nazareners. Sein Gott ist nicht Euer Gott!"

„Alles ist bereit!" fuhr der Marquis mit strahlender Begeisterung fort. „Die mit eiserner Geduld combinirten, seit Jahren angebahnten Maßregeln, werden nun alle auf einmal den Zielpunkt treffen. Glaubt nicht, daß Ihr als ergebene Opfer in den Kampf gehet — der Sieg ist uns gewiß, — sicherer, als wenn ich Nicolaus, Franz oder Napoleon hieße, und hinter mir die Soldaten Rußlands, Oesterreichs oder Frankreichs hätte. Zu dieser Stunde, in der ich mit Euch spreche, erwarten die bewaffneten Legationen, Modena, Parma, ja ganz Italien, das Signal zum Befreiungskampfe. Die Provinzen Siciliens sind unterminirt, und bereit, aufzustehen, und verbergen die weitverzweigte Verschwörung unter großen Maskeraden — sie schärfen im Stillen ihre Waffen. Aber nicht allein in Italien glimmt die Fackel der Empörung, werft einen Blick auf den Erdball und sagt mir, ob ein Land existirt, wo nicht diese wilde Flamme lodert. Es scheint, als ob der Geist Napoleon I. durch den Marmor seines Grabsteins im Invaliden-Dome zu Paris mit gewaltiger Kraft dränge, ja sein Grab verlassen hätte, um allen europäischen Kabinetten Gedanken von Neid, Ehrgeiz, Haß und Krieg zuzuflüstern. Ueberall, wohin Ihr auch sehen möget, regt sich der Volksgeist in mächtigen Schwingen. — Der Handel stockt in allen Staaten; die Kapitalien, dieses Blut des Handelsgeistes, zirkuliren nicht mehr. Die hungrigen Arbeiter Englands lauern, gleich wüthenden Wölfen, darauf, den reichen Fabrikbesitzern das haarsträubende Elend zu vergelten, welches sie durch die ungeheure Macht des Kapitals seit Menschengedenken erduldet haben. Wißt, meine Freunde," fuhr der Marquis mit erhöhter Stimme fort, „die Großen und Mächtigen der Erde entsetzen sich vor einem furchtbaren Gespenst, das man schon seit Jahrhunderten fürchtet, nämlich: dem „Hunger-Typhus!" Während man nun vergeblich auf Abhülfe dieser räthselhaften Stockung aller Geschäftszweige sinnt, und sich gegen fernliegende Angriffe zu vertheidigen bestrebt, steht Krieg und Plünderung vor ihren Thoren. — Zwölftausend fünfhundert todesmuthige Kämpfer stehen in unseren Reihen, beginnen wir den Angriff!"

„Und Alles das hast Du gethan?" fragte der Rabbiner düster.

„Diese furchtbare Brandfackel, und mit ihr Raub, Mord und grausiges Elend willst Du in die Welt schleudern?“

„Ja, ich — ich allein,“ erwiderte der Marquis, dessen Blick von einem Strahle des unbeschreiblichen Stolzes leuchtete. Er hatte in seinem Eifer die letzten Worte des Greises nicht gehört.

„Und wir, was sollen wir thun, Herr Marquis?“ fragte Randal, der vor Erwartung und Ungeduld am ganzen Körper zitterte.

„Mein Freund, der Herr Marquis, ist ein starker Geist,“ sagte der Israelit, bevor Posa antworten konnte, „wenn er spricht, gehorcht man. Habe ich nicht lange genug vergessen, daß Adele sein Werkzeug war?“ fügte er flüsternd hinzu. „Er ist der Henker Olebra's — nicht ich! O, es ist mir sehr lieb, daß ich seine Worte höre!“ sagte er wieder im lauten Tone.

Der Marquis ergriff seine Hand und drückte sie herzlich.

„Dank, Benjahie!“ versetzte er bewegt, „auch ich fühle mich glücklich, Deine Stimme zu hören und Deine Hand in der Stunde der Gefahr berühren zu können.“

Die Hand des Rabbiners erzitterte und sein Gesicht wurde leichenblaß.

Der Marquis beobachtete es nicht, er fuhr fort:

„Wir sind der päpstlichen Armee gegenüber fast zu stark, und ich würde beinahe erröthen, anzugreifen, wenn die Sache nicht aus gewissen Umständen drängte, denn unsere Armee ist verhältnißmäßig zwanzig Mal stärker. — Irland hat uns zehntausend seiner tapferen Landeskinder gesandt, welche meine Befehle erwarten. Rechnen Sie hierzu die zweitausend fünfhundert Italiener und die Bemannung unserer Schiffe, so haben Sie eine Macht, die den Teufel nicht fürchtet. — Was sagen Sie zu dieser Armee, Guiseppo?“

„Ich sage, daß man Sie zuweilen zu errathen glaubt, Herr Marquis,“ antwortete der Gelehrte, „etwa wie die Kinder, die niemals das unermeßliche Meer gesehen haben, nach allen Richtungen hin den Weiher ihres Dorfes ausdehnen, und sagen: So ist das Meer! — Aber Ihre Gedanken sind stets über das, was man sich einbildet, ebenso sehr, als der Ocean größer ist, als ein ausgedehnter Weiher.“

„Es ist eine erhabene Kombination!“ fügte Blackburn mit nachdenklicher Miene hinzu.

„Gott verdamme mich!“ rief Old Seth, der ehemalige Büffeljäger, „mein Verstand droht still zu stehen!“

„Dieses Werk ist das größte, was ein Mensch auf dieser Erde,

so lange die Welt steht, vollbracht hat!" sagte Randal mit glänzenden Augen.

Der Rabbiner erhob langsam den Kopf. „Ja, ja," murmelte er vor sich hin, „Moses Benjahie setzt Alles durch, was er will. Seit drei Jahren beschützte er die Abtrünnige und hielt meine gerechte Rache durch seinen Arm zurück. — Wenn man dies zu vollbringen im Stande ist, dann ist man so stark als das Schicksal. Aber lügt die Stimme der Träume? — Olebra liebte diesen Judenkönig, und er? . . . . er befleckte die Blutsverwandschaft! — O, die Rache ist noch nicht gesättigt in meiner Brust!"

Diese Worte verloren sich in dem Geräusch, welches die Anwesenden durch ihre Ausrufungen der Verwunderung machten. Niemand gab Acht auf den Rabbiner, ausgenommen Randal, der stets den Greis mit unruhiger, argwöhnischer Miene betrachtete.

Der Marquis, der bis dahin mit Wärme und Begeisterung gesprochen hatte, sammelte sich einige Sekunden und versetzte dann mit ruhiger Stimme:

„Nun, Freunde, will ich Ihnen Ihre Posten bei der Schlacht anweisen. — Randal, Sie begeben sich auf der Stelle nach der Peterskirche, die in diesem Augenblicke von der Menge angefüllt ist. Dort finden Sie einige Leute von den Schiffen, und fünfhundert Irländer, die unter ihren Kleidern Schußwaffen tragen. Die Anführer haben eine rothe Schleife am Hute. Sie erwarten ihren General! — Geben Sie sich durch die Parole: „der Sturm bricht los!" zu erkennen, darauf suchen Sie sich dem Quirinal*) zu nähern und warten . . ."

„Worauf soll ich warten, Herr Marquis?" unterbrach ihn Randal mit funkelnden Blicken.

„Sie warten, bis ein Kanonenschuß Ihnen das Signal zum Angreifen giebt — Sie werden sich in den Besitz des Palastes setzen."

„Gut, Herr Marquis," versetzte Randal muthig, „Sie können auf mich rechnen."

„Sie, Blackburn, begeben sich nach den Katakomben und marschiren mit zweitausend Italienern auf den Vatican los. Sie werden dort bereits einige hundert Irländer mit Leuten von den Schiffen finden."

„Die Parole ist dieselbe?" fragte Blackburn aufmerksam.

„Nein," erwiderte der Marquis, „man wird Ihren Befehlen Ge-

*) Die eigentliche Wohnung des Papstes, welche durch Schweizergarden vertheidigt und bewacht wurde.



Und ohne ein Wort zu sprechen, streckte Olebra die Hand nach dem Giftbecher aus. (S. 733.)



horsam zollen, wenn Sie die Worte: „Irland blutet" aussprechen."

„Meiner Treu', Herr Marquis!" rief Old Seth, verwundert die Dispositionen anhörend, „ich verachte die ganze Welt, aber ich will verdammt sein, wenn ich nicht thue, was Sie wollen! — Das ist eine abgemachte Sache!"

„Gut denn, Old Seth!" erwiderte Posa freundlich mit dem Kopfe nickend. „So übernehmen Sie die Paläste der Minister und Kardinäle. Diese müssen in unsere Gewalt kommen und zu Gefangenen gemacht werden. Loof Payne wird Sie an der Laterankirche mit ausreichenden Mannschaften erwarten. Die Parole ist: „Italien erwacht!"

„Sie, Heinrich Wirtz, übernehmen die Kasernen und die anderen Etablissements der päpstlichen Regierung mit dem Reste unserer Armee, welche Sie am Pantheon aufgestellt finden werden. Ihr Erkennungszeichen ist die Parole: „Das Volk steht auf!" — Die Paläste des Adels und die Gebäude der reichen Bürger werden es mit der Emeute zu thun bekommen, die meine geheimnißvollen Agenten vorbereiten."

„Aber Sie, Herr Marquis?" fragte Randal plötzlich.

„Ich," antwortete Posa mit donnernder Stimme, „ich gebe sämmtlichen Heerführern mit den Kanonen der Engelsburg das Signal zum Angriff! — Meine Mittel, in die Citadelle einzudringen, sind zuverlässig! — Vor allen Dingen aber empfehle ich Ihnen den Schutz der Gebäude, welche dem Jesuitenorden angehören. Diese Anhänger Loyola's gehören in dieser Stunde nicht zu unsern Feinden!"

„Ah!" murmelte der Rabbiner, aus seiner bisherigen Ruhe hastig auffahrend, indem er sein unheimlich lodernde Auge mit einem drohenden Blicke auf den Marquis richtete. Seine frühere Geistesverwirrung schien wieder hervorzutreten.

„Du, Benjahie!" fuhr Posa im warmen Tone fort, „Du, und Guiseppo folgen mir überall hin und wachen über mein Leben. — In einem solchen Augenblicke dürfen wir uns nicht trennen, Benjahie!"

„Ich bin es zufrieden," versetzte der Greis finster.

Der Astrologe nickte zustimmend mit dem Kopfe, sprach aber kein Wort.

„Die Uhr zeigt die elfte Stunde!" sagte der Marquis. „Es ist Zeit uns zu trennen, Freunde. — Das große Werk beginnt! — Auf Wiedersehen, Randal, Gott segne Sie. — Auf Wiedersehen, Ihr Freunde — ich hoffe, Sie Alle glücklich wieder zu finden. Auf der Columbia ist der Versammlungsort!"

„Machen Sie mich nicht weich, Herr Marquis!“ flüsterte Randal bewegt. „Ich sage Ihnen aus vollem Herzen, daß der Augenblick, wenn ich Sie wiedersehen werde, einer der schönsten meines Lebens sein wird!“

Er drückte lebhaft die Hand, welche ihm Posa innigen Blickes darreichte.

Blackburn, Old Seth und Wirtz thaten dasselbe und entfernten sich durch die Hinterthür, welche durch den Park führte, um sich auf ihre Posten zu begeben.

Guiseppo, der Rabbiner und Posa blieben allein. Der Marquis steckte unter seine Kleidung ein Paar prächtig mit Silber ausgelegte Pistolen und ein scharfes Stilet. — Während er damit beschäftigt war, ging der Greis blaß und auf den Beinen schwankend durch den Salon nach dem Fenster und öffnete dasselbe.

„Befindest Du Dich nicht wohl, Benjahie?“ fragte der Marquis theilnehmend.

Dem Rabbiner standen die dicken Schweißtropfen auf der Stirn.

„Ja, Moses,“ stotterte er, „ich bin noch sehr leidend!“ Der Greis hielt sich den Kopf mit beiden Händen, seine Stimme zitterte.

„Gott meiner Väter!“ murmelte er unverständlich, „mir fehlt die Kraft. . . . Nein, nein!“ fügte er laut und in hastiger Weise hinzu. „Ich will nicht mit Dir gehen — die Stimme der Träume. . . .“

„Immer wieder,“ unterbrach ihn der Marquis mitleidig. „Deine Phantasie scheint von dem furchtbaren Fieber noch immer verwirrt zu sein, Benjahie?“

„Mein Fieber?“ wiederholte der Rabbiner, dessen Blicke irre wurden. „Horch!“ rief er, „die Glocken läuten zum Sturm! — Eben noch war ich entschlossen. — Jetzt aber — o, Moses, ich weiß nicht, was ich sagen soll — aber ich bitte Dich, gehe nicht in den Kampf!“

Der Marquis verstand diese Worte nicht. Er glaubte, daß seine plötzliche Furcht auf die Gefahren Bezug hatte, welche der Kampf mit sich führte.

„Nicht doch, Benjahie,“ versetzte der Marquis mit Hoheit, „das ist Weiberfurcht. — Wenn ich falle, wirst Du für meine verirrte Seele beten.“

Er ging nach dem Fenster und wollte des alten Rabbiners Hand ergreifen. Dieser hatte kurz vorher ein mehrfach zusammengefaltenes Papier unbemerkt an der Wand des Hauses hinabgleiten lassen, das von einer Gestalt aufgehoben worden war. In diesem Augenblicke aber warf er sich, einer unüberwindlichen Rührung zum Raube, in die Arme des Marquis.

Die dunklen Schatten bewegten sich vor dem Hause des Marquis, wie Streiter, die in Schlachtordnung stehen, auf das vorbereitende Kommando „Achtung!"

Kaum hatte Baruch Salomon Benjahie des Marquis Posa's Wange mit seinen Lippen berührt, so taumelte er einige Schritte, wie vom Schlage gerührt, zurück. In seinen Mienen und Augen, die unheimlich nach dem Fenster stierten und immer irrer wurden, gab sich ein Gefühl des Entsetzens kund.

„Der Wurf ist geschehen!" flüsterte er mit bebender Lippe. „Ich habe das Blut meines Stammes vernichtet — und verrathen!"

Der Marquis sprach einige Worte mit Guido Guiseppo, sah nach der Uhr, und ergriff dann eine Glocke, um den Diener zu schellen.

„Auf der Stelle soll angespannt werden," befahl er dem gleich darauf eintretenden Diener, „ich will mein neues Cabriolet und mein bestes Pferd!"

Der Diener entfernte sich. Die Uhr zeigte halb zwölf. Einige Minuten darauf stieg der Marquis und Guiseppo die Rampe vor seinem Hôtel hinab, indem er fast den Greis an der Hand hinter sich nachzog.

Nahe am Hause stand ein elegantes Cabriolet mit einem stolzen arabischen Hengste vor. Das edle Thier brüstete sich schnaubend, scharrte mit den Vorderfüßen im Sande und hob seinen nervigen Hals muthig in die Höhe.

„Steigen Sie ein, Guiseppo!" sagte der Marquis, „wir haben keine Minute zu verlieren!"

Der Astrologe gehorchte.

„Nun, Du, Benjahie!" fügte Posa hastig hinzu.

An dem Gitter des Parks entlang entstand eine langsame, kaum bemerkbare Bewegung unter den Gestalten, welche dort, von Baumgruppen und Gartenanlagen gedeckt, seit mehr als zwei Stunden warteten. Sie glitten unbemerkt, und leise in den Sand auftretend, von Baum zu Baum, und fanden sich fast dem Eingange von dem Hause des Marquis gegenüber. Auch Farnese und Percy Brocentia hatten sich ziemlich in die Nähe des Cabriolets geschlichen.

Der Marquis, welcher um das edle Thier herumgegangen war, um es, als seinen Liebling zu liebkosen, kam in diesem Augenblicke zurück und ergriff den Rabbiner beim Arm, indem er fast unwillig sagte:

„Nun, Benjahie, was säumst Du? — Beeile Dich!"

Der Greis fuhr erschrocken zusammen, entriß seinen Arm der Umspannung und trat einen Schritt zurück.

Posa blickte ihn erstaunt in's Auge.

„Was hast Du, Benjahie?“ fragte er, „die Zeit drängt! — Willst Du mich nicht begleiten?“

„Ich will, Moses, — ja, ich will — habe Erbarmen mit meiner Angst! — Gehe wieder in Dein Haus zurück! — Um Gottes Willen, — aber schnell! — Ich will Dir Alles bekennen! — O, wenn Du, mein Sohn, wüßtest!“ rief der Greis in abgebrochenen Sätzen.

Der Marquis zauderte einen Augenblick, nicht, daß er nur den Schatten einer Befürchtung gehabt hätte, sondern weil er den greisen Oheim mit ganzer Seele liebte, und gern den Grund seiner seltsamen Angst und Verwirrung wissen wollte. Aber dieser Umstand konnte ihn nicht von seinem drängenden Vorhaben abhalten. Er sah hastig nach seiner Uhr und setzte eiligst den Fuß auf den Tritt des Cabriolets.

„Bleibe zurück — oder folge mir, Benjahie!“ rief er unwillig, „ganz nach Deinem Belieben, aber beeile Deinen Entschluß, denn die Minuten sind gezählt!“

Der Rabbiner warf verstohlen einen Blick um sich, und sah dunkle Gestalten von allen Seiten sich nähern, und durch ein langsames Manöver sich so vertheilen, daß sie das Cabriolet fast umgaben. Es schienen zwei Parteien zu sein, welche sich in Verfolgung eines und desselben Zieles unerwartet begegneten. Man stutzte anfänglich — aber man verständigte sich auch.

Benjahie sprang auf den Wagentritt und rief:

„Nun denn, ich folge Dir, Moses! — aber fort in größter Eile, rathe ich Dir!“

Der Marquis ergriff die Leine, und hob den Kopf, um die Richtung, die er nehmen wollte, zu wählen, da bemerkte er zum ersten Male einige dunkle Gestalten mitten auf dem Wege. — Jetzt erst faßte er einen unbestimmten Argwohn.

„So fahre doch zu, Moses, um des Himmels Willen!“ brüllte der Greis, dessen Aufregung zu wachsen schien.

Der Marquis hatte noch Zeit, einen Blick um sich zu werfen. Er hatte plötzlich zur Rechten und zur Linken, auf dem Fahrwege vor sich und hinter sich, mit einem Worte — überall, dunkle Gestalten auftauchen sehen, die ihn zu erwarten schienen.

„Das ist doch seltsam!“ flüsterte er verwundert, „was wollen diese Menschen von mir?“

„Fort, fort!“ rief Benjahie in höchster Angst wieder, „oder Du bist verloren!“

Der Marquis heftete den Blick auf ihn, und sah die Gestalt des Rabbiners vor Schmerz und Entsetzen erbeben.

„Herr Marquis," sagte in diesem Augenblicke Guiseppo, „diese Männer, die uns den Weg zu versperren scheinen, sind bewaffnet, ich bemerke es genau. Sie scheinen gefährliche Absichten zu haben, denn..."

„Ja, ja, Moses!" unterbrach ihn hastig der Greis. „Sie wollen Dich tödten, fahre ihnen gerade auf den Leib!"

Posa maß mit schnellem Blick das Terrain.

„Soliman, mein edles Thier!" flüsterte er mit weicher Stimme.

Der Hengst stellte sich straff auf seine Füße, hob den Kopf in die Höhe und spitzte die Ohren.

Der Marquis ließ die Zügel schlaff und rief mit unterdrückter Stimme:

„Vorwärts, Soliman! — Vorwärts, mein Liebling!"

Das Pferd zog an und flog mit dem leichten Cabriolet ein klein Stück Weges dahin.

In diesem Augenblicke aber fielen zwei Männer dem Thier in die Zügel, so daß es still stand, und im nächsten war der Wagen umringt.

Der erste Gedanke des Marquis war, er sei von Polizeimannschaften umgeben, und Guiseppo oder ein Anderer habe ihn verrathen, an Benjahie dachte er wahrlich nicht. Posa blieb anscheinend ruhig auf den Kissen des Cabriolets sitzen, während der Rabbiner bleich vor Angst und Reue aus dem Wagen sprang, wogegen der Astrologe mit finsterer Stirn die Männer maß, seine Hand spielte mit dem Hahn eines Revolvers, den er in seiner Brusttasche trug. Das Licht einer Laterne fiel gerade auf das stolze, aber bleiche Gesicht des Marquis. Percy Brocentia erkannte ohne Mühe den Feind. — Aber zwischen dem Mörder seines Vaters, dem er seit Jahren Rache geschworen, und dem Marquis Posa, war stets jene materielle Verschiedenheit, welche bisher den Argwohn Percy's abgeleitet hatte. Er zweifelte zwar nicht mehr, aber er suchte auf dieser edlen Stirn, welche durch das Zurückprallen des Pferdes entblößt worden war, ein anderes, physisches, unabweisbares Zeugniß: die in den Erinnerungen aus seinen Knabenjahren, so tief eingegrabene Narbe.

Maletto Farnese that dasselbe. — Es war der glänzende Marquis Posa, den er im Wagen sah, es war der verhaßte Nebenbuhler — aber war es auch der Henker Sorenta's?

Der Marquis machte keinen Versuch, das Pferd aus den Händen der Männer, die es fest am Zügel hielten, zu befreien, oder sich Bahn zu brechen, noch weniger aber einen Fluchtversuch zu wagen. Er betrachtete mit einer Miene ruhiger Ueberraschung diese unbekannten Gesichter, die seinen Wagen umgaben, und schien eine Erklärung zu

erwarten. Aber das Gesicht dieses außerordentlichen Mannes, welches so geschickt war, alle Gefühle und Gefühlsschattirungen auszudrücken, wußte auch bei Gelegenheit eine unerschütterliche Maske zu sein. Er blieb heiter und gelassen, aber hinter dieser scheinbaren Ruhe, dem Ergebniß einer zweifelnden Anstrengung, lag eine furchtbare Beklemmung. Vor wenigen Stunden hätten alle vereinigten Kräfte Roms vielleicht nicht hingereicht, seinen kühnen Flug aufzuhalten; jetzt aber konnten ihm wenige Männer den Weg vertreten.

Die letzten Ereignisse, die wir soeben mitgetheilt haben, waren schnell wie der Gedanke aufeinander gefolgt. Es waren keine zehn Minuten vergangen. Um den Wagen herrschte ein vollkommenes Schweigen.

„Meine Herren!“ sagte der Marquis mit einer Stimme, die ruhig und klangvoll durch die Stille ertönte, „ich heiße „Don Josè Maria Telles de Alarçon, Marquis de Posa! — Ich bin Grand von Portugal, und mit einer diplomatischen Mission bei dem päpstlichen Stuhl beauftragt. Wenn Sie Ehrenmänner sind, so bitte ich Sie nach dieser Erklärung, zu welcher ich Ihnen gegenüber eigentlich nicht verpflichtet war, den Kopf meines Pferdes freizulassen und mir Platz zu machen; — sind Sie aber Polizeibeamte, so fordere ich Sie hiermit auf, mir Rede zu stehen über diesen brutalen und dem Völkerrechte entgegenstehenden Angriff!“

Niemand von den im Kreise um den Wagen stehenden Männern rührte sich, aber Farnese und Brocentia traten näher heran, und der Eine stellte sich rechts, der Andere links vom Marquis auf.

„Es ist noch nicht lange Zeit her,“ sagte der junge Fürst im Tone des unterdrückten Zornes, „daß der Herr Marquis und ich uns nahebei gesehen haben, ich habe daher wohl nicht nöthig, Ihnen meinen Namen und Titel zu sagen.“

Der Marquis neigte sich etwas vor, um besser sehen zu können.

„Ah, Fürst Farnese!“ murmelte er bitter, „man sagt,“ fügte er laut hinzu, „daß Leute, denen man das Leben als Almosen schenkt, unversöhnliche Feinde werden. — Was wollen Sie von mir, Durchlaucht?“

„Ich will Sie zur Rechenschaft ziehen, Herr Marquis,“ antwortete Maletto, der kaum an sich zu halten vermochte, „und zwar wegen eines Verbrechens, wofür ich keinen Namen habe.“ Er hob sich auf den Zehen in die Höhe und sagte im leisen Tone: „Ich bin der Bruder Sorenta's, Herr Marquis!“

„Und der unglückliche Liebhaber von Therese von Dagobert,“ fügte ironisch Posa hinzu, „ich erkläre Ihnen, daß ich nicht die Ehre habe, Signora, Ihre Schwester, Durchlaucht, zu kennen.“

„Diese Behauptung mag wahr sein,“ versetzte Farnese mit bebender Stimme, „Sie haben Sorenta entehrt — getödtet, ohne sie zu kennen.“

In diesen bittern Worten lag ein so tiefer Ton grenzenlosen Hasses und zugleich unendlichen Schmerzes, daß der Marquis schon um Aufklärung bitten wollte, als er eine Hand sich auf seine Schulter legen fühlte. Er wandte sich um und sah Percy auf dem Wagentritt stehen.

„Ich bin der Sohn Brocentia's, des von Ihnen getödteten Hochbootsmannes der englischen Corvette Green Aldrige!“ flüsterte er funkelnden Auges.

Der Marquis erbebte vom Kopf bis zu den Füßen. — Es war eine unheimliche Pause. — Posa schien in eine Statue verwandelt. Sein unbeweglicher Blick sank schwer vor ihm nieder. — Indessen lange verharrte er nicht so, denn es wurde ihm keine Zeit zum Nachdenken gelassen.

„Herr Marquis — ich will Sie aus Artigkeit so nennen,“ sagte Percy kalt, „steigen Sie gefälligst aus. — Sie werden einsehen, daß jeder Widerstand unnütz sein würde, und es ist besser für Sie, wenn Sie uns die traurige Nothwendigkeit ersparen, Gewalt zu brauchen.“

„Gewalt!“ wiederholte der Marquis mit glühendem Auge, indem er stolz den Kopf emporwarf. Sein strahlendes Auge gab das glänzende Licht der Laternen zurück — ein dunkles und gleichmäßiges, die Folge eines inneren Kampfes oder des Zornes, war an Stelle der Blässe seiner Züge getreten. Die Augenbrauen waren gefurcht, und auf dem purpurnen Grunde seiner Stirn lief von der einen Augenbraue bis zum Anfang der Haare — eine helle, scharf geschnittene Linie.

„Die Narbe!“ riefen Maletto und Percy zu gleicher Zeit.

Aber es war niemals eine Kleinigkeit, wenn Don Josè Maria Telles de Alarçon, Marquis de Posa die Augenbrauen drohend zusammenzog. — Man hatte eine Sekunde lang seine Bewegungen nicht verfolgt: eine Sekunde genügte ihm, einen vielsagenden Blick mit Guiseppo zu wechseln.

Der junge Arzt fiel plötzlich, heftig zurückgestoßen, auf die hohe Gestalt des Rabbiners, so daß beide den Boden berührten, und ein grausiges Ringen entstand, da der Greis seine magern Arme wie ein Paar Eisenklammern um den Hals Percy's schlang.

„Laßt die Zügel los, wenn Euch das Leben lieb ist!“ donnerte im nächsten Augenblicke die Stimme des Marquis.

Die beiden Männer, welche die Zügel hielten, gehorchten nicht. — Zwei Schüsse fielen dicht nacheinander.

„Vorwärts, Soliman! — vorwärts mein Thier!“ rief Posa.

Der gelehrige und vortrefflich dressirte Hengst, jetzt frei von jeder Fessel, gehorchte, denn die beiden Männer wälzten sich in ihrem Blute — das Cabriolet schoß wie ein Pfeil davon. Diese ganze Scene hatte kaum eine Minute Zeit erfordert.

„Hundert Scudi, wer ihn anhält!“ rief Farnese außer sich vor Wuth und Entsetzen, indem er dem Wagen nachstürzte.

Da krachte plötzlich ein Schuß und der junge Fürst stürzte mit zerschmettertem Schädel zu Boden.

„Ihm nach!“ brüllte ein riesiger Kerl von verwildertem Aussehen, indem er ein langes Messer schwang.

„Wir können ihn nicht einholen, er hat einen zu flinken Renner vor dem Cabriolet,“ erwiderte ein Anderer.

„O, gewiß werden wir ihn fangen!“ sagte der Kerl wieder. „In der Straße Rioletto wird gepflastert, große Herren bemerken dergleichen Dinge nicht. — Er nimmt den Weg dorthin — er muß umkehren!“

Mit lautem Jubel über diese Entdeckung setzte sich die Rotte in Bewegung. Der Bandit mit dem Messer war schon in schnellem Laufe davon geeilt. Er kam früher als alle Anderen an die Ecke von Rioletto und dem Corso*) gerade in dem Augenblicke an, wo der Marquis, von dem erwähnten Hindernisse angehalten, im vollen Carrière zurückkam, um die andere Seite der Corso-Straße herumzufahren. Man sah den Banditen gerade darauf losstürzen. Der Lauf des Pferdes wurde nicht langsamer. — Einige Schüsse knallten. — Aber der verwegene Bandit kümmerte sich nicht darum, er klammerte sich an die Scheere des Cabriolet und ließ sich mitschleppen. Der Marquis machte vergeblich alle Anstrengungen, die Last des Mannes abzuschütteln. Guiseppo richtete gerade in dem Augenblicke den Lauf seines Revolvers auf den Banditen und schoß, als Soliman strauchelte.

„Vorwärts! Soliman, mein braves Thier!“ rief der Marquis.

Das edle Roß sprang noch einmal auf, und strauchelte dann wieder, es stöhnte heftig — und nach etwa zehn Schritten sank es todt zur Erde. — Der Bandit warf sich erschöpft zu Boden und stieß einen lauten Siegesruf aus. — Es war ihm gelungen, sein Messer bis an's Heft dem schönen Thiere in die Weichen zu stoßen.

Die beiden Gabeln des Cabriolet waren gebrochen und der Marquis wurde durch einen Stoß hart auf das Pflaster geschleudert. Er blieb einige Sekunden von dem Falle betäubt liegen, aber bald erhob er sich, und zwar noch bevor der große Haufe seiner Verfolger in seinen

*) Eine breite Straße, der Mittelpunkt der römischen Welt, besonders zur Karnevalszeit.

Bereich kam. An Flucht war aber nicht zu denken, denn von allen Seiten drangen die Verfolger mit lautem Geschrei heran. Mit einem Pistol in der Hand stand er mitten auf dem Wege, während Guiseppo langsam aus dem Cabriolet stieg. Sein Gesicht war finster und drohend, in seinem Gehirn brütete offenbar ein verzweifelter Plan zur Rettung.

Der Marquis horchte plötzlich aufmerksam auf. Ein ungeheures Gemurmel, das von Zeit zu Zeit lauter wurde, wälzte sich heran. Es verstummte zu Zeiten, um dann wieder dumpf und Furcht erregend zu grollen. Es war nicht schwer zu vermuthen, daß ein bedeutender Auflauf am Ende der Corso-Straße stattfinden müsse.

„Man möchte meinen, es sei eine Emeute," sagte einer der Verfolger, welche inzwischen herangekommen waren.

„Beeilen wir uns!" rief der Bandit, „oder wir finden die Straße abgesperrt! — Meine Herren, ergeben Sie sich, oder ich stehe nicht für Ihr Leben!" fügte er drohend hinzu, indem er sich an Guiseppo und den Marquis wandte.

Mehr als zwanzig Feuerröhre waren auf den Marquis und seinen Begleiter gerichtet.

In der That war es, wie wir wissen, eine Emeute. Es war der Flügel einer furchtbaren Armee, welche jetzt schon Rom von allen Seiten bedrohte. — Heinrich Wirtz marschirte mit sechstausend Mann gegen die Kaserne der päpstlichen Gensdarmes heran. — War der Marquis erst im Bereiche dieser Menge, deren Seele er war, so brauchte er nur ein Wort zu sprechen, um gerettet zu werden. Deshalb erheiterte sich sein Blick, als er sich an die Verfolger wandte.

„Was wollen Sie, meine Herren, von uns?" sagte er mit dem ganzen Zauber seines einnehmenden Wesens. „Sind Sie bezahlte Werkzeuge eines meiner Feinde, so gewähre ich Ihnen den zehnfachen Preis der Ihnen zugesicherten Belohnung, wenn Sie uns den Weg frei machen!"

Mit diesen Worten öffnete der Marquis seine mit Gold gefüllte Börse und warf den Inhalt unter die Männer, welche sich wie blutgierige Hyänen auf den goldenen Regen warfen.

„Nehmen Sie, Herr Marquis!" flüsterte in diesem verhängnißvollen Augenblicke der Astrologe, indem er Posa ein Tuch in die Hand drückte, und eine kleine braunrothe Frucht in seinen Mund schob, „und folgen Sie mir! — Achten Sie darauf, daß Sie den Kern der Frucht nicht verschlucken!"

Guiseppo nahm sein Tuch und fächelte damit gegen den Wind, indem er unverzagt durch die raufende Menge schritt: Der Marquis

ahmte seine Geberden nach, und folgte muthig den Schritten des voraneilenden Astrologen.

Die Männer stutzten und wußten augenblicklich nicht, ob sie den freigebigen Fremden mit seinem Begleiter anhalten oder ungehindert seines Weges ziehen lassen sollten, doch diese Unschlüssigkeit dauerte nur eine Minute.

„Haltet sie fest — oder schießt sie nieder!" brüllte plötzlich der Bandit. „Sie wollen uns bestechen! — Haltet sie fest, es sind gefährliche Verbrecher! Sr. Eminenz, der Minister-Cardinal, zahlt für den Kopf dieses Mannes," er zeigte bei diesen Worten auf den Gelehrten, „tausend Scudi!"

Diese glänzende Versprechung wirkte wie ein elektrischer Funken. Die Männer stürzten mit lautem Geschrei auf Guiseppo und den Marquis. — Doch eine seltsame Scene ereignete sich. Die kräftigen Männer taumelten wie vom Blitz getroffen zurück, als sie in die unmittelbare Nähe des Astrologen oder des Marquis kamen, und stürzten leblos zu Boden. — Niemand wagte es zuletzt mehr, die Flüchtigen aufzuhalten, die unaufhörlich die todtbringenden Tücher schwangen.

Unterdessen erschrak ganz Rom. Die Fremden zogen sich furchtsam in ihre Gemächer zurück, während der Auflauf an allen Punkten der ewigen Stadt größer und größer wurde. — Wohin sollte die Emeute führen? — Woher kamen plötzlich die Tausende von fremden Gesichtern? — Zu welchem Zwecke bewaffnete sich die Menge? — Zu wessen Gunsten wurde revoltirt.

Immer neue Massen, verstärkt von dem raubgierigen Pöbel Roms, tauchten auf und erfüllten die Luft mit furchtbarem Geschrei. Da plötzlich donnerten die Kanonen der Engelsburg und ein wüthendes Schlachten und Morden begann, ganz in seiner fürchterlichen Gestalt, wie wir es im Eingange unseres Romans in geschichtlicher Treue geschildert haben.*)

Rom und mit ihm der Clerus und der Adel sahen sich in allen seinen verwundbaren Theilen zu gleicher Zeit angegriffen. Ein und dasselbe Genie hatte den Plan dieses für die sämmtlichen Staatengruppen Europa's so gefährlichen, und namentlich für Italien, Frankreich, Oesterreich und das Königreich Neapel oder beider Sicilien, bedeutungsvollen Kampfes, entworfen. — Alles — Alles war vorausgesehen, — nur nicht der Antheil, welchen die verborgene Hand der Vorsehung an dem folgenschweren Ereigniß nehmen würde. — Frankreich vernichtete durch den Donner seiner Kanonen die römische Republik — aber die weltliche Macht Pius IX. blieb untergraben. Hoffen wir, zum Heile der Menschheit, für ewige Zeiten.

*) Seite 95.

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Eduard Weinberg in Berlin.



